Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Der Gral

Petrus-Verlag Trier

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

8. Jahrgang

Digitized by Google

Digitized by Google

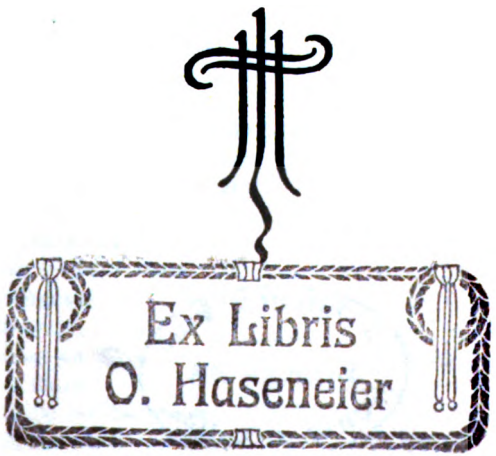
Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im kath. Geiste

Herausgegeben im Auftrage des Gralbundes
von

Franz Eichert ~ Wien

Achter Jahrgang
(Oktober 1913 bis September 1914)



Petrus-Verlag
G. m. b. H.

Trier und Wien
1914

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Digitized by Google

1103359

Inhalts-Verzeichnis.

1. Lyrische und epische Dichtungen.

Arndt, Willy, Glaube 334
Arndt, Willy, Tiefste Ruh 93
Arndt, Willy, Wirke! 236
Bauer, Peter, Ährenopfer 674
Bauer, Peter, Das Wunder 460
Bauer, Peter, Gipfelrast 177
Domanig, Karl, Die Welt 297
Eisenlohr, Heller Tag 38
Faßbinder, Franz, Märchen 167
Franke, Ilse, Du Geliebtes 357
Gebsattel, Marie v., Auf dem Wege 208
Große, Martha, Dein Bild 343
Hayek, Max, Der Dank der Seele 583
Hauer, Rudolf, Erwartung 288
Hauer, Rudolf, O Herr 418
Heemstede, Leo v., An der Himmelstür 537
Herbert, M., Annette 270
Kiesekamp, Hedwig, Der Mond 496
Kiesgen, Laurenz, Im Ringen mit dem Herrn 78
Koch, P. Gaudentius, Domanigs Heimfahrt 321
Koch, P. Gaudentius, Im Morgengärtchen 36
Kralik, Richard v., Das Lied 521
Kralik, Richard v., Wahlspruch 77
Krapp, Lorenz, Der sterbende Tizian 200
Krapp, Lorenz, Kinderland 5
Leitner, Franz, Gralfahrt 44
Leitner, Franz, Kreuz am Wege 296
Mayer, Ferdinand, Gnade 400
Mayer, Ferdinand, In der Dämmerung 590
Mayer, Ferdinand, Unterm Sternenhimmel 155
Molitor, Wilhelm, Aus „Maria Magdalena" 99
Rheinisch, Erika, Die drei Geburten 306
Ryba, Adolf, In Gottes Garten 148
Sailer, Josef, Nach langer Wanderung 685
Schrönghamer-Heimdal, Aus meiner Welt 550

Digitized by Google

Schrönghamer-Heimdal, Vor dem Tag 224
Sternberg, Leo v., Der König der Schmerzen 613
Sternberg, Leo v., Zu Gott 464
Trapp, Hede v., Verkündigung 596
Walter, Otto, Auf junger Erde 94
Walter, Otto, Gewißheit 275
Walter, Otto, Großstadtgewitter 649

2. Erzählungen und Skizzen.

Buol, Marie v., Nannis Sparkassenbuch 6, 65, 168, 216, 276, 344
Esdes, L. K., Im Waisenhause 584, 675
Fabri de Fabris, R., Zwischen Himmel und Erde 358
Gangl, Josef, Der Bergsee 419
Gebsattel, Marie v., Phanuel 454
Herbert, M., Der güldene Schrein 201
Herbert, M., Michel Angelos Traum 83
Hutten, Marie v., Die große Harmonie 390, 476, 522
Montanus, Im Schnalser Firn 86
Oberhauser, Franz Friedr., Vergreiben 271
Schopen, Edmund, Jeschuah ben Mirjam 722
Schrönghamer-Heimdal, F., Weltrhythmus 710

3. Kunst- und Literaturhistorische und kritische Aufsätze.

Arens, Prof. Dr. Eduard, A. v. Drostes Lieder und Kompositionen . 668, 715
Decurtins, Dr. C., Frederi Mistral 461
Dörrer, Ant., Beda Weber 350
Eibl, Hans und Gabriele, Altchristliche Renaissance 225
Eibl, Hans und Gabriele, Du bist Orplid, mein Land 465
Eichert, Franz, Die Selbstvergiftung des kath. Schrifttums . 424, 483, 617, 689
Hamann, E. M., R. Fabri de Fabris 493, 546, 628, 681
Herbert, M., Friedenfinderin 307
Huber, Dr. Rudolf, Matthäus Schiestl 657
Jörgensen, Johannes, Auf den Pfaden des jungen Goethe 1, 150, 211, 257, 324, 409, 538, 591, 643
Koch, P. Gaudentius, Zur Sixtina nach Dresden 129
Kosch, Wilh., Friedrich Spe 193, 385
Kralik, Richard v., Drei Kreuze 371
Kralik, Richard v., Minnesinger aus Walthers Zeit 597
Kralik, Richard v., Drei Tanzlieder Neidharts des Minnesingers . . . 729
Krapp, Dr. Lorenz, Kritische Warte 237, 363
Krapp, Dr. Lorenz, Wilhelm Molitor 39, 96
Lap, G., Gaudentius Koch, der Dichterkapuziner 577
Lap, G., Kritische Warte, Essays 754
Matthies, Dr. Paul de, Die schweizerische Landesausstellung in Bern . . 751
Neumair, Jos., Karl Domanig zum Gedächtnis 255, 298

Digitized by Google

Oehl, Dr. Wilh., Literaturgeschichtliche Neuheiten 497
Ringseis, Emilie, Wahrer und falscher Fortschritt 513
Scheuber, Dr. Jos., Kunstmaler P. R. Blättler 401
Scheuber, Dr. Jos., Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B. 705
Vögele, Dr. A., Nachklänge zur Jahrhundertfeier Richard Wagners . . 553
Volpers, Dr. Richard, Kraliks große historische Werke 686
Volpers, Dr. Richard, Zu Gedichten Friedrich Schlegels 449
Weingartner, Dr. Josef, Frühgotische Wandmalerei 156
Weingartner, Dr. Josef, Hochgotische Wandmalerei 528
Weingartner, Dr. Josef, Kirchenkunst und Entwicklung 24, 88
Willram, Br., Maulbronn 289, 335

4. Hau- und Bausteine.

Dichterwelt und Leben 107
Dutzendmenschen-Dutzendkunst 49
Katholische Kunst — eine Forderung der Psychologie des Kunstgenusses . . 109
Kunstform 435
Künstlerische Verarmung 46
Richard Wagner über Dante und Calderon 310
Warum ist die katholische Literatur inferior 562
Warum ist die katholische Literatur nicht mehr „inferior"? 241

5. Stimmen der Zeit.

Alter und neuer Weltschmerz 117
Alte und neue Prinzipien der Literaturgeschichtsforschung 247
Bessern wir uns 59
Der Roman als Klatschgegenstand 565
Deutsche Kunstnöte 313
Dichter und Mäcen 113
Dichtung und Weltanschauung 632
Die katholische Angst 56
Die Pandorabüchse der modernen Literatur 51
Die Verkannten 506
Eine Analyse des literarischen Erfolgs 377
Ein ehrliches Geständnis 633
Ein Mißverständnis 178
Ein Protest aus der Schweiz 509
Erst Scheidung, dann Sammlung! 698
Gottes Wort bei Ibsen und Nietzsche 56
Hermann Bahr über die katholische Kirche 570
Hypererotrophie 699
Kann aus Nazareth etwas gutes kommen? 53
Kein Platz für das Christkind 312
Klare Grundsätze 504
Moloch Großstadt 635

Digitized by Google

Ohne Halt auf der ſchiefen Ebene 566
Sie verdienen einander 508
Über das Nackte in der Kunſt 376
Umwertung der Werte 58
Unſer Zeitſchriftenelend 118
Von der religiöſen Wiedergeburt der Dichtung in Frankreich 114
Was verlangt man von einem katholiſchen Schriftſteller 568
Wieder einmal zu ſpät 375
Wie man ohne Erfolg berühmt wird 246
Wo ſtehen wir? Wohin gehen wir 116

6. Bücherbeſprechungen.

Achleitner, Arthur, Der Eiskaplan 185
Achleitner, Arthur, Der Grabenpfarrer 185
Albrecht, Paul, Germanen 444
Alt, Karl, Goethes Werke 120
Amberger, Joſef, Der unendliche Weg 759
Arens, Bernard, Des Schwarzrocks letzter Sieg 191
Aus allen Zeiten und Ländern 190
Bachems Volks- und Jugenderzählungen 190
Barbera, M., Auf den Trümmern Meſſinas 315
Baumgartner, Julian, Die Glocken von St. Benedikt 381
Baumgartner, Julian, Die Glocken von St. Benedikt (Antikritik) . . . 511
Bazin, René, Dubidée Birot 701
Benedikt, Dr. Karl Siegmund, Richard Wagner 124
Bienenſtein, Karl, Wo Menſchen Frieden finden 185
Bierbaum, Otto, Goethe-Kalender 638
Bihlmajer, P. H., O. S. B., Wahre Gottſucher 192
Bleibtreu, Karl, Zwei wackere Helden 62
Bande, Laphus, Fräulein Kapitän 701
Bongardt, Hans, Der alte Berns 511
Brachow, A. v., Tante Irni und ihre Bande 319
Bram, Franziska, Der Zorn Gottes 185
Bredow, Heinrich, Jugendſtreiche 441
Butzbach, Johannes, Das Wanderbüchlein 62
Calderons ausgewählte geiſtliche Feſtſpiele 639
Cardauns, Dr. Hermann, Der Stadtſchreiber von Köln 185
Cohausz, Otto S. J., Wege und Abwege 383
Das Hausgärtlein 186
Decſey, Ernſt, Der kleine Herzog Cupidon 575
Decurtins, Dr. C., Rätoromaniſche Chriſtomathie 121
Deimel, Dr. Theodor, Zeugniſſe deutſcher Klaſſiker für das Schriftentum . . 576
Der goldene Strom 446
Die Kunſt dem Volke, Murillo 64
Dimmler, Emil, Franz von Aſſiſi 183

Digitized by Google

Domanig, Karl, Kleine Erzählungen 186
Dreyer, Dr. E., Das fünfte Buch des Elias 249
Dumbrava, Bucura, Der Pandur 511
Eisenlohr, Fr. M., Des deutschen Arbeiters Herz- und Hammerschläge . . 446
Engel, Georg, Die vier Könige 443
Eyk, Toni, Sonnige Stunden im Garten der Dichtkunst 381
Ertl, Emil, Walburga 702
Fabri de Fabris, R., Sommerlaub 316
Falke, Gustav, Die Stadt mit den goldenen Türmen 63
Federer, Heinrich, Jungfer Therese 186
Federer, Heinrich, Sisto e Sesto 316
Festschrift der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung 127
Finkh, Ludwig, Die Reise nach Tripstrill 186
Fischer, Marthe Renate, Blöttnertochter 442
Fischer, Wilhelm, Alltagszauber 441
Fischer, Wilhelm, Aus der Tiefe 186
Fleuriot, Zenaide, Erlebnisse eines Hühnchens 191
Forschner, L. Prälat, Der Klosterpächter 316
Frank, Emil, Die Brockschulten 702
Frank, Emil, Hermann Scholtmann 187
Frank, Emil, Schulte Knestmanns Komplott 382
Freimark, Hans, Der Meister 63
Gangl, Josef, Markus der Tor 251
Gangl, Josef, Mein Amsellied und andere Erzählungen 442
Garrold, P. Richard, Das wilde Kleeblatt 187
Garrold, P. Richard, Echte Jungen 441
Gaffert, Heinrich, Im Lande der Seligen 759
Geißler, Max, Das hohe Licht 187
Geißler, Max, Neues Märchenbuch 191
Geißler, Max, Valentin Upp, der Legionär 702
Giehrl, Emmy, Meine Lieder 184
Gingley, Franz K., Aus der Werkstatt des Lyrikers 250
Godin, Amélie Freiin v., Aus dem Lande der Knechtschaft 187
Godin, Amélie Freiin v., Aus dem neuen Albanien 253
Goldene Klassikerbibliothek 574
Gondlach, S., Maurus der letzte Römer 442
Grabein, Paul, Die Flammenzeichen rauchen 316
Grabein, Paul, Gestürzte Altäre 251
Grazie, M. E. delle, Das Buch des Lebens 443
Grimm, Br., Kinder- und Hausmärchen 575
Grumann, Anton, Die Geschichte vom hölzernen Bengele 319
Günther, Agnes, Die Heilige und ihr Narr 316
Günther, Rud., Der heilige Garten 251
Haarhaus, R. Julius, Die Erben von Blankeneck 187
Haber, Louise v., Das Tagebuch eines Kindes 187

Digitized by Google

Hamann, E. M., Emilie Ringseis 183
Hamann, E. M., Emilie Ringseis 573
Hättenschwiller, Otto, Aus Zeit und Leben 383
Hättenschwiller, Otto, In stiller Feierstunde 192
Hättenschwiller, Otto, Kurzer Aufblick zu Gott 192
Hauser, Otto, Der liebe August 442
Hauser, Otto, Der Roman des Auslandes seit 1880 61
Hegeler, Wilh., Die Leidenschaft des Hofrats Horn 702
Heidet, A. B., Der letzte Einsiedler Palästinas 443
Heinemann, Karl, Die deutsche Dichtung 379
Hellinghaus, Prof. Dr. Otto, Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten . . 320
Herbert, M., Marianne Fiedler 252
Herchenbach, Wilhelm, Geistige Tafelrunde der lieben Jugend 191
Heß, Robert, Arno Holz und seine Bedeutung 757
Herwig, Franz, Jean von Werth 444
Hesse, Hermann, Der Zauberbrunnen 184
Hessel, Karl, Altdeutsch 380
Himmelreichtum 446
Hoffmann, E. T. A., Werke 60
Hoffmann, Katharina, Der Lindenmüller 575
Hold, Karl, Die Heiligen und Seligen Niederösterreichs 127
Holtermann, Karl, Kurze Geschichte der Weltliteratur 122
Hoepfner, Hedwig, Rippes 188
Hoppe, Hans, Lieder und Balladen 759
Hoß, Franz, Am Wegrand 445
Huch, Friedr., Erzählungen 703
Huggenberger, Alfred, Die Bauern von Steig 317
Huggenberger, Alfred, Die Stille der Felder 125
Huggenberger, Alfred, Dorfgenossen 382
Jantzen, H., Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert 124
Jegerlehner, Johannes, Hohlicht 703
Jeske, Choinski, Theod., Die letzten Römer 188
Insel-Almanach aus dem Jahre 1914 127
Joachimi, Dege Maria, Hölderlins Werke 574
Jörgensen, Joh., Eindrücke und Stimmungen 62
Jugendbücherei des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen 191
Kampe, Gualbertus J. P., Klänge aus Italien 446
Keiter, Heinrich, Die Kunst Bücher zu lesen 447
Kellen, Tony, Das Buch als Lebensbegleiter 447
Kellermann, Bernhard, Der Tunnel 317
Kempen, Thomas v., Das Buch von der Nachfolge Christi 446
Keppler, Dr. Paul Wilh. v., Im Morgenlande 319
Klarmann, Andreas, Die Fürstin von Gan-Sar 318
Klatt, P. Petrus, Was ich unter Palmen fand 638
Könn, Josef, Jugendpflege und Charakterbildung 446

Digitized by Google

Kosch, Dr., Melchior von Diepenbrock 183
Kralik, R. v., und Schlitter, Hans, Geschichte der Kaiserstadt und ihre Kultur. 253
Krane, Anette Freiin v., Das Schweigen Christi 188
Kranich, P. Timotheus O. S. B., Licht und Leid 575
Kretzer, Max, Das Mädchen aus der Fremde 188
Kretzer, Max, Steh' auf und wandle 188
Künsberg, Sophie Fr. v., Die fossile Tante 445
Lienert, Meinrad, Bergdorfgeschichten 704
Lienhard, Friedr., Der Spielmann 443
Lilienfein, Heinr., Der versunkene Stern 703
Lipusch, Viktor, Heidentraum und Anderes 189
Lhotzky, Heinr., Im Reiche der Sennerinnen 188
Lucens, Im Kampfe um Lourdes 703
Mann, Thomas, Der Tod in Venedig 318
Märchen von der Mutter Gottes 383
Maresch, Dr. Phil., Luxus und Verantwortlichkeit 760
Martens, Kurt, Pia 189
Mathies, Msgr. v., Mehr Ernst 447
Mayer, Dr. Julius, Alban Stolz und Cordula Wöhler 320
Mayrhofer, Johannes, Henrik Ibsen und seine Werke 758
Meinau, G., Zum ästhetischen Aufbau des deutschen Romans 250
Meyer, R. M., Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts 249
Meyer, R. M., Gestalten und Probleme 755
Mohr, Heinrich, Die Seele im Herrgottswinkel 192
Monlaur, M. Reynés, Jerusalem 639
Müller, Anton, Aus goldenen Tagen 319
Musikbuch aus Österreich 384
Most, Schw. Regina O. P., Sonne ringe dich durch! 184
Nesmy, Jean, Das Licht des Hauses 445
Nußberger, Max, Walther von der Vogelweide 61
Ort, Seb. v., Des Herzens Garten 447
Oeser, Hermann, Von Menschen, von Bildern und Büchern 64
Paula, Schw. M., Die Liebe 189
Perl, Marianne, Gedichte 760
Pfannmüller, Donatus, Eine Walz zum Balkan 189
Pflugfelder, Stef., Aus goldener Märchenschale 191
Presber, Rud., Vom Wege eines Weltkindes 575
Rebiczek, Franz, Das Leben und Sterben des berühmten Harfenisten M. Eusebius Zittersam 576
Reidelbach, Hans, Humoristische Erzählungen 190
Reuter, Dr. Wilhelm, Literaturkunde 379
Riesch, Hel., Die heilige Katharina von Siena 573
Rösch, P. Konstantin, Die vier Evangelien 760
Rosegger, Peter, Gesammelte Werke 184
Rosegger, Peter, Heimgärtners Tagebuch 126

Digitized by Google

Rothofer, Maria, Gedichte 184
Saier, P. Saleſins Maria, Heidekraut und wilde Roſen 318
Saint-Martial, Gräfin de, Droben! 639
Sauer, Hedda, Gedichte 125
Sawicki, Dr. Franz, Der Sinn des Lebens 253
Schaching, Otto v., Zarzonnora und andere ſpaniſche Novellen . . . 704
Scharlan, M., Im Schatten 318
Schellberg, Dr. Wilh., Joſef von Görres 126
Schieler, Anna, Amaryllis und andere Geſchichten 704
Schill, Joh., Was iſt Wahrheit 382
Schmitthenner, Adolf, Treuherzige Geſchichten 190
Schur, Ernſt, Bühne und Kunſt 250
Schulze-Berghoff, Paul, Kulturmiſſion unſerer Dichtkunſt 754
Schuſſen, Wilhelm, Medard Rombold Heimwärts 252
Schwering, Jul., Anette von Droſte Hülshoff 574
Seidl, Prof. Dr. Arthur, Moderner Geiſt und deutſche Tonkunſt . . . 637
Senn, M. Sophie, Marienkindes ſtille Freuden 125
Steeger, A., Friede und Freude 447
Stifter, Adalbert, Meiſtererzählungen 184
Stolz, Alban, Das Menſchengewächs. — Das Vaterunſer. I. Teil. — Das Vaterunſer. II. Teil. — Der unendliche Gruß. — A B C für große Leute. — Kohlſchwarz mit einem roten Faden. — Mixtur gegen Todesangſt. — Die heilige Eliſabeth. — Das Bilderbuch Gottes 192
Straß, Rudolf, Du Schwert an meiner Linken 318
Strober v. Ravensberg, Geſtalten aus der Kongreßzeit 704
Supper, Auguſte, Vom Wegesrand 312
Svenſon, Jon, Ronni 319
Tudiſch, Ali, Ringen 512
Wagner, Heinr., Edelſteine aus reicher Schatzkammer 192
Was die Freude ſinkt 510
Waſer, Maria, Die Geſchichte der Anna Waſer 444
Waßlik, Hans, Im Ring des Oſſers 444
Weitkamp, Heinr., Aus goldener Zeit 380
Wertheimer, Paul, Kritiſche Miniaturen 756
Wichner, Joſef, Zwang 381
Wiegand, Karl Friedr., Die Herrlichkeiten des Lyrikers Popp 190
Wieſer, Seb., Land des Herzens 185
Wildgans, Anton, Die Sonette an Sad 125
Winterfeld-Warnaw, Eliſe v., Die Blinde 444
Wolff, Richard, Gedichte 445
Zach, Dr. F., Das religiöſe Sehnen und Suchen unſerer Zeit 384
Zoozmann, Rich., Spaniſche Novellen 704
Mitteilungen der Redaktion 254, 447, 512, 640

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

erstes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Oktober 1913 :: ::

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

Wetzlar.

Es gibt Augenblicke, wo das ganze Leben, das man führt, Einen anwidert! Und ganz besonders die Arbeit, die man zu treiben gewohnt ist — das Handwerk, das métier! Man bäumt sich gegen dieses Handwerk auf, man fühlt Widerstand, man empört sich, verhärtet sich — man will nicht mehr! Weshalb ewig dieselben Bausteine handhaben (meine Hand ist hart geworden durch das fortgesetzte Anrühren!) — ewig vor mir diese Mauer, woran ich baue — ewig diese Steine, die ich zurecht lege, nach der Schnur richte, dann Mörtel drauf — patsch, klatsch! Und wieder ein Stein — und wieder etwas Mörtel — Stein und Mörtel für immer — saubere, solide Arbeit! Um Gottes willen — ich bin ja ein talentierter Handwerker, besitze Fleiß und Ausdauer! Aber der große Hauch der Inspiration, jener Adlerflügelschlag des Genius, der Kathedralen erbaut — ach, — nein!

* * *

In solchen Gedanken fahre ich mit der Eisenbahn durch das Lahntal hin und will nichts von alle dem, was ich sehe, aufschreiben. Ich will nicht wieder einmal, wie so oft, der auf dem Plüschsessel weich sitzende Herr sein, der durch das Fenster hinausguckt und in sein Notizbuch Eindrücke und Stimmungen einträgt. Ich will das nicht — ich

Digitized by Google

fahre sogar dritter — ich fühle mich so wohlig degradiert auf den harten Bänken.

Das Lahntal gehört mit zum schönsten, was Deutschland hat — aber darüber wollte ich ja eben nichts sagen. Vielleicht hätte ich für diese waldigen Anhöhen, diesen silbergrauen Fluß noch einige neue Beiwörter erfinden können. . . Und hier fahren wir ja an der Laurenburg vorüber! Wie wäre es, wenn ich etwas nettes über die „Laurenburger Els" und Brentano einzuflechten versuchte? Aber ich habe es mir verboten.

Meine ganze Aufmerksamkeit konzentriere ich auf zwei ältere Damen am Fenster mir gegenüber. Sie reisen von Ems nach Marburg, und diese Reise von zwei Stunden ist ihnen offenbar etwas großes und merkwürdiges. Die eine trägt sogar eine Stanglorgnette — was zu ihrem sonst sehr bescheidenen Anzug so schlecht paßt — und im Kursbuch verfolgt sie jetzt genau den Weg, den wir machen, ob nun auch alle Stationen richtig da sind, und wir keine versäumen. . . Nein, es geht ganz fahrplanmäßig — dies ist Balduinstein, jetzt kommt Diez und Eschhofen und Kerkerbach und Runkel und Aumenau und Fürfurt. . . Der Zug fährt wirklich den richtigen Weg und wird ganz sicher Marburg erreichen. . .

Ich aber werde nicht so weit mitfahren, bei Wetzlar werde ich aussteigen. Und da liegt schon Wetzlar, jenseits der Lahn — viele graublaue Dächer, die eine Anhöhe hinaufklettern bis zu einem merkwürdigen, wie verhauenen Kirchturme ganz oben. Im Lichte der scheidenden Sonne glitzern die Fenster, wie Goldblätter im Felsgestein. Eine Ruine liegt etwas entfernt, auf einem Hügel. Mir scheint es, als ob der Zug zu weit fahre. Endlich hält er aber — ich bin in Wetzlar.

* * *

Wetzlar — die Wertherstadt! Während vier Sommermonaten des Jahres 1772 — von Mai bis September — lebte, erlebte und litt hier Goethe jenes Büchlein, das der Menschheit mehr sein sollte wie irgend ein anderes seit Thomas a Kempis. Jenes Büchlein, das Napoleon im Schatten der Pyramiden las — jenes Büchlein, das, mit „Faust" zusammen, den modernen Menschen geschaffen hat, und worin die Quelle der Romantik rauscht, jener Jugendbrunnen, in dessen Wassern der Zwanzigjährige hinuntertaucht, und zu dem der Fünfzigjährige voller Wehmut zurückkehrt. . .

Digitized by Google

Der erste Eindruck, den Wetzlar mir macht, ist Stille und Reinlichkeit. Wetzlar ist eine kleine Stadt — kaum zehntausend Einwohner — und es ist an einem Sommerabend. Vom Bahnhof und vom Hotel, drin ich wohne, führt eine breite, wohlgepflasterte Straße den Fluß entlang unter großen Ulmen zur eigentlichen Stadt. So still ist es auf der Straße, daß ein Junge, der etwas laut auf einem blechernen Ladenschild hämmert, gleich von seinem danebenstehenden Vater zum Schweigen gebracht wird: — „Sei doch still, Jung'! Was wird der fremde Herr von dir denken?" Und der fremde Herr geht vorüber. — Leute, die ihm begegnen, sagen „Guten Abend!" — Ein Gymnasiast entblößt sogar vor meinem bebrillten Gesichte sein blondes Haupt — vielleicht seh' ich einem seiner Professoren ähnlich?

Ich erreiche zu guter letzt eine Brücke über den Fluß, eine alte, breite, steinerne Brücke. Es dunkelt allmählich, weiße Häuser spiegeln sich im Wasser, tief im Westen steht der zunehmende Mond.

Dann komme ich in kleine, schmale Gäßchen. Am Fenster rauchen Bürgersleute ihre Pfeife, Liebespaare flüstern in den Pforten, an einer Ecke stehen langsam redende Leute, um einen Dachshund versammelt. Der steht mitten im Kreise der Redenden und läßt sich erörtern, guckt bald rechts, bald links, mit wohlwollendem Blicke und leisen Kopfverbeugungen — wie eine fürstliche Person. Sein ganzes Gesicht drückt überlegene und freundliche Gesinnungen aus.

Ich finde meinen Weg aufwärts zum Dom, dessen Turm mir schon vom Zuge aus auffiel. Ich durchschreite kleine, einsame Plätze, von Fachwerkgebäuden umgeben, ich steige Treppen hinauf, gehe quer über eine größere Straße — und wieder sind es Treppen und Plätzchen und Gäßchen. Bis ich plötzlich auf dem Domplatze stehe — rechts ein alter, vornehmer Gasthof „Zum herzoglichen Hause", links, in einiger Entfernung, Bäume um die Kirche herum, mitten auf dem Markte ein rieselnder Brunnen — leider elektrisch beleuchtet. Steinerne Treppen führen zum Brunnen hinauf — und schau! ist es nicht Gretchen, die über den Platz zum Brunnen hingeht — zwei lange goldene Zöpfe hängen ihr über den Rücken hinab und tanzen leise. . .

Ich gehe um den Dom herum, unter den Bäumen. Im schwachen Laternenschimmer ahne ich hochaufsteigende gothische Architektur. Vor dem Hauptportal ist eine Terrasse mit einer Brüstung — von hier sieht man weit über das Land hinaus, hinaus zu rauchenden und glühenden

Digitized by Google

Fabriken in der Ferne. Von der dunkeln Stadt unter uns erreichen mich die Klänge eines Klaviers und das Trampeln von Pferden, die über schlechtes Pflaster in den Stall hineinstolpern. An der einen Seite des Platzes, in dem tiefsten Baumschatten, steht ein dunkles Haus mit nur einem, matt erleuchteten Fenster — an der Ecke schimmert eine Lampe wie vor einem Heiligenbild. Hier könnte Mephistopheles auf seiner Guitarre klimpern und unter dem Fenster Gretchens sein „moralisches Lied" anstimmen — „um sie gewisser zu betören". . .

Aber kein Mephistopheles hebt sein Lied an, kein Fenster öffnet sich leise. Ich suche den Rückweg — wieder gehts über Treppen, durch gewölbte Gäßchen, in die Tiefe. Wieder leuchtet matt eine einsame Laterne, und wieder muß ich an Faust und Mephisto denken. Hier könnte er liegen, der biedere Valentin — der Todeswunde entströmt das Blut — von allen Seiten eilen die Nachbarn herbei. Und auch die Ärmste kommt. — „Wer liegt hier?" fragt Margareta. Und aus der Menge droht es: „Deiner Mutter Sohn!" — „Mein Gott — ach, welche Not!"

* * *

Ohne es zu wissen bin ich wieder auf der Lahnbrücke. Der Geruch des Wassers weckt mich wie aus Träumen. Jenseits der Brücke fällt heller Schein des elektrischen Lichtes auf ein Aushängeschild: „Wilhelm Alt, Musiklehrer und Cigarrenverkauf." Ja wohl, denke ich: so sollte es um Einen bestellt sein! Tags über Musikstunden — und im Laden die Frau und die Jungen, sobald sie groß genug sind, um über den Ladentisch schauen zu können und dem Kunden für zehn Pfennig Schnupftabak zu verabreichen. So sollte es um Einen bestellt sein! Denn aus solchen Familien gehen Helden des Lebens hervor — gestählte Menschen, kräftige Charaktere. . .

* * *

Als ich am Dom stand, schlug die Uhr zehn. Und wie auf ein militärisches Signal hin sind die Straßen Wetzlars wie ausgestorben. An einem offenen Fenster steht ein Mann, schlägt die Asche aus seiner Pfeife und schaut mir nach. In einem der dunklen Häuser weint ein Kind. Über mir brennen die Sterne.

Ach, Leben des Menschen! Schritte des einsamen Wanderers — Abendpfeife des Bürgers — und unter den ewigen Sternen ein weinendes Kind. . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kinderland / Von Lorenz Krapp

Und eine Inſel liegt in fernen Meeren,
So fern, daß nur noch goldner Traum ſie ſieht.
In Wipfeln, die kein Wetter kann verheeren,
Singt hell der Vogel Unbekannt ſein Lied.
Am Strande ſpielt ein Kind und ſchöpft die Weiten
Des Meers mit kleinen Wunderhänden aus,
Und Wolf und Lamm, die tauſend Jahr entzweiten,
Sie ſpielen friedlich vor des Hirten Haus.

Biſt Du es, Thule, Land der heil'gen Sänge,
Das einer Krone gleich auf Wogen ſchwimmt?
Biſt du's, Atlantis, deren Felsgehänge
Mit Tempeln, Pinien, Lorbeer aufwärts klimmt?
— Oh, tauſend Namen wurden ihr gegeben,
Und keiner blieb dir, Eiland rätſelſchwer!
Und dennoch — hoch in unſerm tiefſten Leben
Ragſt du empor und ſtirbſt uns nimmermehr.

O Kinderland, du Eiland aller Sagen,
Du heil'ges Rätſel, das kein Sinn entwirrt!
O du, an das des Lebens Wogen ſchlagen,
Zu dem doch nie der Pfeil des Todes ſchwirrt!
O Vaterland — doch ſtill, mein Aug' wird trüber . . .
O Märchenvogel, Vogel Unbekannt,
Heb' deine weißen Flügel, trag hinüber,
Trag heim mein Herz in ſeines Friedens Land!

Digitized by Google

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

von M. Buol

I.

Etwas eigenes ist es um den Kirchplatz von Lajen. Da stehen auf steiler Höh über dem Grödenerbache zwei Kirchen einander gegenüber, Tür gegen Tür. Die Pfarrkirche, den Märtyrern Stephan und Laurentius geweiht, ist gen Westen gekehrt, die Marienkirche gen Osten, und zwischen beiden liegt der Platz, still und grün wie ein Klostergarten. Nur Sonntags ist hier Leben, wenn die Gläubigen der zerstreuten Pfarrgemeinde zum Gottesdienste kommen. Ist aber der Gottesdienst vorbei, dann bleiben die Leute nicht lange vor den zwei Kirchen stehen. Durch ein schmales Gäßlein, das sich zwischen Pfarrhaus und Marienkirche durchwindet, drängen sie vom Kirchplatze auf den Dorfplatz hinab, der kraterförmig vertieft zwischen den wenigen Häusern des Dorfes liegt. Unter diesen Häusern ist auch das Gasthaus „Zur Krone", und wer tüchtig gebetet hat, der mag sich wohl eine redliche Labung zukommen lassen, ehe er heimzieht in seinen Weiler oder seinen Einödhof.

Die Lichtmeßvesper in der Lajener Pfarrkirche war längst vorbei, als die Schuster-Nannl die Kirche verließ. So nannte man gemeiniglich die ehrsame Jungfrau Anna Kerschbaumer, dieweil ihr seliger Vater als Flickschuster zu den Bergbauern auf die Stör[1]) gegangen war. Die Nannl blieb immer über den Gottesdienst hinaus, denn sie betete gern und mochte auch auf dem Heimwege mit niemand zusammentreffen: sie war ja eine gar schweig- und tugendsame Jungfrau. Aber daß zugleich mit ihr der Herr Pfarrer über den Kirchplatz schritt, das mißfiel ihr doch nicht. Sie eilte auf ihn zu und küßte seine Hand.

Pfarrer Mairhofer, ein bewegliches Männchen mit einem grundehrlichen, gütigen Geschau, blickte väterlich wohlwollend auf den Mädchenkopf herab, der sich über seine Hand beugte. Wußte er doch, was der Schuster-Nannl im Sinne lag. Das große, stille Kloster von Säben war es, das so majestätisch auf dem andern Eisakufer drüben thront als gottgeweihte Felsenburg. Daß die Anna Nonne werden wolle, und zwar eine richtige, versperrte, der nichts anderes obliegt als Betrachten und

[1]) „Auf die Stör gehen" sagt man von Handwerkern, die herumziehend in den Bauernhäusern ihr Handwerk ausüben.

Digitized by Google

Psalmodieren, das wußte übrigens nicht nur der Pfarrer, das wußte so ziemlich jedermann, der sie kannte, denn sie benahm sich auch danach. Sie schaute kein Mannsbild an und sorgte redlich dafür, daß auch keines sie anschaue. Immer sauber gekleidet war sie, aber in schlichten und dunklen Farben. Sie hätte um alles keine bunte Schürze angelegt. Den Granatschmuck ihrer Mutter hatte sie gleich nach der Mutter Tod der Gnadenkapelle zu Säben geschenkt. Den silbernen Haarpfeil, den sie von der Mutter hatte, verwahrte sie daheim als Andenken; nicht einmal um Fronleichnam hätte sie ihn ins Haar stecken mögen. Fest und stramm waren die spärlichen Zöpfe um ihren Kopf gezogen. Man mußte schon im Lajener Taufbuch nachschlagen, um zu glauben, daß die Anna Kerschbaumer erst vierundzwanzig Jahre zähle.

Freundlich lud der Pfarrer das Mädchen ein, ins Pfarrhaus auf eine „Merende“[1]) zu kommen. Aber sie lehnte ab. Sie müsse eilends nach Hause. Der Bauer zahle den Lohn aus, und da wolle er alle seine Leute beisammen sehen.

„Richtig, richtig, heut ist Lichtmeß!“ rief der Pfarrer. „Der liebste Feiertag für die Ehalten[2]) gelt, Nannl? Wie viel kriegst halt?“

„Vierzig Gulden“, erwiderte Anna. So oft hatte sie das dem Pfarrer schon gesagt; es war doch seltsam, daß er sich's nicht merkte.

Der Pfarrer fand das einen schönen Jahreslohn. „Aber wirst halt doch noch ein paar Jahrlen beim Sölder dienen müssen, eh du's Geld fürs Kloster beisammen hast.“

„Fünf Jahr' noch“, sagte sie. Und dann rechnete sie dem Pfarrer vor: etwas über hundert Gulden habe sie aus dem Nachlasse der Eltern, zweihundert Gulden habe sie bis jetzt selbst verdient und fünfhundert müsse sie mitbringen, habe die Frau Äbtissin gesagt.

„Ich, wenn ich du wär, tät' Laienschwester werden“, meinte der Pfarrer. „Da könntest geschwind eintreten und bliebst gesünder.“

Sie schob die Lippen vor und schaute zu Boden. „Ich spar' halt, was ich kann“, sagte sie.

Dann setzte sie dem Pfarrer auseinander, daß sie das ganze Jahr nichts zu kaufen brauche, weil sie die Kleider ihrer Mutter trage. Die Schuhe müsse ihr der Bauer geben, das habe sie schon so ausgemacht. „Und auf diese Weis' kann ich meinen ganzen Lohn zurücklegen.“

Pfarrer Matrhofer hatte kein Verständnis für finanzielle Angelegenheiten. Er begleitete die etwas weitschweifigen Erörterungen der Schuster-Nannl mit kräftigem Nicken, was aber keineswegs Beifall bedeutete, sondern eher ein Zeichen von Überdruß war. Endlich meinte er doch etwas sagen zu müssen, nur aus Freundlichkeit. „Warum tust denn dein Geld nicht in die Sparkasse?“

Sie sah ihn verwundert an. „Gehört hab ich wohl von einer Sparkasse. Wie tut man denn da, wenn man's Geld hintragt?“

[1]) Vom italienischen „merenda“, Zwischenmahlzeit, Jause.
[2]) Dienstboten.

Digitized by Google

Der geistliche Herr lachte. „Ja mein gut's Kind, da darfst den Pfarrer von Lajen nicht fragen; der tragt kein Geld in die Sparkasse. Und du tragst wohl auch keins mehr hin, wenn du einmal auf Säben bist, gelt?"

Sie waren bis zum Widum gekommen. Da schaute gerade Moidl, des Pfarrers Schwester, zum Fenster heraus; ein seltener Zufall, denn sie war nicht eine, die Zeit hatte zu beobachten, was auf der Gasse vorging. Flugs riß sie das Fenster auf und rief gebieterisch mit ihrer tiefen Stimme: „Nannl, Kaffee trinken!" Da hieß es denn gehorchen: verschmähte Gastfreundschaft war eine Beleidigung, die Moidl nicht verzieh. Und schließlich gehorchte Anna gern, denn am Sölderhofe, wo sie diente, gab's keinen Kaffee jahraus jahrein.

Der Sölderhof gehörte zum Weiler Albions, der eine halbe Stunde unterhalb der Pfarrkirche von Lajen liegt, drunten auf dem Weg gegen Klausen. Abseits von den Häusern des Weilers stand der Hof, etwas höher und luftiger und näher am großen Walde, der sich den Berg hinanzieht. Ein schöner Hof war's mit allem, was dazu gehört, Wiesen, Feldung und Wald. Arbeit gab's genug, denn den einzigen Sohn hatte es zum Militär getroffen, und die Haustochter, das Menele [Philomena], war noch ein halbes Kind. Die Anna mit ihren rüstigen Armen und ihrem gesetzten Wesen war die Stütze des Hauses, und man konnte es ihr nicht übel nehmen, wenn sie sich dessen auch bewußt war.

Als sie beim Zudunkeln nach Hause kam, hatte das Lohnaustellen schon begonnen. Dem Knecht, der am folgenden Tage den Hof verließ, schenkte der Bauer nebst dem Lohne eine Pfeife und ein Päckchen Knaster, denn er war mit ihm zufrieden gewesen und ließ ihn ungern ziehen. Danach kam der Hütbube an die Reihe, dem ein neuer Anzug und ein Silbergulden gereicht wurde. Und endlich trat die Anna ein, atemlos fast, denn sie war rasch gegangen.

Auf ihrem schmalen, bleichen Gesichte lag ein erwartungsvolles Lächeln. Sie wußte zwar genau, was sie erhalten würde: vierzig Gulden, nicht mehr und nicht weniger. Aber es war ein schöner Lohn. Wohl keine andre Bauernmagd am ganzen Lajener Berg verdiente so viel wie sie.

„So wohl, Nannl!" Bedächtig zog der Bauer aus einem Papierumschlage, den er in der Hand hielt, einige Banknoten und zählte sie der wackern Magd auf den Tisch. „Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig! Wir bleiben die Alten, gelt? Und bald du Schuh brauchst, sagst's mir, gelt?"

„Vergeltsgott, Bauer!" Anna faltete die vier Zehnguldenbanknoten zusammen und wollte gehen.

„Los', Nannl!" hielt sie der Dienstgeber noch zurück. „Darfst nicht meinen, daß ich mich in deine Sache misch! Du brauchst keinen Gerhab[1]) mehr, bist selber gescheit genug. Aber wenn ich mit deinem Geld zu schaffen hätt', ich tät's in die Sparkass' legen."

[1]) Vormund.

Digitized by Google

Anna stutzte. Es war doch seltsam, daß Pfarrer und Dienstgeber ihr rasch nacheinander denselben Rat gaben. Natürlich hatten die Worte des Pfarrers, der ihr Beichtvater war, in ihren Augen mehr Gewicht. Gegen den Sölderbauer, der einige Zeit lang ihr Vormund gewesen war, regte sich in ihr oft ein halb unbewußter Widerspruch. Nach kurzer Überlegung warf sie die Lippen auf und sagte: „Was man in der Hand hat, das hat man!" Und mit diesem tiefsinnigen Spruche wollte sie andeuten, daß sie ihr Vermögen zu verwalten gedenke wie bisher.

Sie zündete eine Laterne an und ging in ihre Kammer. Eine schmale, steile Holztreppe, fast einer Leiter ähnlich, führte da hinauf. Die Kammer war eigentlich nur ein Holzverschlag auf dem Dachboden, und wenn sich's der Wind ernstlich in den Kopf setzte, dann kam er ganz gut bei den Ritzen der Holzwand herein. Und finster war das Kämmerlein, denn es hatte nur ein Fensterchen, das eben groß genug für Nannls Kopf war, wenn sie ihn durchstecken wollte. Die Sölderleute hätten der braven Magd gern eine bessere Schlafstätte eingeräumt. In der ersten Zeit ihres Dienstes hatte sie das Kämmerlein der Haustochter geteilt. Aber das Menele, obwohl damals noch ein schlichtes Schulkind, war durchaus nicht nach ihrem Geschmacke. Blitzende Augen, unaufhörliches Lachen, unermüdliches Plaudern und Singen — wer hält so etwas aus? „Die Mena ist eine Rebellische", pflegte Anna zu sagen. Seither war diese Rebellische aus den Kinderschuhen geschlüpft und damit um kein Haar besser geworden, im Gegenteil! Und Anna hatte offen erklärt, daß sie neben ihr nicht bleiben wolle. Die Bäuerin ärgerte sich über diese Eigenheiten; der Bauer hätte sein lebhaftes Töchterlein gern unter Annas strenger Obhut gesehen, die aber zeigte nun einmal gar keinen Beruf zur Schutzengelrolle, die man ihr zumutete.

Und so hatte die künftige Nonne eine kleine Zelle ganz für sich allein, wo sie alle Heiligenbilder, die sie von ihren Eltern ererbt hatte, aufhängen konnte. Vor diesen Bildern kniete sie morgens und abends in langem, anhaltendem Gebete und suchte Trost dafür, daß es ihr — bei der beträchtlichen Entfernung von dem Pfarrdorfe — die ganze lange Woche nicht möglich war, die Kirche zu besuchen. O, das würde einmal ganz anders werden, wenn sie als Gottesbraut mit dem Kleide des heiligen Benedikt geschmückt auf den Höhen von Säben weilte. Da konnte sie dann Stunde um Stunde vor dem Tabernakel knien und sich satt beten.

So dachte sie oft. Nur gerade jetzt, wo sie mit den vier Banknoten in der Hand ihr Heiligtum betrat, dachte sie an etwas ganz anderes. Sie trat zur blaubemalten Truhe, worin sie ihre Wäsche und Kleider verwahrte, hob den Deckel und zog bedächtig aus dem Grunde der Truhe etwas hervor.

Ein Säcklein aus Rupfen[1]) war es, das oben von einem starken Bindfaden zusammengehalten wurde. Sie löste den Faden, ließ den

[1]) Grobes Leinengewebe.

Digitized by Google

Deckel der Truhe fallen und schüttete darauf den Inhalt des Sackes. Aber lange mußte sie schütteln und zerren, denn die Banknoten, die da drinnen steckten, wollten nicht alle gleich ans Licht kommen. Als aber endlich das Säckchen leer war, legte sie bedächtig ihren Lichtmeßlohn zum vorhandenen Reichtum, rückte sich die Laterne zurecht und begann zu zählen.

Das hielt sie lange auf, denn nebst Zehn- und Fünfguldenbanknoten gab's da auch zahlreiche Guldenzettel, wie sie eben vor fünfzig Jahren im Umlauf waren. Als sie aber endlich mit dem Zählen fertig geworden war, da stimmte das Ergebnis genau mit der Summe, die sie erwartet hatte. Dreihundertundzwanzig Gulden; nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Oder hatte sie mehr zu finden gehofft? Hatte sie gehofft, der Herrgott habe ihr wunderbarerweise etwas zugelegt, damit sie schneller zum ersehnten Ziele komme? Dreihundertundzwanzig Gulden! Bis zum nächsten Lichtmeß würde das so bleiben. Kein Güldelein käme da weg, aber auch keines hinzu. Und während Nannl ihre Banknoten in den Rupfensack zurückschob, entfloh ihr ein Seufzer.

Am folgenden Morgen ging der Knecht weg. Ein braver Bursche war's; deshalb brauchte man ihn zu Hause. Der Sölderbauer hatte ihn erst vor einem Jahre gedungen, als sein Sepp des Kaisers Rock anzog. Nun kam statt des entlassenen Knechtes einer ins Haus, der nicht aus der Gegend war. Ein Unterinntaler war's, von der Salzburger Grenze her. Bei einem Viehmarkte hatte ihn der Bauer getroffen und hatte gleich mit ihm abgeschlossen. Rupert hieß er und war schlank und blond und bildschön, aber Anna betrachtete ihn mit Mißtrauen. Daß ein Unterinntaler just auf einem Eisaktaler Berghofe sein Brot suche, schien ihr seltsam. Ein gesunder, brauchbarer Mensch müßte wohl am leichtesten sein Fortkommen in der Heimat finden, dachte sie.

Sie beobachtete den neuen Knecht scharf. An den folgenden Sonntagen bemerkte sie, daß es der blonde Rupert mit dem Kirchgang nicht eilig hatte. Dafür blieb er nach dem Gottesdienste lange aus. Der Wirt „Zur Krone" hatte eine treue Kundschaft an ihm. Allgemein fiel der große, blonde Fremdling auf, der in den Gottesdienst regelmäßig zu spät kam und es hernach fast nicht erwarten konnte, bis der Wirt seine Bude aufschloß. „Ich hab mir gleich gedacht, das ist kein Guter", sagte Nannl in vorwurfsvollem Tone zu ihrem Bauer.

Mehr sagte sie nicht, aber sie dachte bedeutend mehr, als sie sagte. Ihr Schatz im Rupfensacke schien ihr nicht mehr sicher. Ein Wirtshaussitzer braucht Geld, und wenn's ein schlichter Bauernknecht ist, dann braucht er zuweilen mehr Geld, als er verdient. Ach Gott, ihr armes, liebes Geldlein, an dem so viel Schweiß und Mühe hing und alle Hoffnung ihrer Zukunft! Mußte sie nicht alles tun, um es zu schützen und zu bewahren? Die Tür ihrer Kammer hatte freilich einen

Digitized by Google

hölzernen Riegel; bei Nacht konnte sie sperren. Aber bei Tag stand die Kammer offen und auch die Truhe hatte kein Schloß. Bisher hatte sich Anna nie darüber geängstigt, denn es waren immer nur redliche Christenmenschen im Hause gewesen. Aber daß Rupert kein solcher sei, das stand nun einmal fest bei ihr. Wer bürgte ihr dafür, daß dem fremden Schelm nicht der Einfall komme, ihre Habseligkeiten zu durchwühlen und nach ihren Ersparnissen zu forschen? Denn daß eine ernste und fleißige Person, wie die Schuster-Nannl, Ersparnisse haben müsse, das konnte sich der Rupert ja leicht ausrechnen. Und wenn er nun mit dem kostbaren Säcklein das Weite suchte, was dann? Der armen Anna wurde es kalt und heiß bei diesem Gedanken. Aber was sollte sie tun? Den ganzen Tag war sie in Stall und Feld beschäftigt, den ganzen Tag stand der Zugang zu ihrem Geldsäcklein offen. Sie konnte das nicht hindern.

Allabendlich, ehe sie zur Ruhe ging, holte sie ihr Schatzgeld hervor und zählte, zählte emsig, ob wohl nichts fehle. Nicht selten verzählte sie sich dabei vor bloßer Aufregung. Da fehlten ihr fünf Gulden von den dreihundertzwanzig, oder gar zehn Gulden oder noch mehr. Und zitternd und fast weinend murmelte sie dann: „Der Spitzbub!" womit natürlich der blonde Rupert gemeint war. Wenn sie wieder zählte, fehlte nichts mehr. Aber den Schrecken hatte sie dann noch in allen Gliedern.

So verging Woche um Woche. Es wurde Frühling. Zu Georgi wollte der Bauer nach Bozen auf den Markt fahren, um eine Kalbin zu verkaufen. Das Jahr versprach grasreich zu werden; die Viehpreise stiegen. „Du wirst sie schon gut anbringen, Vater", hoffte die Bäuerin.

„Das Geld trag ich in die Sparkasse", sagte der Bauer.

Damit war das Weib einverstanden. Sie sei immer in Sorge, wenn der Mann vom Viehmarkte heimkomme mit Geld in der Tasche. „Da sind alleweil Strolche, die auf so einen aufpassen."

„O, fürchten tu ich mich nicht wegen dem," meinte er achselzuckend. „Aber jetzt einmal brauchen wir das Geld nicht, und nachher ist's besser, es tragt einen Zins."

Beim Mittagessen hatten sie so miteinander geredet. Danach machte sich der Bauer marschbereit. Während er dem jungen Tier noch ein paar handvoll Futtermehl reichte, guckte Anna plötzlich zur Stalltür herein.

„Oi, Bauer!"

„Was möchtest denn?"

„Fahrst jetzt?"

„Freilich."

„Gehst in Bozen auf die Sparkasse?"

„Wohl, wenn ich's Vieh verkauf."

„Also? Ja ja! Tät'st mir . . . tät'st mir etwa?" . . .

Sie stockte. Aber der Bauer erriet, was sie sagen wolle. „Möchtest dein Geld einlegen, was, Nannl? Gescheiter wär's, ich hab's dir schon einmal gesagt. Bist auf alle Fäll' sicher."

Digitized by Google

„Ah wohl sicher, meinst?"

„Freilich, und einen Zins kriegst auch."

„Ah wohl, einen Zins auch?"

„Ja, aber schleun' dich, Madel, und bring mir's Geld. Ich fahr' jetzt." Und er machte die junge Kuh vom Barren los.

Klopfenden Herzens stürzte Anna in ihre Kammer hinauf und riß mit zitternder Hand das Geldsäcklein aus der Truhe. Gern hätte sie alles noch einmal durchgezählt. Aber sie fürchtete, der Bauer würde nicht warten.

„Dreihundertzwanzig Gulden sind's!" rief sie ihm zu und streckte ihm das zusammengebundene Säcklein entgegen. „Gelt, Bauer, schaust mir drauf!"

Er lachte. „Meinst etwa, ich geh dir durch mit deinem Geld?" Seine sorgliche Bäuerin hatte ihm allerlei Mundvorräte in ein blaues Taschentuch geknüpft; das brachte sie ihm jetzt. Er knüpfte es auf, bettete das Rupfensäcklein zwischen Brod, Käse und Speck, zog dann die vier Zipfel des Tuches mit voller Kraft zusammen und luptte das kleine Bündel auf einen Stock, den er über seine Schulter legte.

„Herausfallen wird's etwa wohl nicht?" ängstigte sich Anna.

Er antwortete nicht, denn er hatte sich eben sein kurzes Pfeifchen in den Mund gesteckt. Nun trieb er das Tier an und stapfte bergab, den Häusern von Albions zu.

Die Bäuerin kehrte ins Haus zurück. Anna aber blieb am Wege stehen, den Blick unverwandt aufs blaue Taschentuch geheftet, bis es samt seinem Träger zwischen den Häusern des Weilers verschwand.

Dann faltete sie wie unwillkürlich die Hände und flüsterte: „Heiliger Schutzengel, es wird dem Bauer wohl etwa nichts zustoßen!"

Der Bauer vom Sölderhofe fuhr häufig zu Markte, und immer hatte ihn Anna ruhigen Herzens ziehen sehen. Aber heute war's anders. Während sie ihrer Arbeit nachging, die Schweine fütterte und den Hühnern Korn streute, folgte ihr Geist unablässig seiner Wanderung. „Jetzt ist er beim Marterle[1]) drunten! Jetzt ist er in Klausen! Jetzt in Waidbruck!" Und dazwischen kam's immer wieder: „Heiliger Schutzengel! Heiliger Schutzengel!"

Und der Schutzengel ist einer, der sich nicht vergeblich rufen läßt. „Kind, Kind, bleib ruhig und laß Gott sorgen," erwiderte er gar freundlich auf Annas innige Seufzer. „Und laß das Geld nicht hinein in dein Herz, das ein reines Herz ist und Gott allein gehören soll".

Aber die Schuster-Nannl war nicht die Person, die irgendeinem, und wär' es auch ein Engel, die Antwort schuldig blieb. „Es ist wegen dem Klostergehn, nicht wegen dem Geld!" gab sie scharf zurück.

Da sagte der Schutzengel nichts weiter, denn es verdrießt ihn, wenn man ihm widerspricht.

---

[1]) Wegbild, meist zur Erinnerung an einen Unfall.

Digitized by Google

II.

Der Tag ging zur Rüste. Nach dem Nachtessen mußte die Hausmutter in Abwesenheit des rechtmäßig verhinderten Familienoberhauptes den Rosenkranz vorbeten. Der Hütbube war doch einmal zu jung, und Rupert riß sich nicht um dieses Ehrenamt, das ihm als einzigem Mann im Hause gebührt hätte. Er hatte überhaupt eine eigene Kunst, sich unsichtbar zu machen, wenn die andern ans Beten gingen.

Als es dunkel wurde, setzte sich die Bäuerin mit Tochter und Magd in die Stube, und nun begann das Spinnen. Dabei wurde gewöhnlich ein zweiter Rosenkranz gebetet: das hatte Anna eingeführt. Sie war es auch, die vorbetete, denn sie hatte eine große Fertigkeit, die Ave Maria im Kopfe zu zählen.

Eifrig und laut antwortete die Bäuerin. Das sechzehnjährige Menele hätte wohl lieber geplaudert und gekichert, aber sie tat doch ihr Mögliches und ließ von Zeit zu Zeit ein „Heilige Maria Muttergottes" hören. Dann aber verstummte sie wieder, und weiß der Himmel, wo ihre Gedanken waren!

Als der Rosenkranz zu Ende war, schlug Anna noch ein Vaterunser zum heiligen Schutzengel vor. „Damit dem Bauer nichts zustoßt," bemerkte sie.

Erschrocken fuhr die Bäuerin auf. „Was sagst? Was sollt' ihm zustoßen? Hast etwas gehört, Nannl?"

Nein, Nannl hatte nichts gehört. Auf dem Wege von Albions nach Klausen hinab hatten sich keine Abgründe aufgetan, und zwischen Klausen und Bozen war keine Drachenbrut ausgekrochen. „Aber Beten schadet nie", bemerkte sie und blickte vorwurfsvoll zum kleinen, braunen Mägdlein hinüber, dem das Beten so leicht zu lange wurde.

So betete man denn das Vaterunser auch. Dann wurde es still in der Stube. Nur Menele summte von Zeit zu Zeit ein paar leise Töne, als wolle sie ein Liedlein anstimmen und wage es doch nicht.

Diese Nacht konnte Anna lange Zeit nicht einschlafen. Die Welt schien ihr öde und das Leben schal. Sie dachte mit Trauer und Bangigkeit an ihr Rupfensäcklein, das in die weite Welt hinausgewandert war. Die Einbildungskraft, von der die verständige Schuster-Nannl sonst nie geplagt wurde, war jetzt plötzlich in ihr wach geworden und spiegelte ihr Schauerszenen vor. Zuerst sah sie, wie dem Bauer das blaue Bündel von der Schulter glitt und zu Boden fiel. Und er merkte nichts davon und ging weiter, und sie wollte ihn rufen und er hörte nicht. Das war schon sehr peinlich, aber nach Mitternacht wurde es noch viel ärger. Da lag der Bauer in seinem Blute und neben ihm das aufgerissene Bündel, während der Mörder mit dem Rupfensäcklein der Schuster-Nannl das Weite suchte. Es war ein wacher Traum, ein schrecklicher; er ließ sich nicht verscheuchen. Wohl erhob von Zeit zu Zeit die Vernunft ihre Stimme und stellte der Beängstigten vor, daß

Digitized by Google

ein so blutiges Ereignis durchaus nicht wahrscheinlich sei. Aber es half nichts: der erschlagene Sölderbauer und das aufgerissene Bündel traten ihr immer wieder vor die Augen, bis sich endlich gegen Morgen die wachen Träume in wirkliche Träume verwandelten.

Was sie weckte, war ein unterdrücktes Gebrüll, das aus dem Stalle kam. Durch die Scheiben des kleinen Fensters grüßte schon freundlicher Dämmerschein und mahnte die sonst so fleißige Magd, daß sie sich verschlafen habe. Rasch schlüpfte sie in ihre Kleider. Barfuß, ungekämmt, etwas aufgeregt eilte sie in den Stall, aus dem ihr solch eindringliche Mahnung gekommen war.

Im Stalle war bereits jemand an der Arbeit. Auf dem Melkstühlchen saß Menele und zog und zerrte am Euter der Scheckigen. Der Kuh waren die ungeübten Finger des Dirnleins lästig; sie stampfte und senkte den Kopf und hätte wohl auch gern mit dem Schweife um sich geschlagen. Aber hinter ihr stand der blonde Rupert und hielt lachend den Schweif fest, um das Köpfchen der herzigen Melkerin vor unzarter Berührung zu schützen.

Im Nu hatte sich Anna herangedrängt. Das Rot der Entrüstung flammte auf ihrer Stirn. „Laßt mich her oder nicht?" rief sie. Und wäre Menele nicht flugs aufgesprungen, die entrüstete Magd hätte einfach das Melkstühlchen unter ihr weggezogen.

Nun saß Anna am Platze, der ihr rechtens gebührte, und ließ mit geübten Fingern die Milch in den Zuber zischen. Rupert hatte sich beeilt, den Kuhschweif freizugeben, aber die Kuh fand keinen Grund mehr, von dieser natürlichen Verteidigungswaffe Gebrauch zu machen. Denn das mußte man der Anna lassen: aufs Melken verstand sie sich.

„Hab's ja nur gut gemeint," entschuldigte sich Menele halb schelmisch, halb gutmütig. Aber Anna fuhr fort zu brummen. „Stehn lassen soll man so eine Arbeit, die man nit kann! Das wär mir eine saubere Melkdirn, die's unschuldige Vieh so martert!"

Menele lachte und lief hinaus. Ihr folgte Rupert. Draußen lachten die Beiden fort. Während Anna von einer Kuh zur andern ging, hörte sie bald näher bald ferner den lachenden Spott. Aufgeregt wie sie ohnehin war, brachte sie dieses Gelächter fast außer sich. Mit dem vollen Milcheimer lief sie ins Haus, die Milch unterwegs achtlos verschüttend. Als sie die Bäuerin in der Küche traf, ging das Unwetter los. „Bäuerin, sag's grad deinem Mädel, sag's ihr, sag's ihr!" Lange brachte sie gar nicht heraus, was die Bäuerin denn eigentlich ihrer Tochter sagen solle. Nur abgerissene Sätze stieß sie hervor. „Die Kuh peinigen! Zum Knecht halten! Ein ordentliches Madel ausspotten!" Und zuletzt kam der Trumpf: „Ich bleib nimmer! ich geh!"

Die Bäuerin war von ruhiger Gemütsart und meinte, daß keine Suppe so heiß gegessen wird, wie sie gekocht ist. Sie nahm Annas Kündigung durchaus nicht ernst und beschränkte ihre ganze Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit auf den kleinen Holzstoß, den sie eben auf dem offenen Herde aufgeschichtet hatte. „Sackvoll, heut brennt's doch gar nicht!" klagte sie.

Anna wiederholte ihre Drohung nicht, aber während sie die Milch in die Schüsseln schöpfte, murrte und knurrte sie ohne Unterlaß und konnte doch sich selber keinen Aufschluß geben, warum ihr denn so furchtbar elend zu Mute war. Den ganzen Tag war's so. Sie sprach fast nichts, sie ging den Hausgenossen aus dem Wege, sie war mit der ganzen Mitwelt zerfallen.

Auch am folgenden Tage ging's nicht viel besser. „Die Nannl ist wie eine Brennessel", raunte das Menele dem Knechte kichernd zu. Und die Bäuerin sagte: „Laßt sie stehn; sie hat halt auch ihre Sekten."[1]) Anna ihrerseits konnte es nicht begreifen, daß Weib und Tochter sich über das lange Ausbleiben des Vaters nicht mehr ängstigten. Als er am Nachmittag noch immer nicht gekommen war, da litt sie's nicht länger im Hause. Ein Hühnlein habe sich verlaufen, sagte sie, und lief hinaus. Das vom Hühnlein war ganz richtig: um alles in der Welt hätte Anna keine Lüge gesagt. Aber ihrer Ansicht nach konnte das Tierchen nur bergab gen Klausen gelaufen sein. Und so eilte sie in diese Richtung.

„Wo laufst denn hin?" fragten die Leute im Weiler. Und als sie etwas von einem Hühnlein sagte, da behauptete jemand, droben auf dem grünen Platze vor dem Albionser Kirchlein habe er eins gesehen. Aber Anna setzte ihren Weg bergab unverdrossen fort.

Und richtig, wer sucht, der findet! Es dauerte gar nicht lange, so kam ihr zwar nicht das vermißte Hühnlein, wohl aber der Söldenbauer entgegen, langsam, festen Schrittes, den Stab in der Hand. Er kam allein; sein Kühlein hatte er verkauft. „Achtzig Gulden!" rief er der Magd entgegen.

„Was, achtzig?" fuhr sie ihn an. „Dreihundertzwanzig sind's!"

Er lachte. „Von der Kalbin hab ich geredet. Aber wart nur, dein Geschäft hab' ich auch in Ordnung gebracht."

Und aus seiner Rocktasche zog er ein dünnes Büchlein in blaugrauen Karton broschiert. Das reichte er ihr.

Sie sah ihn verwundert an. „Und's Geld?"

„Schau grad hinein, dann wirst schon sehen!" sagte er und ging weiter.

Sie blieb stehn, schlug das Buch auf und begann zu blättern.

„Hast's gefunden?" Der Bauer wandte sich um.

„Noch nicht!" kam's etwas mißmutig zurück. Dann in fröhlicherm Tone: „Ach, jetzt wohl!"

Auf der ersten Seite des Büchleins stand ihr Name „Anna Kerschbaumer" und ihr Wohnort „Lajen". Auf der zweiten Seite war die eingelegte Summe vermerkt: „320 fl".

Das war schon eine Beruhigung. Aber nun lief sie hinter dem Bauer her und begann erst recht zu fragen. Warum hatte man nur

[1]) Eigenheiten.

Digitized by Google

ihren Tauf- und Schreibnamen eingetragen? Warum nicht wenigstens „Jungfrau" davor gesetzt? Es gab mehrere ihres Namens in der Gemeinde. Man konnte sie mit der Tischlerin im Dorfe verwechseln oder mit der alten Vogelweiderin am Lajener Ried. Und wo war das Geld eigentlich geblieben? So, in Bozen? „Aber ist's wohl gut aufgehoben? Und ist's wahr, daß es Zinsen tragt? Und wie viel denn etwa? Und bis wann denn?"

Ehe noch der Bauer alle diese Fragen beantworten konnte, waren sie beim Sölderhofe. Der Hütbube hatte unterdessen das verlaufene Hühnlein eingefangen, am Waldessaum droben. „Leicht hät's ein Geier holen können", meinte er. Aber teilnahmslos hörte Nannl die frohe Kunde. Sie eilte in ihre Kammer und legte das Büchlein in die Truhe zu ihrem Sonntagskleide.

Sie fühlte sich zufrieden, aber noch schien ihr alles recht seltsam. Seltsam, daß das einfache graue Büchlein gleich viel wert sein sollte wie der Sack mit all den schönen Banknoten. Seltsam auch, daß sie nichts mehr zu zählen hatte. Steif und kalt schaute das Büchlein zwischen den schweren Falten des Rockes hervor. Anna mußte sich erst gewöhnen an diesen Besitz, der auf den ersten Blick nichts Bezauberndes hatte. Aber eine Beruhigung war's eben doch, daß ein Spitzbube, wenn er je über Jungfrau Annas Truhe käme, mit einem Sparkassebüchel nicht viel anzufangen wüßte. Und an dieser Beruhigung zehrte Anna das ganze Jahr.

Und wieder war's Georgi und wieder fuhr der Bauer mit einem selbstgezüchteten Stück gen Bozen zu Markt. Und Anna gab ihm ihr Sparkassebüchel mit und ihren Jahreslohn zum Einlegen. Diesmal ängstigte sie sich nicht mehr während seiner Abwesenheit und als er heimkam, lief sie ihm auch nicht entgegen, sondern erwartete ihn ruhig zu Hause. Aber die Freude, als er ihr das Büchlein reichte und als sie sah, daß man in Bozen zuerst die vierzig Gulden und dann den Zins dazu geschrieben habe, und daß ihr Vermögen nun auf dreihunderteinundsiebzig Gulden und zwanzig Kreuzer gestiegen war!

Nur eine Sorge drückte sie noch. Gar zu dünn war das Büchlein! Wenn sie nun alle Jahre etwas hinzuschreibenließe, dann wären eines schönen Tages alle Seiten vollgeschrieben — und was dann?

„Was tut man dann, wenn's Büchel voll ist?" fragte sie den Bauer, dessen Geschäftskenntnis ihr jetzt große Achtung einflößte.

Der aber meinte: „Meine gute Nannl, eh's Büchel voll wird, bist du lang schon auf Säben."

III.

Mitten aus den freundlichen Gemüsegärtchen, die sich hinter den schmalen Stadthäusern von Klausen hinziehen, steigt schroff und kühn ein Felsen auf. Niederes Gestäude bedeckt seinen Fuß; Disteln und

Digitized by Google

Himmelbrand sprossen aus den Rissen des grauen Gesteins. Weiter oben aber glättet es sich zur senkrechten Wand, ohne Spalten und Griffe, spiegelblank wie ein Riesendenkmal. Das ist der Felsen von Säben.

Auf seinem höchsten Gipfel stand einst eine Römerfeste und ein alter Tempel, dem Isiskult geweiht. Dann aber kam ein großer Bischof ins Land, zerstörte das Götzenbild und weihte die Stätte dem heiligen Kreuz. Und der Fels wurde eine herrliche Glaubensfeste für alles Land weitum, bis endlich nach vielen hundert Jahren ein Bischof von Säben niederstieg und seinen Sitz eine Meile talaufwärts wählte, dort, wo jetzt Brixen steht. Doch blieb Säben die Stammburg des Brixener Gotteshauses und ein Wallfahrtsort für das ganze Land, bis ein Brand den alten Bau in Asche legte. Die kunstfrohe Barockzeit stellte die Heiligkreuzkirche wieder her und bemalte das Innere mit Säulen und Balustraden, hinter denen Engel und fromme Frauen und Pilatus und die Schergen und die Leidensgestalt des Erlösers in seltsamen Stellungen und Verkürzungen dem Pilger entgegenschauen. Nahe bei der Kreuzkirche, nur etwas tiefer, erbaute später ein frommer Stadtpfarrer von Klausen eine Frauenabtei mit einer Kirche dazu. Eine dritte Kirche steht südwärts, wo der Felsenkamm etwas abfällt. Die Frauenkirche nennt man sie. Sie ist ein Rundbau mit schöner Stukkodecke und Bildern aus dem Leben Mariens. Aber wer beten will, geht nicht in die kalte, große Rundkirche, sondern in die alte Kapelle nebenan, die wegen ihres gnadenreichen Marienbildes vom Volke kurzweg die Gnadenkapelle genannt wird.

So hoch und stolz schauen Kirchen und Abtei zu Tal, daß wohl kein Fremder dem Laufe des Eisaks entlangzieht, ohne hinaufzustaunen. Und als Andersen, der Märchendichter, den Mond auf Tirol herunterblicken ließ, da wußte er ihm nichts Schöneres zu zeigen als dieses Nonnenkloster auf kahlem Felsengrat.

Was die Schuster-Nannl betrifft, so hatte sie nie viel darüber nachgedacht, ob es etwas Besonderes sei um das Felsenkloster von Säben. Sie war an den Anblick gewöhnt und hätte sich das Kloster nicht anders denken können. Ihr war's von Kindheit an ihr Alles gewesen, ihre Heimat, ihre Zukunft. Als kleines Mädchen schon, wenn sie die Ziegen ihrer Eltern hütete, hatte sie sich gern am Lajener Berg jene Stellen gesucht, wo man nach Säben hinübersieht. Und am Tage ihrer ersten Kommunion hatte sie sich heimlich von den Eltern hinaufgeschlichen auf eine Lichtung im Bergwald droben, wo die Ostersonne den Schnee noch nicht weggefegt hatte; da hatte sie sich niedergekniet auf dem feuchten kalten Grunde und den lieben Gott gebeten, er möge sie einmal auf Säben drüben Klosterfrau werden lassen.

Mit neunzehn Jahren verlor sie die Mutter. Der Vater war schon gestorben. Sie stand allein. Da war ihr Entschluß gefaßt. Am Tage nach dem Begräbnisse ging sie nach Säben und bat um Aufnahme.

Die Äbtissin sagte dem frommen Kinde gern zu. Wenn sie Laienschwester werden wolle, könne sie auch gleich eintreten, denn im Kloster

Digitized by Google

sei großer Mangel an tüchtigen Arbeitskräften. Wenn sie aber daran denke, Chorfrau zu werden, dann müsse sie allerdings eine Mitgift haben. Anna überlegte nicht lange. Natürlich, Chorfrau wollte sie werden. Eine Mitgift würde sie sich schon verdienen mit ihren rüstigen Armen.

Auf dem Rückwege trat Anna in die Gnadenkapelle. Dort hatte sie etwas Besonderes mit der Muttergottes zu verhandeln. Die Granatenschnur mit silberner Schließe, die der Brautschmuck ihrer Mutter war, wollte sie auf den Marienaltar legen. Zu Lebzeiten ihrer Mutter hatte sie oft ein mädchenhaftes Gelüsten nach den rötlich funkelnden Steinen empfunden, und auch jetzt war es ihr kein geringes Opfer, den Schmuck hier zurückzulassen. Ja, erst in diesem Augenblicke wurde es ihrem kindlichen Herzen recht klar, was es heiße, allem zu entsagen um Gottes willen. Aber bei alldem und vielleicht gerade deshalb fühlte sie sich tiefinnerlich froh. Und ihr war, wie wenn das Kindlein an der Brust der Gnadenmutter die Ärmchen nach ihr ausstrecke und ihr zuriefe: „Komm! komm!" Und während sie kniete und unverwandt zum Bilde hinaufschaute, blitzte ihr der Gedanke auf, es sei vielleicht besser, gleich zu kommen und nichts zu verschieben. Denn dem himmlischen Kindlein und seiner Mutter ist eine einfältige Laienschwester ebenso lieb wie eine psalmodierende Chorfrau. Sie erhob sich von den Knien und trat aus der Kapelle. Sollte sie nicht lieber gleich ins Kloster zurückkehren? Nicht lieber die Äbtissin um Aufnahme bitten?

Kurze Zeit stand sie zögernd. Dann aber stieg sie zu Tal. Und einige Tage später trat sie in den Dienst des Sölderbauers.

Der Dienst war streng, aber sie hatte Kraft und Arbeitslust und sah ein hohes Ziel vor sich. Und die Sölderleute sorgten dafür, daß die fromme Magd so viel als möglich in die Kirche kam, und gestatteten ihr wohl auch dann und wann nach Säben zu gehen, weil sie wußten, daß es sie dorthin zog. Besonders an ihrem Namenstage, der ja auch zugleich ein rechter Bauernfeiertag ist, machte Anna alljährlich die Wallfahrt zur Kreuzkirche und zur Gnadenkapelle und empfing von der Äbtissin Ermunterung und Ermahnung.

So waren sechs Jahre ihrer Dienstzeit vergangen. Sie hatte sich wohl auch etwas verändert in all der Zeit. Ihre Bewegungen waren rascher, ihre Züge härter geworden; die Wangen hatten den Rosenhauch der ersten Jugend verloren. Leichte Falten hatten Sorge und harte Arbeit auf ihre Stirn gegraben. Ihre dünnen Lippen trugen einen entschlossenen Ausdruck. Man sah es ihr an, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen gewohnt war und der eigenen Tüchtigkeit vertraute.

Und wieder war's Sankt Annentag, und wieder saß die „Schuster-Nannl" im Sprechzimmer des Klosters von Säben. Sie wartete auf die Äbtissin und betrachtete inzwischen recht andächtig die frommen Bilder auf der weißgetünchten Wand. Es waren immer dieselben: ein Ecce Homo, eine Mater Dolorosa, ein heiliger Benedikt. Nur eins war hinzugekommen, seit Nannl des letztemal hier war: eine Benediktiner-

Digitized by Google

nonne mit einem Krummstab in der Hand und einem Krönlein zu ihren Füßen. Darunter stand die Inschrift: „Sta. Erentrudis". Erentrudis war die Gründerin des uralten Frauenklosters auf dem Nonnberg bei Salzburg, von wo die ersten Nonnen nach Säben gekommen waren. So war's denn nur billig, daß der heiligen Äbtissin im Säbener Kloster ein Plätzlein angewiesen wurde.

Die Schuster-Nannl kannte die Geschichte der heiligen Erentrudis genau. Die war eine Königstochter gewesen und hatte ins Kloster gehen können, wann es ihr beliebte, denn sie hatte Geld und Gut im Überflusse. Ach ja, die hatte es gut gehabt! Und während Anna so dachte, begann in ihrem Kopfe schon wieder das leidige Rechnen von Lohn und Zins und Zins und Lohn. Auch fragte sie sich, warum ihr der Sölderbauer denn nicht zum Namenstage und zu Neujahr ein paar Gulden auf die Hand gab, wie es manche Dienstgeber in Klausen taten. Und dann fragte sie sich, ob denn der Zinsfuß an der Bozener Sparkasse nicht ein bißchen steigen würde, etwa auf vier Prozent oder auf vier und einhalb. Ach, jeder Gulden brachte sie ja schneller an ihr Ziel! Sie war eben ein armes Dienstbot und mußte sich ihr Klosterglück hart verdienen. Nicht so wie die heilige Erentrudis!

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte jetzt die Äbtissin und schlug den Vorhang am Sprechgitter zurück.

Anna erhebt sich ehrerbietig. Aber die Äbtissin hieß sie, sich wieder setzen.

„Hab mir schon gedacht, daß die Anna heut kommt, sich angratulieren lassen", begann sie mit einem müden, etwas wehmütigen Stimmchen. Sie war eine alte Frau und hatte schon fast ein halb Jahrhundert Chorgesang hinter sich, darum klang ihre Stimme so müd. Aber ihre Augen hatten ein frohes, gutes Leuchten, und um den eingefallenen Mund lag ein mütterliches Lächeln.

„Ja, ja, einen schönen, heiligen Namen hat die Anna in der Taufe bekommen", fuhr sie fort. „Aber ich mein', ins Grab mitnehmen will sie ihn doch nicht?"

Sie hielt inne, hüstelte und fragte halb verschämt: „Wie steht's denn jetzt mit dem Geldbeutelein?"

Anna, die bisher in stummer Ehrfurcht geschwiegen hatte, gab nun sogleich erschöpfende Auskunft und unterhielt die Frau Äbtissin des langen und breiten von ihrem Sparkassebüchel. Sie hatte übrigens schon bei ihrem letzten Besuche davon erzählt, aber die Äbtissin schien sich nicht mehr genau zu erinnern. Nun redete Anna so lange von Kapital und Zins, bis die gute alte Frau ganz verwirrt wurde.

„Also, wie viel hat die Anna eigentlich?" fragte sie.

„Dreihunderteinundsiebzig Gulden und zwanzig Kreuzer", erwiderte Anna mit fester Stimme.

„So, so! Schön, schön! Und wie viel haben wir ausgemacht, daß sie mitbringen muß, wenn sie Chorfrau werden will?"

Digitized by Google

„Fünfhundert Gulden und die Aussteuer extra, hat die Frau Äbtissin gesagt."

Die Äbtissin neigte ihr gutes, altes Gesicht zu den Gitterstäben hin und lächelte der Besucherin zu.

„Jetzt will ich der Anna aber zu ihrem Namenstag eine recht gute Nachricht bringen. Ja, hör sie nur! Ich habe mich mit den Frauen beraten, und sie sind einverstanden, und der Herr Kaplan ist auch einverstanden, weil er die Anna kennt und weiß, daß sie sich immer brav gehalten hat. Also wollen wir halt, was das Geld angeht, in Anbetracht ihres großen Eifers ein Auge zudrücken. Und im nächsten Frühling, etwa gleich nach Ostern, mag die Anna bei uns eintreten."

Die Äbtissin hielt inne. Sie erwartete einen Ausbruch freudigster Dankbarkeit. Aber Anna schwieg, als wisse sie nicht, was sie sagen sollte.

So wenigstens deutete die Äbtissin ihr Schweigen. „Jetzt habe ich der guten Anna wohl eine große Freude gemacht mit dieser Botschaft", meinte sie. „Jetzt mag sie aber nur ihren Eifer verdoppeln, damit der heilige Vater Benedikt an ihr eine recht würdige Tochter bekommt. Ja, unser Orden, liebe Anna, der ist halt der älteste und vornehmste in der ganzen katholischen Kirche. Das muß sie recht bedenken und erwägen, damit sie die Gnade besser schätzt."

Anna nickte ein paarmal und sagte: „Ja". Und dann sagte sie noch: „Küß die Hand, Frau Äbtissin!"

Die Äbtissin stutzte über das schweigsame Wesen. Aber freilich, sie wußte schon, die Anna Kerschbaumer war eine, die nicht viele Worte machte.

Sie gab ihr noch einige Winke wegen der Aussteuer. Die müsse sie sich selbst besorgen und natürlich müsse alles gut und neu sein. Das Geld dazu solle sie nur getrost aus ihrem Ersparten nehmen und was ihr übrig bleibe, solle sie dann ins Kloster mitbringen. Was sie an Wäsche und Kleidungsstücken brauche, werde man ihr genau aufschreiben. Unterdessen werde ihr die Magd eine Erfrischung vorsetzen.

Damit zog die Äbtissin den dunklen Vorhang zu und entfernte sich geräuschlos, wie sie gekommen war.

Anna saß wieder allein im Sprechzimmer. Aber es dauerte nicht lange, so blickte Herr Johannes Haller, der Kaplan, zur Tür herein, helle Freude auf seinem Gesichte. Er wußte alles; die Äbtissin hatte es ihm vorher gesagt; und nun beglückwünschte er die künftige Nonne mit warmen Worten. Schmunzelnd gestand er auch, daß er an dieser raschen und glücklichen Lösung beteiligt gewesen sei. „Ich hab der Frau Äbtissin schon recht zugesetzt. Und hinter mir steckt natürlich der Pfarrer von Lasen. Der hat mir oft gesagt: die Säbenerinnen sollen nicht gar so aufs Geld schauen; für Klosterfrauen schickt sich das nicht."

Das sagte er lachend, aber Anna blieb ernst. Still, fast düster stand sie vor ihm. Den warmherzigen Priester machte ihr Wesen befangen. In diesem Augenblicke trat die Klostermagd ein und brachte

Digitized by Google

Milchkaffee und Weißbrot. Zugleich meldete sie dem Kaplan, es seien geistliche Herren auf Besuch gekommen und warteten drüben im Speisezimmer der Gäste.

Der Kaplan ging. Die Magd reichte der Besucherin einen zusammengefalteten Zettel mit dem Bemerken, das schicke die Frau Äbtissin, dann sagte sie, es sei heute sehr heiß und man müsse ein Gewitter fürchten, und noch manch anderes sagte sie, was man eben zu sagen pflegt, wenn man ein Gespräch anknüpfen will.

Aber Anna war mit Stummheit geschlagen. So gab endlich die Klostermagd das Reden auf und ließ sie allein mit dem Zettel und der Tasse Kaffee.

Anna schob die volle Tasse einstweilen bei Seite und entfaltete das Papier. Es war mit einer feinen, regelmäßigen, wenn auch etwas unsichern Schrift bedeckt, mit echter Nonnenschrift. Die Aufschrift lautete: „Verzeichnis der Gegenstände, welche eine Kandidatin ins Kloster mitzubringen hat". Dann folgte die Aufzählung. Ein Dutzend Hemden, ein Dutzend Handtücher, drei paar Leintücher, zwei schwarze Wollenkleider für die Probezeit und noch manches andere.

Anna las und las immer wieder, bis sich ihr Milchkaffee mit einer häßlichen, runzeligen Haut überzogen hatte. Dann nahm sie den beinernen Löffel, rührte den Kaffee um und begann ihn zu schlürfen. Aber sie wußte kaum, was man ihr vorgesetzt hatte.

Ganz seltsam war ihr zu Mute. Sie hatte sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie erst an der Grenze der Dreißig den Schleier nehmen könne, und nun kam es so plötzlich, so überraschend anders! Etwas in ihr rief: „Freue dich!" Aber es war wie eine fremde Stimme, die keinen Widerhall in ihrer Seele fand. — Freuen? Ihr war's als stehe der Tod vor ihr! Ja, in der Tat, so geht's uns armen Menschen mit dem Sterben. Wir wissen, einmal muß es dazu kommen; wir sind an diesen Gedanken gewöhnt und machen uns nicht eben viel daraus, ja, zuweilen lügen wir uns vor, daß wir eigentlich herzlich gern von dieser elenden Welt scheiden. Aber du meine Güte! wenn's einmal wirklich heißt: Bereite dich! dann bäumt sich das arme Herz auf, wie von einem glühenden Stachel getroffen.

Mit einem Seufzer faltete Anna den Zettel zusammen, steckte ihn zu sich und ging. Die Klostermagd, die ihr öffnete, nickte ihr noch lachend zu, aber mit düsterer Miene erwiderte Anna den Gruß, und als die Klostertür sich hinter ihr geschlossen hatte, blickte sie nicht mehr zurück, sondern lief in eiliger Flucht den holperigen Weg hinab.

An der Gnadenkapelle lief sie heute achtlos vorbei. Erst als sie halbweg bis Klausen war, wurde sie sich des Versäumnisses bewußt. Sie betete auch nicht, wie sie es sonst auf ihren Säbener Wanderungen tat. Unberührt lag ihr Rosenkranz in ihrer Tasche und leistete dort dem bedeutungsvollen Zettel Gesellschaft. Was auf dem Zettel stand, das wußte sie, und das war's eben, was sie aufregte. Ihr Kopf arbeitete

Digitized by Google

und rechnete. Mit den alten Kleidungsstücken, die sie von der Mutter hatte, mit den groben Stoffen und der zerflickten Wäsche konnte sie nichts anfangen. Neue Sachen mußten es sein, hatte die Äbtissin gesagt. Aber das bedeutete einen Griff in das graue Büchlein.

Einen tiefen Griff vielleicht! Ach, sie hätte lieber gar nicht daran denken mögen! Für die Hemden brauchte sie ungefähr fünfzig Ellen, für die Bettücher nicht viel weniger. Und dann die Wollenkleider! Das war das Schlimmste von allem! Denn was sollte sie mit denen anfangen, wenn . . . nun, wenn sie vielleicht gar nicht im Kloster bliebe?

Anna hatte bisher immer nur Geld eingenommen, nie ausgegeben. Damals kauften die Leute wenig und trugen Selbstgesponnenes. Und dann war sie ja vom Grabe der Mutter weg gleich in den Dienst getreten. Sie war noch minderjährig gewesen und der Sölderbauer ihr Vormund. Als das Gericht ihre Großjährigkeit erklärte und der Vormund ihr das kleine Erbteil übergab, da war's eine Überraschung für sie gewesen. Sie hatte nicht gemeint, daß nach der langen Krankheit der Mutter noch so viel vorhanden sei. Sie erinnerte sich noch heute genau des Augenblicks, da sie das Geld entgegengenommen hatte. Es war ein Augenblick großer Freude gewesen. Die Jugend hat die Fähigkeit, sich leidenschaftlich zu freuen, und Anna war jung, wenn auch auf andere Weise als die meisten ihres Alters. Nein, sie hatte nie nach dem verlangt, was andere Mädchen verlangen; sie hatte stets ernstlich über ihr Herz gewacht. Aber wer kann sagen: Ich kenne mein Herz?

Als Anna in ihre Kammer auf dem Sölderhofe kam, setzte sie sich auf die Truhe, legte die Hände auf die Kniee und hielt sich ganz ruhig. Mit dem leidigen Nichtstun ist aber eine schlechte Laune noch nie in eine gute verwandelt worden. Auch Annas Laune besserte sich keineswegs durch dieses Ruhigsitzen. Aber sie hatte nicht die Kraft, sich aufzuraffen, und ihr Arbeitskleid aus der Truhe zu holen. Sie scheute sich, die Truhe zu öffnen, sie scheute sich vor dem Anblicke des grauen Büchleins. Das Büchlein schien ihr wie ein geliebtes Wesen, das zu einer blutigen Operation oder wohl gar zum Tode verurteilt ist. Solch ein Liebes sieht man nicht an ohne tiefen Herzensjammer. Und darum saß Anna auf der Truhe, steif und starr, und fühlte sich unsäglich elend.

Da klang vom Söller herauf, der sich unter ihrem Fensterchen hinzog, Menele's trällerndes Stimmchen:

„Und der Jager im Wald
Hat ka Kugel in der Büchs.
Er paßt auf sei Dirndl,
Auf sonst paßt er nix!"

Jetzt kam Bewegung in Annas steinerne Züge; die Glut sittlicher Entrüstung flammte in ihr auf. Ein Liebeslied! Ja freilich, mit dem Rupert hatte sie's! So jung und schon so schlecht!

Digitized by Google

Anna schnellte empor und streckte den Kopf zum Fensterchen hinaus. Drunten am Söller nahm Menele getrocknete Wäsche ab. Menele hatte schon so ihre Art bei der Arbeit; es war immer, als wolle sie sich damit nur die Zeit vertreiben. Langsam legte sie ein Stück nach dem andern über den linken Arm, langsam fuhr sie mit der kleinen braunen Hand darüber, als wolle sie die Falten glätten. Und immer wieder hielt sie inne und neigte ihr Köpfchen über die blühenden Nelkenstöcke, die an der Holzbrüstung niederhingen.

Am Hofbrunnen tranken die Rinder, und der blonde Rupert stand dabei. Aber er achtete nicht auf das liebe Vieh, wie sich's geziemt, und pfiff ihm auch nicht Ermutigung zu, wie es beim Tränken Brauch ist; er lachte zum Mädchen hinauf und gab ihr Antwort:

„Das Dirndl auf'n Söller
Hat die Zither schon g'stimmt.
Sie paßt auf den Jager,
Ob er no nit bald kimmt."

So sang er und zum Schlusse warf er den Hut in die Luft und stieß einen Juchezer aus. Und das braune Mädchen lachte laut auf vor Lust.

„Seid's narrisch?" fuhr's plötzlich wie ein Ungewitter über die zwei Lustigen her.

Dann zog Anna ihren Kopf wieder zurück. Sie glaubte, eine sittliche Pflicht erfüllt zu haben.

Der Ärger über das leichte Pärchen und seine Schnadahüpflen hatte ihren dumpfen Unmut gebrochen. Sie konnte jetzt die Truhe öffnen und das graue Büchlein ohne Herzklopfen ansehen. Mit dem Berauben des Büchleins hatte es ja noch Zeit. Es wäre ein Unsinn, jetzt schon etwas herauszunehmen. Auch war Anna der Meinung, das Herausnehmen des Geldes müsse man selber besorgen. Also, das war ein rettendes Hindernis. Denn wie sollte sie nach Bozen kommen, wozu doch wenigstens zwei Tage nötig waren? Und erst jetzt im Hochsommer! Da trifft's den Schnitt und das Mahd; da gibt's zu hasten und zu schaffen.

Einstweilen brauchte also Anna an das mißliche Geldgeschäft gar nicht zu denken. Im Spätherbst wolle sie sehen. Da war's wohl auch noch früh genug. So dachte sie, und damit gab sie sich zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kirchenkunst u. Entwicklung

Von Josef Weingartner

Doktor der Theologie und Kunstgeschichte

Die vom Verfasser ausgewählten Reproduktionen illustrieren einzelne Entwicklungsreihen der kirchlichen Kunst.

Die Richtung des wissenschaftlichen Denkens im vergangenen Jahrhundert hat es mit sich gebracht, daß heute bei der Erforschung und Wertung der verschiedenen materiellen und geistigen Lebenserscheinungen der Entwicklungsgedanke eine ungewöhnlich wichtige Rolle spielt.

Es ist kein Zweifel, daß diese Form der wissenschaftlichen Betrachtung in ihrer heutigen Ausdehnung unter dem Fluche der Einseitigkeit leidet und arge Übertreibungen und gewaltsame Konstruktionen vielfach geradezu notwendig macht. Andererseits soll aber nicht geleugnet werden, daß wir ihr auch eine große Anzahl wirklich wertvoller Forschungsresultate verdanken, wie ja auch der bei der Wertung der Erscheinungen ausschlaggebende Grundgedanke, daß alle irdische Lebensfrische auf dem steten Wechsel und der steten Fortentwicklung der Kräfte beruht, eine beherzigenswerte Wahrheit enthält. Uns Katholiken freilich hat man diesen an sich wahren und harmlosen Gedankengang vielfach dadurch verbittert, daß man gerade auf ihn die heftigsten Angriffe gegen unsere Kirche gründete und ihr als einer längst erstarrten und verknöcherten Institution ohne innere Fortentwicklung die weitere Daseinsberechtigung absprach. Dementgegen muß allerdings die Kompetenz des Entwicklungsgedankens durch eine reinliche Gebietsscheidung in ihre Grenzen verwiesen werden. Es geht nicht an, ihn auch in die wissenschaftliche Behandlung solcher Lebensformen hineinzutragen, die ihrem ganzen Wesen nach den Gesetzen des natürlichen Seins und Werdens nicht unterliegen können, weil sie eben außernatürlichen Ursprungs sind und durch übernatürliche Kräfte in ihrem Fortbestand erhalten werden.

Soweit aber diejenigen Lebensäußerungen der Kirche in Frage kommen, die nicht zu ihren wesentlichen, unmittelbar übernatürlichen Heilsfunktionen gehören, brauchen wir uns vor einer Wertung nach Maßgabe der steten Fortentwickelung nicht zu scheuen. Im Gegenteil, wir können dabei nur gewinnen, da eine aufmerksame und unparteiische Untersuchung hier fast überall die innere Triebkraft und die reichen Entwicklungsmöglichkeiten dartut.

Besonders klar zeigt diesen Sachverhalt die Geschichte der kirchlichen Kunst. Und da es der Gral als seine Aufgabe ansieht, in

Digitized by Google

Zukunft auch auf diesem Gebiete die lebenspendende Kraft der christlichen Wahrheit eingehender zu verfolgen, so mag eine einleitende Darlegung der inneren und äußeren Beweglichkeit kirchlicher Kunst wohl am Platze sein. Freilich kann hier nur eine allgemeine Übersicht geboten

Rom, S. Maria Maggiore, Anbetung der Könige (um 1300)

werden, und es muß späteren Aufsätzen vorbehalten bleiben, dieses ewig frische und fortzeugende Leben auch auf einzelnen Teilgebieten schärfer zu fassen und exakter darzustellen.

I.

Die von Christus eingesetzte Heilsordnung ist unveränderlich und wird nach den eigenen Worten des Stifters fortdauern bis ans Ende der Zeiten. Soweit sich nun die Tätigkeit der Kirche unmittelbar auf die Verwaltung und Vermittlung dieser übernatürlichen Heilsordnung bezieht, kann daher nach dem oben Gesagten auch in ihr von einer wesentlichen Veränderung und Entwicklung nicht die Rede sein. Die Kirche hat sich aber von jeher auch auf solchen Gebieten betätigt, die einerseits nur mittelbar mit ihrer wesentlichen Aufgabe zusammenhängen, andererseits aber zu natürlichen Faktoren und zu den wechselnden Bedingungen der verschiedenen kulturellen Verhältnisse in desto

Digitized by Google

engerer Beziehung ſtehen. Je weiter nun irgend ein Zweig des kirchlichen Lebens von den weſentlichen Funktionen der Kirche abſteht und je näher er ſich mit irdiſchen Kulturfaktoren berührt, deſto mehr Spielraum bleibt für eine freie, nach den allgemeinen Geſetzen des natürlichen Werdens verlaufende Entwicklung.

Brixen, Domkreuzgang, Anbetung der Könige (um 1330)

Wenden wir nun dieſen Grundſatz auf die Kunſt an, ſo muß vor allem feſtgeſtellt werden, daß unſere Kirche in der Verfolgung ihrer weſentlichen Aufgaben an und für ſich auf die künſtleriſche Form nicht angewieſen iſt. Unter den vielen Worten, mit denen der Stifter der Kirche ihre Aufgaben und ihre künftige Tätigkeit umſchreibt, findet ſich kein Hinweis auf Art und Ausdehnung der kirchlichen Kunſtpflege. Tatſächlich kann auch in den allererſten Zeiten des Chriſtentums von kirchlicher Kunſt kaum geſprochen werden. Und auch heute noch behält das Wort Gottes ſeine Kraft, auch wenn es aus einem unverzierten Evangeliar und von einer rohgezimmerten Kanzel verkündet wird. Das myſtiſche Opfer der heiligen Euchariſtie würde an göttlichem Gehalt und

Digitized by Google

München, Pinakothek, Anbetung der Könige von Rogier van der Weyden (XV. Jahrh.)

wunderbarer Wirkung nicht verlieren, auch wenn man es auf einem gewöhnlichen Tische und in kunstlosen Gefäßen darbrächte. Und oft genug schon hat ein dumpfer Keller oder eine öde Scheune oder hat die freie Natur als Gotteshaus dienen müssen. So ist also die Übung der Kunst kein integrierender, kein unbedingt notwendiger Teil der kirchlichen Wirksamkeit, gehört nicht zu ihrem übernatürlichen und unveränderlichen Wesen. Andererseits aber steht die kirchliche Kunst in ihren inneren und äußeren Darstellungsmitteln, die sich von denen der weltlichen Kunst in nichts unterscheiden, mit rein natürlichen Faktoren in durchaus organischer Verbindung. Von beiden Ge-

München, Pinakothek, Anbetung der Könige von G. B. Tiepolo (XVIII. Jahrh.)

Digitized by Google

sichtspunkten aus läßt sich schon a priori der kirchlichen Kunst eine reiche Entwicklungsfreiheit zusprechen.

Freilich wäre es irrig und verhängnisvoll, diese Freiheit mit vollständiger Ungebundenheit zu verwechseln. Gehört die künstlerische Betätigung auch nicht zu den wesentlichen Funktionen der Kirche, so ist sie doch von ihnen nicht unabhängig. Sie soll ja nichts anderes, als der Kirche in der Ausübung des Lehramts und der Weihegewalt behilflich sein, und daraus ergeben sich für ihre äußere und innere Durchbildung ganz von selber wesentliche Richtlinien. Und sollte es nötig sein, so kann auch die Regierungsgewalt, das Hirtenamt der Kirche seinen Einfluß geltend machen, indem es über die Art und Weise dieser Hilfe ausdrückliche Vorschriften erteilt und allfallsige diesem Zweck widersprechende Auswüchse beschneidet. Aber wenn wir auch in den nun folgenden Ausführungen diese Abhängigkeit ihrer Bedeutung gemäß würdigen wollen, so wird sich trotzdem und zwar schon allein aus der Betrachtung des geschichtlich Gewordenen eine derartig ausgedehnte Fortbildungsmöglichkeit und ein solcher Reichtum der tatsächlichen Entwicklung nachweisen lassen, daß uns dieser Nachweis gerade der entwicklungsgeschichtlichen Fragestellung der modernen Wissenschaft gegenüber eine mächtige apologetische Waffe in die Hand gibt.

II.

Fragt man nach dem Verhältnis der kirchlichen Kunst zu den wesentlichen Aufgaben der Kirche, so kommt an erster Stelle das Lehramt in Betracht. Nirgends ist die gegenseitige Beziehung so innerlich, denn die kirchliche Kunst hat zweifellos teilweise eine lehrhafte Tendenz, und schon Gregor der Große nannte die kirchlichen Gemälde den Katechismus der Ungebildeten. Zwar gilt dieser Satz für unsere Zeit lange nicht mehr so wie früher, doch bleibt es auch heute noch wahr, daß die kirchliche Kunst aktiv und passiv sich mit dem Lehramt der Kirche berührt. Passiv, weil ihr ideeller Gehalt durchaus aus dem kirchlichen Lehrschatz stammt, aktiv, weil sie Teile dieses Lehrschatzes auf eine neue Weise den Gläubigen vor Augen stellt. Dieser engen Beziehung verdankt die kirchliche Kunst das Beste, was sie hat: ihre hohe Weihe, ihre überragende Monumentalität, ihren unerschöpflichen Gedankenreichtum und vor allem auch ihre unmittelbare Volkstümlichkeit. Aus dem Wahrheitsgehalt unserer Religion fließen ihr von Jahrhundert zu Jahrhundert unerschöpfliche Quellen inneren Lebens, und weil diese ewige Wahrheit eben Gemeingut der ganzen Christenheit und auch des gewöhnlichen Volkes ist, kommt sie auch nicht leicht in Gefahr, unverständlich und den Menschen fremd zu werden, sondern besitzt die leichte Möglichkeit, auf Millionen Herzen unmittelbar lebendig einzuwirken.

Gewiß, hier tritt auch eine entschiedene Bindung ein: Der Inhalt der Kunst darf dem Lehrschatz der Kirche nicht widersprechen. Aber aus dem eben Gesagten folgt, daß es sich hier nur um eine heil-

Digitized by Google

same Bindung handelt, die eben der Kunst ihre tiefsten Werte und ihre höchste Wirkung sichert. Und außerdem ist auch diese Abhängigkeit — gewiß die engste, der die kirchliche Kunst unterworfen ist — nicht so groß, daß nicht auch hier, im ideellen Gehalt, eine reiche Entwicklung möglich wäre.

Der Lehrschatz der Kirche ist so überreich und so unerschöpflich, daß es schier unmöglich ist, ihn in seiner ganzen Fülle für die Kunst nutzbar zu machen. Ja, auch schon zur Schaffung so vielet bildlicher Darstellungstypen, als wir heute besitzen, brauchte es viele Jahrhunderte. Es ist bekannt, daß die ersten Christen nur ganz wenige Bildertypen verwendeten. Etliche Szenen aus dem Alten Testamente, etliche aus dem neuen, ein paar symbolische Darstellungen und ein ziemlich enger Kreis von Ornamenten — das ist alles, was die frühchristliche Kunst der ersten drei Jahrhunderte kannte. Im vierten scheinen dann allmählich bestimmte zusammenhängende Bilderzyklen aus der Schöpfungsgeschichte, aus der Geschichte der Patriarchen und aus dem Leben Jesu entstanden zu sein, die sowohl in den illustrierten Büchern als auch an den Wänden der Basiliken regelmäßig wiederkehrten.

Rom, Chiesa di S. Maria Antiqua, Byzantinischer Madonnentypus

Aber noch immer ist es eine eng umgrenzte Reihe von Darstellungen. Mit dem wachsenden Märtyrer- und Heiligenkult ziehen dann auch die Heiligendarstellungen in die Kunst ein. Aber auch hier sind es jahrhundertelang nur Einzelfiguren, die höchstens gelegentlich um den thronenden Heiland oder um die thronende Madonna gruppiert werden. Die eigentliche szenisch gestaltete Heiligenlegende dagegen, der die Kunst späterer Zeiten so reiche Anregung verdankt, findet sich noch nicht. Und diese langsame und nur ganz allmähliche Vermehrung des christ-

Digitized by Google

lichen Bilderkreises setzt sich bis tief ins Mittelalter fort und hat eigentlich nie ganz aufgehört. Neue Feste, neue Andachten, neue theologische Bewegungen haben meist auch eine ikonographische Bereicherung der christlichen Kunst im Gefolge. Ich erinnere nur an die Darstellung der Unbefleckten, die erst sehr spät entstand, und noch später, seit dem siebzehnten Jahrhundert, eigentlich populär wurde. Oder an die Darstellung des heiligen Josef, der noch in Gemälden des 15. Jahrhunderts durchaus eine untergeordnete, ja oft sogar eine ausgesprochen komische Rolle spielt, und der auch erst später Gegenstand allgemeiner Verehrung und damit auch häufiger und würdigerer Darstellung wurde. Neu sind ferner die heute so häufigen Herz Jesu- und Herz Mariä-Bilder, oder, um auch ein Beispiel aus allerjüngster Zeit zu nennen, die Lourdesgrotten und -Statuen. Ebenso füllen unsere Kirchen seit dem 16. und 17. Jahrhundert eine große Zahl neuer Heiligenbilder, gegen welche die im Mittelalter gebräuchlichen bei weitem zurückstehen. Als beliebige Beispiele können die Darstellungen des heiligen Aloysius und des heiligen Johannes von Nepomuk dienen, von denen die letzteren seit zwei Jahrhunderten sogar für ganze Platz- und Straßenbilder charakteristisch geworden sind. Und es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß ein ähnlicher Zuwachs und Wechsel sich auch in Zukunft vollziehen kann und zweifellos auch vollziehen wird.

Denn wie neue Darstellungen auftauchen und volkstümlich werden, können andere früher allgemein gebrauchte zu anderer Zeit wieder ihre Popularität verlieren und auch ganz verschwinden. Man denke z. B. an die vierzehn Nothelfer, an die ausführliche Legende mancher Heiliger, z. B. der heiligen Barbara, Katharina, des heiligen Erasmus, an die Christoph- und Kummernusbilder, an die Gregoriusmesse, an das Schutzmantelbild, an die Darstellung des Todes Mariä, lauter Darstellungen, die für das 15. und 16. Jahrhundert einen geradezu wesentlichen Bestandteil des christlichen Bilderkreises bildeten, heute aber teils selten, teils gar nicht mehr neu gemalt und geschnitzt werden.

Schwerer als bei Malerei und Plastik kann man bei der Architektur von gedanklichem oder gar dogmatischem Inhalt reden. Die Sprache der Baukunst ist zu wenig artikuliert, um über das unmittelbar Struktive hinaus detaillierte Begriffe scharf und eindeutig aussprechen zu können, und was man gewöhnlich als Sprache eines bestimmten Baustils zu bezeichnen pflegt, ist zum größeren Teil nur ein nachträgliches und meist arg subjektives Hineindeuten. Indessen ist nicht zu leugnen, daß manche Zeit bei der Anlage ihrer Bauten tatsächlich symbolische Nebengedanken verfolgte. Aber auch hier finden wir ein starkes Auf- und Niederschwanken. Die symbolische Kreuzform der Kirchenanlage z. B. ist durchaus nicht vom Anfang an herrschend. Der größere Teil der ältesten Basiliken zeigt im Grundriß kein Kreuz. Die Bausymbolik wurde dann im Laufe des Mittelalters immer beliebter und erreichte, von gleichzeitigen Theoretikern allgemein verständlich ge-

Digitized by Google

Florenz, Galleria Uffizi, Haupt der Madonna von Botticelli
(Madonnentypus der Frührenaissance)

macht, im gotischen Stile ihre Blüte. Später aber kam sie fast ganz wieder außer Gebrauch, zugleich erlosch ihre Verständlichkeit und das volkstümliche Interesse an ihr, und auch heute spielt sie trotz einzelner Neubelebungsversuche im Anschluß an das Mittelalter bei kirchlichen Neubauten keine bestimmende Rolle mehr, während dafür der praktische Zweckgedanke heute eine Bedeutung zu gewinnen scheint, die er wohl bisher niemals besaß.

Digitized by Google

Wir sehen also: selbst der objektive, eigentlich religiöse Gehalt, der Gedanken- und Darstellungskreis der kirchlichen Kunst ist bei aller traditionellen Beharrlichkeit im wesentlichen doch gar mannigfachen Schwankungen in der Auswahl der aktuellen Themen unterworfen. Selbst hier also herrscht die größte Freiheit der Entwicklung, und das

München, Pinakothek, Mater dolorosa von Giovanni Lanfranco
(Barocker Madonnentypus)

Lehramt der Kirche, weit davon entfernt, diese gesunde Freiheit zu unterbinden, gibt in vielen Fällen, z. B. durch feierliche Dogmendefinitionen und durch Seligsprechungen, sogar selber den Anlaß zur Erweiterung des christlichen Bilderkreises und bringt damit auch der Kunst neue Anregung. Demgegenüber kommen die Fälle, wo die Kirche aus dogmatischen Gründen irgend eine volkstümliche Darstellung, z. B. die der dreiköpfigen Dreifaltigkeit verbot, gar nicht in Betracht. Sie stellen als verschwindende und auffällige Ausnahmen die allgemeine Regel erst recht ins Licht.

Digitized by Google

Raffael, **Madonna della Seggiola** (Florenz)
(Madonnentypus der Hochrenaissance)

(Nachdruck verboten)
Digitized by Google

Digitized by Google

Wirkt also schon der Einfluß des kirchlichen Lehramts und Lehrschatzes auf die Kunst alles eher als stagnierend, so muß das in noch weit höherem Maße von ihrem Verhältnis zur zweiten wesentlichen Funktion der Kirche, zur Weihegewalt gelten. Denn hier ist die gegenseitige Beziehung lange nicht mehr so organisch und innerlich.

Die Kunst hat, wie die Verhältnisse heute liegen, einerseits nur die äußeren Mittel und Bedingungen zu schaffen, deren die Kirche zur Ausübung ihrer Weihegewalt für gewöhnlich bedarf, so z. B. den Kirchenraum, die heiligen Geräte, den Altar, und hierfür kommt vor allem die Architektur und das Kunstgewerbe in Betracht. Andererseits soll sie die subjektive Disposition der Gläubigen zum Empfang der Gnade heben und vertiefen helfen, eine Aufgabe, der auch Malerei und Plastik dienen. Während also die kirchliche Kunst vom Lehrschatz der Kirche ihren geistigen Gehalt bezieht, bedingt die Weihegewalt — und auch das eigentlich nur in der Architektur und im Kunstgewerbe — nur ihre äußere Form. Und hier ist der freien Entwickelung allerdings insofern eine Schranke gesetzt, als die praktischen Aufgaben der kirchlichen Architektur und des kirchlichen Kunstgewerbes sich im wesentlichen kaum verändern. Indessen gilt dasselbe nicht minder von ihren profanen Geschwistern. Nicht betroffen wird aber davon die stilistische Form. Eine Barockkirche leistet praktisch dieselben Dienste wie eine Basilika, und ein gotischer Kelch dieselben wie ein romanischer. Noch weit größere Entwickelungsfreiheit aber gewährt oder fordert vielmehr die zweite Aufgabe der Kunst, die Disposition der Gläubigen zu heben. Denn soll die kirchliche Kunst diesen Zweck erreichen, so muß sie dem seelischen Empfinden und dem Schönheitsgefühl der Gläubigen entsprechen. Beides wechselt aber immer wieder und bedingt dadurch in der geistigen Verarbeitung des objektiven Ideengehalts und in dessen formaler Einkleidung einen ununterbrochenen Wechsel. Daraus entspringt aber für die kirchliche Kunst eine neue Doppelquelle steter Fortentwickelung und unverwelklicher Frische.

III.

Es wäre ein großer Irrtum, über dem streng objektiven, dogmatischen oder historischen Gehalt irgend eines kirchlichen Bildwerkes die starken subjektiven Ingredienzen zu übersehen. Schon allein in der Auswahl der objektiven Darstellungsthemen ist die subjektive Empfindung eines bestimmten Zeitalters wesentlich beteiligt. So ist es kein Zufall, daß die siegreiche Kirche vom vierten Jahrhundert ab ihren Heiland im Anschluß an klassische Imperatoren-Darstellungen mit Vorliebe als thronenden Herrn der Welt abbildet, während erst das gefühlvollere Mittelalter das Bild des Gekreuzigten vorzieht und die mitleiderregenden weitausgesponnenen Passionsdarstellungen gar erst seit den Zeiten des heiligen Franz von Assisi eigentlich populär werden. Auch wo früher beliebte Themen später fallen gelassen werden, sind fast durch-

Digitized by Google

weg subjektive, zeitlich bedingte Gefühlsänderungen der Volksseele mit im Spiele. So kamen z. B. gewisse Szenen der früher erwähnten Marthrien des heiligen Erasmus, der heiligen Barbara und Katharina außer Gebrauch, weil sie dem späteren Empfinden zu kraß oder sogar indezent erschienen. Dasselbe gilt von vielen früher beliebten Szenen aus dem Alten Testamente, für die einst so häufige Darstellung der Ernährung Christi usw. Darüber hinaus bietet aber auch jede einzelne heilige Figur und jede historische Szene einen weiten Spielraum für verschiedene seelische Auffassung und geistige Verarbeitung, und gerade daran knüpft sich eine besonders vielgestaltige Möglichkeit ständiger Fortentwicklung. Wenden wir uns gleich konkreten Beispielen zu. Durch mehr als ein Jahrtausend genügte dem christlichen Volke die einfache, objektive Darstellung irgend einer Wahrheit oder irgend eines biblischen Vorganges. Man legte wenig Gewicht darauf, die einzelnen Personen psychologisch zu differenzieren, in ihrem Gesichtsausdrucke momentane, dem augenblicklichen Vorgange entsprechende Seelenregungen sichtbar zu machen. Was wir seelischen Ausdruck nennen, kündet sich erst tief im Mittelalter an und wird erst, um eine ungefähre Zeit anzugeben, etwa mit dem 13. Jahrhundert häufiger. Und auch dort erst bei einzelnen Figuren. Die psychologische Durcharbeitung einer ganzen freibewegten Szene aber läßt sich vor dem 14. Jahrhundert kaum nachweisen und wird speziell in unseren Gegenden überhaupt erst mit dem 15. Jahrhundert Allgemeinbesitz.

Man kann wohl auch sagen, daß die Künstler früher dazu gar nicht imstande gewesen wären. Aber es war auch kein Bedürfnis danach vorhanden und der Abgang der seelischen Belebung wurde nicht als Mangel empfunden. Literarische Zeugnisse aus jenen Perioden beweisen, daß die starren Gestalten von damals den Zeitgenossen nicht weniger naturgetreu und lebenswahr erschienen, als etwa die Madonnen Raffaels den Italienern des 16. Jahrhunderts. Erst die wachsende Naturbeobachtung des ausgehenden Mittelalters konnte sich mit den leblosen Gesichtern und steifen Gliedern nicht mehr zufrieden geben, weil ihr geschärftes Auge den Unterschied zwischen dem Naturvorbild und der künstlerischen Abstraktion wahrzunehmen begann. Nun setzte auch die allmähliche Eroberung des körperlichen Organismus und der seelischen Ausdruckswelt ein, und die nun folgende Entwickelung der kirchlichen Kunst erzählt immer deutlicher von der Leidenschaft, mit der die Künstler diesen neuen Zielen nachstrebten und von der Begeisterung, mit der das Volk die neuen Errungenschaften aufnahm. Indessen, auch als die volle Freiheit der Darstellung bereits errungen war und man bereits die ganze Skala menschlicher Gefühle beherrschte, trat kein Stillstand in der Entwickelung ein. Der geistige Charakter der Bilder wechselte trotzdem noch immer, je nach dem Empfinden der betreffenden Zeit.

Wir können uns diese Tatsache an einem besonders beliebten Gegenstand, an der Darstellung des Gekreuzigten, verdeutlichen. Zum

Digitized by Google

Ausdruck der objektiven Idee, der Kreuzigung des Erlösers, genügt streng genommen ein am Kreuze hängender Körper, wenn er nur durch den Aufstellungsort oder durch sonstige Ideenassoziationen als der Körper Christi erkennbar ist. Tatsächlich finden wir auch in den frühesten Kreuzigungsdarstellungen, die uns bekannt sind, kaum ein anderes Element. Die späteren Zeiten aber haben dann in dieses sich gleichbleibende Grundmotiv außerdem noch ihre subjektive Empfindung hineingetragen. Die frühe romanische Kunst liebt das Hoheitsvolle, Mächtige, Göttliche in der Erscheinung des Gekreuzigten. Der stärkere Naturalismus der Gotik steigt zum Menschlichen herab und kann sich schließlich kaum noch darin genug tun, im Gekreuzigten ähnlich wie in der Pietà möglichst viel Schmerz, Qual und Leid auszudrücken. In der maßhaltenden Renaissance beruhigt sich der Ausdruck und strebt neuerdings nach dem Hoheitsvollen. Der Barock zieht wieder das Pathetische, Wildbewegte vor, bis dann die Nazarener zu sanfterer Ruhe zurückkehren, in die sich erst in allerletzter Zeit wieder mehr realistische Elemente mischen.

Ganz parallel verläuft die Wellenlinie der Entwickelung in den Darstellungen der Madonna. Zuerst ist sie die majestätische Theotokos, man könnte sagen der abstrakte dogmatische Begriff der erhabenen Gottesgebärerin, ohne irgendwelche Spur von seelischer Regung. Seit dem 13. Jahrhundert beginnt sich dann der Bann zu lösen. Das Bild der Gottesmutter wird immer zarter und seelenvoller, es wird in der Gotik und Frührenaissance zum süßen Bild der Jungfrau und Liebfraue, schlägt in der Hochrenaissance bei den Deutschen ins Hausmütterliche, bei den Italienern ins vornehm Frauenhafte um, wird im 17. und 18. Jahrhundert pathetisch und zum Teil — man denke an Murillo — sogar ekstatisch, und kehrt dann neuerdings zu süßer Ruhe und zuletzt zu größerem Realismus zurück.

Es ist ganz evident, daß dieser Entwickelungsgang, der sich schließlich in allen bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichte und im übertragenen Sinne auch in der kirchlichen Architektur und im Kunstgewerbe nachweisen läßt, auf das allerengste mit dem ständigen Wechsel der allgemeinen Seelenstimmung der Kulturzeitalter zusammenhängt, und auch auf allen übrigen Gebieten, vor allem natürlich in den übrigen Künsten seine Parallelen hat. Erzählen ja auch die Evangelien das Leiden Christi in einem ganz anderen Tone, als etwa die gefühlvollen, subjektiven Meditationen des vom heiligen Franz beeinflußten heiligen Bonaventura, und redet ja auch ein heiliger Augustinus ganz anders von der Gottesmutter als etwa ein heiliger Bernhard oder gar ein seliger Heinrich Suso.

Es würde uns zu weit führen, auch noch auf den ständigen Wechsel zwischen naturalistischer und idealisierender, zwischen historischer und allegorischer, einfacher und typologischer Auffassung und Darstellung näher einzugehen. Auch schon das bisher Gesagte beweist zur

Digitized by Google

Genüge, daß die kirchliche Kunſt die ewige Wahrheit jederzeit in jener ſeeliſchen Stimmung und geiſtigen Verarbeitung dargeſtellt hat, in welcher ſie den Zeitgenoſſen am leichteſten nahe zu bringen war und auf ſie den tiefſten Eindruck machte, eine Tatſache, die auch der Jeſuit P. Stefan Beiſſel im zweiten Bande ſeiner „Geſchichte der Verehrung Marias" unumwunden und wiederholt ausſpricht, und durch welche die geiſtige Elaſtizität der Kirche in ihrer Kunſt über jeden Zweifel erhoben wird. (Schluß folgt.)

Im Morgengärtchen

∴ Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner ∴

Zur Morgenſtunde ſetz' ich mich ins Gärtchen,
Dicht an den Hag am Rain und ſchau zur Tiefe.
Doch iſts ein Gucken nur durch braune Stäbe
Und zwiſchen Birkenſtämmen, die den Abhang
Wie Wächter hüten, ſchlank in weißer Rüſtung.
Tief unter mir im Anger hat die Sonne
Goldmünzen ausgeſät am grünen Grund,
Denn gleißend liegt da drunt der Löwenzahn.
So mag es ſein, wenn eine Königsbraut
Am Hochzeitmorgen durch die Gaſſen fährt;
Die Menge ſtaunt ob ihrem Goldgeſpann
Und grüßt die Schöne, die den Tag im Blick,
Nur Troſt und Frieden kündet allem Land;
Hold lächelt ſie von ihrem Siegeswagen
Und ſtreut Dukaten aus mit feiner Hand.
Doch eh das Volk der jungen Fürſtin jauchzt,
Iſt ſchon dahin des Wagens Herrlichkeit.
Und ſieh, des Nachbars Hühner zieh'n behaglich
Im Gras herauf und ſuchen friſche Nahrung.
Zwei ſteh'n beiſammen gleichwie treue Schweſtern
Und picken emſig nieder wie im Takt.

Digitized by Google

Die roten Kämme blinken auf vom Grunde
Und flattern schön und sinken oft im Grase,
Wie Feuerblumen, die des Windes Spielzeug.
Nun machen Kehrt die Schwestern, suchen abwärts,
Dort wo der Apfelbaum die blüh'nden Zweige
Ob ihnen breitet klar im Morgenschein.
Und andre Hühner wandeln jetzt herüber,
Der Hahn dabei. Der breitet stolz die Schwingen
Und flattert, reckt sich, froh der Maiensonne.
Jetzund erscheint die weiße Mutterhenne,
Um sie die Kinderschar in weitem Kranze,
In schönem Abstand trippeln sie im Grase.
Die Alte hebt im Glück die warmen Schwingen
Und lugt umher, o sieh, da fehlt ihr keines.
Da reckt sie hoch den Kopf und schreitet würdig:
Ihr neigt der Löwenzahn die gold'nen Blüten.
Und tripitip um sie die zarten Küchlein,
Wie Mäuschen hurtig ist ihr frischer Lauf.
Und selbstbewußt erhebt der Hahn die Stimme,
Da er die muntre Schar der Jugend sieht:
So wie der Mann vom Volk im grünen Acker
Zum Himmel schickt sein helles Morgenjauchzen,
Weil ihm die Jungen so gesund gedeih'n.
So geht das Leben seinen heitern Gang
Und freuen soll sich, wer je Leben spendet:
Er dient der Menschheit, dient dem eig'nen Glück.
Horch, wo sich unterm Gotteshaus zur Rechten
Die Krypta wölbt, da müht sich hinterm Fenster
Der Bruder Tischler mit dem edlen Schwarzkopf:
Rasch hebt sich vor und auf der schlanke Körper
Und zisch und zisch, wie schnalzt des Hobels Zunge.
Der wackre Paschal hat so manchem Kinde
Weihnachtsfiguren schon geschnitzt zum Christbaum.
Und oben zieht der Wölkchen Schar wie Lämmer,
Weißflockig und vom Lagern leicht gebräunt
Und selig dugelnd in die Frühlingswelt.
Noch säumt der Hirt zur Linken ob den Lärchen,
Die seinen Hut mir bergen und den Stab.

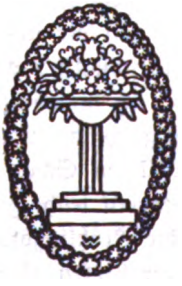
Digitized by Google

O fahret wohl, denn Gott macht alles gut,
Er ſandte nach des Winters Nacht den Frühling.
Da ſchallt ein Läuten nieder von der Kirche
Zum Heil'gen Kreuz und ruft zur Neunuhrmeſſe:
Wer nicht belaſtet mit des Tages Bürde,
Soll mit dem Heiland jetzt das Opfer feiern.
Und hui, beginnt mir nah ein helles Singen
Im Hollerbuſch, ein ſchmetternd Dankeslied:
Schwarzplättchen ſingt dem Schöpfer ſeinen Pſalm.

Heller Tag / Von Eiſenlohr

Welch ein heller klarer Schimmer
Heut bedeckt die ganze Stadt;
Ja, ſo iſt der Himmel immer,
Der ſich ausgeregnet hat.

Laß den Tag dir nicht entgehen,
Hut und Mantel in die Hand!
Von den Bergen kann man ſehen
Heute in das Märchenland.



Digitized by Google

Wilhelm Molitor

Ein Dichterbild von Dr. Lorenz Krapp

I.

Der Fremde, der zum erstenmal die Pfalz betritt, und käme er selbst aus einem Paradies wie Heidelberg und dem Neckartal im Frühling, hat den Eindruck, als betrete er ein glückliches Land. Blühende Industrie, köstliche Weinberge, wunderbar reiche Wälder mit Schlössern und Ruinen auf einsamer Höhe, Städte voll uralter Erinnerungen, ein gesunder Menschenschlag mit hellen Augen und frischem Gemüt — das ist die sonnige Pfalz. Und unwillkürlich kommt es einem in den Sinn: hier müßte die Dichtung leichter, müheloser wachsen, sie müßte lichter und wärmer sein als fast überall im lieben deutschen Vaterlande.

Wollte Molitor, der Sohn der goldenen Pfalz, dies beweisen?

Unsere Zeit ist raschlebig und vergißt schnell. So ist auch das Gedächtnis Molitors am Schwinden. Und doch täte man dieser in ihrem Leben wie in ihrer Dichtung eigenartigen Erscheinung bitter Unrecht, wenn man sie der Vergessenheit überlieferte. Und besonders dem, der die Überzeugung in sich trägt, daß unsere heutige neu aufblühende katholische Dichtung gerade aus den Vorarbeiten der kurz vergangenen Generation die besten Nährsäfte empfangen kann, wird es am Herzen liegen müssen, die Erinnerung an diese Generation wachzuhalten. Um so mehr, als gerade Molitors eigenstes Gebiet, das Drama, jene Dichtungsart darstellt, der die Arbeit und die Hoffnung der jetzigen schönen Literatur unter den deutschen Katholiken am meisten zuzuwenden ist.

Der Lebensgang Molitors ist kein gewöhnlicher gewesen. Am 24. August 1819 in Zweibrücken, der alten pfälzischen Herzogstadt, als Sohn des dortigen Appellationsgerichtsrats Alois Molitor geboren, empfing er im väterlichen Hause die mannigfachsten Anregungen in allen Zweigen höherer Bildung, vor allem in Musik, Malerei und Poesie. Dem gewiegten Juristen war es beschlossene Sache, daß sein Sohn einst seinen Beruf ergreifen werde, und auch dieser selbst trug

Digitized by Google

sich mit keinem anderen Gedanken. Als er im siebzehnten Jahre die Universität bezog, widmete er sich in München, dann in Heidelberg, zuletzt wieder in München dem Studium der Jurisprudenz. Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Ton- und Schauspielkunst zogen ihn daneben in ihren Bann. In jener Zeit schon entstanden von ihm ein historischer Roman: „Die schöne Zweibrückerin", sowie zwei Dramen „Khnast" und „Jungfernsprung". Als er im Jahre 1842 das juristische Examen mit der ersten Note bestand, fiel von seiten eines seiner Lehrer scherzhaft das Wort, er begrüße ihn als zukünftigen Hoftheaterintendanten. Die frische, frohherzige Natur des jungen Dramatikers schien solchen Plänen auch durchaus nicht abgeneigt.

Nach dreijähriger Verwendung als Regierungsakzessist und vorübergehender Tätigkeit im äußeren Dienst kam er 1846 als Regierungssekretär nach Speyer. Hier fand er ein buntbelebtes Treiben vor. Es war gerade die Zeit, da König Ludwig I. sich entschlossen hatte, dem Dom der Totenstadt der alten Kaiser eine neue Ausschmückung zu geben. Schraudolph und Schwarzmann zogen mit ihrem künstlerischen Gefolge ein; Molitor wurde ihnen bald ein vertrauter Freund, und der Pfalzbahndirektor Jäger erklärte offen, daß ein großer Anteil am Gelingen der malerischen und dekorativen Schöpfungen am Kaiserdom Molitor gebühre, den die Künstler in allen wichtigen Phasen ihres Restaurationswerkes zu Rate zogen. Es war eine geniale Unbekümmertheit in Molitors Wesen; wo er in Gesellschaft erschien, war er bald der Mittelpunkt. Ein sprühender Geist, ein vornehmes Gehaben, ein lebhaftes Temperament eignete ihm. In diesen Tagen seines Verkehrs mit Schraudolph und dessen Schülern entstand auch sein Gedichtebuch „Domsagen", ein Werk von schönem Ideenflug und seltener Reife des Stils, das Zimmern in seiner warmherzig geschriebenen Biographie Molitors mit Dichtungen der deutschen Klassiker vergleicht. Oskar von Redwitz war mit Molitor lange Zeit befreundet, und man betrachtete sie beide als verheißende Gestirne einer besseren dichterischen Zukunft, bis zuletzt durch die Wendungen, die der spätere Entwickelungsgang von Redwitz nahm, diese hoffnungsreichen Beziehungen gelöst wurden.

Inzwischen war in den Stürmen des Jahres 1848 eine große Veränderung in Molitor vorgegangen. Zu erörtern, wie sie kam, würde uns zu weit führen; genug, am 30. Mai 1849 reiste er nach Köln, zu Kardinal Geißel, seinem Firmpaten, und kurze Zeit darauf über-

Digitized by Google

raschte er seine Freunde mit der Mitteilung, daß er in Bonn Theologie studieren wolle. „Ich möchte ein ganzer Mensch werden, das ist das ganze Geheimnis", schrieb er an den späteren Pfalzbahndirektor Jäger, einen seiner besten Freunde.

Seine weitere Laufbahn war nun bald durchmessen. Schon 1857 erhielt er die Würde eines Domkapitulars, und nicht lange darauf war er für den Bischofsstuhl in Trier ausersehen (Zimmern, S. 13). Molitor beantwortete aber sowohl diese Anfrage wie eine andere bezüglich der Koadjutorstelle beim Bischofe vom Limburg ablehnend. Um so mehr verdankte ihm Speyer. Er wurde die rechte Hand des Bischofs; mit genauer Sachkenntnis und jenem Takte, der in den schwierigen Zeiten der siebziger Jahre besonders erfordert war, regelte er die umfangreichen Verwaltungsarbeiten, die ihm übertragen wurden. Gründliche juristische und kanonistische Kenntnisse befähigten ihn wie keinen dazu; schrieb er doch nicht nur die kleineren Studien „Über die Sentenz des Bischofs ex informata conscientia" und „Über die Bulle Per venerabilem", sondern auch zwei rechtshistorische Arbeiten, auf die man in den vorwürfigen Fragen noch heute zurückgehen muß, nämlich die umfangreichen Untersuchungen „Über kanonisches Gerichtsverfahren gegen Kleriker" (1856) und „Die Immunität des Domes zu Speyer" (1859).

Aus diesen Jahren datiert seine Freundschaft mit Viktor Scheffel, der sein feines Kunsturteil hochschätzte, und mit dem Historiker Schlosser, auf dessen Landsitz bei Heidelberg Molitor oft weilte. Jetzt entstanden auch seine sämtlichen Dramen. Die Jahre 1868 bis 1869 sahen ihn in Rom, wohin er als Konsultor für die Vorarbeiten des Vatikanums berufen war und als Mitglied der historisch-politischen Kommission fungierte.

Die letzten Jahre seines Lebens waren Jahre voll Krankheit und Ermüdung. Noch einmal, im Jahre 1878, flammte sein Geist auf und schuf die mit reinster Poesie und duftigster Zartheit erfüllte dramatische Legende „St. Ursulas Rheinfahrt". Es war eines seiner letzten Werke. Am 11. Januar 1880 starb er an der Krankheit, an der er schon vom fünfzigsten Lebensjahre an mit Unterbrechungen gelitten hatte.

II.

Die literarische Bedeutung Molitors beruht in erster Linie auf seinem dramatischen Schaffen, wiewohl er auch in seiner Lyrik (vor allem in den feinziselierten Sonetten auf den Frankfurter Kunstmaler

Digitized by Google

Eduard v. Steinle) Proben eines feingebildeten Talentes gab. Daß seine Dramen auch heute noch überragenden Wert besitzen, zeigt das rein äußerliche Moment wiederholter Neuauflagen noch in der letzten Zeit, so seines Dramas „Die Blume von Sizilien" im Jahre 1897, seiner „Freigelassenen Neros" im Jahre 1900.

Das Wort, das Lindemann über Molitors Dramen fallen ließ: „oft zu fein gemalt für Theaterlampen, aber lyrisch bedeutsam und formvollendet", ein Wort, daß sie zu Lesedramen stempelt, trifft nicht auf alle zu. Bedingungslos unterschreiben läßt es sich nur bei „Julian, der Apostat" und „Claudia Procula". In den andern dagegen, vor allem in „Maria Magdalena", pulst eine so reiche innere Handlung, daß das Interesse am Werden der Geschicke der auftretenden Personen gar nicht erlahmen kann. Wohlgemerkt freilich: innere Handlung, Darlegung verschlungener seelischer Zustände, Entwickelung und kraftvolle Lösung heftiger Konflikte, — nicht bloß jenes rein äußerliche Gehen und Kommen, Streiten und Sterben der Gestalten. Aber das hat uns doch die ganze neue Dramatik gelehrt, daß es beim Wesen des Dramas nur auf diese innere Handlung, diese Durchsättigung mit geistigen Konflikten ankommt, nicht auf jene elementaren, ungebändigten, in Mord und Blut sich entladenden Leidenschaftsausbrüche, wie sie vor hundertfünfzig Jahren Klingers „Zwillinge" samt dem ganzen darauffolgenden Sturm und Drang für nötig hielten.

Das feine Gefühl Molitors für das wirklich Dramatische eines Gegenstandes zeigt sich übrigens in einer überraschenden Tatsache. Nämlich darin, daß die dramatischen Vorwürfe, die er aufgriff, fast samt und sonders von Dichtern, die die Moderne überaus hoch schätzt, gleichfalls benutzt wurden, und zwar in merkwürdig ähnlicher Weise. Ich nenne nur zwei Beispiele: „Julian, der Apostat" und „Maria Magdalena". In seinem „Kaiser nnd Galiläer" läßt Ibsen Gestalten wie Libanios, Gregor, den Traumdeuter Maximos nicht nur mit gleicher Charakteristik (denn das läßt sich aus der Gemeinschaft der beiden zur Verfügung stehenden historischen Quellen erklären) auftreten, sondern wiederholt auch in völlig gleichen Situationen, von denen die Quellen nichts enthalten. Diese Übereinstimmung ist völlig unabhängig; denn weder kannte Ibsen Molitors Werk, noch konnte Molitor Ibsens später erschienene Juliantragödie kennen. Und das gleiche zeigt sich bei der Heyseschen Maria Magdalena, vor allem in der wichtigen Rolle, die Judas in beiden Stücken spielt.

Digitized by Google

Auch lediglich vom dramentechnischen Standpunkt aus erscheinen Molitors Dramen als gereifte Muster. Fast alle seine Dramen spielen auf dem Hintergrunde der zusammenbrechenden antiken, der in Siegerkraft heraufziehenden christlichen Welt. Gewaltige Probleme können sich aus diesem Zusammenbrechen und Neuerbauen entwickeln und harren nur der Künstlerhand, die sie in Wort und Farbe bannen soll: wildverzehrende Leidenschaftsglut und daneben demütige Güte — der Cäsarenwahn in der Weltkönigin Rom und das in Gesetz und Formel erstarrte geistige Leben des Judentums unter der Vorherrschaft des Schriftgelehrten- und Pharisäertums — hellenische Sinnen- und Diesseitsvergötterung und christliche, aufs Jenseits gerichtete Weltbetrachtung. Die dramatische Statik — das zielbewußte Ineinanderwirken von Spiel und Gegenspiel —, die gleichmäßige Verteilung von Licht und Dunkel, mußte hier nicht überschwer fallen, und Molitor hat diese dramentechnische Statik denn auch souverän zu beherrschen gewußt.

Zu dem allem kommt ein Stil von hoher Verfeinerung. Molitors Dramen sind mit wenig Ausnahmen im klassischen Jambenstil geschrieben. Aber nicht die in ewig gleicher Feierlichkeit, in ewig gleichem Ernst einherrollende und am Schluß ermüdende Eintönigkeit ist ihm in diesem Stil erwachsen, sondern eine lyrische Partie unterbricht hie und da den Fluß, rasch eilende Stichomythien drängen die Handlung vorwärts. Und es ist kein Stil, der auf dem Kothurn geht. Seine Sprache blüht, aber es ist keine Blütensprache; und wenn er ein Bild gebraucht, gebraucht er es nicht um des schönen Bildes willen, sondern weil unsere Alltagssprache nicht mehr reicht, tiefe Poesie so zu gestalten, wie nur das Sinnbild es vermag.

Dies Streben nach Ergründung und Erschöpfung seiner Probleme mag nun freilich einen Mangel zur Folge gehabt haben: es ist die hie und da hervortretende Breite im Schildern. Am deutlichsten wird dies in dem zweihundertsechzig Seiten starken Drama „Julian, der Apostat". Daß gerade an diesen zu ausgedehnt geratenen Stellen glänzende Lyrismen zutage treten, entschuldigt den dramatischen Verstoß nicht. Aber andererseits wird auch die dramatische Wirkung dadurch doch nicht wesentlich beeinträchtigt, wie die vor Jahren auf der Speyerer Bühne unter Leitung der Speyerer Lesegesellschaft stattgefundenen, wiederholten Aufführungen erwiesen (Zimmern, a. a. O., S. 19.

Der Grund dafür, daß die Wirkung der Dramen dennoch nicht unter diesem Mangel litt, liegt sicher in einem anderen Vorzuge: Mit

Digitized by Google

seltenem Glück hat Molitor Probleme aufgegriffen von allgemeiner Verständlichkeit und Klarheit, von ernster Größe und mächtiger Tiefe. Nicht in weltfremdem Grübeln ersonnene Wahrscheinlichkeiten hat er sich zum Vorwurf gewählt, sondern schlichte, erwiesene Wahrheiten: Glaubenstreue und Seeleneinkehr, gestürzten Stolz und erhöhte Niedrigkeit. So wird er auch dem Herzen des Volkes voll verständlich. Und wie mehrere seiner Lieder Volks- und Kirchenlieder wurden (cf. Zimmern, S. 19), so verdienten es auch seine Dramen, wie wenige, sie dem Volke eigen zu machen. Festspiele wie „Die Blume von Sizilien" oder „St. Ursulas Rheinfahrt" und „Schön Gundel" sind für Volks- und Vereinsaufführungen wie geschaffen. Eine ernste großzügige Poesie würde so ihre zündende Wirkung aufs Volk ausüben können, kein schaler Mummenschanz, keine gut gemeinte, aber in dichterischen Unmöglichkeiten stecken bleibende Dramatisierung irgend eines undramatischen Sujets. (Schluß folgt.)

Gralfahrt / Von Franz Leitner

Als ich zu meinen Tagen kam
Und von dem Knaben Abschied nahm,
Da sprachen meine Tage: „Schau zurück!"
Und hinten sah ich klein die Leiden
Und klein die Freuden alle beiden,
Die einst wie Riesen schienen meinem Blick.
Da hat mich eine Sehnsucht überfallen
Nach großem Leid und Glück und großer Kraft,
Nach Burg und Berg und heller Wanderschaft
Und nach den Silberschleiern, die darüber wallen.

O meine Tage, werdet ihr mir geben
Den Stab in jenes Reich, nach dem als Knabe
In schönen Träumen ich gesehnt mich habe,
Ins Reich des Grals, in dem die Ritter leben?
Ich will nicht länger hausen, hofen, speisen

Digitized by Google

Im Rauch der Stadt und in den Niederungen,
Ich will zur Burg, die tausend Flammenzungen
In alten Büchern und in jungen Herzen preisen.
Wohlan zur Fahrt und führt mich, meine Tage,
Die Gott mir gab zu Knappen und Geleite
Und geht wie Engel stark an meiner Seite,
Daß ich auf dieser Reise nicht verzage.
Es darf nicht sein, daß ich auf meinem Wege,
Von Schönheit trunken und von Sonnenschein,
Mich seitwärts schlage in ein kühl Gehege
Und mich verirre hier — es darf nicht sein!
Es darf nicht sein, daß ich des Weges müde
Mein Haupt in rote Rosenbeete lege
Und kurzen Glücks und holder Stunden pflege,
Daß mich umhüll' des Augenblickes Friede.
Es darf nicht sein, daß ich mich rückwärts wenden
Im Kampfe sollte oder mich ergeben,
Es darf nicht — Herr, du, meine Kraft, mein Leben,
Gib Segen meiner Stirne, meinen Händen
Und stille Demut, daß ich mag vollenden.

Wenn dann am Ziel der reine Himmel blaut
Zu meinen Häupten auf dem hohen Berge,
Und von mir weichen Geister und Gezwerge,
Dann wird es sein, daß loh der Morgen sprießt
Vom Knauf der Burg, wie ich ihn nie geschaut
Und süßer als die Blust der ersten Bäume
Und heller als der hellste meiner Träume,
Daß sich mein Auge selig vor ihm schließt
Und daß dann aus des Himmels Schale fließt
Des Geistes Stillung und ein groß Gelicht . . .
Dann wird es sein, daß in die Kniee bricht
Vor dir mein Fuß und ich dich bitten werde:
„Geh weg, o Herr, denn ich bin Staub vor dir!" —
Doch nur: „die staubigen Schuhe löse", sagst du mir:
„Denn wo du stehst, da ist geweihte Erde."

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

[Wir werden anstatt der Titelüberschrift „Bauhütte" fortan den von Sebastian Brunner geprägten Ausdruck „Hau- und Bausteine" gebrauchen, weil dieser Titel viel klarer und bestimmter den Zweck der darunter stehenden kleinen Aufsätze bezeichnet. Bei dem Worte „Bauhütte" denkt man zunächst an die positiven Tätigkeiten, die der Bau erfordert, weniger an die vor dem Baue nötige Arbeit der Schuttabgrabung und des Behauens der Steine. Gerade diese negativen Arbeiten müssen aber hier in erster Reihe geleistet werden, und das soll deutlicher als bisher in der Überschrift zum Ausdruck kommen.]

Künstlerische Verarmung

Es wäre gewiß für den Kunsthistoriker eine dankbare und für uns sehr lehrreiche Aufgabe, einmal gründlich zu untersuchen, ob es je eine Zeit gegeben hat, deren Kunstbegriff so enge gefaßt, auf einen verhältnismäßig so kleinen Raum des großen Gebietes der Kunst beschränkt war, wie die heutige. Oder mit andern Worten, ob es je eine Zeit gegeben hat, die in der Kunst das Unfertige, Gährende, Tastende, Unreife mit einer solchen Kühnheit, wie die heutige, an Stelle des Vollendeten, Gereiften gestellt hat und zwar mit der unerhörten Prätension, daß dieses Gährende, Ungereifte die einzig wahre, erstrebenswerte und anerkennenswerte Kunst ist. Werfen wir nur einen Blick auf das Gebiet der schönen Literatur und fragen wir, was hier nach ziemlich allgemeinem Urteil als große Kunst gilt oder mit andern Worten, welchen Werken der volle Erfolg des Tages verschwenderisch zugemessen wird. Fast nie tragen diese Werke den Stempel des Einheitlichen, Geschlossenen, der Einfachheit und Klarheit; im Gegenteil sind es Werke voll innerer Zerrissenheit, voll Fragezeichen, den Stempel viel wollender und wenig könnender Unkraft tragend, unklar, verworren, kompliziert, ja nicht selten neurasthenisch, krankhaft, ans Pathologische streifend. Für das Einfache, Klare, Monumentale hat die Tageskritik und mit ihr die Tagesmeinung fast gar kein Verständnis. Werke dieser Art gelten als veraltet, epigonenhaft, unbedeutend; groß ist nur, was sich mit dummstolzer Geste über Gesetz, Maß und Harmonie, über die Kontinuität der Entwicklung und den organischen Zusammenhang mit der Vorzeit hinwegsetzt. Ganz besonders gilt das auf dem Gebiet der Lyrik. Diese Kunstform, in gewissem Sinn Anfang und Vollendung aller andern, verfügte einst über einen Reichtum, eine überquellende Fülle der Formen; sie erstreckte sich auf kaum zu durchmessende Gebiete, prangte im Schmuck

Digitized by Google

des bunten, reichen Lebens aller Farben und Skalen der menschlichen Empfindungen. Was ist uns heute von diesem Reichtum geblieben? Ach, wir sind arm geworden! Das traumhafte Stimmungsbild, das zu nebelhafter Eindrucksfähigkeit gestaltete Gefühl, das wirre Stammeln des krankhaft nach Originalität und Exklusivität ringenden Subjektivismus gilt heute fast ganz allein als wahre, echte Lyrik. Auf der Fülle der Tasten aller menschlichen Gefühle durfte und sollte einst der lyrische Dichter spielen — heute beschränkt ihn die herrschende Verarmung unseres Kunstbegriffs auf einige wenige und noch dazu möglichst wenig allgemeinberührende Gefühle. Die ganze Fülle der Begeisterungslyrik mit der Kampf-, Vaterlands- und Hymnenpoesie wird heute als leere „Rhetorik" mehr oder weniger beiseite geschoben. Von den zahlreichen Gattungen der Lyrik, wie sie die Alten kannten, haben wir kaum noch den Namen. Doch was reden wir von den Alten! Was ist unseren Modernen z. B. Schiller mit dem idealen Schwung seiner Lieder? Nichts als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle; für große Gefühle haben sie kein Verständnis mehr. Der Mangel an eigenen „Erlebnissen größeren Stils", begründet in ihrer religiösen Verarmung, bedingt ihr mangelndes Interesse an solchen Erlebnissen.

Mit dieser Verarmung unserer Kunstbegriffe hängt auch der Niedergang der epischen Dichtungsart zusammen. Das Epos braucht Helden, bedeutende Ereignisse, große Erlebnisse, hohe Gedanken. Mit seinem Zug ins Ideale, in die Wunderwelt des Mythischen, Sagenhaften diente es der Erhebung, der Begeisterung, der Entrückung in eine schönere, feiertägliche Welt. An seine Stelle ist heute der Roman getreten, das vorzugsweise der Unterhaltung und dem Zeitvertreib dienende Konterfei der Welt des Alltags, der Welt, die uns umgibt, in der wir leben. Die äußere Handlung, der bunte und breite Fluß bedeutender Ereignisse, tritt zurück und wird ersetzt durch die Konflikte und Zustände des innern subjektiven Lebens, durch Seelenschilderung und pathologische „Ichzerfaserung". Sogar das Drama wird vielfach in diese Ent- oder vielmehr Verwicklung hineingezogen, seiner Spannkraft, der Handlung, beraubt, in kraftlose Zustandsschilderung und krankhafte Entschleierungen der widerwärtigsten Seelenprobleme aufgelöst. Es soll ja keineswegs geleugnet werden, daß das Gebiet der rein seelischen Vorgänge, Konflikte und Probleme dem gestaltenden Künstler eine Fülle der dankbarsten Aufgaben darbietet, aber es muß zu einer Verengung und Verarmung des Kunstlebens führen, wenn das künstlerische Schaffen fast *ausschließlich* auf die innere, subjektive Welt festgelegt wird.

Die Verarmung und Einengung unseres Kunstbegriffs und damit unserer Kunst ist das naturgemäße und selbstverständliche Ergebnis des Bruches mit der Tradition und der großen Vergangenheit, den unsere Zeit fast auf allen Gebieten der Geisteskultur, besonders augenfällig auf dem Gebiete der Kunst vollzogen hat. Das Kennzeichen der modernen, vom Christentum weit weg zu einem neuen Heidentum führen-

Digitized by Google

den Entwicklung ist ein unbändiger Hochmut, ein größenwahnsinniger Stolz auf die modernen Errungenschaften. Dieser Geistesrichtung, die in Nietzsche ihren Propheten gefunden hat, scheint es unerträglich, auf Pfaden wandeln zu müssen, die eine gläubige Vorzeit gebahnt hat. Darum weg mit allem, was diese Zeit geschaffen, fort mit allen Anknüpfungspunkten an eine lebendige Entwicklung, die uns Neuen den Ruhm der Originalität raubt; alles muß vom Grund aus neu gestaltet, die Kunst muß auf ganz neue Grundlagen gestellt, mit dem Aberglauben organischer Fortentwicklung muß gebrochen werden. Das waren die wohl zumeist unausgesprochenen, aber in der Praxis betätigten Maximen der neuen Stürmer und Dränger, auf die unsere moderne Kunstentwicklung zurückführt und sich gründet. So ist es begreiflich, daß das, was die Vorfahren in der Kunst als bedeutend, als wertvoll betrachteten, von den Neuen vielfach als wertlos beiseite geworfen wurde. Die Kunst wurde auf ein neues Prinzip eingestellt, auf das subjektive, ihre Größe und Bedeutung wurde in ganz anderen Kriterien gesucht, als in vergangenen Zeiten. Je weniger man selbst große Ideen hatte, desto weniger schätzte man sie in der Kunst, desto mehr hing man sich an die Form, an äußeren Glanz und Flitter. Je mehr die Welt ins Materielle versank, je weiter sie sich von der Welt des Übersinnlichen entfernte, desto weniger verstand man die Sprache des Übersinnlichen in der Kunst, desto einseitiger suchte man die Kunst an das Materielle, Sinnliche zu ketten und ihr den idealistischen Höhenflug zu wehren. So kam man immer tiefer in die fast unglaubliche Verarmung und Enge unseres heutigen Kunstlebens hinein.

Das alles ist, wie gesagt, verständlich, begreiflich als notwendige Folge der Gesamtentwicklung unseres Geisteslebens. Unbegreiflich, unverständlich, entsetzlich inkonsequent ist nur eins: daß nämlich diese armen und engen Anschauungen vom Wesen der Kunst auch im katholischen Lager Eingang gefunden haben. Wir haben doch den Kulturbruch nicht mitgemacht! Wir haben doch den organischen Zusammenhang mit der Vergangenheit bewahrt! Wir sind doch keine größenwahnsinnigen Herrenmenschen, die, wie gewisse Leute, den Menschen erst vom Baron anfangen lassen, die menschenwürdige Kultur erst vom Zeitpunkte der Überwindung des christlichen Aberglaubens datieren! Was haben wir für einen Grund, uns des Reichtums zu berauben, den die andern nur deshalb wegwarfen, weil er mit dem verhaßten Zeichen des Glaubens behaftet war? Wir haben wahrlich keinen andern Grund als den, daß wir fürchten, von den „Andern" als minderwertig und rückständig betrachtet zu werden, wenn wir nicht alle lächerlichen Geistesmoden mitmachen — und damit zumeist noch um einige Jahre nachhinken, weil wir für den Wechsel doch nicht so leicht empfänglich sind?

Ja, könnten wir die große, weitherzige Auffassung vom Wesen der Kunst, die so sehr der Universalität katholischer Weltanschauung entspricht, die Freude an der Fülle von lebensberechtigten Formen in

Digitized by Google

der Lyrik, Epik und Dramatik, anstatt einiger ausschließlich privilegierter, wieder in die Herzen aller Katholiken einpflanzen, dann wären damit fast alle uns heute trennenden Fragen und Probleme im Literatur- und Kunstleben gelöst. So wird z. B. der Widerstand der modern-katholischen, fortschrittlichen Richtung gegen die vielfach mit Notwendigkeit in den Bahnen organischer Fortentwicklung wandelnde katholische Kunst gewiß auch dadurch hervorgerufen, daß sich die Vertreter dieser Richtung den engen, armen Kunstbegriff der Moderne angeeignet haben und von diesem Standpunkte aus die katholische Literatur kritisieren und zu reformieren trachten. Man prüfe doch einmal auf diese Seite hin die in den Organen jener Richtung geübte Kritik und man wird finden, daß diese Kritik fast ganz die gleichen Maßstäbe anlegt und von denselben Kunstanschauungen ausgeht, wie die von ihr vielfach als Ideal gepriesene Moderne. Von einer derartigen, von ganz anderen Voraussetzungen ausgehenden Kritik *kann* selbstverständlich eine bewußt und konsequent auf katholischen Grundsätzen aufgebaute Literatur *nicht* bestehen.

• • •

Dutzendmenschen — Dutzendkunst

Joseph August Lux schildert im „Türmer" („Das Kunsterbe des Volkes", Heft 10, S. 583) den stillen Zauber, der die alten Stuben, die alten Gerätschaften, die alten Häuser umfängt: „Alles ist Ausdruck, Sprache. Wir vernehmen die Stimme der Jahrhunderte. Die Steine reden. Lebendige Baukunst! . . Überall sehen wir dieselben Züge, und dennoch ist jedes dieser Häuser eine Persönlichkeit."

Ja, dieses Gefühl muß jeden beherrschen, der die alten Bürgerhäuser in den süddeutschen Städten, in Mittel- und Südtirol, kurz überall dort gesehen hat, wo noch Reste mittelalterlicher Baukunst unverfälscht vorhanden sind. Warum haben uns diese alten Häuser so viel zu sagen, während die prunkenden Paläste der Neuzeit wie stumme Götzen aus leeren Augen uns protzig anstarren, ohne das leiseste Gefühl der Vertrautheit, der Heimlichkeit, der Herzlichkeit in uns zu erwecken? Das kommt davon, weil die alten Häuser, wie Lux richtig bemerkt, „vermenschlichte Züge" tragen. Darum hat jedes dieser Häuser, wie jedes Menschenangesicht in seinen Zügen den besonderen persönlichen Charakter trägt, trotz der allen gemeinsamen Motive etwas ganz Persönliches, Individuelles: hier nur ein Erker an anderer, aber gerade an der notwendigen Stelle, hier das Dach weiter vorgeschoben, hier ein Sims stärker betont — und trotz der immer wiederkehrenden gleichen Motive nirgends Schablone, nirgends Nachahmung, sondern überall eigenpersönliches Leben. Wer hat ihnen aber dieses Eigenleben eingehaucht, diesen Persönlichkeitsstempel aufgedrückt? Niemand kann geben, was er nicht

Digitized by Google

hat. Die Erbauer dieser Häuser mußten selbst starke, fertige Persönlichkeiten, eigene Individualitäten sein, sonst hätten sie diesen individuellen Charakter ihren Schöpfungen nicht einhauchen können. Und warum können das — mit wenig Ausnahmen — die heutigen Baukünstler nicht mehr? Warum schaffen sie statt Individualitäten nur Schablonen, seelen- und geistlose Nachahmungen? Weil sie selbst, wie die meisten Menschen unserer Zeit, Schablonenmenschen sind, weil es ihnen, beziehungsweise unserer Zeit, an Charakter, Individualität, Persönlichkeit fehlt.

Das ist freilich eine kühne Behauptung gegenüber der allgemeinen Anschauung, daß die Persönlichkeitswerte in unserer Zeit mächtig gestiegen sind. Aber doch nicht so kühn, wie es auf den ersten Blick scheint. Gewiß, der Kultus der sozialen Gefühle ist heute vom Kultus des Subjektivismus, der Persönlichkeit abgelöst worden. Aber vielleicht ist dieses Rufen und Ringen nach Persönlichkeit nur ein instinktiver Notschrei, erpreßt von dem Sehnen nach etwas, was uns gerade am meisten fehlt. Wäre der Tiefstand unserer heutigen Kunst wohl möglich, wenn Charakter, Persönlichkeit keine so seltenen Erscheinungen wären? Kunst ist doch in gewissem Sinne höchstgesteigerte Persönlichkeit. Und weil in unserer Zeit alles darauf angelegt ist: die Schule, die Presse, die Literatur, das Theater, keine Persönlichkeit aufkommen zu lassen, sondern nur Dutzend- und Schablonenmenschen zu bilden, darum haben wir auch anstatt der großen Kunst, die nur aus Persönlichkeit erwächst, nur Dutzend- und Schablonenkunst, die den Mangel an Schaffenskraft durch gesteigerten Nachahmungstrieb ersetzt. Der Kulturmenschheit von heute fehlen die großen Ideen, es fehlt ihr, nämlich der Menge, der Allgemeinheit, das tiefe Denken. Als in den glaubensstarken Zeiten die Menschen aus den Urquellen der Religion Vergessenheit des Niedrigen, Sehnen nach dem Höchsten schöpften, da war auch der einfache Mann ein tiefer Denker, er löste auf seine Weise die Urfrage aller menschlichen Weisheit: Wozu bin ich auf der Welt? Was ist Ursprung und Ziel des Lebens? Dieses ernste Denken, verbunden mit der beharrlichen Arbeit an sich selbst, die das lebendige Christentum fordert, es bildet Individualitäten, es ist die allen Menschen zugängliche Hochschule der Persönlichkeit. Der Blick ins Jenseits gibt dem menschlichen Leben Tiefe und Fülle. Heute herrscht die Diesseitsreligion oder vielmehr die Diesseitsirrlehre, die nur Diesseitsmenschen bildet, Menschen, die aufgehen in niedrigem Genuß und in hoffnungstötender Arbeit, deren Ziel und Ende wiederum nur sinnlicher Genuß ist. Diese ewige Diesseitsstimmung macht die Menschen leer, gedankenlos, denkfaul — daher die Allmacht der das eigene Urteil durch Vorkauen der Geistesnahrung verkümmernden Presse, — sie bildet darum nur Schablonenmenschen, keine Persönlichkeiten. Das ist der tiefste Grund der Oberflächlichkeit, Schablonenhaftigkeit und innerlichen Leere der heutigen Kunst. Denn auch die Künstler, wenigstens die heute gepriesenen Repräsentanten der modernen Kunst sind nur Diesseitsmenschen, leer und hohl, am Äußerlichen hängend und

Digitized by Google

den großen Ideen und Gefühlen, die über dem Bereich der Sinne wohnen, abgestorben.

Wenn diese Auffassung richtig ist, — und wer unsere Zeit vom Standpunkt des katholischen Glaubens betrachtet, wird wohl kaum zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen kommen können, — dann ergibt sich von selbst das Mittel zur Heilung unserer kranken Kunst. Gebt der Menschheit wieder große Gedanken und Ideen, reißt sie aus der geist- und kunsttötenden Diesseitsstimmung, eröffnet ihr wieder den Blick in unendliche Fernen, in die Heimat der großen Gedanken und der großen Gefühle. Und dann ergibt es sich auch, daß der Kunst im allgemeinen kein größerer Dienst erwiesen werden kann, als die treue Pflege katholischer Kunst im festgefügten, wenn auch kleinen Kreise. Wir müssen uns freimachen von dem Aberglauben, daß wir, die Hüter des heiligen Grals, wenn auch unwürdige Hüter, zu der Welt des Irrtums und der Täuschung in die Schule gehen müßten, um unserer Kunst zeitgemäßes Leben einzuflößen. Das Ewige, Dauernde ist immer zeitgemäß; das Moderne ist das Wechselnde, heute erhöht, morgen erniedrigt. Wir haben den Gral; an uns ist es, ihn zu erheben, ihn festzuhalten, damit, wenn ihre Zeit gekommen ist, die kranke Kunst der Welt zu ihm, als zu ihrem einzigen Heil, wie der wunde Amfortas zurückkehre und an ihm gesunde. F. Eichert.

Stimmen der Zeit

Die Pandorabüchse der modernen Literatur

Fast in völliger Übereinstimmung mit den in diesen Blättern schon oft geäußerten Anschauungen charakterisiert Viktor Blüthgen in einem Aufsatze: „Die Moderne und die Geschlechterfrage" (Türmer XV, 9) die neue Kunst als das Ergebnis vollbewußter künstlerischer Ausnutzung der unerhört gesteigerten Nervenempfindlichkeit, Eindrucksfähigkeit und Beobachtungsgabe des modernen Kulturmenschen. Auf diesem Gebiete hat sie ihre Werte hervorgebracht. Die Initiative dabei kommt offensichtlich auf Rechnung der Jugend. Darum ist sie Jugendkunst. Die Jugend wußte anfangs nicht, was sie tat, sie wollte sich nur durchsetzen nach dem Axiom: Es muß etwas ganz anderes, ganz neues geschaffen werden. Zuerst holte man das Neue aus dem Ausland. Dann suchte man alles grundsätzlich anders zu machen als bisher, man kehrte die alten Kunstgesetze in ihr Gegenteil um, sah anders, drückte sich anders aus als bisher, um originell zu sein. Oder man gab sich mit seiner Jugend aus, wie man war: ein Gährungswesen, denkunreif, mit über-

Digitized by Google

wucherndem Phantasietrieb, mit dem beschränkten Ichhorizont der Jugend, die noch nichts erlebt hat und den Interessen und Gesichtspunkten des großen Lebens fern steht, nichtsdestoweniger aber autoritativ mitsprechen will. Daher der lyrisch-sentimentale Wesenszug der Moderne, die Proklamierung des Ahnungsvollen, Unbestimmten als des einzig dichterisch Wertvollen, der psychologischen Ichzerfaserung als Aufgabe des Erzählers und Dramatikers. Mangel an Erlebnissen größeren Stils bedingt ihr mangelndes Interesse an Handlung, das Gestalten ist ihr Nebensache, Improvisation und Stimmung das Wesentliche ihrer Kunst. Ihr einziges großes Lebensinteresse, der Boden ihrer einzigen starken Erlebnisse ist auf das Geschlechtliche beschränkt.

Nun hören wir Blüthgens ernste, nachdrucksvolle Worte über diese, von Deutschlands besten und weitblickendsten Männern bereits als eine nationale Gefahr empfundene Erscheinung:

„Sie (die Moderne) hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, indem sie das Geschlechtsleben der gärenden Jugend in den Mittelpunkt ihrer Kunst gestellt und mit der Unverfrorenheit ihres unkontrollierten Selbstgefühls und dessen Suggestionskraft gewissermaßen gesellschaftsfähig gemacht hat. Hier arbeitet ihre Phantasie, ihr Witz, ihr Gefühlsleben, hier wurzeln ihre Konflikte. Mit den Geheimnissen des Bordells, des Chambre séparée. des Grisettenlebens hat sie die Köpfe, nicht bloß unsrer Jugend, vertraut gemacht — die Einschätzung, die das keusche Eheleben zu seinen Ungunsten von hier aus sich gefallen lassen mußte, hat den Libertinismus in erschreckendem Maße auch in die Ehen getragen. Sie ist tief im Preise gesunken, die Keuschheit, sie und die Treue; sie sind ein Spott geworden nicht wie einst nur für persönliche Maßlosigkeit und Charakterschwäche, sondern für die ganze Weltanschauung der Moderne und ihrer Wortführer, als Bestandteile einer veralteten Weltanschauung, die überwunden werden muß. Man hat heute nicht mehr nötig, französische Romane zu lesen, um der Lüsternheit zu dienen; o, diese einst geschmähten Franzosen haben die Sittenlosigkeit noch als menschliche Schwäche behandelt, mit Humor — wir schwerfällige Deutschen haben sie philosophisch legitimiert. Es ist bezeichnend genug: die Moderne hat keinen Humor: sie hat Witz, Satire, Bosheit, aber keinen Humor.

Sie hat uns den Kultus der Nacktheit und des Geschlechtsgenusses gebracht. Ihm ist das Leben ihrer Begründer geweiht gewesen — man braucht keine Namen zu nennen. Daß sich daraus beständig die schwersten Konflikte ergeben, ist ihnen nicht zum Fingerzeig geworden — im Gegenteil, diese Konflikte mit ihrer Herzens- und Lebenstragik boten ihnen willkommene Stoffe. Und wie dann das Weib als der unbeherrschtere Teil von jeher dem Manne, wenn sie schon die Scham fallen läßt, an Schamlosigkeit überlegen gewesen ist, so hat sie darin in der modernen Dichtung den Vogel abgeschossen.

Man kann den Einfluß dieser pornographischen — denn das ist sie — Kunst gar nicht überschätzen. Vorweg auf die Jugend, die der gegebene Boden für diese „Jugendkunst" ist. Man braucht gar nicht erst in die russischen höheren Schulen zu gehen, wo ganze Knaben- und Mädchenklassen Vereine zum Zweck des Geschlechtsgenusses, auf den sie ein natürliches Menschenrecht prätendieren und offen verfechten, gegründet haben. Aber auch die „festen Verhältnisse" der Ehemänner und die gelegentlichen Chambre-séparée-Abenteuer der Ehefrauen in den Großstädten haben jammervoll überhandgenommen.

Das jammervollste an alledem ist, daß die Jugend die Behandlung des Geschlechtslebens als Amüsement zur Normalen gemacht, mindestens gesellschaftlich legitimiert hat. Dieses tiefste Geheimnis des Lebens, das von den Schauern seines Urgrundes umwittert ist, hat sie zur Schnurre gemacht.

Digitized by Google

Es ist mühsam errungene Kultur, was hier in verhängnisvoller Weise in Frage gestellt ist. Denn die Lebenskultur beruht auf der Selbstzucht."

Das sind schwere, das sind furchtbare Anklagen, und das Traurigste für uns ist wohl die betrübende Erfahrung, daß in nichtkatholischen Kreisen die Erkenntnis der Gefahren dieses Zustandes fast tiefer und nachhaltiger zu sein scheint, als unter den gebildeten Katholiken, die doch in erster Reihe zum entschiedensten Protest gegen den unsäglich frechen Libertinismus unserer modernen Kunst berufen wären. Die Ursache dieser tatsächlichen Rückständigkeit ist freilich unschwer zu erraten: werden doch weitere katholische Kreise von angeblich fortschrittlichen, in der Tat aber um zehn Jahre rückständigen Organen für eine schon längst nicht mehr zeitgemäße Bewunderung der Moderne künstlich präpariert bis zu einer verhängnisvollen Abstumpfung ihres Gewissens gegen die Sprache erschütternder Tatsachen. Wenn es einmal an der Zeit sein wird, eine Sammlung schier unglaublich klingender Urteile katholischer Organe über gewisse Erscheinungen der modernen Literatur der Öffentlichkeit zu übergeben, dann wird man es verstehen, warum die entschiedensten Proteste gegen die zum Himmel stinkende moralische Verseuchung unserer Literatur und Kunst aus nichtkatholischen Kreisen sich erhoben oder warum die lauten Warnungssignale des beleidigten katholischen Gefühls im katholischen Lager so wenig beachtet wurden.

• • •

Kann aus Nazareth etwas gutes kommen?

Wenn unsere andersgläubigen Volksgenossen, wenn auch so viele „Freisinnige" und indifferente Katholiken von dem Bestande einer katholischen Literatur, von katholischen Schriftstellern so gut wie gar nichts wissen, so sind für diese Unkenntnis vor allem die Literaturzeitschriften verantwortlich zu machen. Denn diese geben auch für die Tagespresse in literarischen Dingen vielfach den Ton an, sie bestimmen und begrenzen vielfach sogar das Arbeitsfeld der Literaturwissenschaft. Was erfahren aber die Leser der nichtkatholischen Literaturzeitschriften von der Existenz katholischer Schriftsteller? In der Regel sogut wie gar nichts, und wenn schandenhalber einmal ein Buch katholischer Herkunft besprochen wird, so geschieht es in der Regel in einer vornehm-herablassenden, suffisanten Weise, für die u. a. das Aufsätzchen „Christliche Unterhaltungsliteratur" im „Literarischen Echo" vom 1. Juli 1913 ein charakteristisches Beispiel liefert. Schon der Titel „Unterhaltungsliteratur" spricht den hier erwähnten katholischen Autoren (darunter M. v. Buol) künstlerische Qualitäten ab und damit stimmt das allgemeine Werturteil überein: „Wo haben wir heute die auf ausgesprochen christlicher Weltanschauung fußenden Poeten, die unter den Schriftstellern ersten Ranges ihre Stelle haben? Wo? — Auf Mittelware sind wir gewiesen

Digitized by Google

und auf den sonst ja lobenswerten, hier so ohnmächtigen guten Willen." Dann wird im einzelnen noch die Erzählung „Christophorus" von M. v. Buol, (der Kritiker schreibt beharrlich Christopherus) als nicht über das Mittelmaß hervorragend abgetan, etwas höher („sichtbares Können") wird die Erzählung „Die Zelle der Gerechtigkeit" von Franziska Bram gewertet, der so wahren aus dem Leben geschöpften Darstellung des Klosterlebens in Pfannmüllers „Land der Toren" wird allzuviel Tendenz und Absichtlichkeit vorgeworfen, „um einem höheren künstlerischen Anspruch zu genügen oder kulturfördernd wirken zu können". (!)

Hier handelt es sich nicht um einen einzelnen Fall, es ist offenbar System in der Sache. Die entschieden „über das Mittelmaß hervorragenden" katholischen Schriftsteller werden gewöhnlich in zwei Klassen eingeteilt: läßt sich an dem katholischen Charakter ihrer Schriften nicht drehen und deuteln, so werden sie entweder (wie oben M. v. Buol) parteiisch und ungerecht herabgedrückt oder, wie z. B. Richard Kralik, Domanig u. a. totgeschwiegen. Oder es läßt sich, wie es z. B. bei Enrica v. Handel-Mazzetti der Fall war, der katholische Charakter ihrer Schriften anzweifeln oder gar ins Gegenteil verkehren: dann werden sie einfach den Katholiken weggenommen und auf dem eigenen Konto als Größen erster Ordnung gebucht. Jetzt, nachdem man diese Größen für die moderne Weltanschauung gekapert und die gegen diesen Gewaltstreich sich Wehrenden in die Tiefen der Mittelmäßigkeit oder des Vergessens hinabgedrückt hat, kann man sich in die Brust werfen und höhnisch fragen: „Wo haben wir heute unter den Schriftstellern ersten Ranges die auf ausgesprochen christlicher Weltanschauung fußenden Poeten?"

Einen neuen auffallenden Beleg für die Planmäßigkeit dieser Taktik hat nun das „Literarische Echo", das bekanntlich zuerst (vergl. Gral erster Jahrgang, erstes Heft) ein solennes Leichenbegängnis ersten Ranges für die katholische Dichterin Enrica v. Handel-Mazzetti veranstaltet hat, mit seiner (in Heft 13, Sp. 892 erschienenen) kritischen Wertung der Werke Heinrich Federers geliefert. Federer wird hier mit Recht als einer der ersten lebenden Künstler gewertet: „Ein Stück Welt, klein und fest umgrenzt, ist hier so intensiv gestaltet, so bis in seine innersten Einzelheiten durchdrungen, soviel Menschheit und Menschlichkeit ist darin zusammengedrängt, daß dies Stück Welt über seine stofflichen Grenzen hinaus zu etwas Größerem, Allgemeinen sich auswächst: zu einem Bild von Leben und Welt schlechthin. Und — das ist wichtiger — in welchem Stil, mit welchen Worten ist diese Welt gebaut! Federers Stil ist kein literarischer Stil, kein Stil, der vom Wort ausgeht, der im Wort an sich einen Wert sieht: kurz, es ist kein bewußter Stil. Er besitzt alle Vorzüge, die Bewußtheit bringen kann! Schönheit, Ruhe, Genauigkeit, — Kürze, wo es nottut. Aber er hat alles das als selbstverständlich, innerlich, intuitiv . . . Aber der Hauptwert seines Stils liegt in anderem, größeren: in der musikalischen Rhythmisierung, die durch das Ganze geht, in der Kraft, mit der Federer einen 650 Seiten

Digitized by Google

starken Band mit einer großen Anzahl von Personen, Ereignissen und Handlungen zu einer einzigen großen Einheit zusammenschließt. Bei ihm werden Menschen, Berge, Himmel, Erde, Vieh, Blumen, Luft und Wasser und alles Große und Kleine zu einer symphonischen Einheit zusammengeballt, zu einem großen Akkord, der lange noch fortlebt, wenn Einzelheiten vergessen sind."

Dieser letzte Satz zeigt schon, wo der Kritiker hinauswill: Der katholische Priester und Schriftsteller Federer muß, um im „Literarischen Echo" als Größe ersten Ranges gelten zu können, mit der katholischen Weltanschauung in schroffen Gegensatz gebracht werden. Und das geschieht wenige Zeilen später mit den mehr als konfusen Worten:

„Heinrich Federer ist Jungkatholik. Er ist gottesgläubig wie der Omlis (der Held im „Pilatus"): Gott, an den er glaubt, thront nicht mehr über der Welt richtend, herrschend, leitend; er ist in der Welt, und die Welt ist in ihm. Gott, Welt, Menschen — dies Getrennte ist eine große Einheit."

Der diesen Unsinn schrieb, weiß nicht einmal, daß ein Mensch mit einem solchen Glauben kein Jungkatholik, überhaupt kein Katholik, überhaupt kein Christ mehr ist, sondern ein moderner Heide, ein Pantheist.

Und wie wird diese für einen katholischen Priester denkbar schwerwiegendste Anschuldigung bewiesen? Man höre — und staune — und staune — und staune!

Omlis, der Held in Federers Roman „Pilatus", trifft mit seinem alten Pfarrer zusammen, der ihn fragt, ob er noch glaube, noch in die Kirche gehe. Und Omlis antwortet: „An unsern Herrgott glaub' ich noch und an die Berg' und an Euch, Pfarrer, und sonst an sauber nichts mehr!"

Daraus, daß Federer seinen Helden, den er als eine Art von Elementarwesen, nur an sich selbst glaubend, als eine Personifikation der in der Alpenwelt und im Alpenvolk schlummernden Urkräfte schildert, diese zu Omlis Wesen passenden Worte in den Mund legt, folgert der Kritiker, daß Federer selbst an keinen persönlichen Gott mehr glaubt!

So etwas ist einfach ungeheuerlich. Selbstverständlich kennt der Kritiker Federers „Jungfer Therese" nicht, sonst müßte er uns wohl gestatten, auf diese Art zu beweisen, daß Federer ein „Hyperkatholik", ein „Modernistenschnüffler", am Ende gar — o Schrecklichstes von allen — ein verkappter „Gralritter" ist! Denn das alles ließe sich haargenau aus den Reden der von Federer in „Jungfer Therese" geschilderten Personen „nachweisen".

Doch genug. Übergeben wir diesen interessanten Beitrag zu dem Kapitel: „Wie heute Literaturgeschichte gemacht wird", dem weiteren Nachdenken unserer Leser!

• • •

Digitized by Google

Die katholische Angst

Der vom hochwürdigen Pfarrektor Mäder (Basel) anläßlich der Fahnenweihe des katholischen Jünglingsvereins in Olten gesprochenen Festrede entnehmen wir die folgenden kernigen Worte, die der „Gral", als einer der ersten Kämpfer für ein entschiedenes Bekenntnis zu den katholischen Grundsätzen in unserem Kulturleben, mit vollem Recht zu den seinigen macht:

„Drei Viertel alles Bösen, das in der Welt getan wird, geschieht aus Furchtsamkeit. Diese ist eine spezifisch modern-katholische Erscheinung, die man in allen Kasernen, Werkstätten, Bureaux, Schulen, auch in vielen Redaktionen und anderswo beobachten kann. In der Form der Massenkrankheit finden wir sie sonst nirgends. Es gibt keine jüdische Angst. Es gibt keine protestantische Angst. Es gibt keine altkatholische Angst. Es gibt nur eine katholische Angst.

Angst der Priester, Angst der Politiker, Angst der Redner, Angst der Schriftsteller, Angst der Vereinsvorstände mit besonderer Berücksichtigung des Kassiers. Angst vor radikal-katholischer Grundsätzlichkeit, Angst vor unverwaschener katholischer Sprache, Angst vor katholischem Konfessionalismus. Angst vor der öffentlichen Meinung und ihren Priestern, dem Professor und dem Redakteur, Angst vor dem ungläubigen Kapital, Angst vor dem allmächtigen Staat. Die Angst ist schuld an allem. Sie ist die Mutter des Modernismus, der Kompromißmacherei und die Großmutter des Abfalles und Verrates, der Fahnenflucht.

Und warum ist in der katholischen Welt so viel Feigheit? Weil das Bewußtsein der Kraft gesunken ist. Und das Bewußtsein der Kraft ist gesunken, weil die Überzeugung von der allein seligmachenden siegreichen Wahrheit und absoluten Zeitnotwendigkeit der katholischen Idee gesunken ist, die Überzeugung, daß die Zukunft entweder katholisch oder nicht sein wird.

Saget in Euren Vereinen oft den ersten, zweiten und achten Glaubensartikel auf, glaubet, daß es einen allmächtigen Schöpfer gibt, glaubet, daß die Geschichte noch nicht abgeschlossen und beständig die göttlichen ‚Staatsstreiche' erneuert, vor denen Nationen und Regenten in die Kniee sinken, glaubet, daß es einen Namen gibt, vor dem sich alle Kniee beugen müssen, und eine Stadt, die das Zentrum der Weltgeschichte ist und sein wird, pflanzet in Euch und in Euren Freunden unüberwindliches Gottvertrauen, Romvertrauen und Selbstvertrauen. Mit einem Worte, pfleget den richtigen, auf dem Fundament der Demut und des Glaubens sich erhebenden katholischen Stolz und Ihr habt das Heilmittel gegen die katholische Angst und Eure Vereine haben so viel Männer als Mitglieder."

Hätten wir dieses machtvolle, unüberwindliche katholische Selbst- und Gottvertrauen, dann würden wir namentlich in Kunst und Literatur nicht durch Winseln und Bücken vor den modernen Götzen, nicht durch Bitten und Betteln um gnädige Zulassung zur „gemeinsamen Arbeit" mit unseren Feinden, oder um das Bettleralmosen einer widerwillig gespendeten Anerkennung Zeit und Kraft vergeuden, sondern uns darauf besinnen, daß wir allein den heiligen Gral hüten und besitzen. Lernen wir ihn doch kennen!

• • •

Gottes Wort bei Ibsen und Nietzsche . . .

In zweifacher Beziehung sind die Betrachtungen, die Ezard Nidden im „Kunstwart" (XXVI, 14) an das von dem freisinnigen Bremer

Digitized by Google

Pastor Felden herausgegebene Buch: „Alles oder nichts, Kanzelreden über Ibsens Schauspiele" anknüpft, für unser modernes Geistesleben charakteristisch. Einmal schon die Tatsache, daß ein zur Verkündigung des Wortes Gottes berufener Prediger seinen Kanzelvorträgen die Schauspiele Ibsens als Text unterlegt mit der mehr als merkwürdigen Begründung: die Textunterlage soll zwar Gottes Wort sein, aber dieses lebt nach unserer neuen Auffassung nicht nur in der Bibel, sondern so ungefähr in allem Großzügigen, wenn wir es nur recht zu sehen verstehen, in den Schriften der Inder, den besten Bildern der Modernen, im Koran, in den Gesängen großer Lyriker, bei Paul Gerhardt und bei Nietzsche und so auch bei Ibsen.

Mehr kann man doch von einem liberalen Pastor nicht verlangen. Nun aber die zweite Merkwürdigkeit!

Ezard Nidden, das pythische Orakel des „Kunstwart" ist garnicht einverstanden mit der Art und Weise, wie sich Pastor Felden seinen Ibsen als Predigttext zurechtlegt. Felden hat nämlich insbesonders aus Brands Untergang die Lehre herausgelesen: Alles oder nichts — wer ein Ganzer sein will, der sei bereit, alles zu opfern, selbst unterzugehen. Ibsen habe damit sagen wollen, in dieser Ganzheit ruhe das Heil der Welt usw.

Nun kommt aber Ezard Nidden und fragt, ob ein großer Poet überhaupt „*Gedanken ausführe*" oder *Gestalten schaffe*? Ein Dichter habe nicht die Aufgabe, etwas zu *beweisen*, sondern etwas zu *gestalten*. Er wendet sich somit gegen Felden, der in Ibsens Stücken die „Ausführung" bestimmter Gedanken sieht. So komme man aber nicht zum lebendigen Erfassen der Dichtung. Felden sehe in der Dichtung nicht die *vom Dichter gestaltete*, sondern die *reale* Wirklichkeit. Diese simple Auffassung, meint Nidden am Schluß seiner Ausführungen, führe ebensowenig zu lebendiger Wirksamkeit der Poesie, als die philologische Betrachtung. „Nicht auf Forschung und Vergleichung, aber auch nicht auf einem Für-wirklich-nehmen baut sich lebendige Wirkung auf, sondern auf ästhetischem Genuß, als welchen man eine Anschauung der dichterischen Werke bezeichnen kann, die keinen Augenblick in direkte Assoziierung des Geschauten mit Wirklichem umschlägt, aber auch die Assoziationen mit vergleichbaren anderen Dichtwerken nicht überwuchern läßt."

Eine solche Auffassung der Kunst wird heute in führenden Organen gepredigt. Fühlt man denn nicht, wie sehr man die Kunst erniedrigt, wenn man ihre Wirkung rein in ästhetischen Genuß auflöst? Wie sehr man sie dadurch vom Leben loslöst, in ein Chambre separée für einige wenige „Berufene" verweist? Welche Kunst müssen wir höher schätzen: Jene, die einigen dafür besonders besaiteten Auserwählten einen an sich gewiß edlen, aber für die Gestaltung des Lebens nur mittelbar wirksamen ästhetischen Genuß darbietet, oder jene, die den ganzen Menschen faßt, seine Seele mit erhabenen Gedanken und Ideen

Digitized by Google

erfüllt, seinen Willen zum Guten bewegt, sein Herz mit Begeisterung und wirksamem Verlangen nach jenen Gütern erfüllt, die allein das Leben des Lebens wert machen? Aber nein, sagen heute die eingefleischten Ästheten, die Kunst darf nicht predigen, sie hat nur zu gestalten! Ganz richtig! Aber eben ihre Gestalten, die sie nach dem Leben schafft, *die haben uns doch auch etwas zu sagen*, die wirken doch nicht bloß auf unser Schönheitsgefühl und auf unsere Genußfähigkeit, die pochen an unser ganzes Herz, an unseren ganzen Menschen. Eben dadurch, daß sie gestaltet, predigt die Kunst unvergleichlich wirksamer, als wenn sie redete, wie auch Gott durch seine Schöpfung, durch vollkommene Menschenbilder und vor allem durch seine herrlichste und edelste Schöpfung, durch seinen menschgewordenen Sohn viel wirksamer zu unseren Herzen redet, als durch das bloße Wort. Um diese Wirkung eines wahren, großen Kunstwerkes zu fühlen, braucht man es nicht mit der realen Wirklichkeit zu verwechseln, wie Nidden von Pastor Felden meint. Die im Kunstwerk gestaltete Idee ist für sich eine Wirklichkeit, denn auch die Welt der Ideen ist ein wirkliches Sein, ebensogut wie die sinnlich wahrnehmbare Welt.

• • •

Umwertung der Werte

Einen anderen für uns sehr lehrreichen Versuch, die Überordnung der ästhetischen Werte über die ethischen zu begründen und zu rechtfertigen und damit in gewissem Sinne die l'art pour l'art-Theorie aufs neue aufzurollen, finden wir im ersten Maiheft des „Kunstwart". *Wilhelm Michel* charakterisiert hier den Künstler „als Vorkämpfer der Menschheit". Ausgehend von der Tatsache, daß Tolstoi am Ende seines Lebens den „Übertritt aus der Welt des Ästhetischen in die Welt des Ethischen" vollzog und zu einem verbitterten Feinde der Kunst wurde, daß Michelangelo im Alter „die eitle Freude am Gestalten" verwarf, daß Brentano nach seiner Bekehrung nur mühsam von der Vernichtung seiner schönsten Dichtungen abgehalten werden konnte und auch andere Künstler den Übergang zum Religiösen nicht ohne lebhafte Bereuung ihres künstlerischen Schaffens vollzogen, sucht er dem Zweifel an der Kunst, der fast jeden Schaffenden bedränge, — die Überzeugung des Künstlers von der *Überordnung* des ästhetischen Wertes über die materiellen und in gewissem Sinne sogar über die ethischen Werte entgegenzustellen, sowie das Bewußtsein, mit dieser Überordnung gewissermaßen im Auftrag der Menschheit zu handeln. Und das aus dem Grunde, weil die Menschheit seit ihren Anfängen „gegenüber der Natur und den chaotischen Einwirkungen des Göttlichen (!)" um „Form" kämpfe. „Mensch sein heißt Form sein; es heißt die dem Menschlichen gezogenen Grenzen erkennen und anerkennen. Sich und die ganze Welt zu formalisieren, ist

Digitized by Google

das höchste, wenn nicht die einzige allgemeinmenschliche Angelegenheit." Dieses allgemeinmenschliche Kollektivinteresse an der Form, die „Formnot", verdichte sich in einzelnen zu ästhetischem Heldentum und treibe die Künstler wie Vorkämpfer im Kriege um die Form voraus. Die Geschichte der Kunst und Dichtung sei die Geschichte eines unaufhörlichen Krieges gegen das am Anfang des Menschentums stehende Ungestaltete, Ungenannte, gegen das Chaos, dessen Zurückdrängen durch fortwährendes Benennen, Verformen, Gestalten geschehe. So bedeute jedes Kunstwerk eine Gebietserweiterung für die Menschheit und in diesem Sinn sei der Künstler ihr Vorkämpfer.

Man sieht sofort, wie gekünstelt, geschraubt und erklügelt diese Theorie ist. Was hier von der Kunst gesagt wird, nämlich daß sie das „Chaos" zu gestalten habe, muß doch auch von anderen menschlichen Kulturbestrebungen gelten, am meisten aber von der Religion. Gerade sie ist es, die den Menschen seine Grenzen erkennen und anerkennen lehrt, die ihm die vollkommenste „Form" gibt, ja einzig und allein geben kann. Wäre die Kunst die höchste Formgeberin, so müßten alle Künstler vollendet in ihrer „Form", d. h. vollkommene Menschen sein. Wenn in den Klügeleien Michels nur ein Körnchen Wahrheit ist, so wäre die Kunst die einzige und höchste Angelegenheit der Menschheit, die die Menschen erst zu Menschen macht. Und das zu glauben, dürfte wohl auch dem exklusivsten Ästheten schwer werden.

• • •

Bessern wir uns!

Am Schlusse seiner „Zeitschriften-Rundschau" im „Aar" (III. Jahrg. Heft 9) schreibt „Quietus" (H. Federer?) über Eduard Hlatky:

Zum Schlusse noch eines: Dem jüngst verstorbenen greisen Wiener Dichter Eduard Hlatky sind in katholischen Zeitschriften mehrfach anerkennende Nachrufe geschrieben worden. Auch wir wollen hier einen Kranz der Verehrung dem Sänger des Weltenmorgens aufs Grab legen. Er war nicht bloß ein Denker voll Glanz und Tiefe, ein großartiger Plastiker des Transzendentalen, ein Lyriker voll feiner Gefühle, sondern noch mehr, ein reiner, gerader, demütiger Mensch. Wir bekennen uns mit unsern übrigen Kollegen an der alten Schuld mitschuldig: Diesen Mann bei Lebzeiten zu wenig gepflegt und zu wenig ins literarische Leben getragen zu haben. So geschah es, daß Hlatky achtzigjährig wurde und nur wenigen, selbst bei uns Katholiken, so recht von Herzen bekannt war. Es ist die alte Sünde der Katholiken, aus Faulheit oder Zweifelsucht oder elender Scham das Eigene verstauben zu lassen und dafür jedem katzengoldenen Tagesgötzen den Staub von den Füßen zu küssen. Bessern wir uns! Im Falle Hlatky geht es uns alle ans Gewissen. Hlatky braucht die Lorbeeren nicht mehr. Aber es kommen solche, die sie wieder brauchen und verdienen. Passen wir besser auf, daß einer nicht achtzigjährig werden kann, ehe wir sein kahles, dreimal kranzwürdiges Haupt entdecken und dann — — — für den Sarg schmücken!

Ach, das Geheimnis ist ja so leicht zu lösen: Hlatky war eben so gar nicht „fortschrittlich", so gar nicht interkonfessionell, im Gegenteil

Digitized by Google

so „ostentativ" katholisch, ein „Hyperkatholik", — darum mußte sein Licht unter dem Scheffel brennen. Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß Hlatkys kraftvolle „Gedichte", sowie sein Streitgedicht: „An der Schwelle des Gerichtes" in gewissen katholischen Weihnachtskatalogen nicht einmal erwähnt, also von katholischer Seite planmäßig totgeschwiegen werden. Ja — bessern wir uns!

Kritik

Klassikerausgaben, Literaturwissenschaft

Hoffmann, E. T. A., Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Ellinger. Deutsches Verlagshaus Bong & Cie. (Goldene Klassikerbibliothek). Fünfzehn Teile in fünf Leinenbd. Mk. 10.—, Kr. 12.—.

Zu den wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres 1912 auf dem Gebiete der Klassikerausgaben gehört die Edition von E. T. A. Hoffmanns Werken in der Goldenen Klassikerbibliothek. Ein starkes Augenmerk muß bei einer wissenschaftlichen Bewertung naturgemäß auf Biographie, Einleitungen, Anmerkungen des Herausgebers gerichtet werden. Da haben wir mit dem Namen Ellingers schon eine gute Gewährleistung. Er hat in seinem Werke „E. T. A. Hoffmann, Sein Leben und seine Werke" (1894) zuerst eine Gesamtwürdigung der künstlerischen Persönlichkeit Hoffmanns unternommen und nach denselben Gesichtspunkten die Biographie in der vorliegenden Ausgabe aufgebaut. Vor allem hat er das Leben des Dichters aus dem Wust der bauschenden Überlieferung herausgeschält und in klarer Darstellung für sich behandelt. Nicht in, aber durch seine Schilderung hat er so manche Anschauung korrigiert, so die vielfach verbreitete Meinung, Hoffmann sei in Berlin zum Trinker geworden, der mit Alkohol schmerzliche Erfahrungen seines Lebens betäuben wollte. Ferner führt er die Überlieferungen über die lustige Runde bei Lutter und Wegener in Berlin auf das für Hoffmanns Erlebnisse Sichergestellte zurück. So ließe sich noch einiges anführen, das den Wert von Ellingers einleitendem Lebensbild auch für den Fachmann dartut. Von der einfachen Biographie kommt Ellinger zur eingehenden Beurteilung der Hoffmannschen Kunst. Für einen Kenner dieser Kunst ergeben sich die Konsequenzen aus folgendem Zitat von selbst: „Man mag in diesem reichen Leben anklopfen, wo man will, überall wird man auf die inneren Gegensätze geführt: auf der einen Seite dieses Gefühl und eine überschäumende Phantasie, auf der anderen ein scharfer, rechnender Verstand; hier ein Künstlergeist, der keine Schranken gelten lassen will, dort ein mit peinlicher Sorgfalt die Dinge ordnender Sinn; eine bitter-ironische, die Schatten aufspürende Betrachtungsweise und unmittelbar daneben ein warmer und herzlicher Humor, der auch das Kleine und Enge mit Liebe umfaßt." Wenn man noch hinzufügt, daß auf der einen Seite die Welt mit ihrem unterjochenden Realismus, auf der anderen Seite Hoffmann mit seinen Künstlerträumen vor einem unirdischen Zauberreich stand, so hat man damit nicht nur den Schlüssel zum Verständnis der Werke des Dichters angedeutet, sondern auch den Grundgedanken genannt, auf den Ellinger seine Interpretationen stützt. Wie den Schriftsteller, so behandelt Ellinger auch den Komponisten Hoffmann, von dem er nachweist, daß er als Theoretiker und Künstler großen Einfluß ausübte. Von ihm stammt bekanntlich die Musik zu Fouques „Undine".

Digitized by Google

Was die übrige Behandlung der Ausgabe betrifft, so läßt sich viel Gutes melden. Die Texte sind rein und sorgfältig gesichtet, mit den wichtigsten Lesarten versehen. Was besonders vermerkt werden muß, ist die ganz neue Sammlung der musikalischen Aufsätze Hoffmanns, von denen fünfzehn erst das zweitemal dem Drucke übergeben werden. Im „Meister Floh" fehlt auch nicht der Abschnitt, den Hoffmann seinerzeit aus politischen Rücksichten hatte streichen müssen. Die Anmerkungen umfassen über 200 Seiten und sind besonders für den Fachmann wertvoll. Bilder und Faksimiles schmücken die einzelnen Bände. Michael G. Lap.

Walther von der Vogelweide. Essay und Übertragungen von Max Nußberger. 100 Seiten. Frauenfeld, Huber & Co. 1.60 Mark.

Eine 43 Seiten umfassende Einleitung bietet in frischer Darstellung, was die Germanisten über Walthers Leben zu sagen wissen. Die Hauptverdienste des Dichters werden dabei zutreffend hervorgehoben: wie er Ritter- und Volkspoesie vereinigte, wie er der erste politische Dichter großen Stils in Deutschland war.

Über das Lied: Unter der Linde . . . fallen zu viel Worte. Das aber hätte ruhig gesagt werden dürfen, daß sich in solchen Liedern wie auch in den verwandten Tageliedern doch viel Elend und Unsitte verbirgt.

Schönbach scheint der Verfasser kaum benutzt zu haben; sonst hätte er wohl über Walthers religiöse Lyrik Besseres zu sagen gewußt. Die religiöse Gemütslage des Dichters scheint dem Übersetzer überhaupt ein Rätsel geblieben zu sein. Walthers Zorn dem Luthers gleichzustellen, geht doch nicht an. Walther ist im Herzensgrunde immer ein treues Kind seiner Kirche gewesen und hat seine Unarten bitter bereut. Es ist nicht einmal ausgemacht, wie viel in seinen Sprüchen gegen den Papst auf Rechnung der leidigen Politik und der jeweiligen Herren kommt, deren Absichten der Dichter zu dienen hatte. Die nüchternen Betrachtungen Michaels in seiner Geschichte des 13. Jahrhunderts sind hier wohl am Platze gegenüber den Tendenzen, die ein antirömischer Reformatorengeist in seine angeblichen Vorläufer nur allzugern hineinträgt.

Die einzelnen Proben sind recht hübsch; soweit ich nachgeprüft habe, auch korrekt, und enthalten gewiß eine Auswahl des besten. Seite 37 steht, um auch auf diese Kleinigkeit aufmerksam zu machen, 1219 statt 1229. Friedrich Muckermann.

Hauser Otto, der Roman des Auslands seit 1880. Ordentliche Veröffentlichung der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft, Neue Bahnen". 8°, IV und 192 Seiten. Leipzig 1913, R. Voigtländers Verlag. Mk. 2.—, geb. Mk. 260.

Otto Hauser hat sich als Weltliteraturforscher einen Namen gemacht; Adolf Bartels nennt seine „Weltgeschichte der Literatur" (Leipzig 1910) als eine der beiden Hauptquellen für das jüngste dreibändige Bartelssche Werk: „Einführung in die Weltliteratur." Das vorliegende Buch Hausers hat mich aber etwas enttäuscht: es sagt mir im ganzen zu wenig über die neuesten Dichter, die uns — nicht nur zeitlich — doch am nächsten stehen. Nach dem Drama ist der Roman die unmittelbarste dichterische Abspiegelung des Gesellschafts- und Völkerlebens, eben deshalb muß uns Neue die Wiedergabe aus unserer eigenen, eben der neuesten Zeit durch den Roman der übrigen Kulturvölker am meisten interessieren; jedenfalls darf diese Wiedergabe nicht im Verhältnis zurückstehen. Immerhin ist das an sich tüchtige Buch unseres Dankes wert; der obige Wink aber möchte für die nächsten Auflagen Erfüllung finden! — Der Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: Die Grundlagen; Der französische Roman; Der italienische Roman; Der Roman der iberischen Halbinsel; Der englische Roman; Der niederländische Roman; Der Roman der Skandinavier; Der slavische Roman; Der magyarische Roman. E. M. Hamann.

Digitized by Google

Butzbach, Johannes, Das Wanderbüchlein. Aus der lateinischen Handschrift übersetzt von D. J. Becker. 127 Seiten. Leipzig, Insel-Verlag. Mark 0.50.

Das Büchlein ist die Chronika eines fahrenden Schülers — im Gegensatz zu der bekannten des Brentano von aller romantischen Zutat frei. Seine Wirkung ist darum nur noch größer. Solch schlichtes Wesen und solcher Humor, möchte man übertreibend sagen, ist inzwischen aus der Welt fortgewandert. Das ganze ist ein wertvolles Kulturbild aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters, eine Hauptquelle für die Kenntnis des fahrenden Scholaren. Es führt uns durch eine Reihe anmutiger Städtebilder und Landschaften vom Rhein bis nach Böhmen hin und beleuchtet in seiner schlichten treuen Art mancherlei religiöse, politische und pädagogische Verhältnisse. Wir Katholiken werden es mit besonderer Freude lesen, ist es doch an mehr als einer Stelle eine herrliche Apologie jener vielgeschmähten Tage. Friedrich Muckermann.

Romane, Prosadichtungen

Jörgensen, Johannes, Eindrücke und Stimmungen. Autorisierte Übersetzung von Johannes Mayrhofer. 8°, 209 Seiten. Trier, Petrus-Verlag. Mk. 3.30, geb. Mk. 4.30.

Ein neues Buch von Johannes Jörgensen! Der gebildete deutsche Katholik öffnet mit Freuden seine Bücherei zur Aufnahme dieses Ankömmlings. Unbesehen? Ja, auch unbesehen, denn bei Jörgensen ist er seiner Sache gewiß; ob vielleicht einzelnes Enttäuschendes, — Anregendes, Vertieftes, Vorzügliches wird er allemal finden. — Hinter der oben angezeigten Veröffentlichung steht Jörgensen ganz und gar: mit seiner vergeistigten Schärfe der Beobachtung, seiner künstlerischen Prägnanz des Ausdrucks, seinem selbstgeprägten Stil, seiner Tiefe, Weite und Mannigfaltigkeit der Auffassung, seiner unerschütterlichen Festigkeit der Überzeugung — und seiner graziösliebenswürdigen Bonhommie. Stofflich bietet er Reisefrüchte und -bilder: aus Deutschland, Welschland, Westeuropa, um uns schließlich — was wir ihm besonders danken — ins dänische Daheim zu führen. Eigenpersönlicher war er vielleicht nie als in diesem Buche, das zwar den Künstler Jörgensen hie und da im bequemen Hausrock zeigt, in einer fröhlich gelassenen Behaglichkeit, die eben nicht just im Streben nach ausgesprochener Vollkommenheit begriffen ist, aber doch nur wie ein lichter Vorhang den Reichtum künstlerischen Könnens deckt. Alles von ihm Gegebene wirkt so klar, so plastisch, so lebendig — und so unaufdringlich. Und immer wieder sagen wir uns: Was ist er doch für ein feiner Kopf, für ein warmherziger Stimmungsschilderer und -wecker! Und welch köstliche Dichterseele steckt in ihm! — In seinen Mitteln ganz und gar modern, im guten Sinne, verliert er nie, weder für sich selbst noch für sein Publikum, das unverrückbare Ziel des Dauernden, des Unvergänglichen aus den Augen, wie es der Essay „Brüssel-Brügge" Seite 138 andeutet: „Es muß unablässig im Leben gewählt werden, und die Wahl ist in unseren Tagen . . . zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen dem vergänglich Modernen und dem unveränderlich Menschlichen." E. M. Hamann.

Bleibtreu, Karl, Zwei wackere Helden. Ein satirischer Roman. 8°, 251 Seiten. Leipzig. Grethlein & Co., G. m. b. H. Mk. 3.—.

Ein satirischer Napoleonroman — wer mag ihn lesen? Vielleicht, daß der Name des Verfassers „zieht". . . Der Hohn des Schicksals liegt in der Geschichte des Korsen gegen deren Ende ziemlich obenauf, — und reichlich obenauf liegt in dem Buche Bleibtreus die nicht allzufeine Satire. Im Vortrag herrscht der „saloppe" Ton vor; keine Spur eines ausgeprägten Stils. — Napoleons Unstern wurde zum nicht geringen Teile heraufbeschworen durch unwürdige Heerführer. Zwei davon stellen die „Helden" des Romans: 1. Der zweifellos tapfere, aber in Erpressung und Unterschlagung „florierende"

Digitized by Google

Marschall Andre Massena, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, nach der Schlacht von Marengo Oberbefehlshaber in Oberitalien, ruhmbedeckt in den Schlachten bei Aspern und Wagram, dann erfolglos in Portugal gegen Wellington und demgemäß in dauernde Ungnade gestürzt; 2. Jean Bapt. Bernadotte, 1880 Kronprinz und 1814/44 als Karl XIV. Johann König von Schweden, unzuverlässig aus berechnender Selbstsucht und rücksichtslos undankbar als eine im Grunde kleinliche Natur, deren Entlarvung innerhalb der Roman-Darstellung nicht einmal lebhafteres Interesse erwecken kann. Ich halte diesen satirischen Roman für verfehlt und zweifle an der Wahrscheinlichkeit seiner weiteren Verbreitung. E. M. Hamann.

Freimark, Hans, Der Meister. Roman aus der Gegenwart. 392 Seiten. Leipzig 1913, Wilhelm Heins. Brosch. 3.60 Mk. geb. 4.80 Mk.

Dieses Buch ist zweifellos ein Tendenzroman. Aber da die Tendenz nicht darauf gerichtet ist, die katholische Kirche zu verherrlichen oder zu verteidigen, so wird sie dem Verfasser nicht verübelt werden. Freimark, der über Theosophie und Okkultismus bereits einige wissenschaftliche Aufklärungsschriften herausgegeben hat, will in diesem Buche im Gewande des Romans dem Leser vor Augen führen, wohin selbst ein ehrliches religiöses Suchen und religiöses Bedürfnis sich verirren kann. Sein Studium der theosophischen Bewegung, deren Bedeutung man nicht unterschätzen möge, scheint ihn für diese Aufgabe in hohem Grade zu befähigen und seine deutliche Absicht hindert ihn nicht, gerecht, maßvoll und objektiv zu sein. Für reifere Leser ist das Buch, dessen Gestalten gut beobachtet und scharf gezeichnet sind, eine genußreiche und interessante Belehrung. Karl Jakobezyk, Breslau.

Falke, Gustav, Die Stadt mit den goldnen Türmen. Die Geschichte meines Lebens. 479 Seiten. Berlin, 1912. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.) Geb. Mk. 5.—.

Eine idyllische Kindheit, eine Reihe mehr oder weniger harter Lehrjahre, beide hie und da von schwerster, wenn auch nur halb verstandener Tragik dunkel überschattet, ein überaus reizvolles Aufkeimen der Dichterkraft, ein glückliches Familienleben „im Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht" und dann noch ein Übergang zu einem sonnigen Herbst — das ist der fesselnde Inhalt dieser Selbstbiographie. Durch alle die mit anspruchsloser Anmut geschriebenen vier Bücher zieht sich ein edles, keusches Fühlen und Denken. Mutterliebe und Mutterschmerz, Anhänglichkeit an Heim und Familie, tiefe Sehnsucht nach Lebenshöhe und Schönheit, ein liebevolles Verstehen anders gerichteter Persönlichkeiten, alles das läßt einem beim Lesen ordentlich wohl werden. Es ist ein ständiges Aufsteigen darin, wenn auch noch nicht die ganze Höhe.

Auf einer der letzten Seiten heißt es: „Auf der Abendseite des Lebens stehend, sehe ich über alle Gärten hinweg in die verschleierte Ferne, und sehe am violetten Saum der Welt zwei dunkle Flügel schweben." Der Dichter sieht das nicht mit Bangen. Er hat uns früher erzählt von einem Gottvertrauen, wenn man es so nennen darf, das tief in seiner Seele wohne. Die Vorsehung ist ihm eben doch gut gewesen und hat ihn von Stufe zu Stufe zu einem stillen Dichterglück hinaufgeführt. Was Wunder, wenn da vom Glauben einer christlichen Mutter her sich ein Stück Kindesgefühl in der Seele hielt. Es mag hinreichen, um eigenes Glück zu würdigen; aber um ein Leid zu verstehen, dazu langt es nicht. Beim Tode eines befreundeten Dichters schreibt Gustav Falke ein Gedichtchen, das in seinem Munde bezeichend ist:

Es sprach die Not: Ich quäle dich.
Es sprach der Mut: Ich stähle dich.
Es sprach der Sieg: Ruhm winkt und Licht.
Es sprach der Tod: Ich will es nicht.

Ein optimistischer Agnostizismus hat wirklich nicht mehr zu sagen und tut gut, schnell und möglichst würdig weiter zu gehen, wo ein Kreuz am Wege steht, um doch

Digitized by Google

nicht allen Humor zu verlieren. Lilienkron und Dehmel, die beide recht charakteristisch in die Handlung eingreifen, waren und sind allerdings nicht die Freunde, die hier fördern konnten. Sie haben im Grunde Gustav Falke nur dichterische Formwerte zugeführt: umschloß doch auch ihre Welt jener violette Saum mit den zwei dunklen Flügeln. . . . Da kann nur jener helfen, der es Licht werden ließ an den düstern Horizonten unseres Denkens. Wird Gustav Falke fortfahren, an ihm vorüberzugehen so achtlos wie bisher? Fast möchte ich ihm mit Lilienkron zurufen: „Dazu sind Sie eine viel zu christlich edle Natur!"

Friedrich Muckermann.

Bildende Kunst

Murillo. (Die Kunst dem Volke, Nr. 10/11.) Herausgegeben von der Allgemeinen Vereinigung für christl. Kunst. Mit Text von Dr. Adolf Fäh und 83 Abbildungen. Preis der Doppelnummer Mk. 1.60, Kr. 2.00), im Abonnement jährlich vier Hefte Mk. 3.—, (Kr. 3.00). Für Vereine und Ortsgruppen bei gemeinsamem Bezug von etwa 20 Heften Preis der Doppelnummer Mk. 1.—, (Kr. 1.20), nur von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst, München, Karlstraße 33.

Die Sammlung „die Kunst dem Volke", die wir schon wiederholt lebhaft empfehlen konnten, bietet in Dr. Fäh's Murillostudie eine schöne Fortsetzung ihrer Hefte über Meister der Malerei. Fäh hat seit längerer Zeit sich eingehend mit der spanischen Kunst beschäftigt, — mit dieser Kunst, deren Ernst, Würde, Innerlichkeit und Vornehmheit sie immer wieder dem Interesse nahe bringt. In klarer Darstellung gibt er ein Bild des Lebens Murillos und eine eingehende Untersuchung über den inhaltlichen Zusammenhang von dessen Hauptwerken; deren Wiedergabe zeichnet sich vor allem durch Klarheit und Benutzung großen Formats aus, sodaß ein wirkliches Genießen der Bilder möglich ist. Auf die Farben mußte leider bei der Wiedergabe verzichtet werden; aber gerade bei den Spaniern kommt eben doch keine farbige Nachbildung den koloristischen Wundern des Originals gleich.

Dr. Lorenz Krapp.

Verschiedenes

Oeser, Hermann, Von Menschen, von Bildern und Büchern. Gesammelte Aufsätze. 199 S. Heilbronn, Eugen Salzer 1913. Brosch. Mk. 3.—, Geb. Mk. 4.—.

Der Verfasser plaudert in diesem Buche von Thomas Carlyle, spricht über Eduard Burne Jones als Naturalisten des Schönen, geht „Spiegelungen der Christenheit" bei Björnson nach und bietet zwei ausführliche Arbeiten über Maeterlinck und Multatuli, die geeignet sind in deren Gedankenwelt einzuführen. Es sind wahlverwandte Naturen, die Oeser, selbst ein protestantischer Christ, in diesem Buche bespricht, getreu seinem Motto: „Wer nicht das, mit dem ein Mensch sein Leben fühlt, kennt, kennt ihn gar nicht und handelt es sich um Mutter und Sohn — und handelt es sich um Frau und Mann." Das Buch ist stilistisch angenehm zu lesen und verrät eine idealistische Weltauffassung. An einigen Stellen tritt die protestantische Gesinnung des Verfassers, die überhaupt als Grundstimmung seines Idealismus zu bezeichnen ist, deutlich hervor.

Oskar Katann.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univers.-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I, Herrengasse 13. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstraße 13.
Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

zweites Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. November 1913 :: ::

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

von M. Buol

IV.

(Fortsetzung)

Am folgenden Sonntage kam der Bauer später als sonst vom Gottesdienste heim; die Suppe stand schon auf dem Tische. Daß der Rupert zu spät kam, war nichts Besonderes, aber der Hausvater gab sonst stets, was Ordnung und Pünktlichkeit betrifft, ein gutes Beispiel. Darum war auch die Bäuerin seinetwegen schier besorgt, stand an der Haustür und spähte gegen den Wald hin.

Und nun kam er endlich von dort herab, und mit ihm einige andere Albionser, die sich wohl auch verspätet hatten. Die Männer redeten eifrig miteinander. „Da ist was los!" dachte die Bäuerin gleich.

Und es war auch was los. Kaum daß der Sölderbauer sich Zeit ließ, seinen Weggefährten ein „B'hüt Gott!" nachzurufen. „Jetzt denk' grad, Alte", begann er und lupfte ein wenig seinen Hut, während er sich mit dem roten Schnäuztuch die vom heißen Marsche schweißtriefende Stirn wischte — „ja, jetzt denk grad, der Pfarrer kommt weg! Unser Pfarrer!"

„Was du nicht sagst!" rief die Bäuerin. „Unser Pfarrerle! Hab' mir's wohl alleweil denkt, sie lassen ihn nicht alt werden bei uns auf Lasen."

„Ah freilich, so einen Herrn können sie überall brauchen", sagte der Bauer und trat ins Haus.

Sein Weib lief ihm nach und erwischte ihn am Arm. „Sagst ja der Nannl nichts — sonst wohl . . ."

Sie erinnerte sich, wie es vor drei Jahren gewesen war. Da hatte es auch einmal geheißen, der Pfarrer Mairhofer werde versetzt, und

Digitized by Google

damals wäre Anna vor Verdruß fast krank geworden. Ach, solche Klosterseelchen sind gar empfindsame Geschöpfe! Die hängen an ihrem geistlichen Vater ganz anders als simple Weltmenschen. Sie haben ihm ja auch gewiß tausendmal mehr zu sagen.

Der Bauer versprach zu schweigen; er sah ja auch nicht gern schlimme Launen und mürrische Gesichter. Aber er meinte doch, recht lange werde sich die für die Schuster-Nannl so niederschmetternde Kunde nicht verheimlichen lassen.

Und richtig, kaum saß man bei Tisch, so trat Rupert ein, und er, der sonst ziemlich gleichgiltig war gegen kirchliche Nachrichten, wartete nicht einmal, bis er sich gesetzt hatte, um mit der Neuigkeit herauszuplatzen. „Habt's schon g'hört? Der Pfarrer geht."

„Hab's schon g'hört. Dechant von Kaltern wird er," sagte der Bauer. Die Bäuerin aber spähte besorgt zu Anna hinüber.

Glücklicherweise verlor Anna nichts von ihrem Seelenfrieden. Sie aß ihre Suppe zu Ende und dann, während sie aufstand, um die Schüssel wegzutragen, erwähnte sie, daß sie es bereits am Morgen gehört habe, und zwar von der Widum-Moidl selbst.

Damit ging sie hinaus. Bauer und Bäuerin sahen sich fast verdutzt an. Als Anna wieder eintrat, mit einem Berg von Sauerkraut, der mit geräuchertem Fleische belegt war, fragte Menele etwas vorwitzig: „Nannl, bist nit leidig um den Pfarrer?"

„Wohl, wohl!" erwiderte Anna und setzte sich zu Tisch.

Der bevorstehende Abschied des Pfarrers Mairhofer wurde jetzt natürlich noch eingehend besprochen. „So einen kriegen wir nimmer," behauptete der Bauer mit ernstem Kopfnicken. „'s G'wand vom Leib tät' er verschenken, ganz als wie der heilige Martin."

Die Bäuerin, die ebenso wie Anna des Pfarrers Beichtkind war, meinte: „Ich einmal bleib beim Holz,[1]) ist's wer's will, der nach dem Mairhofer kommt. Aber so ein Guter wird's freilich nicht sein. Ein Löw' auf der Kanzel ist er und ein Lamm im Beichtstuhl."

„In der Schul' ist er auch recht fein gewesen", mischte sich Menele ein, „aber ein bissel gefürchtet haben wir uns doch."

Anna sagte nichts. Was sie empfand, das erfaßte sie selbst nicht ganz, und hätte sie es erfaßt, sie hätte sich gesträubt, es beim Namen zu nennen. Es war ein Gefühl der Erleichterung. Der Mann, der ihr teurer und ehrwürdiger gewesen war als ihr leiblicher Vater, der hatte wohl mit seinen frischen, klugen Augen gar zu tief hinein in ihre Seele geblickt. Und nun war's besser, wenn einer kam, der noch nie hineingeblickt hatte, der die Schuster-Nannl übernahm, wie sie eben jetzt war, einer, der nicht wußte, wie sie bisher gedacht und empfunden hatte, der nicht wußte, wie sie sich gesehnt hatte nach der Einsamkeit der Klosterzelle, wie ihr die Welt, selbst die stille, reine Bergwelt ihrer

[1]) Beim Holz, d. h. beim nämlichen Beichtstuhl.

Digitized by Google

Heimat, zuwider gewesen war, wie das ganze bräutliche Verlangen des erwachenden Mädchenherzens sich nur dem Ewigen zugewandt hatte.

Pfarrer Mairhofer war nicht einer, der seine Beichtkinder über Hals und Kopf ins Kloster trieb. „Wir brauchen auch in der Welt brave Leute", pflegte er zu sagen. Lange hatte er der Schuster-Nannl vom Klostergehen abgeraten. Erst nach dem Tode der Mutter ging er auf ihre Gedanken ein. Dann aber nahm er die Führung ihrer Seele, die er als eine gotterwählte betrachtete, entschlossen in die Hand und suchte sie jetzt schon in die Schule der Vollkommenheit einzuführen und zu mutiger Selbsterforschung anzuleiten.

Hier aber versagte Annas innere Kraft. Sie durchschaute sich selber nicht, hatte kein Verlangen danach. Wohl hatte sie, wie so manche Fromme, ihre kleinen, törichten Ängstlichkeiten, für die sie Trost und Beruhigung suchte; hatte sie das aber gefunden, dann trat sie zufrieden aus dem Beichtstuhle. Ach, zufrieden mit sich selbst! Und so war allmählich in ihrem Herzen ein seltsames Pflänzlein gekeimt und gewachsen. Sie bemerkte es wohl: es war früher nicht dagewesen. Aber sie war um einen Namen dafür nicht verlegen. „Sparsamkeit", nannte sie es stolz. Und ihr Sparen hatte ja den schönsten, edelsten Zweck. Also war's auch eine ganz besondere Tugend!

Auf der langen Wiese unter dem Sölderhofe hatten sie das Heu liegen. Alles war drunten bis auf die Bäuerin, die zu Hause geblieben war. Die Arbeiter hatten sich unter einen Kastanienbaum zurückgezogen zu kurzer Rast und verzehrten ihr Brot. Etwas später erst kam Anna dazu. Der Rupert war mit seinem Brot schon fertig und hatte begonnen, eine Geschichte zu erzählen, wie man sie in seiner Heimat beim Heimgart erzählt.

„Und so hat der alte Ritter seine wunderschöne Tochter halt lieber dem von Engelsberg gegeben als wie dem von Itter. Das hat den Itterer gewurmt und er hat sich gedacht: „Ich will euch schon zünden!" Und wie die Elsbeth Hochzeit gehabt hat, da hat der böse Ritter alle seine Leute zusammengerufen und hat ihnen gesagt: „Ich führ' euch zur schönen Elsbeth ihrer Hochzeit."

„Geht, gebt doch einen Fried mit solche Liebesg'schichten!" meinte Anna einschreiten zu müssen.

Der Bauer stand auf. „Die Nannl hat recht! Gehn wir g'scheider arbeiten! Was ist denn mir um die Ritter!"

Er und Anna griffen zur Heugabel und machten sich rüstig ans Werk. Aber Menele zupfte den Rupert heimlich am Hemdärmel und bat: „Fertig erzählen!"

Der Rupert ließ sichs nicht zweimal sagen. Er hatte seine Rittergeschichte eigentlich ja kaum angefangen. Nun kam's erst schrecklich. Denn gleich nachdem die schöne Elsbeth mit dem Engelsberger getraut war, stürmte der Junker von Itter in den Hochzeitssaal, versprengte die Gäste und schleppte das Brautpaar in Ketten auf sein Schloß. Es

Digitized by Google

hatte aber die schöne Elsbeth dereinst ihrem bösen Freier von Schloß Itter gesagt, lieber als sich ihm zu eigen geben, wolle sie mit einem ehrlichen Manne trockenes Brot essen. Also spottete jetzt der böse Ritter, er wolle den beiden Liebesleuten trockenes Brot geben, so viel sie wollten, aber kein Tröpflein Wasser sollten sie dazu haben. Und so ließ er sie in einen schwarzen Kerker sperren, damit sie verschmachten sollten. Doch sieh, am dritten Tage der Haft erschien im Kerker die Patronin der Braut, Sankt Elisabeth, und ließ ein Brünnlein entspringen, an dem sich das treue Paar laben konnte. Als nun der Junker von Itter des Wunders gewahr wurde, da schmolz sein hartes Herz, und er entließ die Neuvermählten aus der Haft. Der Engelsberger aber erbaute nächst seinem Schlosse ein Kirchlein, der heiligen Elisabeth zu Ehren; das steht bis zum heutigen Tage, obwohl das Schloß verfallen ist.

Menele horchte hoch auf. „Das Ritterfräulein hat wohl eine gute Namenspatronin gehabt," meinte sie und heftete ihre leuchtenden Augen auf das Gesicht des Erzählers.

„Hast du keine gute, Menele?" neckte Rupert.

„Weiß nicht," erwiderte sie gedankenvoll und senkte den Blick.

Er griff nach den kleinen, braunen Händen, die verschlungen auf ihren Knien lagen. „Es wird bei uns wohl auch ohne Wunder gehn," meinte er leise.

Anna war inzwischen frisch an der Arbeit, und ihre Heugabel wütete unter den dürren Halmen, als wolle sie irgendwelchen unterdrückten Unwillen auslassen.

„Kommt's bald?" knurrte der Sölderbauer zum Kastanienbaum hinüber, und als die Beiden von da drüben langsam heranschlichen, schalt er, daß sie so lange gefeiert hätten. Mehr sagte er nicht, weil er auch nicht mehr bemerkt hatte.

Eine Stunde später ging der Bauer nach Hause um Wagen und Pferd. Der Hütbube mußte ihn begleiten. Anna blieb allein mit dem lustigen Pärchen.

Das war keine gemütliche Lage. Den Rupert hatte es verärgert, daß die ernste Magd an seiner Rittergeschichte so strenge Zensur geübt hatte. Er und Menele hielten sich möglichst nahe beisammen und möglichst abseits von Anna. Sie zischelten und flüsterten, sie schauten spöttisch zu ihr hinüber, und wenn Anna dieses Getue mit entrüsteten Blicken vergalt, dann ging helles Gelächter an.

Jetzt ließen die Beiden ihre Gabeln ruhen und steckten die Köpfe zusammen in halblautem Gespräche. Dann plötzlich schüttelte Menele lachend das Köpfchen und sagte laut: „Nein, nein, alte Gitsch[1]) werd' ich keine!"

Der Schelm von einem Rupert aber tat, als habe er nicht verstanden und fragte: „Was? was sagst?"

---

[1]) Gitsch = Mädchen.

Digitized by Google

Hell lachte Menele auf. „Eine alte Gitsch will ich nicht werden!" schrie sie mit allem Aufgebot ihrer Stimme über die Wiese hin.

Rupert stieß die Gabel in die Erde und sah das Mädchen neckend mit verschränkten Armen an.

„Was willst denn werden? eine Klosterfrau etwa?"

Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Gott bewahr mich vor der Sündenstraf!" Und beide bogen sich vor Lachen.

Jetzt war aber Annas Geduld erschöpft. „Tut's eure Arbeit grad allein!" rief sie den zwei Lustigen zu. Dann schulterte sie ihre Heugabel mit ebenso entschlossener Gebärde wie ein Soldat sein Gewehr und stieg die leicht abschüssige Wiese hinauf zum Hause.

Als sie um die Hausecke bog, sah sie die Bäuerin an der Straße stehen, die von Albions herauf zum Sölderhofe führte.

Nicht allein stand sie, sondern im Gespräche mit einem Wanderer, der eben des Weges gekommen war. Und der war kein Geringerer als der Pfarrer.

Anna empfand ein Gefühl des Unbehagens. Aber sie hatte keine Zeit, sich dessen bewußt zu werden, so schnell hatte der gute Pfarrer sie gesehen und sie beim Namen gerufen.

Schweigend trat sie hinzu, um seine Hand zu küssen, und sann dabei, wie sie sich auf schickliche Weise entfernen könne. Die Bäuerin erging sich unterdessen bald in lauten Glückwünschen bald in Ausdrücken des Bedauerns.

„Mein! leidig sind wir wohl gar alle. Aber der Herr Pfarrer kriegt's freilich feiner! So ein schön's Ort, wie man hört, und alles Wein und Obst! Und alle Häuser beinander, nicht wie bei uns auf dem Berg."

Mit ernster Miene wehrte Pfarrer Mairhofer ihre Glückwünsche ab. Er war ein Kleinhäuslerssohn aus einem rauhen Tale und fühlte sich wohl unter den Bergbauern. Nur aus Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl seines Bischofs hatte er sich um den neuen Posten beworben. Und als die Sölderbäuerin mit dem Gratulieren gar nicht aufhörte, bemerkte er trocken: „Ach was, ein Seelsorger hat überall sein Kreuz, ob er unter Zirmbäumen oder unter Weinbergen ist!"

Dann schauten seine ehrlichen Augen plötzlich wieder fröhlicher darein, und er wandte sich an Anna, die sich einige Schritte entfernt hatte und nun ganz nahe an der Haustür stand.

„Madel," sagte er, „du mußt uns einmal in Kaltern besuchen. Die Moidl will's durchaus haben. Das Reisegeld schick ich dir. So etwa nach Allerheiligen kommst, wenn die Arbeit fertig ist. Die Bäuerin erlaubt's schon. Sagst grad, du machst eine Wallfahrt zum heiligen Antonius."

„Ah freilich", fiel die Bäuerin ihm in die Rede, „in Kaltern ist ja 's große Mirakelbild, von dem die Leut so viel reden. Ja, und die Mörl-Marie ist ja auch dort, die die Wundmale hat. O, freilich lassen

Digitized by Google

wir die Nannl gehn, recht gern! Mußt uns halt auch brav einschließen, gelt, Nannl?"

Sie wandte sich um, aber eben war Anna hinter der Haustür verschwunden.

„Jetzt ist sie weg", sagte die Bäuerin. „Mein, die laßt sich nie derweil zum Plaudern."

„Ist eine Fleißige," bemerkte der Geistliche. „Wird euch leid sein um so eine Dirn?"

„O, ein paar Jahrlen bleibt sie uns etwa schon noch," hoffte die Frau.

„Nein, nein, ein halbes Jahr höchstens," widersprach der Pfarrer.

„O, gehen Sie! sie hat ja 's Geld nicht beinander!" sagte die Sölderbäuerin.

Aber der Pfarrer wußte es besser, denn er kam gerade von einem Besuche bei seinem Freunde, dem Kaplan Haller auf Säben. Für Ostern nächstes Jahr habe Anna die Aufnahme.

„Was, für Ostern? Und uns sagt sie kein Wort!" brummte die Bäuerin. „Sie könnt' wohl denken, daß wir nicht aufs Tüpfl eine neue Dirn finden. Es sollt' schon eine sein, die etwas leistet. Ich bin nimmer jung, und's Menele kann ich auch nicht zu allem anstellen."

Der Pfarrer wurde plötzlich ernst. „Sölderin, weil ihr grad von eurer Tochter redet, und weil wir grad allein sind, möcht ich euch etwas sagen."

„Was denn, Herr Pfarrer?" fragte die Frau ganz unbefangen.

„Habt Ihr wohl ein wachsam's Aug auf euer Mädel? Ich hör, daß sie ein Verhältnis hat."

„Ein Verhältnis? 's Menele?" Die hocherstaunte Mutter breitete die Hände weit aus, um sie dann mit umso wirkungsvollerer Gebärde zusammenzuschlagen.

Der Pfarrer ließ sich dadurch nicht irre machen. „Ich hör's von allen Seiten. Mit dem Knecht hat sie's. Warum habt ihr denn so einen Fremden ins Haus nehmen müssen, der kein Fünklein Christentum hat?"

„Mit dem Knecht sind wir auch nicht zufrieden," gab die Bäuerin zu. „Er kann's besser mit dem Maul als wie mit den Armen. Aber wir haben uns nicht anders helfen können. Daß der Rupert an der Menele ein Wohlgefallen hat, kann schon sein, ist mir selber so vorgekommen. Aber da kann sie nichts dafür. Sie kann nichts dafür, daß sie keine Ackerscheuch' ist. Es können nicht alle Mädeln so herumlaufen wie die Nannl. Wird halt die Nannl im Widum geschergt[1]) haben. Zur Arbeit ist die Nannl gut, aber ihre Besonderheiten hat sie schon auch. Brauch' viel Geduld mit ihr!"

Rasch und aufgeregt hatte die sonst so gelassene Frau gesprochen. Der Pfarrer, der ein lebhaftes Herrlein war, suchte zwar, sie zu unter-

[1]) schergen = verklagen.

Digitized by Google

brechen, aber erst, als sie innehielt, kam er zu Worte. Und auch jetzt nicht ohne Störung. Immer wieder fuhr sie dazwischen. Als er sagte, er habe die Sache von mehreren Leuten gehört, behauptete sie, sie könne sich schon denken, wer ihr auffässig sei. Als er sagte, er kenne das Menele gut: böse sei sie nicht, aber leichtsinnig, warf die Bäuerin die Frage hin, ob denn ein bißchen Lachen und Lustigsein schon Sünde sei. Als er ihr dann riet, den Knecht zu entlassen und der Tochter den Kopf zu waschen, versicherte sie rasch, sie habe ihre Kinder nie verwöhnt, sondern eher zu streng gehalten.

Und schließlich behielt die Sölderbäuerin das letzte Wort. Betrübt schritt der Pfarrer fürbaß und überlegte, wie er dem kleinen, braunen Mädchen am Sölderhofe beikommen könne, da sie an ihrer Mutter so gar keine Lenkerin und Schützerin hatte.

In der Tat hatte der Pfarrer nichts anderes erreicht als die Sölderbäuerin gründlich zu verstimmen. Am Abend vor dem Schlafengehen machte die Bäuerin vor ihrem Manne ihrem gepreßten Herzen Luft. Der Pfarrer sei nicht mehr derselbe, seit er Dechant geworden sei, das merke man gleich, behauptete sie, und erzählte als Beweis dafür den Auftritt, den sie mit ihm gehabt hatte. Die Dirn wolle er von heut auf morgen ins Kloster stecken, den Knecht wolle er auch gleich weg haben, und das ärgste sei, daß böse Zungen das Menele bei ihm verleumdet hätten. „So ein Mädel um ihre Ehr bringen!" rief sie fast weinend. „Ist ja noch ein Kind! Wenn sie sterben tät' — Gott behüt's! — die könnt man ja mit dem weißen Bahrtuch begraben. Da wären wohl andere Gitschen, wo der Pfarrer drauf schauen sollt'. Ich will nichts gesagt haben, aber ich mein halt . . ." Und nun folgte eine Litanei von Mädchennamen, die ihrer Ansicht nach aus dem Verzeichnis des Jungfrauenbundes von Lajen gestrichen werden sollten.

Sie redete lange und laut, und der Bauer schwieg dazu. Aber ihm kam's ins Gedächtnis, wie sein Mädchen und der blonde Knecht unter dem Kastanienbaum gesessen, Hand in Hand, und sich einander angeschaut hatten, als gebe es sonst nichts auf Erden zu sehen und zu tun. War er selber denn blind gewesen? Ach Gott, Eltern sehen so selten etwas Schlechtes an ihren Kindern! Wenn aber jemand den Finger auf solch eine Wunde legt, dann pflegen die Mütter aufzubrausen, während die Väter beobachten und überlegen.

Nun war der Sölder freilich nicht der Mann, um ein aufgeregtes Mädchenherz zart anzugreifen. Am folgenden Morgen, als Menele aus ihrer Schlafkammer trat, wartete der Vater auf sie und faßte sie gleich am Arm.

„Was ist denn mit dir, Gitsche? Was machst denn du mir für Dummheiten? Du hast's mit dem Rupert, hör' ich."

Sie stutzte, errötete, zögerte mit der Antwort. Dann aber schaute sie dem Vater fest ins Auge und sagte: „Wahr ist's schon: wir täten gern heiraten."

Digitized by Google

„Heiraten? Bist ganz gescheit? Heiraten? Ja, auf was denn hinauf? Er hat ja nichts und zum Arbeiten ist er auch nicht. Und du — du bist ja grad erst von der Schul ausgestanden!"

„Vater, ich bin schon bald achtzehn Jahr!" warf sie ein.

„Achtzehn Jahr! Das ist mir ein nettes Alter zum Heiraten! Wart du grad, bis du achtunddreißig bist wie deine Mutter gewesen ist, nachher ist's auch noch früh genug. Was der Gitsch alles einfallt! Mit was willst denn du wirtschaften? Ich kann dir nichts mitgeben: ich muß für den Sepp sorgen. Wenn du gescheit bist, heirateſt gar nicht und tust dem Sepp in der Wirtschaft beistehn. Oder ist's, daß dich später der ledige Unwillen packt, nachdem nimmst einen gestandenen Bauer und nicht so einen hergelaufenen Lappen, der für gar nichts ist."

Diese väterliche Anrede war nicht nach Meneles Geschmack. Trotzig warf sie das hübsche Köpfchen zurück. „Heiraten will ich nicht erst, wenn ich Zahnlucken hab, und ein gestandener Bauer paßt mir nicht, und Dirn beim Bruder werd' ich schon gar nicht!"

Jetzt war aber die Geduld des Sölderbauers zu Ende. „Wart, ich will dir geben, wenn du so eine Gosch[1]) hast!" Und zuerst auf der linken, dann auf der rechten Wange der Tochter klatschte des Vaters rauhe Hand.

Laut aufheulend stürzte Menele in ihre Kammer zurück.

Fast zu gleicher Zeit wurde Anna während des Melkens von der Bäuerin ins Verhör genommen.

„Was, schon im Frühjahr gehst nach Säben? Warum sagst uns denn kein Wort? Denkst nicht, daß wir uns auf Lichtmeß um eine Dirn schauen müssen?"

„Wenn's einmal fest ausgemacht ist wegen meinem Klostergehen, nachher werd ich's euch schon sagen," erwiderte Anna, ohne sich umzusehen oder ihre Arbeit zu unterbrechen.

Die Bäuerin stutzte. „Ja wie? Ich hab' ja gemeint, es ist alles schon ausgemacht."

Sie hätte gern eine bestimmte Antwort gehabt, aber Anna sagte kein weiteres Wort. Da dachte die Bäuerin, der Pfarrer habe sich wohl getäuscht und die Schuster-Nannl habe keine sonderliche Eile, ihr Noviziat zu beginnen.

V.

Vor dem Sölderhofe stand der krumme Steffel, ein alter Junggeselle, der teils zum Zeitvertreib, teils dem kleinen Erwerb zuliebe Botendienste zwischen Klausen und dem Lajener Berge leistete. In die Arbeit mochten die Bauern den Krüppel nicht nehmen; aber daß er mit seiner Krare bergab und bergauf ging und ihre Geschäfte im Städtlein besorgte, das war ihnen ganz recht. Und mehrmals jede Woche kehrte

[1]) Mundstück.

Digitized by Google

er auch auf der Klausener Post ein und fragte, ob kein Brief für Lajen da sei. Und war dann wirklich einer da, so nahm er ihn mit.

Heute hatte er einmal einen Brief für den Sölderbauer. Seit der Sölder-Sepp beim Militär war, hatte der krumme Steffel schon manch ein Brieflein des heimatkranken Soldaten vom Tale heraufgebracht und dafür regelmäßig ein Gläschen Schnaps erhalten und einen Schustertaler, wie man die schwerfälligen Vierkreuzerstücke nannte.

Auch diesmal war er herzlich willkommen und mußte in der Stube kurze Rast halten, während die Bäuerin hinaus auf die Wiese rief und hinauf in die Kammer: „Vater, der Sepp hat geschrieben! Menele, ein Brief vom Sepp!"

Als sie aber endlich ihre Brillen aufgesetzt hatte, entdeckte sie, daß der Brief nicht vom Sepp, sondern von einem seiner Kameraden war und eine gar traurige Nachricht enthielt. Der Sepp hatte sich nämlich bei den großen Manövern eine ernste Krankheit geholt und lag im Militärspitale zu Innsbruck.

Am Sölderhofe herrschte Bestürzung. Kein Wunder, daß die Mutter beim Abendessen den Riebel zu salzen vergaß, und kein Wunder, daß der Vater das vergessene Salz gar nicht entbehrte! Immer wieder während des Essens steckten die betrübten Eltern ihre Köpfe in den Brief, und die Mutter grübelte und deutelte an jedem Worte, wie eben Mütter tun, die eine schwere Angst auf dem Herzen haben.

„Auf die Manöver hat's ihn 'packt! Mein, wenn sie's so viel streng haben! Und schon drei Tag liegt er! Und Fieber hat er! Und Blut kommt herauf! Mein Heiland, zuletzt hat er gar die Klumper!"[1])

Dann kam ein Zug ruhiger Entschlossenheit über das alternde, abgehärmte Gesicht: „Vater, ich geh nach Innsbruck zum Sepp! Vater, laß mich gehn!"

Der Bauer sah sein Weib bewundernd an. Damals gab's noch keine Bahn, und nach Innsbruck reisen, war keine Kleinigkeit. Er selber war nie draußen gewesen.

„Traust dich wirklich, Mutter?" sagte er. „Ein Weibermensch ganz allein?" Zögernd fügte er bei: „Ich sollt wohl mitgehn, aber es ist wegen den Unkosten. Und die Pustererkuh ist zum Kälbern: man ist keine Nacht mehr sicher."

Das wußte die Bäuerin ja auch. Sie hatte gar nicht auf ihren Mann gezählt. Es würde ohnehin teuer kommen. „Zwei Zehnerzettel magst mir schon mitgeben, Vater."

Der Bauer fand das selbstverständlich. Nur hatte er nicht so viel Bargeld im Hause. Er werde trachten, Geld zu borgen, sagte er. Oder er wolle sich erkundigen, ob vielleicht dieser Tage jemand nach Bozen zur Sparkasse gehe. „Die Gröbener gehn oft hin und her," meinte er; „vielleicht tät' mir einer das Geld herausnehmen."

---

[1]) Auszehrung.

Digitized by Google

Anna, die bis jetzt in schweigender Geduld den ungesalzenen Riebel verzehrt hatte, wurde aufmerksam. „Mußt du nicht selber gehn, Bauer, wenn du ein Geld haben willst?" fragte sie, den Löffel beiseite legend.

„Ja, hörst nicht, daß ich wegen der Kuh nicht weg komm?" sagte der Bauer.

„Aber einem Fremden werden sie aus deinem Sparkassebüchel nichts herausgeben wollen," meinte sie.

„Warum denn nicht? Die Leute besorgen wohl oft für einander solche Geschäfte. Ich hab ja auch schon zweimal für dich eingelegt."

„Ja, einlegen, das ist was anderes," erwiderte Anna bedächtig und stützte beide Ellenbogen auf den Tisch.

Rupert lachte hellauf über den Ernst, womit sie das sagte. „Einlegen ist freilich was anderes als herausnehmen," neckte er. „Geld nehmen tun alle Leut lieber, als wie Geld geben."

„Du wohl!" ärgerte sich Anna. „Du tragst freilich nichts in die Sparkasse! Eher schon ins Wirtshaus!"

„Geht, tut nicht streiten!" beschwichtigte sie die Bäuerin. „Ich versteh schon, wie's die Nannl meint. Vater, tu du sie aufdeutschen."

„Ja, weißt, Nannl, mit diesen Bücheln ist's so," begann der Bauer bedächtig. „Auf den Namen, der vorn drauf steht, schauen sie bei der Sparkasse gar nicht. Wenn einer mit so einem Büchel kommt, kann er sich herausgeben lassen, wie viel er will; es fragt ihn kein Mensch: Ist das Büchel wohl von dir? Ja, da hätten sie wohl Arbeit, wo so viel hundert Bücheln im Land herum sind!"

Nannl schien begriffen zu haben. Sie verstummte.

Das Ehepaar besprach nun eingehend die bevorstehende Reise. Jeden Morgen zu früher Stunde fuhr ein Stellwagen von Klausen nach Innsbruck, das wußte der Bauer. Aber er wußte nicht, wann man ankommen würde und noch weniger, in welchem Gasthause seine Bäuerin wohnen sollte. Rupert, der Innsbruck kannte, riet zum Rotadler in der Altstadt. Die Krone bei der Triumphpforte wäre auch nicht übel, meinte er, aber vielleicht ein bischen zu lustig gehe es dort zu.

Die Bäuerin seufzte beim Gedanken, so ganz allein in die Welt hinaus zu müssen. Aber was tut man nicht für einen schwerkranken Sohn?

„Laß dem Sepp etwas zukommen, gelt, Mutter?" sagte der Bauer und fuhr mit dem Schnäuztuch über Nase und Augen. „Er wird am End ganz erschwächen im Militärspital."

Die Bäuerin beschloß, ein gutes Stück Speck mitzunehmen; auch etwas Geld wollte sie dem Sepp zurücklassen.

„Und mit dem Doktor tust reden und tust ihn bitten, daß er uns auf den Buben schaut, weil wir keinen andern nicht haben," sagte der Bauer und hielt mit Mühe seine Tränen zurück.

„Ja, und zur Gnadenmutter nach Absam geh ich," erwiderte die Bäuerin.

Digitized by Google

„Hast recht: und eine Meß' laßt dort lesen."

„Und ein Tafele tu ich verloben, wenn der Sepp gesund wird."

So redeten sie lange. Die andern aber schwiegen und dachten allerlei. „Wenn es den Sepp räumt," dachte Ruhert, „dann krieg ich eine Erbtochter."

So weit dachte Menele zwar nicht, aber in ihrem Herzen stieg Bitterkeit auf. O freilich, der Sepp galt alles bei den Eltern! Sie sollte ledig bleiben und mit der Zeit eine gute Magd für den Bruder werden. Und wenn sie vom Heiraten sprach, dann gab's Schläge.

Zwischen den beiden Liebenden saß Anna, ganz vertieft in Sinnen und Sorgen. Sie hatte ihr Geld so sicher gewähnt und nun war's nichts damit. Der Nächstbeste, der des Büchleins habhaft werden konnte, brauchte es nur bei der Bozener Sparkasse vorzuweisen, um sämtliche dreihunderteinundsiebzig Gulden herauszukriegen. Also hatte solch ein Büchlein keinen anderen Vorteil als die jährliche Zinsenzuschreibung. Das war nun freilich etwas Gutes, und Anna bereute es keinen Augenblick, ihr Erspartes auf solche Weise angelegt zu haben. Aber von einer beruhigenden Sicherheit des Geldes konnte eben keine Rede sein. Also, was war zu tun? Ein Schloß an die Truhe? Da mußte man eigens einen Handwerker von Klausen heraufberufen. Das würde aber großes Aufsehen machen und Anna wollte alles Aufsehen vermeiden. Oder das Büchlein jemand zum Aufbewahren geben? Nein, das schon gar nicht; Anna hätte nicht gewußt, auf wen sie sich verlassen konnte.

Diesen Abend ging sie lange nicht zur Ruhe. Sie begann ihr Abendgebet, das allerdings ziemlich lang war, leicht dreimal nacheinander, und immer wieder kam ihr das Büchlein in die Quere. Endlich stellte sie das Beten ein und überließ sich ihren sorgenvollen Gedanken. Und wer lange denkt, dem fällt doch schließlich etwas ein. Ehe sie schlafen ging, nahm sie das Büchlein aus der Truhe und steckte es zwischen Strohsack und Bettlade.

Am folgenden Morgen erwachte sie mit heftigen Kopfschmerzen, und während sie ihre Stallarbeit tat, wurde es ihr schwarz vor den Augen. Zugleich fühlte sie innere Hitze und heftigen Durst. Das mußte wohl Fieber sein. Wie ihr das nur gekommen war? Zwei Tage vorher war sie von einem Gewitter überrascht und bis auf die Haut durchnäßt worden. Aber für derlei Kleinigkeiten war sie sonst doch nie empfindlich gewesen.

Gleichviel, sie war nun einmal krank, und wie alle Leute, die das Kranksein nicht gewöhnt sind, dachte sie, es müsse etwas sehr Ernstes sein. Sie schleppte sich wieder zurück in ihre Kammer und legte sich zu Bette.

Nach einer Weile hörte sie flinke Schritte, die über die Holztreppe heraufkamen. „Kommst nicht bald zuwege!" rief Menele zur Tür herein.

„Ich bin letz!"[1]) erwiderte Anna mit hohler Stimme.

[1]) unwohl.

Digitized by Google

Menele war im Grunde ein gutmütiges Ding. Sie lief um die Frühsuppe, die auf dem Herde bereit stand, und brachte der Kranken eine Schüssel voll. Dabei fragte sie, was ihr fehle und ob sie vielleicht einen Absud von Lindenblüten wolle. Und endlich meinte sie ihr etwas Gutes zu tun, indem sie die etwas zerknüllten Bettücher zurecht zog und zwischen Lade und Strohsack hineinsteckte.

Aber Anna nahm das sehr krumm. „Laß mein Bett stehen!" fuhr sie das Mädchen an und zog die Bettücher fester um sich.

Menele ging. Zitternd richtete sich die Kranke empor. Das hätte etwas schönes abgeben können! Wäre das Mädel noch ein bischen tiefer gekommen, so hätte ihre Hand das Büchlein berührt! Was aber weiter? Wenn die Krankheit sich verschlimmerte, dann war eine Entdeckung des Sparkassebüchels unvermeidlich. Nein, die Bettlade war doch nicht der richtige Platz!

Mühsam erhob sich Anna, schob an der Tür den Riegel vor und wollte nun das Büchlein hervornehmen. Neuer Schrecken! Zuerst meinte sie, es sei nicht mehr da. Erst als sie mit einiger Anstrengung den Strohsack hob, fand sie es.

Sie wollte nun das Ding an seinen früheren Platz zurücklegen. Aber während sie sich schwach und zitternd vergeblich bemühte, den schweren eichenen Deckel der Truhe zu heben, kam ihr ein großartiger Einfall. Nicht in der Truhe, sondern zwischen Truhe und Holzwand wollte sie ihren Schatz bergen. Selbst der abgefeimteste Bösewicht würde da hinten nichts vermuten.

Langsam, fast feierlich ließ sie nun das Büchlein in die enge, finstere Kluft hinabgleiten. Jetzt wußte sie es sicher, jetzt konnte sie ruhig krank liegen und sich pflegen lassen.

Aber mit der Krankheit war's nicht so schlimm. Am folgenden Morgen fühlte sie sich schon fast genesen. Und sie war nicht eine, die sich verzärtelte. Zur gewöhnlichen Stunde war sie wieder im Stalle.

Der Sölderbauer aber war schon lang vor Tag mit seinem Weibe nach Klausen gegangen. Er fand für sie einen leidlich bequemen Platz im Postwagen, und der Postillon versprach ihm, auf das Weib zu achten und ihr behilflich zu sein. Aber hart war's dem Bauer, sein Weib ziehen zu lassen, denn seit sie verheiratet waren, hatten sie sich nie getrennt. Hart war ihm der Gedanke an den einzigen Sohn, der in der Fremde krank lag, und fast mehr noch ängstigte er sich um die Tochter. Er hatte ein Gefühl, wie wenn seine beiden Ohrfeigen, so gut sie ihm auch geraten waren, keinen dauernden Schutzwall für Meneles Tugend bildeten. Aber was war zu tun? Den Rupert konnte er nicht über Hals und Kopf aus dem Hause schicken und das Mädel auch nicht. Und gern hatten sich die beiden — das konnte man ihnen nun einmal nicht wegblasen.

Als er nach Hause kam, fand er Anna in der Küche, wo sie mit Eifer und Umsicht die Stelle der Hausmutter vertrat. Er fragte sie:

Digitized by Google

„Wie lebſt, Nannl?“ und freute ſich, daß ſie ſo raſch geſund geworden ſei. Dann ſetzte er ſich und ließ ſich von ihr Brot und Käſe reichen, wie es ſonſt ſein Weib ihm vormittags reichte.

Aber er griff nicht gleich zu. Es lag etwas auf ihm, was ihn drückte und was heraus mußte.

„Nannl,“ ſagte er endlich mit heiſerer Stimme, „ſiehſt wohl, die Mutter hat gehen müſſen. Ich bitt dich, tu du mir ein biſſel aufs Menele ſchauen!“

Anna ging hin und wieder in die Küche und erwiderte nichts. Sie verſtand wohl auch nicht, wie bitter ernſt es dem Sölderbauer mit ſeinem Anliegen war. (Fortſetzung folgt.)

Wahlſpruch

Von Richard Kralik

Feſte Ziele, ſtarker Glaube,
Unbedingte Zuverſicht,
Treue, keinem Schelm zum Raube,
Ewiger Ideen Licht;

Alles Wahre, Schöne, Gute,
Alles Hohe in der Bruſt
Mit begeiſtrungsvollem Mute —
Das ſei unſres Lebens Luſt!

Vaterland und Heimatliebe,
Treu dem Kaiſer, treu dem Gott:
Alſo, ob die Welt zerſtiebe,
Bietet allen Teufeln Spott!

Digitized by Google

Im Ringen mit dem Herrn

Der Sonettenfolge des Paul Verlaine (Sageſſe)

∴ nachgedichtet von Laurenz Kiesgen ∴

Der Herr:

Du mußt mich lieben, Sohn, ſprach Gott zu mir.
Sieh, wie mein brennend Herz, die Seite blutet!
Zerriſſen iſt mein Fuß, und auf ihn flutet
Das Weinen Magdalenens; ſieh, wie ſchier

Die Arme brechen von dem Sündenwuſt!
Sieh meine Hände! Nägel, Schwamm und Galle,
Ach, zeigen dir, daß in der Welt, wo alle
Das Fleiſch beherrſcht, du mich nur lieben mußt.

Denn hab' ich dich nicht bis zum Tod geliebt,
Dich, Bruder mir im Vater, Sohn im Geiſt?
Hab ich nicht leiden müſſen, wie es heißt

Schon in der Schrift? Geängſtigt und betrübt,
Floß deiner Nächte Schweiß von mir dahin.
Mein armer Sohn, was ſuchſt du, wo ich bin?

Die Seele:

Da ſagt' ich: Herr, ſo ſpricht mein Herz ja auch!
So iſt es ja: Ich ſuch' und will dich finden.
Doch dich zu lieben? — Sieh mich tief in Sünden,
Du, deſſen Liebe ſteigt wie Flammenhauch —

Du Quell des Friedens, jedem Durſt verliehen,
O, ſieh doch, wie ich kämpfe, ſieh doch nur,
Ob ich darf wagen, deiner Tritte Spur
Zu folgen, mühend mich auf blut'gen Knien!

Und doch, ein Blinder, taſtend, ſuch' ich dich,
Daß meine Schande mir dein Schatten hülle.
Doch du biſt ſchattenlos. O Liebe, fülle

Digitized by Google

Mit deiner ſtillen Flut mein Herz, das ſich
Gern zu den Kindern der Verdammnis hält,
Mit Augen, trüb vom ſchweren Kuß der Welt.

Der Herr:

Du mußt mich lieben, mich, den Kuß der Welt.
Ich bin dies Aug', und ich bin dieſer Mund,
Von dem du ſprichſt, du lieber Kranker, und
Ich bin's, was dich erſchüttert. Sei ein Held,

Wag' mich zu lieben! Meine Liebe reißt
Dich mit, beſchämt dein Haſenherz im Staub
Und trägt dich, wie der Adler ſeinen Raub
Hoch in die Himmel, wo er einſam kreiſt.

Sieh, meine Nacht iſt klar. In ihrem Scheine
Quillt dir vom Aug' die Träne fort. Ja, weine!
Unſchuld und Ruhe wollen dich erheben.

O liebe mich! Dies iſt mein Hauptgebot!
Nicht meine Allmacht iſt's, die Zwang dir droht:
Ich will, du ſelber wendeſt dich zum Leben.

Die Seele:

Ach Herr, zu viel! Ich wag's nicht! Lieben? — dich?
O nein, ich zittre, wag' es nicht, ich wag's nicht!
Ich kann's nicht, ich Unwürdiger, o, ich mag's nicht,
O Roſ', verhauchend Liebesdüfte, dich,

Der Heiligen Herz, des Eifers voll zu minnen,
Dein Iſrael, — du keuſche Biene, die
Vom Duft der Unſchuld nur gelockt wird hie —
Dich lieben, Herr? — Biſt du von Sinnen,[1])

Sohn, Vater, Geiſt? Ich Sünder, ich elender
Feigling, ich läſterlicher Kraftverſchwender,
Der ſeine Sinn', Geſicht, Geſchmack, Geruch,

[1]) Anmerkung Verlaines: Sankt Auguſtinus.

Digitized by Google

Gehör, Gefühl, sein Selbst hinwirst dem Fluch
Der Sünde, die, wenn auch die Reue frißt,
Im alten Adam weckt ein neu Gelüst?!

Der Herr:

Ich bin — du mußt mich lieben! — was du willst,
Ein neuer Adam, der den alten schlingt;
Was dir Paris, Rom, Sparta, Sodom singt
Bin ich, wo du den ew'gen Hunger stillst.

Ein Feuer ist meine Liebe und verzehrt
Das wilde Fleisch, zu Opferduft versüßt.
Und wie die Sündflut braust sie, wild und wüst,
Und tilgt die Keime, die kein Grund genährt.

Einst wird das Kreuz, daran ich mußte sterben —
Ein schrecklich Wunder meiner Güte — werben
Um dich, daß eines Tags du werdest mein.

Liebe! Geh aus der Nacht! Liebe! So denk ich
Von Ewigkeit. Dir, arme Seele schenk' ich
Mich ganz, daß du mich liebest, bis ich dein!

Die Seele:

Herr, ich hab Furcht. Es zittert all mein Wesen.
Daß ich dich lieben muß, ich fühl's. Doch wie?
Wie mach ich's denn? Dein Liebender! O sieh,
Es zittern selber, die von dir erlesen!

Ja wie? Als sich mein Herz vor dir verkroch,
Fühlt' schwankend unter mir den Grund ich zittern.
Stürzt' nicht die Wolkenwand in Ungewittern?
Wo find' zu dir ich eine Straße doch?

Gib mir die Hand. Vielleicht, daß sich erhebe
Dies Krüppelfleisch und diesen kranken Geist.
Weißt du, o Herr, was dich umarmen heißt?

Ist's möglich, daß ich eines Tages bebe
An deiner Brust, an deinem Herzen, wo
Beim letzten Mahl Johannes ruhte froh?

Digitized by Google

Der Herr:

Gewiß, und du verdienſt es, Sohn. O komm!
Laß alle Ungewißheit, ſei bereit!
Die Kirche öffnet dir die Arme weit,
Flieg' wie die Weſpe in die Lilie fromm.

Ich neig' mein Ohr zu dir. Schütt' alles ein
An Niedrigkeit, und habe Mut zu ſprechen,
Und hehle nichts an Sünden und Verbrechen,
Mir wird wie Blumen deine Reue ſein.

Tritt frei und fröhlich dann zu meinem Mahl.
Ein Prunkgericht ſoll dich von aller Qual
Befrei'n, wo Engel ſelbſt nur dienen dürfen.

Und Wein vom ew'gen Rebſtock wird gebracht,
Des ſüße Kraft dein Blut zu Feuer macht;
Daraus ſollſt du Unſterblichkeit dir ſchlürfen.

* * *

Nun geh! Glaub' treu an das Myſterium
Der Lieb', durch die ich ward dein Fleiſch und Leben;
Kehr' oft zurück zu meines Hauſes Reben,
Und trink den kühlen Wein im Heiligtum;

Und iß mein Brot, ohn' das das Leben dich
Verrät. Marie fleh an, den Vater bitte,
Daß du das Lamm ſeiſt in Verbannter Mitte,
Das ſtumm dem Scherer hingelagert ſich.

Daß du ein Kind im Unſchuldkleide ſeiſt,
Das ganz vergißt, was Eigenliebe heißt,
Daß deine Seele mir ähnlicher werde, —

Der bei Pilatus, Judas und Herodes
Ich einſtens ähnlich dir war auf der Erde,
Geſtorben eines ſchimpflich harten Todes.

* * *

Digitized by Google

Und deine eifervolle Pflicht zu lohnen,
Schon in sich selbst unsagbar wonnereich,
Soll auch als Erstling meinen Frieden gleich
Dein Herz verkosten: Sieh, ich laß dich wohnen

In meinen Abenden voll Mystik, welche
Den Geist dir weiten, wo der Mond hinschwimmt
Am frommen Himmel, wo Geläut dich stimmt,
Daß du zu trinken glaubst vom ew'gen Kelche;

Wo du in meinem Lichte auferstehst
Und in Unendlichkeit der Liebe gehst,
Wo Sphärenklang rauscht unter deinen Schritten,

Und wo dich Weisheit, ewiges Entzücken
Von mir umstrahlt, wo Leiden dich beglücken,
Die du für mich, wie ich für dich gelitten.

Die Seele:

Ach Gott, wie ist mir denn? Sieh mich in Tränen,
In Freudentränen! Deiner Stimme Klang,
Macht mich zu glücklich und macht mich so bang,
Ich könnt' mich gut und bös in einem wähnen.

Ich lache, weine. Und wie Waffenruf
Dröhnt mir's; ich seh die Schlacht im Felde toben,
Fühl mich von Engeln auf den Schild gehoben,
Und Stolz und Schrecken weckt der Hörnerruf.

Erwählt zu sein, zermalmt mich und entzückt.
Ich Unwürd'ger, von deiner Gnad besiegt,
Zittre vor Not und Glut. O, sieh' gebückt

Mich beten, da das neue Heil bekriegt
Die ungeheure Unruh mir im Blut;
Mein Atem bebt . . .

Der Herr:

So, armes Herz ist's gut!

Digitized by Google

Michel Angelos Traum

∴ Eine Phantasie von M. Herbert ∴

In den letzten Wochen vor seinem Tode kam über den beinahe hundertjährigen Michel Angelo Buonarroti das Hellsehen, welches manchen begnadeten Sterblichen gegeben wird, ehe sie über die Pforten des unerforschten Landes schreiten.

Der Greis erwachte um Mitternacht über einer wundervoll starken, fernen und fremden Musik, die, wie er wohl fühlte, einer erst kommenden Zeit angehörte. Es war eine Musik, die aus dem Herzen des Lebens drang und Dinge aussprach, die unsagbar schienen und doch gesagt werden mußten. Diese Musik rang so mächtig um die Rätsel des Lebens, wie Michel Angelo darum gerungen hatte, und deshalb stand sie mit ihm in einer geheimnisvollen und göttlichen Verwandtschaft. Und doch war Michel Angelo nie ein Musiker gewesen; wiewohl in seiner Seele ein überwältigendes Bedürfnis nach den vollendeten Harmonien der Alten war und eine große Sehnsucht, diese alten Harmonien mit den neuen Klängen seines Christenglaubens zu vermählen. Es hatte ihn gefreut, wenn gute Musiker seine mächtigen Sonetten komponierten und er hatte wohl im stürmenden Gebete des Gottsuchers beim Pontifikalamt dem gregorianischen Gesang seine Seele auf die Flügel gegeben. Was er aber nun hörte, war ein so gewaltiges, so ungewohntes Singen und Rauschen, eine so mächtige Weltensymphonie, daß er auf seinem harten Lager auffaß und in die atemlose Totenstille der Finsternis hineinlauschte. Denn er fühlte es, daß diese Musik um seinetwillen angestimmt ward und daß ihm damit etwas Wunderbares und Unerhörtes geschah.

Zuerst schien es dem greisen Lauscher, als sei es unmöglich, den führenden Faden durch das Riesenlabyrinth der wechselnden, auf- und niederflutenden Klangwellen zu finden — dann aber war es, als lichte sich ein Pfad, als würde er sanft geführt, so wie Dante von Beatrice zur Erkenntnis geführt ward. Er wurde da inne, daß diese Musik eine ganz persönliche Bedeutung für ihn habe. Ihm war, als hätte sich sein ganzes, schweres, langes Künstlerringen in Töne, in Melodien, in

Digitized by Google

Fugen aufgelöst. Wie ein großer Held auf einem Triumphwagen, wie ein ewiger Lobespsalm kam die Musik einher.

War das ein Traum, eine Vision, ein Ruf aus dem Jenseits? Michel Angelo horchte mit aller Kraft seines Wesens. Ihm kam es vor, als schlössen die Klänge sich zu Gebilden, als faßten sie auf eine unbegreiflich wissende Art sein Lebenswerk zusammen. Wie sie jetzt anschwellen und stark, jugendstolz, Freiheit verkündend, titanenhaft einherziehen, verkörpern sie nicht das aufbäumende Gefühl, das den Giganten seiner Jugend schuf? Ist das nicht der Kampfruf des jungen herrlichen David, den Michel Angelo zornig, frei und stolz auf dem Marktplatz seiner geknechteten Vaterstadt stellen ließ — als stete Mahnung, als glühenden Protest gegen alle Unterdrückung?

Der weinselige Bacchus singt sein trunkenes Lied dazwischen. Aber der weltliche Klang muß tieferen Weisen weichen. Johannes Baptista stimmt seine erhabenen Prophetien an — die Stimme des Rufers in der Wüste schallt wie Posaunenton.

Dann aber erhebt sich ein starker reiner Choral.

Die perlenden Tränenklagen des Stabat Mater, die gewaltige Schmerzenleidenschaft eines Giacopone da Todi sind darin vergeistigt, veredelt in weißem, durchsichtigem kararrischem Marmor. Es ist der Geist seiner Pietà, der das singt, es ist die Seele der trauernden Maria, die sich aus dem Stein befreit.

Dunkler, schwerer, wilder, unerbittlicher wird die Musik. Wie von ehernen Befehlen gehetzt, in dröhnendem Marsch stampft sie über die Himmelswege. Michel Angelo weiß sie zu deuten. Auf den wolkenverhüllten, blitzumlohten Höhen des Sinai erscheint die alttestamentarische Gestalt des Moses, des großen Gesetzgebers der Menschheit.

Er trägt dem Volke die von Gott empfangenen Gebote herab, die starken Grundsäulen aller Gesittung und Kultur.

In heiligem Zorne wird er sie zerschmettern und doch werden sie dauern als ewige Leuchten für die Füße aller Strauchelnden.

Ja, die große Tat seiner Mannesjahre, der Moses auf dem Grabe des Roverepapstes, das Werk, an dem er vierzig Jahre meißelte und feilte, kam von der Musik getragen heran und fuhr mit Gewitterbrausen vorüber.

Der Orkan verhallte — das Chaos lichtete sich und die Symphonie der Schöpfung begann. Erdentiefen, Himmelsfernen taten sich auf.

Digitized by Google

Das Leben brach aus den Schleußen ewiger Quellen nieder auf die Erde. Der Schöpfer rief sein donnerndes „Fiat Lux!" Strahlengarben erheben sich und befruchten den erschauernden Boden, die Scholle empfängt Kraft und Fruchtbarkeit, die toten Meere, die toten Flüsse werden durchsichtig und golden bis zum Grunde. Blumen tun die Kelche auf — Bäume wiegen erschauernd die Urwaldkronen — die Äcker bereiten sich für die Ernte des ersten Menschen.

Träumend, schlummernd — ein tönernes Gebild liegt er auf den Felsenklippen, umwogt von den letzten Nebelfetzen des Chaos und harrt des Erweckers. Gott Schöpfer rauscht aus seinen unbegriffenen Weiten heran; sein Mantel, aus Wolken und Stürmen gewebt, trägt ihn. Der Unerforschte, Geheimnisgroße hegt in der Brust die Zukunft der Welt. Die Zeiten entströmen den Falten seiner Gewänder. Er neigt sich über den schlafenden Menschen und gibt ihm Odem von seinem Odem — und ein Atom seines unbezwinglichen Willens und seiner ewigen Kraft. Ah — welche Helligkeiten tauchen jetzt aus dem Tönemeer! Welche Fluten von Wohlklang! Himmlische Sopranstimmen, silberne Festtagsglocken, Quellengesang! Holde Sagen der Kindheit, Unschuld und reiner Liebe.

Die Musik wandelt im Garten Eden — aber mitten in dem Paradies steht ein Baum. Groß, herrlich, mit goldenen Äpfeln beladen. Der Baum der Erkenntnis — der Baum der verbotenen Frucht.

Da geht ein greller Riß durch den Unschuldstraum — ein schneller, dumpfer Paukenschlag, der Aufschrei einer Geige. — — — Die erste Sünde ist geschehen.

Mit dumpfem Klopfen schlägt die Schuld an die Pforten des Lebens; riesengroß, ein dunkler Dämon, der das Gorgonenhaupt der Alten trägt, schreitet sie über die Schwelle der Zeit — in ihrem Gefolge der Tod, das erste Weinen, der erste Angstruf. In ihrem Gefolge Haß und Zweifel, Lüge und Mord, Geiz und Krieg, Verrat und Tod.

Welch ein Gesindel, das dem Zuge nachdrängt! Tausend aufreizende Fragen, die den Menschen gegen seinen Gott hetzen und ihm Frieden, Sicherheit und den seligen Schlaf der Kindheit grausam entreißen. O, wie jammert und stöhnt die Musik!

Über die verderbte Menschheit, über Mörder, Ehebrecher und Treulose bricht die Sündflut herein.

Digitized by Google

Losgelassene Gewässer stürzen aus den Wolken. Die Meere steigen aus ihren Ufern und begraben alle Kreatur. Nur einige Schuldlose behält Gott sich vor.

Da mildern und lösen sich abermals die schrillen Disharmonien. Die Todesschreie der Ertrinkenden verhallen. Ein Regenbogen steigt am Himmel auf — die Verheißung des Heilands wird in den Seelen lebendig.

Michel Angelo erhebt sich von seinem Lager und tastet sich zum Fenster — er stößt die Läden zurück und schaut empor zur nächtlichen Himmelskuppel. Durch die zerrissenen Wolken scheint der Mond wie ein eiliger Wanderer zu fliehen, seine Strahlen tauchen die Turmengel und Kreuze, die Zinnen und Säulenknäufe, die Tempelgiebel und starrenden Ruinen in grelles Licht. Hoch am Himmel erscheint wie eine Vision ein mächtiges Denkerhaupt mit unergründlichen, ewigen Augen.

Niemals zuvor hat Michel Angelo einen Menschen gesehen, der diesem gleicht, und doch scheint es ihm, als sei dieser Mann sein Bruder, als sei er der ebenbürtige Freund, der ihm auf seiner langen Erdenfahrt nicht begegnete.

„Wer bist du, — fernher Kommender?" fragt er in das Schweigen der Nacht hinein. Von einer geisterhaft verhallenden Stimme wird da ein Namen gerufen, den Michel Angelo nicht versteht und der ihm doch die tiefe Seele bewegt: „Beethoven".

Im Schnalser Firn

∴ Eine Tiroler Studie von Montanus ∴

Mariä Geburt. Der dunkelbronzene Septemberherbst wärmte die Alpwiesen, die Weißkugel spielte mit metallischen Vormittagslichtern und warf aus jeder kleinsten Eisfalte Diamantblitze in das Gedränge brauner Unterberge.

Ich kam von einem sternhellen Biwak auf dem Steinschlagferner durch die Ostflanke der Schwemserspitze. In Kurzras, tausend Meter tiefer, läutete man die Kapellenglocke, — das ging hier wie feiner Bienensang über blaue Schründe und verebbte irgendwo ins Unendliche.

Digitized by Google

Vor dem Matscher Bildstöcklioch geriet ich in eine neue, fremdartige Tonwelle: viele menschliche Stimmen, zu einem Rythmus gebunden und stärker aufschwellend, je tiefer ich gegen die Firnbucht niederstieg.

Da war mit einemmal eine wunderbare Bewegung der Atmosphäre. Wie Akkorde hölzerner Orgelpfeifen flutete ein Chorlied herauf und brach an alle Bergkanten, daß es ein seelenaufrührerisches Zusammenklingen gab in der Feiertagsruhe dieser herbstlichen Gletscher — —

O Mutter Gottes hochbelohnt
Von Jesu, deinem Sohne,
O glänzender als Sonn' und Mond,
In deiner Himmelskrone . . .

Sie kamen das Eisfeld herauf, Männer, Frauen, kleine Mädchen, mit Messingkreuzen auf blauen Tragstangen, mit gestickten Fahnen, in deren Fransen sich das kühle und harte Firnlicht verfing und in weiche, farbige Töne löste. Wallfahrer aus Matsch, Wallfahrer durch das schlafende Matschertal in den ersten Frühschein hinauf, Wallfahrer über die Almen und Gletscher zu „Unserer Lieben Frau in Schnals", die Geburtstag feierte.

Männer, Frauen, kleine Mädchen. Sie zogen vorüber, gegen die Tiefe des innersten Schnalserwinkels, jetzt noch eine Schar grobgemeißelter Bauernmenschen, dann, in größerer Entfernung, ein dunkler Pilgerzug, endlich ein Wölkchen von durcheinanderbewegten Schatten und aufglitzernden Lichtern, und bald nichts mehr auf dem weißen Schnee.

Ich war allein, der Herbsttraum der Berge lag still wie zuvor, die Weißkugel stand selig in der reinen, glashellen Mittagssonne. Ich hörte noch das Marienlied in einzelnen weitabgedämpften Stimmen, wie Kirchengesang am Sonntag, wenn man über dem Dorf auf dem Buchenhügel Stifter einsam liest.

Ein lauer Wind schwamm südlich von der Mastaunspitze herein, der hatte noch etwas ganz feines und sublimes von den versunkenen Betchören der Männer, Frauen und kleinen Mädchen, aber das war fast nicht mehr zu hören.

Viel stärker war ein Duft von reifen Aprikosen, der in der warmen Luft hing. Von reifen Aprikosen an der unteren Etsch. Es war der Wind aus den Rebgärten von Meran. . .

• • •

Digitized by Google

Kirchenkunst u. Entwicklung

Von Dr. Josef Weingartner

IV. (Schluß)

Gleich der seelischen Stimmung unterliegt auch das Schönheitsgefühl der Völker einer merkwürdig steten Veränderung. Und wie mit jener der innere geistige Charakter der Kunst stets wechselt, so entspricht diesem ein ununterbrochener Fluß der äußeren, formalen Werte, der Stilformen. Und damit sind wir an jenem Punkte angelangt, wo die Entwicklungsfreiheit der kirchlichen Kunst, man kann wohl sagen überhaupt nur mehr jenen Schranken unterworfen ist, die durch die Natur der Sache und durch die menschliche Vernunft jeder Kunst auferlegt werden.

Wir haben schon eingangs bemerkt, je weniger irgend eine Seite kirchlicher Betätigung mit dem Wesen der Kirche zusammenhängt und je enger sie sich mit den allgemein kulturellen Voraussetzungen berührt, desto deutlicher wird sich der stete Fluß alles Irdischen an ihr bemerkbar machen. Die formale, stilistische Seite der Kunst nun steht mit dem Wesen der Kirche tatsächlich nur in sehr losem Zusammenhange. Ob ein biblischer Vorgang, z. B. die Anbetung der heiligen drei Könige, zeichnerisch oder malerisch, in verbundener oder unverbundener Maltweise, flächenhaft oder tiefräumlich wiedergegeben wird, ob die Köpfe typisch oder individuell, ob die Gewänder fließend oder gebrochen sind, ob die Figuren auf Goldgrund oder in einer grünen Landschaft stehen, das ändert am religiösen Wahrheitsgehalt der Szene nicht das geringste. Freilich, die eine Zeit wird die Szene lieber so, die andere lieber anders sehen, und soll die Szene wirken, muß sie auch formal das bieten, was die betreffende Zeit von ihr verlangt. Doch die wesentliche Beziehung der Darstellung zum Glaubensschatz der Kirche wird dadurch nicht verändert. Je loser aber einerseits diese formale Seite mit dem Übernatürlichen zusammenhängt, desto abhängiger ist sie anderseits von der rein natürlichen Kulturentwicklung. Die Formen, deren sich auch die kirchliche Kunst bedienen muß, um ihre übernatürlichen Ideen zu gestalten, die technischen und künstlerischen Darstellungsmittel sind nämlich an sich etwas rein Natürliches, sind genau dieselben, die der Kunst überhaupt zur Verfügung stehen. Höchstens kann ein gewisser Unterschied darin bestehen, daß

Digitized by Google

nicht alles, was die profane Kunst verwenden kann, auch gleich schon für die höheren Aufgaben der kirchlichen Kunst würdig und brauchbar ist.

Die Kirche hat nach einem Worte P. Beissels S. J. in den „Stimmen aus Maria Laach" nie einen Stil selber geschaffen, sondern in den einzelnen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern einfach jene Stilformen in ihren Dienst genommen, die als Resultat der gleichzeitigen natürlichen und nationalen Entwicklung eben da waren. Den klarsten Beweis für diese Tatsache bildet wohl die frühchristliche Kunst; der malerische Stil der Katakombenbilder und frühen Mosaiken, die plastischen Ausführungen der Sarkophage aus dem dritten und vierten Jahrhunderte, die architektonischen Einzelformen und wahrscheinlich auch die Gesamtanlage der Basiliken unterscheidet sich von der schon vorher herrschenden heidnischen Profankunst nicht im geringsten. Die Gedanken, der Inhalt, der christliche Zweck sind neu. Die Stilformen aber sind einfach der herrschenden nationalen Kunst entlehnt. In kleinerem Umfange vollzieht sich ein ähnlicher Prozeß in der nordischen Buchillustration seit dem achten Jahrhundert. Für die Ausschmückung liturgischer Bücher, wie sie damals in den irischen Klöstern geübt und von dort aus durch ganz Europa verbreitet wurde, dienten in der Dekoration und teilweise sogar auch in den figuralen Teilen einfach Motive, die in Irland schon Jahrhunderte vor der Einführung des Christentums gebräuchlich waren. Auch der große Einfluß maurischer Stilformen auf die Gotik und dann die Wiederaufnahme

Rom, S. Agnese

Amalfi, Dom

Digitized by Google

der antiken Stilformen in der Renaissance gehört hieher. Der Spitzbogen z. B., dem man so gerne eine spezifisch religiöse Idee unterschiebt und in dem man häufig den christlichen Idealismus des Mittelalters verkörpert sieht, war lange vorher schon im Islam gebräuchlich und ist tatsächlich auch zuerst in jenen abendländischen Gebieten nachweisbar, die mit dem Islam in engerer Berührung waren. Das alles beweist klar, daß die Stilformen an sich neutral sind, und, wie ebenfalls Beissel sagt, erst dadurch christlich oder heidnisch werden, daß sie christlichen oder heidnischen Zwecken dienen.

Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Charakter der einen Stilform für den Ausdruck dieser, der Charakter der anderen wieder für den Ausdruck jener seelischen Stimmung geeigneter ist. Aber die kirchliche Kunst ist eben so unermeßlich reich an Aufgaben und Ideen, daß für jeden Stil noch genug Aufgaben übrig bleiben.

Ist also schon der Ursprung der Stilformen keine spezifisch kirchliche Erscheinung, so geht noch weit weniger die Art der Stilentwicklung unmittelbar auf spezifisch religiöse Motive zurück, sondern vollzieht sich einfach im engsten Zusammenhange mit dem allgemeinen Fortgang der materiellen und geistigen Kultur. Sie verläuft in der heidnischen Antike im wesentlichen genau nach denselben Gesetzen und im selben Tempo wie etwa in der Gotik oder im Barockstil und hat ihre Hauptquelle wohl in der Tatsache, daß gefundene Lösungen dem rastlosen Menschengeiste nie lange genügen, und daß ein unwiderstehlicher Drang ihn stets vorwärts treibt, zu neuen Problemen, neuen Versuchen, neuen Gestaltungen.

Natürlich hat aber die Kirche indirekt großen Einfluß auf diese Entwicklung und hat sich um sie von jeher die allergrößten Verdienste erworben. Stilentwicklung gibt es nur, wo frisches Leben herrscht, wo hohe Aufgaben alle künstlerischen Kräfte anspannen und ihnen Anlaß und Gelegenheit geben, ihre Erfindungsgabe zu erproben. Und dadurch, daß die Kirche im allgemeinen die christliche Kultur schuf und im besonderen der Kunst die zahllosen herrlichen Aufgaben und die überragenden Ideen gab, dadurch wurde eben die glänzende, herrlich reiche Stilentwicklung der christlichen Kunst erst ermöglicht.

Und daß eine solche Stilentwicklung, solch ein steter Wechsel der formalen Werte von Anfang an bis heute tatsächlich stattgefunden hat und noch heute stattfindet, das braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Nicht nur, daß im Laufe der Jahrhunderte ein großer Stil nach dem andern folgte, auch jedes Jahrzehnt schon hat sein eigenes Angesicht. Nicht nur daß ein Apsidenmosaik des fünften Jahrhunderts anders aussieht als eines aus dem sechsten, eine Skulptur oder eine Kirche des zwölften anders als eine des dreizehnten, auch schon ein Gemälde oder eine Statue um 1450 unterscheidet sich scharf von einem entsprechenden Stück um 1470; ebenso wie ein Kelch oder ein Bilder-

Digitized by Google

rahmen um 1740 von einem solchen um 1760, und selbst ein neugotischer Altar aus dem Jahre 1880 ist mit einem aus dem Jahre 1900 nicht zu verwechseln.

Florenz, Dom

Sollten rein religiöse Ursachen diesen steten Wandel unmittelbar erzeugen, wäre er nicht zu begreifen, denn die Religion blieb ja dieselbe. Wohl aber gebührt der Religion und der Kirche das Verdienst, daß sie mittelbar, durch immer neue Aufgaben und immer neue ideelle Befruchtung den künstlerischen Schöpfergeist und Erfindungstrieb stets wach und gespannt erhielt, eine Tatsache, die die oberflächlichen Redensarten vom stagnierenden Einfluß der Kirche womöglich noch kräftiger als alles bisher Gesagte zu schanden macht.

V.

Überblicken wir noch einmal die bisher gewonnenen Resultate. Die kirchliche Kunst berührt sich im Tiefsten, was sie besitzt, nämlich in der Aufgabe, Gott und seine Wahrheit zu verherrlichen und die zweckgemäße und würdige Feier des Gottesdienstes zu ermöglichen, zweifellos mit dem Reiche des Ewigen und Übernatürlichen. Trotzdem bleiben ihr aber nach den verschiedensten Gesichtspunkten reiche Möglichkeiten einer stets frischen und leschwanken kann.

Rom, S. Pietro Montorio

Weiterhin bedingt die Aufgabe der kirchlichen Kunst, die Gläubigen zu packen, zu ergreifen, zu erbauen, die Notwendigkeit einer gewissen Anpassung an das stark veränderliche Empfinden und bendigen Fortentwicklung. Schon die schier unübersehbare Fülle der Darstellungsstoffe und der kirchlichen Ideen bringt es mit sich, daß sie keine Zeit ganz auszuschöpfen vermag und daß daher der Darstellungskreis in den verschiedenen Zeiten stark wechseln und die Stoffwahl

Digitized by Google

Fühlen der Menschheit, die sich auf dem ganzen Gebiete der kirchlichen Kunst im ununterbrochenen Wechsel der seelischen Stimmung und der äußeren Stilform äußert und die auch bei solchen Aufgaben und Darstellungsstoffen, die dem Zwecke oder dem dogmatischen Inhalt nach sich stets gleich bleiben, eine geistige und formale Fortentwicklung ermöglichen.

Tatsächlich hat die Kirche dieser Entwicklung auch nie etwas in den Weg gelegt, wohl wissend, daß sie jede Stilform verwenden kann und zu heiligen vermag.

Und wir — wie sollen wir uns zu dieser unleugbaren Tatsache des ewigen Wechsels stellen? Sollen wir sie beklagen? Haben wir die Verpflichtung, die historischen Tatsachen auf Grund irgend einer theoretischen Erwägung, irgend einer ästhetischen Richtung links liegen zu lassen und a priori irgend einen bestimmten Stil als absolutes Ideal zu erklären und alle spätere Fortentwicklung als ein Verlassen des eigentlichen Ideals, als Verfall der kirchlichen Kunst zu betrachten? Gewiß nicht. Zwar bringt jede Entwicklung und Veränderung auch einen Verlust früherer Werte mit sich, und so besitzen auch die späteren Kunststile vieles Große und Wertvolle nicht mehr, das die früheren besaßen. Dafür haben sie aber wieder andere, neue Vorzüge, die ihren Vorgängern fehlten. Kein Stil kann der ganzen Fülle kirchlicher Aufgaben und Ideen genügen. Wir müssen uns begnügen, daß jeder Stil eine andere Seite faßt und so wenigstens nach und nach der ganze Reichtum vor unseren Augen ausgebreitet wird.

Und der stete Wechsel hat auch seine Vorteile. Er hält in der kirchlichen Kunstübung jederzeit reges Leben wach, weil er immer neue Aufgaben stellt. Er bewirkt, daß die Kunstformen nicht zu toten Schablonen erstarren, sondern sich ewig verjüngen. Er bewirkt, daß sich jede neue Generation mit neuer und gleich frischer Begeisterung auf die Gestaltung der alten Wahrheiten werfen und an den neuen Schöpfungen erfreuen kann. Und er beweist, daß die Kirche nicht nur einmal, in der Frühzeit oder im Mittelalter, die innere Triebkraft besaß, der Welt eine neue Kunst zu ermöglichen, sondern daß ihre ewige Wahrheit und ihr herrlicher Gottesdienst jederzeit gleich tief und für die Kunst gleich fruchtbar bleibt.

Daher liegt gerade in dieser steten Entwicklung, die vom Beginne der christlichen Ära bis auf den heutigen Tag niemals ganz stille stand, auch für die Zukunft eine sichere Gewähr. Es wäre ein Unrecht an der Kirche, wollte man die Möglichkeit einer weiteren Stilentwicklung in Abrede stellen, und eine arge Kurzsichtigkeit, wollte man sie als verderblich und unkirchlich bekämpfen. Weder das sorgfältige Konservieren noch das eifrige Nachahmen der alten Kunstwerke könnte eine selbstständige Weiterbildung der kirchlichen Kunst ersetzen und könnte über

Digitized by Google

das Erlahmen des kirchlichen Lebens, das sich in jeder Erstarrung der Kunstformen äußert, auf die Dauer hinwegtäuschen.

Wenn daher auch heute wieder neue Stilformen die Welt zu erobern beginnen, so braucht uns das nicht zu erschrecken. Die Kirche hat schon mehr solcher Stiländerungen in ihren Dienst zu nehmen gewußt. Sie wird auch in Zukunft an neuen Entwicklungsformen das Unreife und Unbrauchbare ausscheiden können und das Brauchbare veredeln und behalten. Und die katholische Kirche und die christliche Religion wird wie den alten Stilen so auch einem eventuellen Stil der Zukunft Aufgaben zu stellen haben, wie keine andere Macht auf Erden der Kunst sie zu stellen vermag.

Rom, S. Maria della Pace

Tiefste Ruh / Von Willy Arndt

Tiefste Ruh ist Glück, ist Glück,
Ist ein Gehn in Gottes Gärten
Spürest schauernd Stück um Stück
Mählich in dir Hellerwerden. . .

Tiefste Ruh ist Kraft, ist Kraft,
Ist ein Trank aus Gottes Händen:
Seele steigt aus trüber Haft
Auf zu hohen Sonnenbränden — —

Digitized by Google

Auf junger Erde

Gedichte von Otto Walter

Trotz

Und hat der Sturm mein Haus gebrochen,
Ich brauch' euch nicht.
Will keine andre Art als meine,
Die für mich ficht.

Hab' doch allein im Sturm gestanden
Mein Leben lang.
Hab' nie gelangt nach andern Fäusten,
Wenn Kampfruf klang.

Zög' lieber bettelarm vom Berge,
Darauf ich steh,
Als daß ich je vor eure Türen
Mich krümmen geh.

• • •

Helle Ferne

Über meinem Haupte
Steht ein junger Stern,
Wolkenhoch und glänzend
Zieht der Flammenkern.

Sieghaft steht sein Leuchten
Über allem Land,
Nur den höchsten Firnen
Scheint er zugewandt.

Über Welt und Erde
Wandelt froh mein Schuh.
Gläubig, selig schau' ich
Hellen Fernen zu.

• • •

Digitized by Google

Reichtum

Nun sind wir reich, wir zwei.
Wir spüren Kronen über unsern Häuptern
Und wo wir schreiten, klingt die junge Erde,
Als zög' das Glück auf weißem Roß vorbei.

Wir tragen Seelen über Welt und Land,
Die leuchtend sind gleich seltenen Geschmeiden
Und offen wie die Welt zu Frühlingszeiten,
Da tausend Wunder jeden Tag geschehn.

Wir wissen beide: groß ist nun die Zeit
Und Ungeahntes kann aus uns ersprießen.
Wir sind ein Garten, der will überfließen
Von Blumen, Liedern, Liebe, süßem Leben — —

So reich sind wir, wir zwei.

• • •

Kraft

Nun zucken Wetter durch das Herz der Welt.
Die Erde stöhnt im Taumel ihrer Kräfte. —
Mein junger Stamm erzittert bis zutiefst
Im dunklen Spiele seiner guten Säfte.

Mohnblumen füllen rings das Land zu Hauf,
Die Ströme keuchen unter schweren Lasten. —
Dumpf fällt mein Haupt — wie Glut und Sommerbrand
Spür ich mein Blut durch alle Sinne tasten.

Käm' einer nun durch dieses Tags Geschwehle
Und göß mir Haß und Fluch aus roter Schale
Aufs junge Haupt,
Und wirbelte den Sturmwind blanker Feindschaft
Aufstäubend über meine weißen Straßen, —
Daß meine hellsten Sonnen hoch im Mittag
Jäh zu erblassen und zu sinken drohten,
Und all' mein' Himmel sich verdunkelte
Und alle meine Wälder zornig stöhnten,
Hochaufgebäumt wie wilde Feuerrosse, —
Ich wollt's ihm danken aus der tiefsten Seele.

Digitized by Google

Wilhelm Molitor

Ein Dichterbild von Dr. Lorenz Krapp

III. (Schluß)

Die Dramen und Festspiele Molitors sind auf die Zahl zehn gediehen. Das in einer (von Eduard v. Steinle mit feinsinnigen Holzschnitten geschmückten) Prachtausgabe erschienene Festspiel „Weihnachstraum“[1]) sowie die mehr für Tagesgelegenheiten geschriebenen dramatischen Märchen „Schön Gundel“ und „Die Blume von Sizilien“, endlich das kleine, wie alle eben erwähnten für Volksaufführungen sehr geeignete Lustspiel „Die Villa bei Amalfi“ übergehen wir und zergliedern nur kurz die dichterisch bedeutendsten der Dramen.

Am höchsten steht hier „Maria Magdalena“. Auf dem Hintergrunde einer leidenschaftlich bewegten Zeit baut es sich auf: Rom hat Palästina unterjocht, vergebens knirschen die Juden wider ihre Unterdrücker. Maria, das Weib von Magdala, ist von ihrem Volke verfemt wegen ihres Verkehrs mit den Eroberern ihres Landes, mit Römern und Hellenen. Aber ihr Herz ist besser als ihr Name und Ruf. Einmal hat sie den Heiland predigen gehört am See Genesareth, und sein Feuerauge hat sie im Innersten erschüttert. Aber bald wieder fällt sie in ihr Leben des Genußes zurück und vergißt die Lehren des heiligen Meisters. Vergebens mahnen sie Lazarus und Martha, ihre Geschwister, Einkehr in ihrer Seele zu halten. Ein Heer von Schmeichlern und Schmeichlerinnen umgibt sie, die mit kulturpsychologischer Tiefe geschildert sind: Adraskos, der schönheitstrunkene Hellene, der Jesu Lehre nur bewundert ob ihrer herrlichen Form und der Kraft und Gewalt ihrer Diktion; Thais, die Korintherin, die hellenische Raffiniertheit und Schlangentücke im Herzen trägt. Daneben Achar und Eliud, die Pharisäer, deren Mund stets überfließt von Klagen über die vergangene Pracht und Macht der jüdischen Reiche und von Verwünschungen gegen das sieghafte Rom. Immer wieder umstricken Adrast und seine Freunde Magdalenas Herz und halten sie dem Erlöser fern. Aber da dringt

[1]) Erschienen wie die folgenden: Mainz, Kirchheim, 1865—1897. Das Drama „Die Freigelassene Neros“ erschien 1900 in 2. Auflage in München (Schuler).

Digitized by Google

eines Tags die Kunde zu ihr, Johannes der Täufer sei von Herodes enthauptet worden. Sie hatte Johannes gekannt, er war verwandt zu ihrem Hause. Da auf einmal wird sie aufgeschüttelt bis ins Innerste. Mitten vom Gelage weg entflieht sie, wie von Furien gejagt. Und da begegnet ihr, während sie in tödlicher Verzweiflung ringt, Jesus und die Schar seiner Jünger. Nur einen Augenblick schaut sie ihn, der schweigend im Hintergrunde der Bühne vorüberwandelt, von strahlendem Licht umflossen. Aber dieser eine Augenblick genügt: sie ist gerettet. Sie folgt ihm mit Martha und Lazarus, erlöst und beseligt.

In knappen Strichen, von einer blühenden Landschaft umrahmt, geht die Handlung vor sich. Wundervoll sind die kurzen Lyrismen innerhalb der Gespräche: die Schilderungen der träumerischen Sommernächte am Genesarethsee, wenn die Rosen blühen, die Wogen rauschen und die Sterne funkeln, — oder die Erzählungen von der verschwenderischen Pracht Roms und der Griechenstädte. Die entscheidenden Momente sind plastisch herausgearbeitet, so die Katharsis, da Magdalena das blutige Haupt Johannes des Täufers vor sich auftauchen sieht:

„Dann stieg des Täufers Schatten auf vor mir,
Die hagere Gestalt mit bleichem Antlitz,
Von Blut umronnen, das zur Erde troff,
Und dieses Blut schrie laut empor zum Himmel
Um Rache an der Schuld . ."

Dabei liegt stets eine Weihestimmung über allem Geschehen. Wie müßte ein solches Drama wirken, würde es hingestellt auf eine Bühne, die dieser Weihestimmung würdig ist, nicht eine Bühne, auf der gestern Salome tanzte und morgen die Wirtin vom „weißen Rößl" ihr Bier verschenkt, sondern eine solche, wie sie in Kraliks oder Pöllmanns Ideen leben!

Die zwei Römerdramen „Claudia Procula" und „Die Freigelassene Neros" stellen im Gegensatz zu diesem Drama der sinkenden jüdischen Welt die untergehende römische uns vor Augen; zu ihnen tritt „Des Kaisers Günstling", ein Schauspiel aus der Zeit Diokletians, dessen Mittelpunkt die Gestalt St. Sebastians bildet. Vor allem diese letztere Dichtung gehört zu Molitors besten Werken. Sie entrollt das Bild des Roms der Cäsaren: die Intrigen am Kaiserhof, die wachsende Demoralisierung des niedern Volkes, die durch fremde Kulte wie den Isiskult noch gesteigert wird, und daneben die in Siegeshoffnung aus der Nacht der Cömeterien an der Via Appia emporsteigende Welt

Digitized by Google

des Christentums, wo die Knaben schon, statt Märchen zu lauschen, Erzählungen von „Schlachten und von Martyrern" hören wollen, wo ihnen die Martyrer wie Helden und sieghafte Feldherrn erscheinen. Sebastian, dem der Kaiser bedingungslos vertraute, wird durch ihn zum Tode verurteilt, nachdem Kleopatra, die Enkelin der Königin Zenobia von Palmyra, ihn, der ihre Liebe verschmähte, dem Kaiser als einen Christen verriet. In einer Schlußszene von stärksten dramatischen Wirkungen endigt das Werk: St. Sebastian, den seine eigenen Soldaten durch Pfeile töten sollen, schleppt sich, die tödlichen Wunden im Herzen, in den Kaiserpalast, und gerade wie der Kaiser mitten in buntem Festzug einherzieht, um den Göttern zu opfern, verkündet der Sterbende mit letzter Kraft ihm seinen Untergang. Entsetzt will die bekränzte Schar der Fackelträger und Epulonen, der Auguren und Haruspizes auseinanderflüchten, weil sie den Geist des Heiligen auferstanden wähnten, indes mit dumpfem Klang die prophetischen Worte des Martyrers über ihre Häupter hinrauschen.

Die kleine dramatische Legende „St. Ursulas Rheinfahrt" führt uns an den Rhein zur Zeit der Hunnenschlacht in der katalaunischen Ebene. Sie erzählt von zwei trotzigen Gestalten aus den germanischen Wäldern, Sigurd und seiner Schwester Wiltrud, die dadurch, daß die auf einem Rheinschiff von einer Romfahrt heimwärts ziehende heilige Ursula zu ihnen kommt, fürs Christentum gewonnen werden. Wie eine leuchtende Vision ist das Nahen des Schiffes geschildert, das unter heiligen Gesängen der Genossinen St. Ursulas heimwärts gleitet, mit liliengeschmückten Segeln und einem goldenen Riesenschwert am Kiel.

Die bisherigen Stücke trugen alle im Mittelpunkt eine Heiligengestalt. Aber nichts wäre verfehlter als zu glauben, daß unter dem reinen Zwecke der religiösen Erhebung, — den Molitor damit verfolgt, die künstlerische Gestaltung zu leiden hätte. Vielmehr ist Glaube und Kunst hier restlos verschmolzen. Nicht aufdringliche Didaskalien formuliert er; nicht durch Belehrung, sondern durch künstlerische Verklärungen will er läuternd wirken. Das klang schon aus den Worten, mit denen er einst in seiner Jugend seine Domlieder einleitete:

Wem weih' ich's doch? Ich bin kein zarter Ritter,
Mir mangelt ein vergöttert teurer Name.
Wem weih' ich's doch? Nicht zu Palästen steigen,
Nicht singen darf ich vor den gold'nen Türen.
Wem weih' ich's doch? Nicht schwimm ich mit dem Strome,

Digitized by Google

Bemüht, gen Berg die tolle Flut zu teilen.
„O, rührt ihr nur ein frommes Herz von allen,
Bin ich genug belohnt, — ihr mögt verhallen!"

Und dieser Wunsch ist ihm zweifellos gelungen. Selbst aus Dramen wie „Julian, der Apostat", die lediglich die siegende und richtende Macht Christi beweisen sollen, leuchtet zwischen den Höhepunkten der Handlung stets der Schimmer eines milden, gütigen Herzens hervor. In einer Zeit, wo die poetische Energie der deutschen Katholiken vielen auf einem toten Punkte zu stehen schien, hat er die alten christlichen Traditionen in der Kunst hochgehalten und war damals so ziemlich der einzige Vertreter des Dramas auf katholischer Seite. Das soll ihm unvergessen sein; um so mehr, als er nicht bloß ehrliche Begeisterung zu seinem Künstlerschaffen mitbrachte, sondern auch eine feinsinnige, ursprüngliche, an großen Meistern geschulte Kraft.

Aus: „Maria Magdalena"

Von Wilhelm Molitor

4. Aufzug.

Vierter Auftritt.

Maria:

Wo bin ich? — Wieder an der Quelle hier!
Wie bin ich müde, müde bis zum Sterben.
(Sie sinkt auf einen Sitz und birgt das Gesicht in die Hände. Auffahrend.)
Weg, weg! Ich will ihn nicht, den Preis des Tanzes!
Weg! Ich bin nicht Herodias! Geht, geht!
Und habt Erbarmen und verfolgt mich nicht!
O diese Augen, die gebrochen mir
Entgegenstarrten von der blut'gen Schüssel,
Mein Herz durchbohren sie, daß wild es aufschreit,
Sie klagen's an, sie haben es gerichtet!
Was hast denn du verschuldet, heil'ger Büßer,
Daß solcher Tod dir ward? Und ich — und ich?
(Sie starrt vor sich hin.)

Digitized by Google

Wo bist du? Aus des Herzens tiefstem Abgrund
Schreit unaufhörlich mir dies Wort herauf,
Und endlos widerhallend tönt es fort
Durch all' die Labyrinte der Gedanken.
Vom Himmel rufen's laut die Sterne nieder,
Es flüstert mir des Waldes Laub: Wo bist du?
Wo bist du? — murmelt hier der Quelle Rauschen,
Die einst dem Kinde mit geschwätz'ger Welle
Viel Wunder kosend zu erzählen wußte,
Wenn selig lauschend es die Blumen band,
Die sich's am grünen Rand des Borns gepflückt.
Wo bist du? — fragen mich in wirrem Traume
Voll grimmen Hohns die nächt'gen, finstern Geister,
Daß ich erschreckt empor vom Lager fahre,
Nach Ruhe schmachtend, ringend nach dem Licht.
Wo bist du? — Ach ich weiß es selber nicht.
Ich weiß nur, daß ich arm und krank und elend,
Ach unaussprechlich elend bin geworden.
Nach langen Nächten kam ein lichter Tag,
Ein Sonnenblick nach langen Wetterstürmen;
Dann sank die Nacht herab in meine Seele
Noch sternenloser, schwärzer als zuvor.
Die Stürme brachen wutentfesselt los,
Und schwemmten mir die junge Saat des Heils
Erbarmungslos aus meines Herzens Garten;
Und eine Wüste ward's voll grauser Schrecken,
Wo jähe Klüfte gähnen, im Gesteine
Die gift'gen Nattern harren auf die Beute,
Wo jauchzend sich der Hölle Mächte tummeln.
O namenlose Qual, o tiefste Schmach! —
Und du, Maria, ließest dies geschehen,
Im Frevelmute botest du die Hand:
Dein ist die Schuld, und du hast sie zu büßen.
So gibt mir eine ernste Stimme Antwort.

(Nach einer Pause.)

Was sagte mir das engelgleiche Weib,
Die Mutter jenes wunderbaren Sohnes?
Sie wiederholte mir von ihm ein Wort;
„Wer bittet, der empfängt: wer sucht, der findet,"
„Und wer da klopfet, dem wird aufgetan."
Wie eine Himmelsbotschaft klingt die Rede
Mir in des Herzens wildverworrne Stimmen;
Es lauschet auf, doch wagt's nicht mehr zu hoffen.
Verscherzt ist all' das Glück, verscherzt auf immer! —
Und dennoch ringt es klagend sich und fragend

Digitized by Google

Empor aus dieſes Herzens nächt'gem Grunde:
Wo iſt die Pforte, daß ich ſtürmiſch poche?
Wo ſoll ich ſuchen, daß den Schatz ich finde?
Wer lehrt mich bitten, daß auch ich erhalte?
(Sie weint.)

Fünfter Auftritt.

Thais, Maria.

Thais:
(Maria erblickend)

Ha endlich!
(Sie betrachtet Maria, ohne von dieſer bemerkt zu werden.)
Weinend ſitzt ſie bei der Quelle,
Das heiße Antlitz in die Hände bergend,
Und fieberhaft im Schmerze zuckt ihr Leib.
Beſchmutzt iſt ihr Gewand, des Haares Zier
Entfiel der Stirne, und ſie weiß es nicht;
Des Nackens Perlenſchnur riß im Geſtrüppe.
Welch neuer Sturm wogt wohl in dieſem Buſen?
Laßt ſehn, ob wir das neue Rätſel löſen,
Ob mir mein Dämon nochmals hold.
(Laut.)
Maria!

Maria:
(aufblickend)

Wer ruft?

Thais:

Die Gäſte werden ungeduldig;
Sie ſitzen in der Grotte ſchon beim Mahle,
Und immer leer noch ſteht dein Ehrenplatz.
Metellus ſprudelt derben Römerwitz
Auf Jethran, der mit feinem Hohn ſich rächt,
Und beide ernten reich Gelächter.
Noch vor der Tafel las Adraſt begeiſtert
Die Strophen vor, die dir er keck entwendet.
Ich will den Diebſtahl grade nicht entſchuld'gen,
Doch deine Verſe waren mir Genuß,
Und alle nahmen ſie bewundernd auf.
Du mußt der Muſen Gabe eifrig pflegen;
Dir ehrenvoll, erfreuet ſie auch andre,
Und nicht allein den Männern kommt ſie zu.
Man windet jetzt dir einen Lorbeerkranz,
Wann du erſcheinſt, die Dichterin zu krönen.
So laß uns gehen! — Biſt du etwa müde?
(Sie ſteht erwartend.)

Digitized by Google

Du ſchweigſt? — Was doch ergriff mit ſolcher Macht
Dein zages Herz, da dir die Kunde wurde,
Daß jenes Weiſen Haupt im Kerker fiel?
Sind doch die Zeiten alſo angetan,
Daß man vor Mord und Blut nicht beben darf. —
Du willſt nicht reden?

Maria:
(die wie teilnahmslos dageſeſſen)

Wenn ich dir's auch ſage!
Der ganze Frevel trat vor meine Seele,
Den ſo Herodes an Johannes übte.
Die Scheußlichkeit der ungerechten Tat.
Dann ſtieg des Täufers Schatten auf vor mir,
Die hagere Geſtalt mit bleichem Antlitz,
Von Blut umronnen, das zur Erde troff.
Und dieſes Blut ſchrie laut empor zum Himmel
Um Rache an der Schuld und an der Mitſchuld,
Die gleiches Laſter, gleichen Frevel trifft.
Da faßte mich unſäglich tiefe Angſt,
Von euern Furien ſah ich mich verfolgt;
Entrinnen wollt' ich und vermocht' es nicht,
Und wie von Sinnen irrt' ich auf der Heide.

Thais:
(Maria bei der Hand ergreifend)

Maria! Faſſe dich und ſei beſonnen!
Dein Aug' blickt wirr, es fiebern deine Wangen:
Du mußt mir willig, wie ein Kind gehorchen.
Steh' auf, und geh' mit mir! Du brauchſt Zerſtreuung
Und heitern Zuſpruch aus der Freunde Mund.
Es ſchwindet bei des Mahles Luſt und Scherz
Dein Gram, wie Nebelwolken vor der Sonne;
Und wie erwacht aus einem ſchweren Traume
Kehrſt du im Kahn gewiegt nach Magdala.

Maria:

Wie du dich täuſcheſt! Ekel faßt mich an
Vor des Gelages weinerhitztem Lärme.
Ich zitt're ſcheu zurück vor dieſen Freuden,
Und jedes Menſchenantlitz möcht' ich fliehen.
Mich ſehnt's nach Einſamkeit, und ſie erſchreckt mich;
Die Ruhe ſuch' ich, und nicht find' ich ſie.

Thais:

Maria! Laß ein offen Wort mich reden,
Wie es der wahren Freundin wohl erlaubt.

Digitized by Google

Du taugst nicht mehr hierher. Dich haßt dein Volk,
Das eingezwängt in seiner Satzung Schranken,
Dein freier schlagend Herz nie wird verstehen,
Und Anstoß nimmt an deines Lebens Lust,
Womit die Spanne Daseins du dir würzest,
Zieh' hin nach Rom! Dort hast du keine Feinde,
Und deinen Freunden bist du hochwillkommen.
Dort lauert nicht der Priester Blick nach dir,
Kein hoher Rat schreibt dir Gesetze vor,
Und wirft sich auf als strenger Sittenrichter.
Dort liebt das Volk, das einer Welt gebietet,
Im Zirkus und Theater aufgezogen,
An sich und andern Pracht und volle Lust.
Dort fällt dir in den Becher süßer Freude
Kein Tropfen Wermut, nicht des Hasses Gift,
Wie du zu Magdala es kosten mußt.
Du suchst ein Glück, dort wirst du's schwelgend finden;
Du schwärmst für Freiheit, dort ist frei das Weib.

Maria:

Ich fand das Glück und mußt' es wieder lassen:
Der Freiheit ging frohlockend ich entgegen,
Um schwerer nur zu tragen Kettenlast.

Thais:

Mich zieht's wie Heimweh nach dem gold'nen Rom.
So pilgern wir vereint zum Kapitol,
Und legen dort vor Jupiters Altar
Des treuen Dankes Weihgeschenke nieder.
Die Reise führt uns durch die halbe Welt;
Wir sehen Griechenland, Athen, Korinth.
Wir lernen neue Menschen kennen, lieben,
Und unvermerkt ernent sich unser Geist,
In andre Bahnen freudig fortgezogen.
So liegt, wenn wir Italien betreten,
Weit hinter dir dein altes Leben hier,
Wie längst entschwundener, vergeß'ner Traum,
Und wie zum zweiten Mal geboren atmest
Du neue Lebenslust in neuem Glücke,
Das nie geahnt dich göttergleich beseligt.
Hier warst du heimisch nie, stets eine Fremde;
Dort findest du die teure Heimat erst.

Maria:

Ich glaub' dir's nicht. Des fremden Landes Neuheit,
Die andre Luft, die unbekannten Straßen,

Digitized by Google

Der Wechsel in der äußern bunten Welt,
Der großen Städte nie gesehnes Treiben,
Und der Bewohner teilnahmloser Schwarm,
Sie sollen mich zum neuen Menschen machen,
Da mit mir wandert dieses alte Herz,
Das dort auch unter dieser Sonne schlägt?
Und eine Heimat willst du mir versprechen,
Die ich im eignen Vaterhaus nicht fand,
Die mir nicht bot die mütterliche Erde?

Thais:

Maria! Mehr als Vater und als Mutter
Sollst du in deiner neuen Heimat finden:
Dort gründest du dir einen eignen Herd.
(Maria mit scharfem Blick beobachtend.)
In Magdala hast du ihn still ersehnt;
Doch nicht in unsrer Hand sind unsre Lose.
Ich darf es länger dir nun nicht verschweigen:
Es schlägt in Rom für dich ein treues Herz.
Wenn einst es auch mit Blut um dich geworben
Zu Dalmanutha in unsel'ger Stunde —

Maria:
(mit erstickter Stimme)

Was sprichst du da?

Thais:

Gesühnt ist seine Tat
Durch dieser langen Jahre bittre Trennung.
Sie konnten seiner Neigung Glut nicht dämpfen,
Die um so feuriger nur lodert dir.
Ja, Roscius sendet Botschaft dir durch mich.
Er ist's, der unvermählt, zum Mann gereift,
Nach Rom dich ruft, die vielgeliebte Braut,
Um ehrenvoll dich in das reiche Haus
Als seine schöne Gattin heimzuführen.

Maria:
(im heftigen Seelenkampfe)

Weh mir!

Thais:
(die Maria triumphierend betrachtet hat)

So komm zum Mahle, zeige dich
In toller Anmut den entzückten Gästen,
Dein süß Geheimnis bergend tief im Herzen.
Wenn spät nach Magdala der stille Kahn

Digitized by Google

Vom Monde nur belauscht hinübergleitet,
Dann sprechen wir von deinem trauten Glück,
Dann tauschen flüsternd wir die Pläne aus,
Beratend —

(Während der letzten Worte Thais' ist im Hintergrunde der Herr auf dem nach Magdala ziehenden Wege erschienen, und schreitet vorüber. Die Apostel folgen ihm paarweise; dann die Mutter des Herrn mit den Frauen. Der Herr bleibt stehen und blickt zu Maria herab.)

Maria:
(hat den Herrn erkannt, und in die Kniee gesunken schreit sie auf)

Jesus!

Thais:
(die bei diesem Namen zusammenschauert, faßt, nach dem Hintergrunde blickend, Marias Hand)

Folg' mir!

Maria:
(entschlossen)

Nimmermehr!

Thais:

Wer ist der Mann?

Maria:
(dem wegschreitenden Herrn nachblickend)

Er selbst!

Thais:
(verwirrt)

Der Nazarener?
Und jenes Weib, das in des Schleiers Hülle
Wie eine Königin kommt hergeschritten,
Umleuchtet wie von einer Sonne Glanz,
Und mild und bang herabgeschaut zu dir,
Wie eine Mutter nach dem Kinde blickt?

Maria:

Sie winkte mir! Ich komme.

Thais:

Nein; du bleibst!

Maria:

Ich gehe nicht mit dir!

Thais:

Du mußt, Maria!

Maria:

Laß mich!

Digitized by Google

Thais:

Wo willſt du hin?

Maria:

Ihm folgen will ich.

Thais:

(die Maria umſonſt zurückhält)

Das darfſt du nicht! — Du mußt gehorchen, Thörin!

(Sie zieht den Dolch.)

Liebſt du dein Leben, widerſtrebſt du nicht!

Maria:

(faßt Thais beim Arm und hält ihn mit Gewalt nieder)

Noch bin ich frei!

Thais:

(die ſich umſonſt loszuwinden ſucht)

Du warſt's.

Maria:

Vermeſſene,

Ich bin es noch!

(Sie ſchleudert Thais weg und eilt ab.)

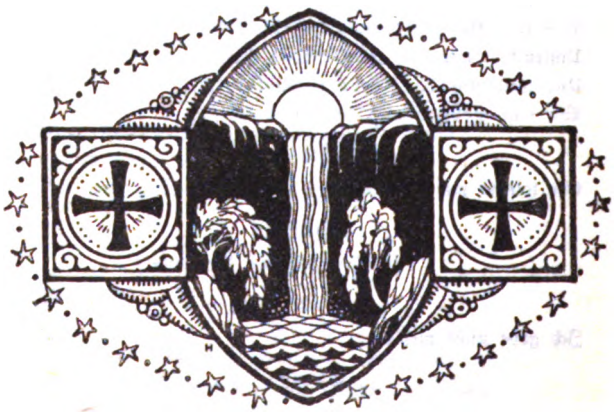
Thais:

(zu Boden ſinkend)

Ha! Götter ihr der Nacht!

(Sie wirft Maria den Dolch nach)

Zum Abſchiedsgruß nimm dieſes Dolches Gift!



Digitized by Google

Hau-u.Bausteine

Dichterwelt und Leben

Die scheinbare Unrealität der Dichterwelt, die sich oft mit dem wirklichen Leben nicht zu decken scheint, behandelt Felix Langer im „Literarischen Echo" (Heft 23, Spalte 1606). Er meint, diese Unterscheidung zweier inkompatiblen Welten, die in dem Werk zum Ausdruck kommt: „So stehts nur in den Büchern, das ist nicht die Wirklichkeit", sei bloß ein Produkt bequemer Gewohnheit und durch die Denkfaulheit sanktioniert.

„In Wirklichkeit besteht gar kein Unterschied, und was wir dichterische Darstellung, dichterische Verklärung nennen, ist tatsächlich nichts anderes als das reine Bild der Welt, das wirkliche Geschehen. Das Leben verstellt mit der Fülle seiner Erscheinungen den Ausblick auf das Wesentliche der Geschehnisse, läßt hier und dort bloß (wie durch Staketzäume hindurch, wenn jemand hinter ihnen vorübergeht) die wesentlichen Züge aufblitzen. Der Dichter erfaßt also den Typus, das allgemein Gültige, das Skelett, gleichgültig, ob es sich um Mensch, Gestus, Gefühl oder lebloses Ding handle. Der Leser (der Zuhörer, Zuschauer), dessen geistiges Okular auf die von vielfachen Detailerscheinungen umdrängte Einzelerscheinung eingestellt war, erkennt nur das eigentlich längst Bekannte nicht, weil er das Um und Auf der Erscheinung als materielles Substrat dieser oder jener Benennung hingenommen, nicht das Ding an sich, sondern das unwesentliche Detail gesehen, den Teil für das Ganze, das Kleid für den Mann gehalten hat. Der Dichter aber zeigt den Mann, das Wesentliche, das macht seine Welt zur scheinbar unrealen, der Wirklichkeit gegensätzlichen. Er stellt den Leser vor Resultate, zu denen dieser nachschaffend die Wege finden muß."

Diese Darstellung enthüllt sehr viel Wahres und sie gibt uns auch ein selten versagendes Mittel an die Hand, echte Kunst von Pseudokunst, wahre Dichtung von Unterhaltungsliteratur zu unterscheiden. Der wahre Dichter gibt uns, wie Langer bezeichnend sagt, das „reine Bild der Welt", nicht einen bloßen Abklatsch äußerer Geschehnisse. Er steigt gleichsam nieder zu den Quellen des Lebens; der Dilettant, der Unterhaltungsschriftsteller haftet auf der Oberfläche; der erstere schafft, der letztere photographiert. Daraus ergibt sich leicht, daß der Durchschnittsleser, der bloß unterhalten sein, der sich mit der Literatur die Zeit vertreiben will, der äußere Abklatsch des Lebens (wie ihn besonders die moderne Romanliteratur — mit seltenen Ausnahmen — liefert), viel mehr anspricht, als die zu den Urquellen der Ereignisse vordringende schaffende Dichtung, zu deren Genuß eine gewisse geistige Arbeit, ein „Nachschaffen" notwendig ist. Ferner ergibt sich daraus die ungezwungene Erklärung der scheinbar so merkwürdigen Tatsache, daß

Digitized by Google

ein urplötzlicher und großer Erfolg fast niemals echten Dichterwerken, sondern fast immer nur Modebüchern von ganz minderen künstlerischen Qualitäten beschieden ist. Mehr als je gilt diese Regel in unserer Zeit, in der Zeit der Diesseitskultur, der Verflachung, der unbekümmerten Jagd nach sinnlichem Genuß und nach allem, was dem sinnlichen Menschen schmeichelt. Fast fühlt man sich versucht, des großen Seelenkenners Ignatius Regel von der Unterscheidung der Geister sinngemäß auf unsere literarische Erfolgstatistik anzuwenden: Was dieser ins Irdische vergrabenen, sinnlichen, nur aufs Äußerliche gerichteten und am Äußerlichen hängenden Modewelt im großen Maßstabe gefällt, das kann auch nur leer und hohl, äußerer Flitter, innerlich Staub und Asche, also niemals wahre Kunst sein. Und so ist es tatsächlich in den meisten Fällen, wie wirs ja schon so oft erlebt haben.

Auch der Grundton einer andern Gedankenreihe wird in Langers Betrachtungen angeschlagen.

„Das reine Bild der Welt" soll der Künstler schaffen. Klingt hier nicht ein Gedanke an, der auch in diesen Blättern schon ausgesprochen wurde, der sich überhaupt so ungezwungen aus der katholischen Welt- und Kunstanschauung ergibt, daß man sich wundert, ihm in der katholischen Literatur nicht öfter zu begegnen? Der Gedanke nämlich, daß jedes große und reine Kunstwerk gleichsam eine Erneuerung oder, wenn das zu viel gesagt ist, ein ahnungsvolles Erfassen des ursprünglichen Schöpfungsgedankens, der paradiesischen Welt vor dem Sündenfalle in sich schließt? Daß also die Kunst gleichsam als ein göttliches Sehnen nach der ursprünglichen Reinheit der Schöpfung in die Menschenseele gelegt wurde? Und daß ein Kunstwerk folglich um so größer und herrlicher ist, je klarer es diesen ursprünglichen Schöpfungsgedanken Gottes widerspiegelt? Müssen wir nicht auf diesem Wege zu einer so reinen, hohen, vor allem so katholischen Auffassung des Wesens der Kunst gelangen, daß wir selbst in jenen Kreisen, die Kunst und Religion gleichsetzen, vergeblich nach einer höheren und edleren suchen? Und wie ungezwungen, wie klar ergeben sich aus dieser Anschauung alle Grundsätze und Forderungen, alle Maßstäbe und Urteile der katholischen Kunstlehre! Und welch sichere und klare Erkenntnis vom Wesen der katholischen Kunst, wie sie als Ideal vor unsern Augen steht, vermittelt sie uns! Der Begriff dieser Kunst beschränkt sich keineswegs auf das Religiöse; nein, das ganze Leben, ja die Fülle des Lebens ist ihr unbeschränktes Gebiet, und nur eine Bedingung hat sie zu erfüllen: Sie muß dieses Leben mit den Augen Gottes sehen und nach seinen Absichten es zu gestalten suchen. Alles, was Gott schuf, ist gut und somit auch Gegenstand der gottgewollten Kunst; aber nur, wie Gott es schuf und zu welchem Zweck er es schuf, ist es gut — durch des Menschen Sündenschuld ist nach christlicher Lehre das Böse in die Schöpfung gekommen. Wenn der Künstler darum in seinem Kunstwerk die ursprüngliche Reinheit der ersten Schöpfung wiederherzustellen ver-

Digitized by Google

steht, so ist sein Werk ein katholisches Kunstwerk, es stimmt überein mit den Absichten Gottes. Ist es nicht ein schöner, erhabener Gedanke, daß Gott dem Menschen die Kunst gegeben hat, um die verlorene erste Reinheit und Schönheit der Schöpfung wiederherzustellen, alles Leben auf seine reinen Quellen zurückzuführen? Und wird dadurch nicht die Welt der Dichtung zur realsten, zur wirklichsten aller Welten?

●●●

Katholische Kunst — eine Forderung der Psychologie des Kunstgenusses

Unsere literarischen Neukatholiken, die für eine nationale, Katholiken und Protestanten und Neuheiden gemeinsame Kunst schwärmen und das Streben nach einer katholischen Kunst als „Bau gesonderter Hütten", als „Verschanzen hinter Zyklopenmauern" und als „Abschluß vom lebendigen Strom der Kultur" zu verhöhnen pflegen, haben wohl noch nie ernstlich den Versuch gemacht, mit „voraussetzungslosem" Wahrheitsdrange dem Werdeprozeß eines Kunstwerks und der Erklärung jenes seelischen Vorganges, den wir als „Erleben" oder „Nachempfinden" eines Kunstwerks bezeichnen, nachzuspüren.

Wie ein Kunstwerk entsteht, hat die mit der Seelenkunde verbündete Ästhetik in mehr oder minder klarer Weise darzulegen versucht. Doch stimmen die verschiedenen Erklärungen in wesentlichen Zügen überein und man kann die ziemlich allgemein herrschende Anschauung etwa in folgenden Sätzen zusammenfassen. Zuerst ist da der Gegenstand oder der Stoff des künftigen Kunstwerks, der von außen auf die Seele des Dichters mit lebhaften Eindrücken wirkt. Der Künstler erfaßt diesen Stoff, indem er sich nicht, wie der Gelehrte, damit begnügt, seinen objektiven Wahrheitsgehalt zu ergründen, sondern indem er ihn in eine höhere Sphäre des Seins, in die Region absoluter Wahrheit erhebt. Das kann eben nur geschehen, indem er diesen Stoff nach Gesetzen, die in seiner Künstlerseele ruhen, ganz neu gestaltet, neu erschafft nach seinen eigenen Bildern oder vielmehr ihn in sich aufnimmt, eins mit seinem eigenen Wesen macht. Jedes Kunstwerk wird so ein Teil vom Leben, vom Sein des Künstlers. Je mehr von seinem eigenen Wesen der Künstler in seinen Stoff hineinlegt, je mehr er mit ihm eins wird und je restloser der Künstler in seinen Stoff und umgekehrt der Stoff im Wesen des Künstlers aufgegangen ist, je vollkommener sich dieses Einssein vollzogen hat, desto größer und reiner erstrahlt das entstehende Kunstwerk. Um das besser zu verstehen, braucht man nur vergleichend zu betrachten, wie verschieden ein und derselbe Stoff in den Kunstwerken mehrerer, gleich großer Künstler gestaltet und dargestellt ist, eben weil jeder sein eigenes Wesen hineingelegt und dadurch den Stoff nach seinem eigenen Bilde gestaltet und verändert hat.

Digitized by Google

Es ist ein Irrtum, zu meinen, der Künstler stelle die Dinge so dar, wie sie *sind*; er kann sie nur so darstellen, wie er sie *sieht* oder *erfaßt*, wie sie sich in seinem Wesen *spiegeln*. Und weil das geistige Auge, mit dem der Künstler die Dinge sieht, bestimmt und verändert wird durch die Weltanschauung, oder weil vielmehr die Weltanschauung des Künstlers das Licht ist, in dem er die Dinge sieht, muß sein Kunstwerk notwendigerweise, wenn es in die Welt des Geistigen hineinragt, die Weltanschauung des Künstlers zum Ausdruck bringen.

Das rein geistige Bewältigen oder Neuschaffen des Stoffes ist aber noch kein Kunstschaffen im wahren Sinne des Wortes, denn dazu gehört die den Sinnen wahrnehmbare Gestaltung der im Geiste des Künstlers unsichtbar ruhenden Idee. Auf die bisher geschilderte Weise können sich auch künstlerisch angelegte, aber nicht künstlerisch gestaltungsfähige Menschen einen Stoff zu eigen machen. Diese Fähigkeit ist sogar unumgänglich notwendig, um zum *vollkommnen* Erleben eines Kunstwerkes zu gelangen.

Von der Entstehung eines Kunstwerkes kann also erst die Rede sein, wenn der Künstler für die in seinem Geiste lebende Idee, für das durch Aneignung und Neuschaffung des Stoffes in ihm erzeugte lebendige Bild die notwendige, vollkommen angepaßte, das geistige Bild voll und klar zum sinnlichen Ausdruck bringende Form gefunden hat. Und je notwendiger diese Form ist, je inniger und lebensvoller sie mit der Idee verbunden ist, je weniger sie im Kleinsten geändert werden kann, ohne zugleich das Bild der Idee, des Inhaltes zu ändern, desto glücklicher ist die Schöpfung gelungen und desto vollkommener das entstandene Kunstwerk.

Ein Kunstwerk verstehen heißt also nichts anders, als den Künstler und sein Schaffen verstehen, ihm nachempfinden, und *sein* Verhältnis zu seinem Stoff, *seine* Art, diesen Stoff zu beleben und zu schaffen, möglichst aneignen und nacherleben. Wahres Kunstverständnis beruht also wesentlich auf Nachempfinden, Nachschaffen, Nacherleben der geistigen Arbeit des Künstlers und besteht hauptsächlich darin, daß die dem Stoff vollständig angepaßte, mit ihm eins gewordene Form uns gewissermaßen mit Notwendigkeit und unfehlbarer Sicherheit auf die im Geiste des Künstlers geschaffene Idee zurückführt, sie uns anschaulich und verständlich macht, so daß wir lernen oder ahnend trachten, uns in den Geist des Künstlers zu versetzen und die Art und Weise, wie dieser den Stoff erfaßt und gestaltet hat, miterleben nnd mitfühlen.

Wenn diese Erklärung richtig ist und dem geistigen Vorgange beim Entstehen eines Kunstgenusses auch nur annähernd entspricht, so folgt daraus mit absoluter Sicherheit, daß reiner, ungetrübter Kunstgenuß, völliges Versenken und Aufgehen in die Welt des Künstlers, die Wiederholung einer im Künstlergeiste vorgegangenen Neuschöpfung in der Seele des Genießenden *voll und ganz*, ohne den Genuß störendes Widerstreben zu erzeugen, nur dann möglich ist, *wenn die durch die Weltanschauung bedingte geistige Richtung, der Seele des Künstlers und des Genießenden eine verwandte*,

Digitized by Google

harmonische ist. Wenn die Weltanschauung des Künstlers, aus der das Kunstwerk geboren wurde, der Weltanschauung des Genießenden schroff und feindlich gegenübersteht, dann ist ein reiner ungetrübter Kunstgenuß nicht möglich. Und daß dem so ist, lehrt die Erfahrung. Ein gläubiger Katholik kann ein aus dem Geiste eines ungläubigen, antichristlich gesinnten Künstlers hervorgegangenes, das Bild und die Züge dieses Geistes tragendes, ja mit ihm eins gewordenes Kunstwerk unmöglich unbefangen und ohne Widerstreben genießen, ja er kann nicht einmal zum völligen Verständnisse und noch weniger zum Nacherleben vordringen, denn es ist unmöglich, daß er den Prozeß der Schöpfung des Künstlers in seinem Geiste wiederholt, weil er nicht die Akte eines gegen Gott und das Sittengesetz revoltierenden Geistes sich zu eigen machen kann. Ohne ein solches Nacherleben gibt es aber keinen reinen Genuß und darum ist dem gläubigen Katholiken die auf dem Boden des neuen Heidentums entsprossene Kunst ein verschlossenes Buch. Ebenso verhält es sich natürlich umgekehrt mit der katholischen Kunst und darum ist es ein ganz aussichtsloses Beginnen, eine im vollen Sinne des Wortes katholische, aus der Fülle einer katholischen Kunstseele entsprungene Kunst heute zum „Gemeingut" der Nation machen zu wollen. Auch auf dem Gebiet der Kunst läßt sich der ewige Widerstreit zwischen Christus und Belial nicht aus der Welt schaffen.

Es kann aber nicht geleugnet werden, daß die schöne Form eines seinem Wesen nach dem Geiste des Genießenden widerstrebenden Kunstwerkes für sich allein eine gewisse Wirkung ausübt. Diese Freude an der schönen Form ist indes noch lange kein Kunstgenuß. In diesem Sinn kann man nichts dagegen haben, wenn die rein äußere Gestaltung, die Technik, die formale Vollendung von Werken der nicht- oder antichristlichen Kunst uns als vorbildlich, als nachahmenswert hingestellt wird. Der katholische Kunstverständige wird auch zugeben, verstehen, verstandesmäßig begreifen können, daß Werke nichtkatholischer Künstler, die den göttlichen Gesetzen der Wahrheit, Güte und Schönheit nicht offen widerstreben, wahre Kunstwerke sind, obgleich ihm der reine Kunstgenuß wegen der Unmöglichkeit, das Verhältnis des Künstlers zu seinem Stoff sich eigen zu machen, versagt bleiben wird. Der Nichtkatholik hat es den Werken katholischer Künstler gegenüber bedeutend leichter. Er legt eben den absolut wahren göttlichen Ideen, die solche Kunstwerke zum Ausdruck bringen, eine poetische, mythische, oder auch nur menschliche Bedeutung unter und auf diese Weise kann er zu einem Nacherleben, wenn auch nicht in der ganzen und vollen Bedeutung des Wortes, gelangen. Der umgekehrte Weg, die poetische Verflüchtigung oder katholisierende Aneignung der in den Werken nichtkatholischer Künstler gestalteten Ideen ist aber bei der dogmatischen Schärfe und Bestimmtheit der katholischen Lehre zu meist ausgeschlossen.

Abgesehen von allen anderen Gründen, brauchen wir somit eine katholische Kunst, um das künstlerische Bedürfnis der Katholiken zu be-

Digitized by Google

friedigen. Der von dem „fortschrittlichen" Katholiken immer wieder unternommene Versuch, die Katholiken zum Verständnisse und zum Genusse der modernen, aus einem dem katholischen Empfinden ganz fremden oder geradezu feindlichen Geiste hervorgegangenen Kunst zu erziehen, um das katholische Leben durch Wechselwirkung mit den Strömen moderner Kultur zu befruchten, ist entweder aussichtslos oder schädlich. Aussichtslos bei allen Katholiken, die ihre höchste Aufgabe darin sehen, an der Hand der Kirche das Ideal christlicher Vollkommenheit möglichst in ihrem Leben zu verwirklichen. Niemals wird man diese dazu bringen, sich eingehender mit einer Kunst zu befassen, deren Lebensnerv die Leugnung des Übernatürlichen und die Verherrlichung des Menschgottes ist. Je frömmer, je gläubiger ein Katholik, desto mehr wird er sich abgestoßen fühlen von dem Wesen eines ihm fremden Geistes in der Kunst, von der er mit Recht Erhebung und Kraft, nicht Erniedrigung und Entmutigung verlangt.

Bringt man aber einzelne Katholiken oder gar weitere katholische Kreise wirklich zu einer intensiven, den Wünschen der Fortschrittler entsprechenden Beschäftigung mit der angeblich künstlerisch so ungeheuer hoch stehenden modernen Kunst, dann kann man mit Sicherheit voraussagen, daß der Glaube, die sittliche Zartheit und das Gnadenleben dieser Katholiken einer starken, für die meisten allzustarken Belastung ausgesetzt wird. Mehr darüber zu sagen, ist Sache des Seelsorgers. Aber wenn es sich auch nicht um wirkliche Schädigungen, sondern nur um *Gefahren* für das katholische Leben handelt, — und das letztere ist doch wohl unbestreitbar, — dann müßte die *fortschrittliche* in katholischen Kreisen betriebene Propaganda für moderne Kunst und Literatur mindestens als bedenklich bezeichnet werden. Es braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden, daß mit diesem Urteil nur eine wahllose, inbezug auf religiöse und moralische Schädlichkeit irreführende, sich an das *ganze* katholische Volk wendende Propaganda gekennzeichnet werden soll. Niemand wird dem gebildeten Katholiken, der durch die natürlichen und übernatürlichen Hilfsmittel gegen die Gefahren der Zeit gewappnet ist, die eingehende, allerdings nicht ausschließliche Beschäftigung mit nichtkatholischer Kunst und Literatur verwehren wollen.

Fassen wir das Gesagte zu besserer Übersicht in einige kurze Sätze zusammen:

1. Wahrer Kunstgenuß besteht wesentlich im Nacherleben der Stellungnahme des Künstlers zu seinem Stoffe der geistigen Verarbeitung dieses Stoffes.

2. Weil diese Stellung des Künstlers zu seinem Stoffe, soweit es sich nicht um unbelebte Gegenstände handelt, durch seine Weltanschauung bedingt wird, kann der Genießende dem Künstler sein Werk unmöglich rein nacherleben, wenn *seine* Weltanschauung ihm unerbittlich eine wesentlich verschiedene oder gar entgegengesetzte Stellung zu dem vom Künstler verarbeiteten Stoff anweist.

Digitized by Google

3. Reiner, ungetrübter Kunstgenuß ist somit nur möglich, wenn die durch die Weltanschauung bedingte geistige Persönlichkeit des Künstlers, die im Kunstwerk sich ausgeprägt hat, und die geistige Persönlichkeit des Genießenden, der diese religiöse Ausprägung nacherleben soll, inbezug auf die Weltanschauung harmonieren oder doch nicht disharmonieren.

4. Je ernster ein Katholik es mit seinen religiösen Pflichten nimmt, desto stärker wird er sich von jedem Kunstwerke, das einen von Christus und seiner Kirche geächteten Geist verkörpert, abgestoßen fühlen und desto mehr wird er darnach verlangen, auch in der Kunst vor allem die katholischen Ideale, die ihm allein wahre Schönheit, Freude und Erhebung bedeuten, dargestellt zu sehen.

Darum wurzelt das „Gralprogramm" in den Herzen des katholischen Volkes nicht minder, wie es im Felsengrunde der Kirche wider alle Stürme der Zeit sicher verankert ist.

Stimmen der Zeit

Dichter und Mäcen

„Es ist bei uns fast zur Mode geworden," schreibt E. von Bodmann in der „Brücke" (Juli 1913) „die wertvollen Dichter und Künstler bei Lebzeiten zu übersehen, um sie nach ihrem Tode zu feiern: ein Verfahren, das bei aller Tragik der grausamen Ironie nicht entbehrt, und die Klage eines großen und lange ungelesenen Denkers, es sei ein Leid, in Deutschland geboren zu sein, klingt nur zu wahr. In sich bedingt ist diese Tragik zum größten Teil dadurch, daß der schaffende Geist in seinem Werk die Empfindungsweise kommender Geschlechter vorausnimmt und deshalb auch nicht verlangen darf, von der Mitwelt tiefer erfaßt zu werden. Meistens weiß im Anfang nur eine kleine Gemeinde um ihn. Zum einfachen Volk mit der starken Einfalt, die so begierig als unerfahren in den Strom der Zeiten horcht, fehlt ihm leicht der Zugang, obwohl ein gut Teil willig und tüchtig wäre, sich ohne Vorurteil zu einem neuen Quell führen zu lassen und mit wirklicher Freude daraus zu trinken. Die Mehrzahl der Gebildeten mit ihrem oft so selbsteingenommenen Urteil, ihrem erstarrten oder schwankenden Empfinden fühlen sich zunächst beunruhigt oder abgestoßen, wenn ein ungewohnter Geist auftritt, und erst die nächste oder übernächste Generation bezeugt ihm die Achtung, die ihm gebührt."

Wie da zu helfen ist? Man könne von einem wahren Dichter heute nicht mehr verlangen, neben seinem Dichterhandwerk einen Brotberuf

Digitized by Google

zu treiben, wie es früher Sitte war, denn jeder Beruf fordere heute den ganzen Menschen. Weil nun der Dichter ein notwendiger Arbeiter im sozialen Organismus sei, solle man wirkliche Dichter von Staatswegen besolden. Solange aber unser Staat diese Pflicht nicht erkenne, sollen reiche Gönner oder noch besser eine Gesellschaft von solchen, die ihre überschüssige materielle Kraft zur Höhertreibung rein geistiger Kräfte benützen wollen, eingreifen.

Also Staatspensionen oder vielmehr Staatsbesoldungen für Dichter! Der Vorschlag ist nicht neu, aber man sieht ihm mit Recht sehr skeptisch gegenüber. Selbstverständlich sollen nur wirkliche Dichter vom Staat bezahlt werden — aber wer entscheidet darüber, ob einer ein wirklicher Dichter ist? Man sieht ja, nach welchem Schlüssel die Dichterpreise heute verteilt werden. Wer kriegt sie denn? Fast immer nur derjenige, dessen Dichtung gerade in der Mode ist, und das ist nicht immer, ja sogar selten einer jener Großen, die Bodmann im Auge hat. Und ganz gewiß würden dieselben „Fachleute", die heute die Dichterpreise zuerkennen, auch über die Verteilung der Dichterpensionen zu entscheiden haben. Man stößt eben überall auf die chinesische Mauer der Teilnahmslosigkeit des Publikums und der Verständnislosigkeit der Zeit für wahre Kunst.

●●●

Von der religiösen Wiedergeburt der Dichtung in Frankreich

berichtet ein Aufsatz von Karl Becker im „Literarischen Echo", (XV, Heft 23). Der Symbolismus, der heute in Frankreich ziemlich abgetan ist, wird hier als eine Vorstufe der religiösen Dichtung betrachtet, weil er durch seine Dämmerpoesie des Gefühls und des Traumes, des Unsichtbaren und Mystischen der Dichtung eine lange Zeit versiegte Quelle wieder eröffnet habe, indem er das religiöse Empfinden wieder erweckte. Allerdings bezeichnet es Becker als eine Entstellung der Tatsachen, gegen die man sich nicht genug verwahren könne, wenn dieses Wiedererwachen des religiösen Empfindens mit einer Renaissance des Katholizismus identisch erklärt wird. Eine solche Verwahrung war wohl auch unbedingt nötig, um den Aufsatz für das „Literarische Echo", dessen antikatholische Tendenz wir schon genügend charakterisiert haben, geeignet zu machen. Aber sie raubt der Feststellung nichts von ihrem Werte, daß das reiche Emporblühen der Lyrik in Frankreich Hand in Hand geht mit dem Erwachen des religiösen Empfindens. Allerdings scheint Becker dieses religiöse Erwachen als eine Folge des Aufschwunges der Lyrik zu betrachten! Man wird uns wohl gestatten, den umgekehrten Weg als den richtigen, der psychologischen Entwicklung

Digitized by Google

entsprechenden anzunehmen: Auch die folgende Behauptung, daß die religiöse Bewegung hauptsächlich in der Versdichtung, nur sehr wenig in der Prosa und auf dem Theater hervortrete, und daß man speziell bei den katholischen Prosaschriftstellern sehr wenig religiöse Motive finde, würde nur dann der Wahrheit entsprechen, wenn Becker die katholischen Motive, die sich bei Bazin, Vallerg-Radot (Champol, L'Ermite kennt Becker offenbar nicht) in Fülle finden, gar nicht als „religiöse" zu werten gedenkt. Richtig mag es ja sein, daß dem religiösen Empfinden die Lyrik als Hauptgebiet bleibt, aber nicht, wie Becker behauptet, als fast einziges Gebiet. Doch halten wir uns dabei nicht auf und vernehmen wir weiter, daß Becker die neueren Lyriker Frankreichs in drei Gruppen teilt: „Die einen sind religiös, aber ungläubig (sic!), die andern sind Mystiker im Sinne Verlaines und Baudelaires (?), die dritten endlich sind orthodox-Katholiken und bringen auch ihre dogmatischen Anschauungen in ihren Gedichten zum Ausdruck."

Bei der Wertung dieser Gruppen ist es hochinteressant, wieder dieselbe Taktik feststellen zu müssen, die wir schon wiederholt — zuletzt im Falle Federer — charakterisiert haben: In die erste Gruppe werden natürlich die „namhaftesten" und „zahlreichsten" Lyriker gesteckt, die zweite Gruppe weist ebenfalls „einige bedeutende Namen" auf, wie Jammes und Claudel, aber es wird beileibe nicht gesagt, daß die meisten dieser „bedeutenden" Dichter so gut wie bei der dritten Gruppe rechtgläubige Katholiken sind. Freilich, wie wäre sonst die Behauptung möglich, daß das religiöse Wiedererwachen in der Dichtung Frankreichs beileibe mit dem Katholizismus nichts zu tun habe? — In die dritte Gruppe werden endlich jene Dichter gesteckt, „die ihr religiöses Empfinden mit der römisch-katholischen Dogmatik indentifizieren (als ob es in der zweiten Gruppe nicht auch solche rechtgläubige Katholiken gäbe) und die in ihrer Lyrik über diesen steifen Dogmatismus nicht hinauskommen." Und weiter: „Man braucht es wohl kaum zu sagen, daß diese Dichter inbezug auf poetische Begabung und poetisches Schaffen hinter den beiden ersten Gruppen ziemlich weit zurückstehen." Selbstverständlich, man braucht es kaum zu sagen, im „Literarischen Echo" nämlich. Und endlich die alten Phrasen: „Dadurch, daß sie ihre Dichtung nicht durch intensives religiöses Fühlen (hat denn der gläubige Katholik keine religiösen Gefühle?) verinnerlichen und vertiefen, bleiben sie an dem äußeren Formalismus und an dem starren Dogmenzwang haften; so fehlt es ihnen dann an gestaltender Kraft. Große Namen wird man unter ihnen daher auch nicht finden." (Vorsichtshalber wurden aber einige doch in die zweite Gruppe gesteckt!)

Also wieder ein interessanter Beitrag zu dem Thema: „Wie heute Literaturgeschichte gemacht wird!" Erstes und wichtigstes Gesetz: „Große Namen" dürfen unter den katholischen Dichtern nicht gefunden werden. Etwa schon vorhandene werden den Katholiken einfach weggenommen!

Digitized by Google

Wo stehen wir? Wohin gehen wir?

„Literaturgeschichtliche Ausblicke" eröffnet Karl Strecker im „Türmer" (Septemberheft 1913). Er findet, daß wir heute in der Literatur da stehen, wo die Griechen in der Religion standen, als sie auf ihre Altäre schrieben: „Dem unbekannten Gott". Weil sie den Gott nicht kannten, darum war ihr Olymp so reich an Götter-Individualitäten. Hier beginne aber der Vergleich zu hinken. Mehr der babylonischen Sprachverwirrung scheint unsere heutige Literatur vergleichbar, als jenem Olymp, der mit seinem Gipfel in den Himmel ragte. Wir kommen von den Griechen, aber weiter und weiter führt uns der Weg von ihnen fort. Diesen Weg mit Strecker genau zu verfolgen, würde zu weit führen. Uns interessiert hauptsächlich die Antwort auf die Frage: Wo stehen wir heute?

Die Literaturrevolution vor dreißig Jahren mußte kommen, aber man hatte den natürlichen Weg der Entwicklung aus den Augen verloren. Statt bei dem jungen Schiller und Goethe, Kleist und Hebbel anzuknüpfen, wurde aus Frankreich der Naturalismus übernommen und zur äußersten Einseitigkeit getrieben. Durch Nietzsche wurde die Macht des Naturalismus gebrochen. Auf den Zolaismus folgte der Ibsenkultus. Aber es ist ein Zeichen für das Zusammenhangloſe, Fundamentloſe der jungen Literaturbewegung um 1880, daß sie Ibsen als etwas gänzlich Neues nahm, den Faden nicht fühlte, der von Ibsen zu Hebbel führt. Der Zug unserer Zeit, die historischen und kulturellen Verbindungsfäden mit der Vergangenheit als überflüssig oder gar hemmend zu betrachten, ist auf dem Gebiete der Kunst und namentlich der Dichtung ein gefährlicher Irrtum: „Bilden wir uns doch nicht ein, daß irgendeiner der jetzt lebenden Dichter besser über das Wesen, über Form und Kern der Poesie Bescheid wüßte als Homer und Sophokles. Im Gegenteil: unsere moderne Kultur führt ganz gewiß eher zu einer Verflachung und Verpfuschung großer Poesie als zu ihrer Erhöhung und Verjüngung." (Wenn das wahr ist, dann ist unsere moderne Kultur so gewiß eine Pseudo-Kultur, als wahre Kultur und wahre Kunst immer eins sind.)

Zitieren wir weiter:

„So gewiß das Telephon, das Depeschenformular und die Ansichtskarte die Kunst der Briefliteratur rettungslos vernichten, so gewiß die Tagespresse mit ihrem ungeheuren Lesestoff Augen und Hirn für tiefere Lektüre ermüdet, so gewiß wird das Kino der Dramatik, das Witzblatt der Komödie, die Reklame der Kritik lebensgefährlich.

Ein Zeichen für die bei diesen Neuerungen der letzten Jahrzehnte entstandene Ratlosigkeit in allen Fragen dichterischen Stils und Wertes in der modernen Literatur, sind unsere „Berühmtheiten". Nehmen wir wiederum den vielleicht Besten und Begabtesten: Gerhart Hauptmann. Er ist sich so unklar über seine eigenen Wege und Ziele, über den Wert seiner Dichtungen und über Stilformen, daß er seine Dramenschlüsse noch

Digitized by Google

im letzten Augenblick gänzlich ändert, daß er im „Florian Geyer" allen Ernstes eine moderne Form der historischen Tragödie und im „Atlantis" die neue Form des großen Romans erblickt. Immerhin ist bei ihm zu verweilen noch ein Trost, wenn man sieht, daß Talente, die sich lediglich mit Ausgrabungen behängen, wie der preisgekrönte Ernst Hardt, der hochgepriesene Hofmannstal oder gar der gänzlich unschöpferische Heinrich Mann, die Bühnen beherrschen. Unsere Literatur nähert sich erschreckend der der siebziger Jahre. Ruhige, starke, in sich gefestigte Begabungen werden gering geschätzt gegenüber den unruhigen, künstlich erhitzten, weiblich-artistischen. Das Hübsche, Verzierlichte ist „gefragt", die Lust an der Nuance, an der Geste, ja sogar an der Grimasse wächst. Wir haben viel Talent und wenig Charakter, viele Schmecker und wenig Geschmack, wir haben keinen Sinn mehr für große dichterische Probleme, für alle Symptome der Stärke. Wohin soll das führen?"

• • •

Alter und neuer Weltschmerz

Im Oktoberheft der „Stimmen aus Maria Laach" befaßt sich P. Obermans S. J. in einer Studie „Eötvös und die Weltschmerzdichtung" mit dem Weltschmerzproblem. Er zeichnet zunächst in großen Zügen das Krankheitsbild.

„Wer von Weltschmerz spricht, rührt an eines der tiefsten Rätsel der menschlichen Geistesgeschichte. Man kann aus den heiligen Büchern aller großen Religionen wie aus den Werken aller bedeutenden Philosophen und Dichter Zeugnisse ohne Zahl zusammentragen, in denen sich die bange Frage nach dem Sinn des Übels regt, die Wehmut über die Vergänglichkeit alles Irdischen, der Ekel vor der Gemeinheit des Lebens, das unbefriedigte Sehnen nach Glück. Bossuet hat das die Krankheit unserer Natur genannt, und er durfte es ohne Zweifel, wenn er auf die Geschicke der Menschheit von jener höchsten Warte herabschaute, von der aus der heilige Paulus gesprochen hat: „Wir wissen, daß die ganze Schöpfung seufzt und in Wehen liegt bis jetzt. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes besitzen, auch wir selber seufzen in uns, die Annahme zur Kindschaft Gottes erwartend, die Erlösung unseres Leibes" (Röm. 8, 22—23).

„Die Menschheit ist krank, insofern sie leiblich und seelisch nicht mehr die weit über alle natürlichen Ansprüche gesteigerten Kräfte besitzt, die Gott ihr aus besonderer Gnade im paradiesischen Zustand verliehen hatte. Sie ist krank, insofern sie sogar das natürliche Gleichgewicht zwischen ihren Pflichten und ihren Rechten aus eigener Schuld schwer gestört hat und noch immer zu stören fortfährt. Aber sie ist nicht in dem Sinne krank, als ob ihr Los auf dieser Erde ein unvernünftiges Spiel verborgener Kräfte und eine hoffnungslose Qual wäre. Es gähnt eine Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit, zwischen Sollen und Vollbringen, zwischen Dürfen und Begehren. Diese Kluft zu überschreiten, die verkehrten Wünsche, wenn auch unter Schmerzen, zu ersticken, zu sittlicher Vollkommenheit, wenn auch in heißem Kampfe, unermüdlich emporzustreben — das gerade ist der vernünftige und gesunde Sinn unseres Erdenlebens."

„Wo ein Geist die reiche Befähigung zu diesem Kriegsdienst des Lebens und die errungenen Siege und sogar die wohlverbürgte Hoffnung auf noch weitere Siege übersah, da erst entstand die Krankheit, die Pessimismus heißt. Und wo ein Herz des Kampfes überdrüssig wurde, wo ihm schon die Empfindung des unaufhörlichen

Digitized by Google

Streites tödliches Weh oder unsagbare Langweile verursachte, da brach die andere Krankheit aus, die man als Weltschmerz einst fast allgemein bewunderte und heute fast ebenso allgemein belächelt. Nicht als ob die Lächelnden alle gesund wären — dann hätten sie wohl eher Mitleid —, nein, sie lächeln, weil sie von viel moderneren Krankheiten geplagt werden. Wem es aber weniger um das Wort als um die Sache zu tun ist, der wird manches von dem, was man zu Beginn des 19. Jahrhunderts Weltschmerz nannte, auf dem Grunde unserer Zeit und aller Zeit wiederfinden."

„Welch eine glänzende Reihe von Dichtern ist dieser „süßen" Seuche verfallen, der schon Richardson den Weg bereitet hatte und deren erster Erreger großen Stils Jean Jacques Rousseau durch sein schrankenlos überquellendes Gefühl und seine menschenfeindliche Flucht zur Natur geworden ist!" Von ihnen und all ihren Nachfolgern unterscheidet sich Eötvös dadurch vorteilhaft, daß er in seinem „Kartäuser" den Weltschmerz „in seiner ganzen Ausdehnung geschildert und", was das Wertvollste ist, „zugleich in seinem innersten Wesen überwunden" hat. Der beträchtliche Umfang seines zweibändigen Romans machte es dem Dichter möglich, „das Krankheitsbild (des Weltschmerzes) nach allen Seiten sorgfältig auszumalen. . . . Wer es überblickt, kann nicht zweifeln, daß der Hauptgrund von aller Weltschmerzler Elend in ihrem Innern liegt . . ., daß der Weltschmerz ein feiner Egoismus des Gemütes war, ein Egoismus, der weder an Gott noch an die Menschheit dachte, und der deshalb durch opferfrohe Nächstenliebe und ernste Religion überwunden werden mußte."

Und weil die Krankheit unserer Zeit der Egoismus in seiner krassesten Gestalt ist und weil jene beiden wirksamsten Heilmittel ihr zu bitter sind, darum stehen trotz allen hochmütigen Lächelns auch heute noch Weltschmerz und Pessimismus in den Zuständen der modernen Seele obenan, und „nur eins ist seltener geworden: die zerbrechliche, tränenselige Empfindsamkeit, die des Weltschmerzes allereigenstes Gepräge ist". Dafür frißt verhaltener Schmerz am tiefsten am Herzen der Zeit.

• • •

Unser Zeitschriftenelend

bespricht ein Anonymus im „Tiroler Anzeiger" (Nr. 233, S. 3), ausgehend von den jüngsten Ereignissen:

„In der Geschichte unserer an traurigen Zeiten reichen periodischen Literatur wird das Jahr 1913 als besonders unglückliches bezeichnet werden müssen. Der junge, kühne „Aar" ist erlegen, die „Dichterstimmen der Gegenwart" sind eingeschmolzen, der „Guckkasten" hat sich zu seinem protestantischen Verwandten geflüchtet, „Über den Wassern" hat einem neugegründeten Verlage sich anvertrauen müssen und die „Gottesminne" muß ebenfalls wieder ein anderes Heim beziehen.

Die härteste Anklage dieser Erscheinungen trifft die katholische Leserschaft selbst, die vielleicht in dem großen Unglück die größte Sünderin ist. Kauft nicht sie hunderttausend minderwertige Drucksachen, betont schon Heinrich Federer, und vernachlässigt die wenigen hochstehenden literarischen Zeitschriften katholischen Geistes? Und sind nicht unter den Millionen reichsdeutscher und österreichischer Katholiken Zehntausende von sich höher und feiner Fühlenden, die eine nichtkatholische, fein illustrierte Zeitschrift als ihr Leiborgan abonnieren? . . . Wären unsere katholischen Leser so gescheit und gerecht wie die nichtkatholischen, dann müßten wir 30 Millionen Katholiken des deutschen Sprachgebietes sehr gut zehn große Revuen unterhalten können. . . Wann werden wir uns von der historischen Klagemauer losreißen und uns dafür in eine tapfere, hilfreiche, mitbauende Kulturtätigkeit werfen? So geschäftlich und wenig vornehm es klingt: jedes Abonnement ist eine solche Kulturarbeit."

Digitized by Google

Zur Bestätigung der allbekannten Tatsache, daß die Katholiken zumeist nichtkatholische Zeitschriften halten, wird nur die interessante Tatsache angeführt, daß ein katholischer Tiroler Ordensmann jüngst bei katholischen Familien um Unterstützung für seine Volksbücherei gebeten hat — und was erhielt er? Kunstwart, Velhagen & Klasings Monatshefte, Muskete, Simplizissimus, Jugend! „Fast jede dritte Gabe war eine Bestätigung der obigen Worte. Fraglos sind die ehemaligen Besitzer dieselben, die am meisten über den Tiefstand unserer Literatur losziehen."

Das letztere stimmt ganz mit unseren Erfahrungen. Vor zwei Jahren hat ein katholischer Student in einer Universitätsstadt sich Mühe gegeben, seine katholischen Kollegen für katholische Literaturarbeit zu interessieren. Zumeist wurde ihm entgegengehalten, daß die katholische Literatur doch jämmerlich rückständig und minderwertig sei, daß man sich schämen müsse, für sie einzutreten. Aber er machte dabei eine interessante Beobachtung. Er pflegte die Betreffenden zu fragen, welche Werke katholischer Dichter sie gelesen hätten und da zeigte es sich, daß jene, die am meisten schimpften, von der ganzen katholischen Literatur aus eigener Erfahrung so gut wie gar nichts wußten!

Doch hören wir nun, was der Annonymus über unsere Literaturzeitschriften zu sagen hat. Über „Hochland" bezw. seinen Herausgeber sei mit Recht Klage geführt worden,

„daß er parteiisch, leichtfertig und oberflächlich die katholischen Anhänger anderer künstlerischer Anschauungen behandelt. Wie hat er Karl Domanig mit Hilfe eines Gegners geschädigt! Wie einseitig ist Br. Willram vorgeführt worden! Kein Wunder, wenn viele hervorragende Talente froh sind, ignoriert zu werden von der ersten katholischen Revue."

Und weiter:

„Auch der „Gral" hat sich nicht immer freigehalten von schädlicher Einseitigkeit. Auch für ihn gibt es noch viel nachzuholen. An der Rührigkeit von „Über den Wassern" mögen sich die Gralleute ein Beispiel nehmen. Damit sei nicht das Vorgehen gebilligt, mit dem „Über den Wassern" sich als das einzige katholische Literaturblatt aufwirft und zugleich mit allen nur möglichen Richtungen der allgemeinen Literatur liebäugelt auf Kosten der katholischen Leistungen. Die „Gottesminne" hat ein gar zu wenig gefestigtes Auftreten erhalten, daß manche ernstlich für ihre Zukunft bangen."

Man sieht, es bekommt jede Zeitschrift ihren Teil. Wir unsererseits möchten in dem Tadel der „Einseitigkeit" und der mangelnden Rührigkeit eher ein Lob erblicken; denn es ist einmal Tatsache, daß sich in dieser unvollkommenen Welt die Begriffe „Einseitigkeit" und „Charakterfestigkeit" zumeist decken, daß jede festgefügte Überzeugung, ja daß die Wahrheit selbst „einseitig" ist, nur sich selbst gelten lassen kann. Es ist ja richtig, daß es auch eine übertriebene Einseitigkeit geben kann, aber auch diese schädliche Übertreibung ist allen geraden Seelen gewiß nach innen unendlich sympathischer als die auf beiden Achseln tragende, das Wort Christi von der Unmöglichkeit des Zwei-Herren-Dienstes zur Lüge machende Zwei-, Drei- oder Vielseitigkeit, von der wir in dem

Digitized by Google

neuesten Versuch eines literarischen Zusammenwirkens von Katholiken, Juden, Freisinnigen und Neuheiden (noch dazu zur Hebung der katholischen Literatur!) ein schönes Beispiel haben. Und wenn ein solches Unternehmen eben nur durch „Rührigkeit", durch alle Mittel der Reklame, sich in katholische Kreise einführen und halten kann, so vertrauen wir auf die siegreiche Macht der Wahrheit, die sich früher oder später Bahn brechen muß. Wir können warten! Immerhin wollen wir uns aber die gutgemeinte Lehre zu Herzen nehmen und uns unbeschadet des festen Vertrauens auf den endlichen Sieg unserer Sache nach Kräften regen und rühren, immer nur mit ehrlichem Maß und mit reiner Klinge!

Kritik

Klassikerausgaben, Literaturwissenschaft

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen bezw. 20 Bänden. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt, u. a. Teil 1, 14—16, 20—22, 29—30 in 4 Leinenbänden á 2 Mk. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Was sich an prinzipiellen Einwendungen gegen die vorliegende Ausgabe von Goethes Werken erheben läßt, ist im Gral, 6. Jahrg., 6. Heft, S. 370 in der Besprechung der Teile 5—13, 23—26 bereits angedeutet worden. Darum genüge der Hinweis darauf. Von den diesmal vorliegenden elegant ausgestatteten vier Bänden umfaßt der erste den 1. Teil dieser großangelegten 40teiligen Goethe-Ausgabe und enthält nach einer 92 Seiten umfassenden Abhandlung von Karl Alt über „Goethes Leben und Werke" und einer Einleitung zu den Gedichten diese selbst nach der Ausgabe letzter Hand sowie als schätzenswertes Hilfsmittel ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach den Anfängen und Überschriften. Der 14. Teil bringt bekannte Dramen wie Götz, Faust, Iphigenie, Erwin und Elmire usw. in ihrer weniger bekannten, aber recht interessanten ursprünglichen Gestalt, der 15. Teil, Dramen aus fremden Sprachen, wie die nach Voltaire bearbeiteten Mahomet nnd Tankred oder Bruchstücke aus Corneille, Racine, Manzoni usw., der 16. Teil Bearbeitungen für die Bühne, z. B. Götz, Romeo und Julia, italienische Operntexte usw. Der epischen Dichtungsart sind die Teile 20—22 gewidmet, die die „Wanderjahre", die kleinen Erzählungen („Unterhaltungen deutscher Auswanderer", „Novelle" usw.) und die drei Versepen „Reineke Fuchs", „Hermann und Dorothea", „Achilleis" enthalten. Teil 29 und 30 sind der Kunstgeschichte vorbehalten und bringen die Übersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini und Abhandlungen über „Winckelmann und sein Jahrhundert" und Philipp Hackert. Außer dem Lebensbild vermitteln zwei gute Goethebilder, zwei kleine Kupferreproduktionen, 125 Seiten Einleitungen, in deren Abfassung sich Alt, Riemeyer, Riemann, Scheidemantel teilen, und die für den letzten Band in Aussicht gestellten Anmerkungen dem Leser das tiefere Verständnis der hier dargebotenen Werke Goethes. Das von

Digitized by Google

Alt entworfene Bild von des Dichters Leben und Wirken insbesondere ist fesselnd geschrieben, eine knappe, aber vollständige und abgerundete Darstellung, die auch derjenige noch gern lesen wird, dem Goethes Leben zur Genüge bekannt ist. Freilich, inhaltlich ist gar manches auszusetzen; so die traditionelle Überschätzung Goetheschen Lebensweisheit, der nicht prüfend auf den Grund gegangen wird, die — mild ausgedrückt — recht milde, ja unwahre Darstellung des Verhältnisses zu Frau von Stein, die ärgerliche Verteidigung von Goethes Art zu lieben u. a. mehr. Doch dergleichen ist man ja gewohnt, und wer daneben seinen Baumgartner-Stockmann hat, lächelt über diese Auswüchse von Goetheverehrung und ignoriert sie. Karl Jakubczyk, Breslau.

Rätoromanische Christomathie. Herausgegeben von Dr. C. Decurtins. I. Ergänzungsband: Surselvisch, Subselvisch: La Passiun da Somoitg, La Passiun da Lumbrein, La Dertgira nauscha. — Erlangen, Fr. Junge, 1912. 246 Seiten.

Der vorliegende Band rätoromanischer Passionsspiele ist der 1. Ergänzungsband der neunbändigen „Rätoromanischen Christomathie", die Univ.-Prof. Dr. Kaspar Decurtins (Freiburg Schweiz) in den letzten Jahren herausgegeben hat. Dieser neue Band enthält die Texte zweier geistlicher Volksschauspiele, nämlich die Passionsspiele von Sombir und von Lumbrein und das Fastnachtsspiel Dertgira nauscha. Decurtins hat den rätoromanischen Texten ausführliche, stoff- und quellengeschichtliche Einleitungen in deutscher Sprache vorausgeschickt, die auch über den engeren Kreis der romanistischen Fachwelt hinaus das Interesse des Literatur- und Kulturhistorikers verdienen. Über die Bedeutung der eigentlichen Textausgabe zu urteilen möge füglich der romanistischen Fachkritik überlassen bleiben. Hier sollen nur einige allgemeine Bemerkungen über die kulturgeschichtliche Stellung dieser Passionsspiele Platz finden, und auch die interessante Persönlichkeit des Herausgebers sei, wenigstens versuchsweise, mit einigen skizzenhaften Strichen gekennzeichnet.

Die vorliegende letzte Redaktion der Sombirer Passion ist nach Decurtins' Ansätzen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden, geht aber in ihren Anfängen wahrscheinlich auf ältere Zeit zurück. Jedoch scheinen nähere Beziehungen zum deutschen oder italienischen geistlichen Volksdrama des Nachmittelalters nicht vorhanden zu sein. Die letzte Aufführung dieses erstaunlich realistisch-volkstümlichen Passionsspieles fand 1813 statt, und Decurtins konnte vor vierzig Jahren noch aus dem Munde alter Leute, die als Kinder diese Aufführung miterlebt hatten, verschiedene Einzelheiten darüber erfahren. Der Besuch des Passionsspieles galt dem frommen Volke der rätoromanischen Hochgebirgstäler als frommes Werk, und auf dem Wege hin und zurück wurde vielfach der Rosenkranz gebetet. (Ähnlich war es ja auch im Spätmittelalter, zur Zeit der Hochblüte des geistlichen Dramas.) Das ganze Volk stand unter dem Banne des wuchtigen, demokratisch-nationalen und dabei doch tief religiösen Bühnenweihfestspieles. Die aus ferneren Ortschaften kommenden Besucher wurden von den Einheimischen gastlich aufgenommen und unentgeltlich bewirtet, was man als gutes Werk für selbstverständlich hielt. Das merkwürdigste aber war das Stück selbst: Die ganze nationale und politische Eigenart der Rätoromanen ist in diesem Werke verkörpert. Wohl niemals ist, wie Decurtins meint, mit Ausnahme des altsächsischen Heliand, das Leiden Christi so echt national dargestellt worden, wie hier im Graubündner Lande. In allen Szenen der Sombirer Passion wogt das reiche politische Leben, das vor zwei, drei Jahrhunderten jenes kleine Bergvolk bewegte. Wie sonst das ganze europäische Mittelalter seine Weihnachts- und Osterspiele und sonstigen geistlichen Dramen durchaus naiv in mittelalterlichem Geiste und Kostüm dichtete und darstellte, so auch noch diese späte rätoromanische Passion: Christus wird hier nach „Recht der drei Bünde" gerichtet, nach dem Rechte des Hochgerichtes von Disentis, und die ganze reichwuchernde Partei-Politik jener aufgeregten Zeit, in der sich österreichische, spanische, französische Parteigänger mit Aristokraten und Demokraten maßen, spiegelt sich im Prozesse Christi vor Kaiphas und Pilatus. Es werden Gestalten von fürchterlicher Realistik vor uns gestellt, und überall zeigt sich das Gepräge der demo-

Digitized by Google

kratischen Landesverfassung. — In dieser eigenartigen Fassung wurde die Passion noch 1813 gespielt und hinterließ den Zuschauern „unvergeßliche" Eindrücke, wie dem Herausgeber seine greisen Landsleute und Stammesgenossen versicherten. „So war das Passionsspiel von Sombvir. Darsteller und Teilnehmer waren ein Volk, das sich wie an den Feiertagen in der Kirche, so im weiten, himmelragenden Tempel des Alpenlandes zur erhabenen religiösen Handlung versammelte, im Fühlen und im Denken, im Glauben und im Wandel jenen Völkern noch gleich, die im Mittelalter die Passionsspiele liebten, spielten und miterlebten. Es blieb für das gottesfromme und freiheitsstolze Volk am jungen Rhein das unvergleichliche Spiel und des Lebens schönste Erinnerung." (S. 17.)

Der zweite Text des Bandes ist die Lumbreiner Passion, die, wahrscheinlich auf einer deutschen Vorlage fußend, ebenfalls anfangs des 18. Jahrhunderts entstand und in Zwischenräumen von je 20 Jahren gespielt wurde, so noch 1862. Bei dieser Aufführung wirkten etwa 150 Darsteller mit, und die 5000 Zuschauer jeden Standes und Alters folgten mit Andacht und in Tränen dem fünfstündigen Erlösungs-Festspiele. Die nächste Aufführung von 1882 benutzte einen neuen, modernisierten Text, der sich an die Oberammergauer Passion anlehnte. Den hier abgedruckten Text (von 1862) gibt Decurtins nach der einzigen erhaltenen Handschrift, die ihm vor vierthalb Jahrzenten ein alter Landsmann übergab mit den Worten: „Sie sind ein guter Patriot und werden dafür sorgen, daß diese von den Ahnen ererbte Schrift erhalten bleibt." — Der Alte hatte sich da in der Tat an den rechten Mann gewendet: Decurtins hat für dieses Passionsspiel wie auch für die ganze übrige nationale Poesie seines Volkes als wahrer Patriot gesorgt. In jahrzehntelanger Arbeit hat er manches alte Schriftwerk, manchen verloren geglaubten Schatz wieder aufgefunden und der Vergessenheit entrissen, hat in alten Familienarchiven, in unscheinbaren Truhen und auf staubig-schmutzigen Dachböden gesucht und geforscht. Und als er das reiche Ergebnis seiner Sammler- und Forscherarbeit veröffentlichte, wurde ihm die verständnisvolle Unterstützung der Schweizer Bundesbehörde zuteil für seine „Christomathie". Der linguistische, literarhistorische und volkskundliche Wert dieses umfangreichen Unternehmens ist offenbar. Die Wissenschaft schuldet Decurtins und seinen selbstlosen Mitarbeitern dauernden Dank. Seinem Volke hat er das Beste bewahren geholfen: die Tradition.

Der Rätoromane Decurtins wollte, man gestatte den Vergleich, seinen Graubündener Stammesgenossen etwas Ähnliches zu werden wie Frederik Mistral den Provenzalen. Der Schweizer Kulturhistoriker steht seit längerer Zeit in Beziehungen zu Mistral, gehört dem „Feliber" Bunde an und erfreut sich der Hochschätzung seiner romanischen Sprach- und Gesinnungsgenossen. Wohl geht das kleine Volk der Schweizer Räto-Romanen langsam seinem Untergange, der Germanisierung entgegen, und die einstigen Beherrscher der Alpen sind in die hintersten, letzten Hochtäler zurückgedrängt. Aber das konnte den nationalen Stolz, die Heimatliebe und Volkstreue Decurtins' nicht schwächen. Und obwohl er in den Literaturen und Kulturen von drei, vier europäischen Großvölkern, zumal in der Deutschlands, zuhause ist wie nicht sehr viele andere, ist seine Seele, sein Wille doch der rätoromanischen Bergheimat und ihrer Sprache treu geblieben und hat mit gleichstrebenden Mitarbeitern ihre eigenartige Volksliteratur der Vergessenheit entrissen, seinem Volke zur Ehre, der Wissenschaft zum Gewinn. Decurtins verdient in der Tat ein hervorragender Feliber genannt zu werden.

Holtermann, Dr. Karl. Kurze Geschichte der Weltliteratur. Mit 82 Bildern. Groß 8° (XVI, 479). Herder, Freiburg 1912. Gebd. Mk. 6.20, Kr. 7.44.

Eine Weltliteratur zu schreiben, gehört zu den reizvollsten aber auch schwierigsten Aufgaben. Der erste Schriftsteller in Deutschland, der dieser Aufgabe sich gewachsen zeigte, war der geniale Romantiker Friedrich Schlegel. Seine „Geschichte der alten und neuen Literatur" (1815, [2] 1822 als erster und zweiter Band seiner Sämtlichen Werke) ist in gewisser Hinsicht unerreicht geblieben und wirkt heute noch, trotz der

Digitized by Google

Veraltung in den Einzelheiten, so lebendig und ideenspendend, daß Maria Speyer 1911 eine Neuausgabe wagen durfte. Die Einzelforschung freilich ist weit über ihn hinausgewachsen, aber an intuitivem Scharf- und Tiefblick, an genialer Erfassung und Nachzeichnung der Hauptrichtungslinien, am blitzartig klärenden Zusammensehen verwandter, wiewohl entlegener Erscheinungen hat ihn keiner seiner Nachfolger übertroffen oder auch nur erreicht, keiner auch mit so hellem Auge tiefste geistige Zusammenhänge aufgedeckt, keiner ein solch bewunderungswertes Dokument schöpferischer Kritik geschaffen, das uns das „Echte und der Nachwelt Unverlorene" der vergangenen Kunst zum Bewußtsein bringt. Er schrieb sein Werk als genialer Wegbereiter der vergleichenden Literaturgeschichte. Was seitdem in Deutschland an ähnlichen Werken ans Licht kam, trug, mit geringen Ausnahmen, wenig Geist von seinem Geiste in sich. Die meisten dieser Werke begnügen sich damit, die einzelnen Literaturen zusammenhanglos neben- und nacheinander abzuhandeln, nur Julius Hart und in geringerem Maße Adolf Stern bemühten sich, die Gesamtentwickelung aufzuzeigen, die verwandten Literaturströmungen wenigstens des Abendlandes synchronistisch darzustellen und die Literatur nach den Abschnitten der allgemeinen Geistesgeschichte zu gliedern. Eine solche Behandlung allein kann die tausendfachen internationalen Beziehungen klar zur Anschauung bringen wie es das von George Saintsbury herausgegebene Sammelwerk „Periods of European Literature" (1897—1907) in vorzüglicher Weise tut. Karl Holtermann, der durch treffliche neuphilologische Arbeiten sich bekannt gemacht hat, betritt in seinem weltliteraturhistorischen Abriß den leichteren, gangbaren Weg und reiht einfach achtzehn Literaturen in knapper Darstellung aneinander. Seinen Zweck, gebildeten und bildungsbedürftigen Kreisen, namentlich aber den Studenten und höheren Schulen eine möglichst klare, gediegene, dabei kurze und zuverlässige Vorstellung vom Entwicklungsgang der Literatur bei den wichtigsten Kulturvölkern zu vermitteln, hat er innerhalb der selbstgesetzten Grenzen erreicht. Daß es keine Arbeit aus erster Hand sein kann, braucht man dem Eingeweihten nicht erst zu sagen und daß Wünsche sich regen, ist bei einer so schwierigen Aufgabe natürlich. Vor allem möchten wir dem Verfasser zu bedenken geben, ob nicht eine Berücksichtigung der übergangenen europäischen Literaturen, und wäre sie noch so flüchtig, am Platze gewesen wäre. Es geht doch nicht an, daß man dem modernen Leser von der tschechischen Literatur bloß zwei Namen nennt, die neugriechische, magyarische (von der die Namen von Eötvös, Madách und Petőfi wenigstens jedem Literaturfreund geläufig sind) und südslavische Literatur mit keiner Silbe streift. Auch von der arabischen, syrischen, byzantinischen, türkischen Literatur könnte im Anhang an jene Literaturen, von denen sie am stärksten abhängig sind, einiges gesagt sein. Der tabellarische Überblick der Weltliteratur im Herderschen Konversationslexikon könnte hier wertvolle Fingerzeige geben. Um Raum dafür zu gewinnen, könnte manche Überflüssigkeit wie die Ausführungen über die babylonische Religion und die babylonisch-assyrische Kunst und Wissenschaft in Wegfall kommen. Zwei andere Wünsche beziehen sich auf die Literaturangaben und auf die Anführung der Übersetzungen. Die Literaturangaben sollten die wissenschaftlichen und populären Darstellungen deutlich erkennbar sondern. Im einzelnen vermisse ich Seite 56 und 83 A. Baumgartner, die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker, Seite 83 die römische Literaturgeschichte von Martin Schanz (oder Otto Ribbek) als Gegenstück der Christ'schen S. 56; Nicolai (ebd.) könnte ersetzt werden durch Th. Birt; Seite 152 kann Nikolaus Welter ganz gut neben Dannheißer bestehen; Seite 412 ist man billig erstaunt, den völlig wertlosen Kluge aufgeführt zu finden; nach den Ausführungen von Ferdinand Avenarius im „Kunstwart" und Theodor Herold in seiner Schrift „Moderne Literatur und Schule" 28 ff. hält man „diesen Schmarren" (Avenarius) für abgetan; an seiner Stelle sollten Gotthold Klees „Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte" aufgenommen werden oder auch Hermann Jantzens deutsche Literaturgeschichte 1904 (Hillers illustrierte Volksbücher 18); Seite 441 vermißt man Jörgensens dänische Literaturgeschichte. Ein äußerst verdienstliches Werk wäre eine systematische Zusammenstellung der besten Übersetzungen der wichtigsten und bedeutsamsten Werke der ausländischen Dichtung. Hier würden Fachgenossen dem Verfasser gewiß ratend an die Hand gehen. Erst durch eine solche Bibliographie wird sein Werk den geplanten Zweck voll erfüllen. Unbefriedigend er-

Digitized by Google

scheint mir der Abschnitt über die zeitgenössische deutsche Dichtung, ohne daß ich verkenne, daß gerade hier die Auswahl am schwierigsten war. Meine Ausstellungen bekunden nur mein tiefstes Interesse an Holtermanns Buch, dem ich im allgemeinen das Zeugnis ausstellen kann, daß es — abgesehen von der neuesten Zeit — aus der besten Fachliteratur schöpft und sich den Rat hervorragender Kenner zu Nutze macht, daß es namentlich im Hauptteil, welcher die deutsche, englische und französische Dichtung behandelt, von außerordentlicher Gediegenheit und Zuverlässigkeit ist. Ich wünsche nur, daß es in einer baldigen Neuauflage, welche dem Register und dem Druckfehlerteufel mehr Aufmerksamkeit widmen muß und manchen übersehenen Namen nachzutragen hat, zu möglichster Vollkommenheit gedeihe. Ich traue dem Verfasser auch die Fähigkeit und Elastizität zu, daß er sein mit so schönem Erfolg begonnenes Werk nach dem oben skizzierten Gesichtspunkt umforme. Und damit habe ich ihm wohl das höchste Lob gesagt, das der Verwirklicher einer so lohnenden Idee erwarten kann.

Franz Ranegger.

Künstlerbriefe, Kunstwissenschaftliches

Richard Wagner. Sein Leben in Briefen. Eine Auswahl aus den Briefen des Meisters mit biographischen Einleitungen. Herausgegeben von Dr. Karl Siegmund Benedikt. 458 Seiten. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, 1913. Geh. 5,— Mk., geb. 6,50 Mk.

Vorliegende Briefsammlung stellt dar, was der Titel verspricht: ein gelungenes Lebensbild des großen Musikers und Dichters in Briefen. Es handelt sich dabei aber nur um eine Auswahl aus dem gewaltigen Briefwechsel Richard Wagners, jedoch um eine Auswahl, die nach der Absicht des Herausgebers „die wertvollsten, für die Erkenntnis der menschlich-künstlerischen Persönlichkeit des Meisters besonders charakteristischen Briefe" vereinigen soll. Die 112 Briefe, die einen Zeitraum von fünfzig Jahren (1832—1882) umfassen und an seine Mutter, Gattin, Schwestern, Freunde, berühmte Männer und Frauen (Liszt, Nietzsche usw.) gerichtet sind, hat der Herausgeber in sechs Gruppen eingeteilt, deren jeder eine knappe biographische Einleitung gleichsam als Anhalts- und Kernpunkt für die Briefe selbst vorangestellt ist. Ein Bildnis Richard Wagners, Anmerkungen und ein Namenverzeichnis vervollständigen den Inhalt des Buches, das von allen Verehrern Wagnerscher Kunst gerade im hundertsten Geburtsjahre des Meisters als eine wertvolle Gabe begrüßt werden wird.

Karl Jakubczyk.

Jantzen, H., Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. „Aus Natur und Geisteswelt". 373 Seiten. B. G. Teubner, Leipzig. Gebd. 1.25 Mk.

Der Verfasser, der mit dem Gegenstande seiner Darstellung wohl vertraut ist, charakterisiert die reiche vielgestaltige Blütezeit der niederländischen Kunst in sicherer und frischer Darstellung. Bei dem Reichtum von Richtungen, Erscheinungen und Persönlichkeiten kann es sich nur um eine skizzenhafte Andeutung des Allerwichtigsten handeln. Die Gruppierung des Stoffes ist klar und übersichtlich, indem die verschiedenen gegenständlichen Gattungen: Religiöse Malerei, Porträt, Gruppenbild, Sittenbild, Interieur, Landschaft, Seestück, Kirchenstück, Stilleben der Reihe nach behandelt werden. Die künstlerischen Wandlungen in Stil und Auffassung werden innerhalb jener Gruppen charakterisiert. Für die weiteren Kreise, welche die Sammlung „Natur und Geisteswelt" im Auge hat, dürfte die Darstellung nicht populär genug sein. Sie setzt entweder ziemliche kunsthistorische Kenntnisse voraus oder verlangt ein Weiterverfolgen der gegebenen Anregungen in anderen Werken und dazu wäre eine gute Auswahl aus der einschlägigen Literatur beizufügen gewesen. Dr. Johann Ranftl, Graz.

Digitized by Google

Lyrik

Huggenberger, Alfred, Die Stille der Felder. Neue Gedichte. Mit Umschlagzeichnung von Otto Marquard. 1. bis 5. Tausend. 115 Seiten. Leipzig, L. Staackmann 1913.

Die Bedeutung des neuen Versbuches Huggenbergers soll ich euch umschreiben? Mehr brauchte es nicht, als daß ich aus der ganzen gereiften Sammlung das eine einzige Gedicht: „Der Mähder" hersetzte! Geht und sucht in dem vollen Versgetön, das uns alljährlich aufs neue umschrillt, zwei Poesien nur, die diesem Versgebilde gleichkämen! Ich behaupte: stärkere Kraft und süßere Weichheit zugleich, heimlicheres Naturleben und vollere Menschensprache, reichere, seelenvollere Dichtung und künstlerischere Beherrschungsformen dazu spürtet ihr nie. Und wenn auch dieses Gedicht die künstlerische Höhe des Buches bedeutet — um wenig schwächer nur ist die ganze Sammlung. Und das heißt etwas. Glaubt, daß dieser Bauer auch in diesem Buch euch eine Welt schenkt, die wiederum einen ganzen seelischen Reichtum ausmacht; darin man mit starken Füßen auf tüchtiger deutscher Erde steht, den blauweißen Sommerhimmel überm Haupt, um die Schultern Wind und Sonne und süße Erdendinge, und darauf jedes Schicksal, das sich kundtut, groß, tief, hart oder milde — aber immer rein, reich und gesund dazu! — Otto Walter.

Sauer, Hedda, Gedichte. Wien 1912, Deutschösterreichischer Verlag.

Die Stärke Hedda Sauers liegt nicht in der Gesamtwirkung; nicht der gelungene Ausdruck einer einheitlichen Stimmung, der Zug der Komposition, nicht die Totalwirkung eines Bildes oder einer Handlung nimmt uns gefangen. Was an Hedda Sauer bewundert werden kann, liegt größtenteils in einer seltenen Ursprünglichkeit, einer recht wirklichen Anschauung der Welt, die ihren Höhepunkt in den kleinen Bildern und Vergleichen besitzt, die sie originell und treffend zugleich zu Gedichten zusammenfügt, die oft Märchenstimmung glücklich anwenden (24, 76) und manchmal auch zu Märchen werden. Zum Teil vermischt sich mit diesem Vorzug eine starke etwa mit Rilke verwandte Reflexion, die sich formell in dem stilistischen Lieblingsmittel der Dichterin, der Wiederholung (S. 18, 22, 50, 52, 58) ausprägt. Oskar Katann.

Marienkindes stille Freuden. Gedichte und Lieder zum Lobe der Himmelskönigin. Gesammelt und herausgegeben von M. Sophie Senn. Freiburg, Schweiz 1913. Canisiusdruckerei.

Eine mit ebensoviel Sorgfalt als Geschick gemachte Anthologie katholischer Marienditchtungen, der die Sammlung der Wallfahrtslieder einiger Marianischer Gnadenorte einen auch für den Literarhistoriker nicht ganz unbedeutenden Wert verleiht.

Otto Walter.

Wildgans, Anton, Die Sonette an Ead. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 1.50, Kr. 1.80.

Ich erinnere mich nicht formell so wohlgelungene Sonetten oft gelesen zu haben. Bei diesen Sonetten an Ead, die an das Weib schlechthin gerichtet sind und die wilde Leidenschaft, Verwirrung und Sehnsucht des Mannes zum Gegenstand haben, hat man nicht den Eindruck, daß zu einer Form mühsam der Gedanken gesucht werden mußte oder ein Gedanke gewaltsam in eine Form gezwängt wurde. So innig ist hier die Verbindung von Stoff und Form; so fließend sind die Sonetten, daß man fast gar nicht merkt, daß es Sonetten sind. Inhaltlich freilich kann ich nicht befriedigt sein; die erotische Sinnlichkeit dieser Gedichte ist zu glühend und heiß, sie lockt und reißt zu tief in die leidenschaftlichen Empfindungen hinein und läßt daher zugleich auch zu

Digitized by Google

wenig reinen ästhetischen Genuß aufkommen. Nicht der friedlose, unharmonische „Sturm und Drang" einer wilden Leidenschaft ist der Kern aller großen Lyrik, so sehr auch unsere Zeit und Wildgans mit ihr gerade darauf den Hauptton legt, sondern die Klärung und Bearbeitung des Ereignisses, das, wenn es den Geist befriedigen will, vergeistigt werden muß. Nun hat freilich auch Wildgans dergleichen versucht; er, der von Hofmannsthal und Rilke herkommt, gefällt sich nicht wenig in vulgärphilosophischen Gedanken über das Lebens- und Geschlechtsproblem, die nicht nur heidnisch sondern auch modern sind, und manchen, besonders den Schriftstellern, die sie gebrauchen, auch als originell und tief gelten, die aber dem, der nur etwas mit wirklicher Philosophie — gleichviel mit welcher — sich beschäftigt hat, trotz ihres dozierenden „weisen" Vortrages leer, phrasenhaft, ungesund und lebensuntauglich erscheinen können. Oskar Katann.

Prosaerzählungen

Rosegger, Peter, Heimgärtners Tagebuch. L. Staackmann. Leipzig, 1913.

Rosegger sagt in diesem seinem neuesten Buche selbst einmal, daß manche seiner Schriften für Volks- oder Schulbüchereien nicht geeignet seien. Meiner Meinung nach ist es auch dieses Buch nicht, obwohl es als Sammlung von kleinen Beiträgen seines „Heimgarten" sicherlich fürs Volk berechnet ist. Manche Stelle auch dieses Buches ist nicht nur ein Hohn auf katholisches Christentum, sondern verletzt schon das einfachste sittliche Empfinden (vgl. S. 28 f., 366, 375). Planmäßig geringschätzige Behandlung des Priesterstandes, krasse Ignoranz und ein nicht selten noch dazu recht anmaßender Dilettantismus überall da, wo Rosegger religionsphilosophisch wird oder Theologie doziert und mit seichten Phrasen oder geistreichen Knallbonbons die Wahrheit totzuschlagen und das Problem lächerlich zu machen sucht, all das macht die Lektüre oft recht widerlich. Gelegentliche (hoch gerechnet) Komplimente für Katholisches, gut sitzende Hiebe gegen nationalen Chauvinismus, Freisinn und Monismus und sein entschieden gutgemeintes völkisches Interesse können über jene Schäden nicht hinwegbelfen. Alles in allem: mit Vorsicht zu genießen, und, wenn mans ganz stehen läßt, verliert man auch nicht viel. Wer seine Kirche liebt und mit ihr von Herzen zufrieden ist, kann es mit Rosegger nicht sein. Karl Jakubczyk, Breslau.

Verschiedenes

Schellberg, Dr. Wilhelm, Joseph von Görres. (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 7. Heft.) 8°. (48.) M.-Gladbach 1913. Volksvereins-Verlag. 0.60 Mk.

Wir haben seinerzeit Schellbergs bei Kösel erschienene zweibändige Görres-Ausgabe abgelehnt. Mußten es. Weil es unserer Meinung nach nicht angeht, dermaßen die Lebensleistung eines Geistes zu retouschieren wie Kösel-Schellberg es taten. Nur um vor dem buchhändlerischen Erfolg, der an der katholischen, der Zeit hohnsagenden Ideenfülle des Toten zersplittern konnte, Reverenzen zu machen. Der uns damals versprochene dritte Band, der den katholischen Görres vermitteln sollte, ist bis heute weder angezeigt noch erschienen. Bis wann warten wir darauf? — Da Schellberg nun dieses Büchlein schrieb — dankbar und froh seis anerkannt — korrigierte er sich, so weit das möglich war. Es steckt ein latentes Pathos in diesem Buch. Und man fühlts: Schellbergs Stift zitterte vor Enthusiasmus, vor Liebe auch, da er dies Wesensbild Görres zeichnete. Das ist Ergriffenheit, tiefe, vor dem Meister. Und die Partie des Büchleins, die des Toten so oft verhöhnte, geschmähte und gelästerte religiöse Entwicklung sorgfältig nachfühlt, ist die allerköstlichste. Der bedeutsame Aufsatz Professor Dr. Grauerts über den Straßburger Aufenthalt dürfte damit materiell sogar übertroffen sein. Die Forschung ist freilich hier noch nicht fertig. Das Tiefste und die

Digitized by Google

Zusammenhänge sind noch nachzugraben und die Schweizer-Reise, die nach mancher Seite Abschlüsse brachte, wurde noch nirgends nachbeschritten. Man erwartet hier Schellbergs Untersuchungen ebenso ungeduldig wie den von ihm versprochenen Neudruck der Görresschen Revolutionszeitschriften. — Befruchtet wohl von Uhlmanns vornehmer Schrift trägt das Schriftchen auch gewichtige Last staatstheoretischer und politischer Forschung und das dürfte für ein Buch, dessen Zweck deutsche Volkserziehung heißt, nicht eben ein Übel sein. Görres' Bedeutung für deutsche Politik und Staatsrecht hat auch noch keiner, sogar Uhlmann nicht, befriedigend dargetan und es wären da noch seltene pädagogische Reichtümer zu holen. Vom staatsrechtlichen Standpunkte aus es zu versuchen, hat sich eine kleine Arbeit vorgenommen, die ich bald abzuschließen hoffe.

Schade ist nur: daß Schellberg den Magisterfrack auch beim Niederschreiben dieses Büchleins nicht ganz los werden konnte, das doch ein Manifest an das deutsche Volk und an die deutsche Jugend vor allem werden sollte. Mit dem Detail hätte dabei mehr gespart werden sollen. Aber in allem: nehme die deutschen Jugend dies Buch in die Hand — Feierstunde, nein, Feuerstunde wird um sie sein!

Otto Walter.

Insel-Almanach auf das Jahr 1914. 229 Seiten. Im Insel-Verlag zu Leipzig.

Ein Büchlein, das an Bildschmuck und zierlicher Ausstattung sehr hübsch sich präsentiert und dessen Inhalt ein Verlagsjahr vollgehäuften Schaffens kündet. Dessen literarisches Ergebnis aber für uns freilich nicht in jeder Richtung nur Erquickliches bedeutet. Otto Walter.

Hold, Karl. Die Heiligen und Seligen Niederösterreichs II. Seit dem Regierungsantritte der Habsburger. 11. Heft der Studien und Mitteilungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar der theologischen Fakultät der K. K. Universität in Wien. Wien 1913, Mayer (VIII. u. 150 S.) K 2.40.

Der siegreiche Kampf heiliger Persönlichkeiten gegen das Osmanentum, gegen die Häresie und gegen die Verflachung des katholischen Lebens ist der Leitgedanke des Buches. Die Einleitung des Beatifikationsprozesses genügte, um Dienern Gottes, die wenigstens durch ihr Wirken mit dem Lande in enger Verbindung stehen, einen Platz in der mit liebender Sorgfalt geschriebenen Studie zu sichern. Innerhalb des engen Rahmens konnten natürlich nur Skizzen geboten werden, die jedoch das Wesentliche gut hervorheben. Alois Pichler.

Festschrift der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung zum zehnjährigen Bestehen, 1901—1911. 8°, 160 Seiten. Hamburg-Großberstel 1912, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Mk. 2.—.

Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, an deren Spitze u. a. Ferdinand Avenarius, P. v. Bojanowski, Richard Huldschiner und der bekannte Verlagsbuchhändler A. Staackmann stehen, wurde zum Zwecke der Verbreitung „guter literarischer Werke" gegründet; sie hat denn auch während ihres Bestehens 1½ Million „guter Bücher in billigen Ausgaben veröffentlicht und ½ Million Bände an kleine Bibliotheken verteilt." In der vorliegenden Festschrift hat sich eine Reihe bekannter und berühmter, vorwiegend lebender Autoren, vereinigt, mit kürzeren und längeren Beiträgen, um die Rolle der Dichtung im Leben unseres Volks zu beleuchten"; so A. Biese, V. Blüthgen, K. Busse, M. v. Ebner-Eschenbach, Ed. Engel, O. Enking, C. Flaischlen, W. Lobsien, H. Löns, Th. Mann, A. Müller-Löns Guttenbrunn, Th. Riese, P. Rosegger, W. Schussen, H. Sohnrey,

Digitized by Google

W. Speck, A. Sperl, L. v. Strauß und Torney, A. Supper, J. Trojan, E. Zahn, — katholiſche Namen fehlen, „natürlich"! Der Band iſt — nicht zuletzt kulturhiſtoriſch — leſens- und ſehenswert, denn auch eine Anzahl künſtleriſcher Zeichnungen und viele Bildniſſe (kleinen Formats, aber klarer Ausprägung) ſind aufgenommen worden.

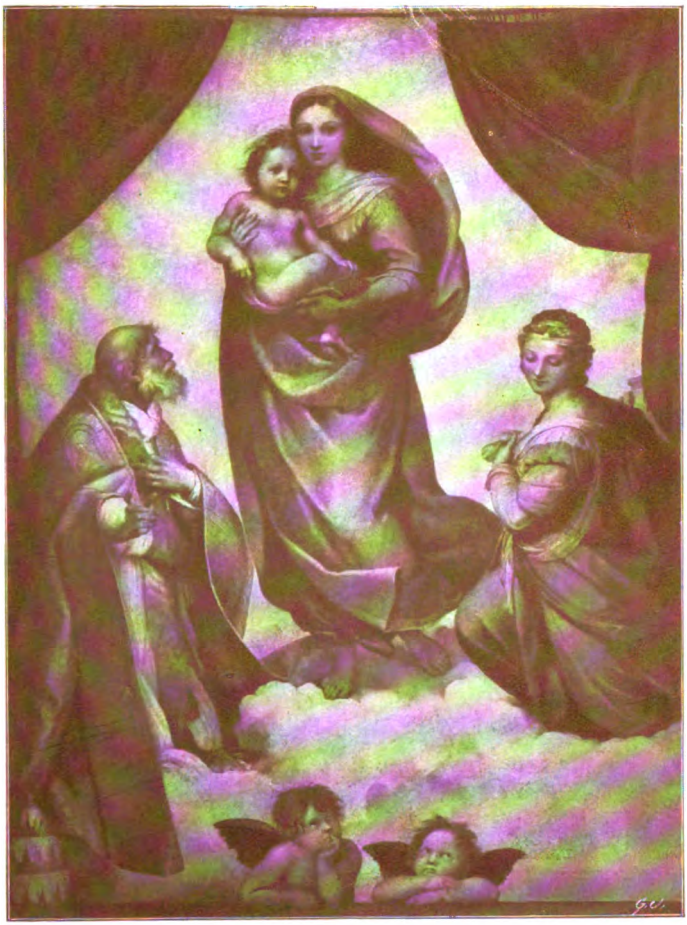
E. M. Hamann.

Patrick Aug. Sheehan †

Am Sonntag 12. Oktober ſtarb zu Doneraile in Cork (Irland) einer, von deſſen Hinſcheiden wir alle mit geſenkter Stirne hören: Patrick Aug. Sheehan, Pfarrer zu Doneraile, Kanonikus der Kathedrale von Cloyne und Künſtler von ganz reichſter Gnade. Was er war und ſchuf, den deutſchen Katholiken wieder näher zu bringen, ſollte eine Studie tun, die noch unter der Feder iſt. Nun verrichtete ſie Totengräberarbeit; als Kranz der Trauer und Verehrung möge ſie dann auf des toten Künſtlers Grab gelegt werden, der ſein Leben lang nicht bloß vollgehäuftes, prieſterliches Schaffen trug, ſondern auch der katholiſchen Kunſt allerreichſte Garben band. Gottes Segen auf das Dichter- und Prieſtergrab!

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Kloſtergaſſe 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiſerslautern (für Deutſchland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univerſ.-Profeſſor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I, Herrengaſſe 13. — Für bildende Kunſt: Dr. Joſef Weingartner, Innsbruck, Muſeumſtraße. 13.
Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkſtätte (Trierer Druckerei-Geſellſchaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google



Raffael, Sixtinische Madonna

Zum Aufsatz auf Seite 129 u. ff.

(Nachdruck verboten)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

drittes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Dezember 1913 :: ::

Zur Sixtina nach Dresden

∴ Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner ∴

Schon im verflossenen Frühjahr hatte mich eine starke Sehnsucht erfaßt, wenigstens auf einen Tag in die sächsische Hauptstadt hinüberzukommen, um das wertvollste Gemälde zu sehen, das die Erde besitzt. Es hätte die ganze Lausitz in der Apfelblüte stehen müssen, der heiterste Lenzeshimmel hätte herabglänzen sollen, alles wie es sich gebührt für eine Pilgerfahrt zur Königin des Maien. Doch es blieb beim Wunsch und erst die Ferientage konnten mir diese Freude gewähren. Es hatte die Rosenzeit erst kommen müssen, und das war noch besser, denn es müssen die schönsten aller Blumen blühen, wenn man zur Sixtina pilgert. Sogar um unsere neue Jubiläumskirche prangten sie in reichem Flor, auf dem Wege zur Bahn schaukelten sie sich in allen Gärten und zumeist gibt es hier die weißen Rosen.

So hatte ich mich denn anmelden dürfen beim gastfreundlichen Propst der Abtei zu Mariental, und eines Montagabends ging es hinüber in das sächsische Frauenkloster. Anders konnte ich es mir ja gar nicht denken, als daß man auf den Anblick der Sixtina sich vorbereiten müsse. Ich wollte mich zum Urteil erst sammeln, die nötige Andacht mir holen und dann wäre ich erst würdig, die Fahrt zum Heiligtum zu wagen.

Willst du schauen dies Gesicht,
Sammle dich wie zum Gebete:
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Künstlers trete.

(Nach einem alten Vorbild.)

Ich hatte mit Absicht die vierte Klasse genommen, denn ich bin gern beim Volk und lerne stets von ihm. Und so entfaltete sich im Wagen wieder ein bewegtes Bild. Da waren Arbeiter, alte Mütterchen, Markt-

Digitized by Google

frauen mit ihren Körben, sogar der kleine Fabrikant saß da, Schüler fuhren heim von ihrer Lehranstalt. Es tat einem selber wohl für diese Leute, wie sie nach des Tages Last der ersehnten Ruhe entgegengingen.

Da haben wir schon Weißkirchen. Hier wohnt ein junger Freund von mir, der brave Thomas, der bereits mit Genuß die Summa des großen Aquinaten liest. Gewiß ein gutes Zeugnis für die Lehrbeflissenheit eines Zöglings. — Und dann diese edeln Landschaftslinien, und der rote Kirchtum guckt hinter dem Bühl hervor. Alles weitet sich hier nach Führichs Art, ganz wie zur Krippenlandschaft gebaut.

Der Himmel tat sich nach langen Regentagen etwas auf. Man hatte gegen Westen eine düstere Wand von Gewölk. In der Wand erschienen Schluchten und Bänke und Tore und hervor schossen goldene Ströme wie in blitzenden Wellen.

Noch schöner wurde das Bild von Zittau an. Die hüglige Landschaft wurde immer üppiger. Mächtige Eichen standen in der Ferne und der Himmel hatte die verschiedensten Metalltöne von Gold, Kupfer, Bronze. Mit zwei Arbeitern unterhielt ich mich. Ich vertraute ihnen, daß ich nach Dresden wolle, die Sixtinische Madonna zu sehen; weil die Sachsen dies Meisterwerk nicht hergäben, so müßte eben die ganze Welt nach Dresden kommen. Sie sagten, sie hätten das Werk auch schon gesehen, so etwas gebe es freilich nirgends mehr.

Rusdorf. Wer kam da auf mich zu? Pater Raphael, der Ossegger Zisterzienser und Kaplan hier vom Frauenkloster, begrüßte mich im Namen des Propstes. Zuerst geht es durch eine hübsche Lindenallee hinunter von der Bahnstelle. Bald beginnt eine alte Gartenmauer. „Jetzt sehen Sie schon das Kloster," erklärte Pater Raphael, und richtig, aus seinen uralten Bäumen tauchte es auf, Sancta Maria Vallensis, die Frauenabtei Marienthal. „Hier kürzen wir ab," und gleich öffnete der Begleiter ein Gartenpförtchen. Und durch den schattigen Garten geht es der Propstei zu, zu beiden Seiten die Rosen in reichster Fülle. Und durch das hohe Bogentor ins Haus, zur Linken öffnet sich eine Tür und in der Halle kommt mir der Propst entgegen und mit ihm Pater Gerhard. Mit väterlicher Güte wird man aufgenommen und gleich zum Abendimbiß eingeladen. Man fühlt sich hungrig von der Fahrt und greift darum herzhaft zu. Doch das will der Probst von Marienthal nicht anders, er wünscht, daß jeder Gast sich wie daheim fühle in dieser Muttergottesherberge. Und erst das Bier, das sie hier brauen! Es gehört wirklich auf die königliche Tafel nach Dresden und auf den Tisch des Kaisers nach Berlin und sein Name muß sein die Bernhardsperle, denn so einen Tropfen gibts nimmer im ganzen Deutschen Reich.

Einst haben die Engel, so erzählen sie hier zu Land, sich des längeren besprochen, was wohl der Grund sein möge, daß hier um Ostritz im Sachsenlande die Menschen viel leichter über ihre Sorgen hinwegkämen denn anderswo. „Da können wir Aufschluß geben,"

Digitized by Google

sprachen die Engel von Mariental, „in unserem Gotteshaus wird ein Trank bereitet, der hilft den Menschen alle Sorgen vergessen. Der Trank ist erquickend wie die Quelle von Eden beim Baum des Lebens. Steigt selber hinab und kostet davon". Da kam den andern Engeln ein großes Verlangen, von dieser Quelle zu versuchen. Und in großem Zuge stiegen sie eines abends gen Mariental, als eben die Frau Kellermeisterin im Remter jeder Nonne ihr Krüglein füllte. Und von jedem Krüglein nippten jetzt richtig zwei Engellippen. Die Frauen begriffen nicht, woher die Krüglein alle leer würden, ohne daß sie selber etwas davon gekostet. Und wieder wurde gefüllt und wieder ging es so, und so noch etlichemal, bis man nach dem zwölften Mal davon abstand, nachzufüllen. Und ohne einen Tropfen genossen zu haben, mußten die Schwestern diesen Abend sich vom Tisch erheben. Am andern Morgen konnte eine Schwester alles aufklären: es war ihr im Traume kundgetan worden. Die Engel waren gekommen und hatten von der Bernhardsperle gekostet. Was aber das Mißliche an der Sache gewesen — die betreffenden Engel haben an jenem Abend die Komplet im Himmel versäumt und zur Strafe dürfen sie nimmer nach Mariental. Ob die andern Sängerchöre im Himmel die Zeit richtig einhalten, das müsse sich erst weisen das nächstemal.

Wir hatten einen traulichen Abend im Remter des Liebfrauenklosters. Der Propst erzählte über die Verhältnisse in Sachsen, wie brav sich die Gemeinden noch hielten, wie gut die ganze Gegend zum Kloster stehe. Auch die Evangelischen kämen gern hieher. So sei es alte Sitte, daß das Volk zum Maisingen, wie sie sich ausdrückten, herpilgere und sich freue an dem hellen Gesang der Nonnen. Es wären aber auch schon Sängerinnen dagewesen, die ihresgleichen gesucht hätten. So die Schwester der berühmten Diva Hermine Sonntag, die selber hier begraben liege. Pater Raphael berichtete über seinen Besuch in Dresden und wie schwer er sich von der Sixtina getrennt habe: den Ausdruck dieser Huld vergesse er nimmer. Auf dem Heimweg habe er auch die Stadt Görlitz besucht. Dort zeigt man in der großen protestantischen Kirche Tetzels Ablaßkasten. Pater Raphael konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, wie das richtig sein könne, da man doch nachweisbar in mehr als dreißig deutschen Städten diesen Tetzlischen Ablaßkasten zeige. Der Mesner von Görlitz aber gab die treffende Antwort: „Oh, er hat der' viele g'habt." Pater Gerhard frischte alte Erinnerungen auf und der liebe Josef bediente mich aufs emsigste bei Tisch und ich wehrte es nicht, als er zum drittenmal mein Krüglein wieder füllte.

Mein Schlafzimmer war ein echt klösterliches Gemach, hoch und breit und behaglich, daß man am liebsten dableiben möchte. In Gottes Namen zur Ruhe!

Am anderen Morgen feierten sie in der Abtei ihren heiligen Mitbruder Papst Eugenius den Dritten. Es freute mich, den Heiligen ehren zu dürfen durch die Feier des kirchlichen Opfers. Wie mich der

Digitized by Google

Ministrant Paul zum Altar begleitete, sah ich mit Rührung, daß das Herz Jesu aus hohem Schrein herniedersah: das Herz, zu dessen Weltenfrühling dieser Orden die ersten Nachtigallen entsandt.

Nach dem Gottesdienst galt es rasch zu frühstücken und sieben ein Viertel Uhr erwartete mich die Bahn. Wie wir durch den Garten schritten, tropften die Bäume vom nächtlichen Regen und die Gemmen funkelten. Hinter dem Garten stand die Sonne schon ziemlich hoch, die entlegeneren Baumumrisse hoben sich scharf gegen den silbrigen Himmel. Unter den alten Kronen aber quoll es wie Goldgestäube herein zwischen dem knorrigen Geäst. Und von überall her der Rosenduft. Auf Wiedersehen am Abend!

Und nun auf rascher Fahrt. Das Waldtal ist ziemlich eng. Ein würziger Hauch strömte von den Forsten herüber und allgemach heiterte es sich mehr und mehr. Der Wagen war gut besetzt. Von Görlitz stieg eine Familie ein, er und sie und drei Kinder. Er war von beträchtlichem Umfang, sie eine unermüdlich geschäftige, ja fast allzu besorgte Frau. Denn nach etlichen Minuten breitete sie schon ein reichliches Mahl aus auf ihren Knien. Der Mann rückte enger an sie und begann. Nach dem Butterbrot kam Schinken und darauf folgten die hartgesottenen Eier. „Es wird uns schlecht auf der Fahrt," beruhigte die Frau ihre Nachbarinnen, „es wird uns schlecht, wenn wir nicht fest essen." Das kleinste Kind bekam seine Milch: im Arm der Frau sog es aus vollen Backen. Auch die beiden Buben kauten fröhlich. Den kräftigsten Biß jedoch hatte entschieden der Mann; die beiden Ringe, die seine Zähne fast zugleich in die Brotscheibe geschnitten, die hätte ihm niemand von uns nachgemacht.

Neben mir saßen zwei Studentchen im lederfarbigen Bergfahrerkleid, etwas bleich für ihre siebzehn Jahr, ein klein wenig wohl auch verblüht, doch sonst recht zugängliche Burschen. Sie hatten ihre Musikgeräte, Mandoline und Laute, bei sich und kamen von Liegnitz, um in Dresden ihre Pennalgenossen zu besuchen. Ich besprach mich über ihre Fächer und sie wußten guten Bescheid. Sie wollten auch Böhmen bereisen und hatten noch drei Wochen Zeit zur Ferienfahrt.

Und wieder vertiefte ich mich in mein Reisebuch von Woerl. Da hieß es, die Gemäldesammlung sei am Dienstag offen von zehn bis fünf Uhr und zwar unentgeltlich. Nun, da hatte ichs gut getroffen. Und dazu die geringen Auslagen mit der Bahn. Diese vierte Klasse bleibt eine unschätzbare Wohltat.

Und die Landschaft allum zeigt nur Segen über Segen. Besonders gefielen mir die ländlichen Häuser mit ihrem Fachwerk. Schon kündeten viele Schlote die Nähe der Stadt an und wir waren in Dresden, eh wir es uns versahen. Zuerst Dresden-Neustadt und darauf gleich der Hauptbahnhof.

Also am Ziel. Hinaus, im Menschenstrom durch die riesigen Hallen und auf den Vorplatz. Erst mußte ich mich um die Tramstation er-

Digitized by Google

kundigen. Da kam auch schon ein starkgebauter Schaffner des Wegs: „Haben wir uns nicht schon gesehen in Landshut?“ — „Vielleicht, ist möglich.“ — „Gut so, ich hab ja die Strecke durch Bayern und komme oft mit Ihren Herren zusammen.“ Und der Beamte gab mir Aufschluß, wo ich einsteigen müßte zum Hofplatz, dann sähe ich schon die Bäume bis zum Zwinger hin, wo die Gemäldesammlungen seien. Und fröhlich nun dem Ziele zu. Und durch die Allee zu den Hofgebäuden hin. Richtig, da ist der Zwinger, wie man ihn auf den Gemälden sieht, eine wirklich königliche Bauanlage.

Und rasch die breiten Treppen empor. Überall begegnete man den Fremden. Und unsereiner war ihnen wohl auch eine seltene Erscheinung. Durch alle Gänge zog es dahin wie eine Prozession, und kein Auge gabs, das den Kapuziner nicht verwundert angesehen hätte.

Und nun Saal um Saal mit seinen Kunstwerken. Es ist gut, daß Raffaels Werk nicht gleich beim Eintritt zugänglich ist; der Eindruck wäre zu großartig, der Anblick geradezu blendend, die Wucht des Werkes überwältigend. Durch die lange Reihe der Säle dahin aber findet eine Vorbereitung statt und so sind all' die Räume wie die Vorzimmer zum Prunkgemach einer Königin.

Schon verschiedene Szenen aus den Parabeln des Evangeliums gefielen mir durch ihre volkstümliche Fassung. So die Lohnauszahlung der Arbeiter im Weinberg. Dann kamen wieder Bilder, die über diese Welt hinausführten. So die Nummer 452. Franziskus kniet in seiner Alvernagrotte, der Engel spielt ihm auf himmlischer Geige, und wie der Heilige sein Haupt zurücklehnt an die Felsenwand, wie er die Augen schließt — das ist wirklich Gottrunkenheit. Im Hintergrund sitzt ein Minderbruder am Rande des Berges und zeichnet sich scharf vom italienischen Abendhimmel ab.

Holla, da hatte ich jemand auf den Fuß getreten beim Zurückgehen: „Bitt schön um Entschuldigung.“ — „Bitte, bitte,“ gab der schlesische Akzent zurück. Es war ein beständiges Hinwogen von Menschen durch die Gemäldehallen und oft mußte man etwas warten, um den richtigen Standpunkt zur Besichtigung zu erhaschen.

Vor den beiden Cäcilien steht man lang. Die von Carlo Dolci bleibt wirklich ein süßes Bild. Es ist der Traum einer von dieser Erde nicht berührten jungfräulichen Seele von einem überirdischen Bräutigam, das Sehnen nach ihm und das Ruhen in ihm und all das in Tönen gefunden und in der Musik nur zum Ausdruck gelangt. Beim Urbinaten ist all das noch viel klarer, noch kraftvoller, noch sicherer zur Anschauung gebracht. Gewiß, die Musik ist ein unerforschtes Reich, eine nie zu erschöpfende Welt, und wenn etwas uns die Ahnung gibt von einem seligen Jenseits, so ist es die Kunst der Töne: und einem reinen Herzen vor allem wird dies Paradies erschlossen. O, und wenn die nachgeahmte Jungfräulichkeit so hoch steht, wie schön muß dann die vorbildliche sein, so wie die Madonna Sixtina sie uns offenbart.

Digitized by Google

Recht brave Bilder sind denn doch die von Guido Reni, im Glauben empfunden und aus der Liebe geboren: sein Ecce homo ist der verzeihende leidende Heiland. Ein Christuskopf von Carracci, 1609, ist der schöne Bräutigam aller edlen Seelen: diesem Blick ist Macht gegeben, er ist es, der Herzen und Nieren durchforscht. Zu einem solchen Werk gehört schon etwas von Inspiration.

Daneben hatten sie freilich auch recht heidnische Schaustellungen hingehängt. Wenn wieder gar so viele unbedeckte Körperteile herabgleißten, wandte ich mich rascher als sonst, um die Augen nicht zu trüben; denn die Augen, die die Sixtina schauen wollen, müssen unentweiht sein. Auch bei religiösen Gegenständen hatten die Maler vielfach ihr sinnliches Genügen gesucht. Von Correggio darf man dies öfter behaupten. Nicht zu reden von der aufdringlichen Anpreisung griechischer Mythen. Diese Venusrast und dieser Ganymedflug: für die beiden ist doch unnötig viel Farbenschmelz vergeudet worden.

Die Geburt des Herrn von Maratti dagegen ist funkelnde Christfreude. Es ist ein Brustbild der Madonna. Sie beugt sich tief vor, dem Beschauer zugewandt, über ihre Krippe her. Zwei Engelköpfe lugen zur Linken neben dem Marienkopf auf das Himmelskind und einer schwebt rechts herüber. Der rückwärtige Engelkopf zur Linken ist allerliebst. Nur sein linkes Auge wird sichtbar, das aber guckt so frommverlangend und so bang erwartend und doch so kindlich vertrauensvoll her, daß einen selber ein Tropfen dieser Engelluft durchrieseln könnte. Und dann die Anbetung der Hirten von Correggio. Diese glückseligen Hirten, diese Mutter des Herrn in ihrem Weihnachtglück:

Mein Gott und Sohn, wie schön bist du,
Laß dich in Minne herzen:
Dein Auge lacht wie Sonnenglut
Auf meiner Seele stille Flut.
O Blume weiß und rot,
Die mir der Himmel bot;
Du Glück und Ruh,
Laß immerzu
Mich innig kosen und scherzen.

Lieb Mutter mein, wie schön bist du,
Rein wie der Sterne Kerzen:
Ich ging in deiner Seele Dom
Und trank aus reinem Lebensstrom.
Gib mir zu frommen Dank
Die Brust zum Minnetrank:
Du Glück und Ruh,
Laß immerzu
Mich Freuden trinken und Schmerzen.

(Bethlehem, bei Alber in Ravensburg.)

Gewiß, ein Wesen wie Maria, die Mutter Gottes, kann nie ganz begriffen werden. Das sagt uns der Evangelist Lukas von Barbieri,

Digitized by Google

Nr. 359. Er hat die Madonna malen wollen. Nun sitzt er da vor seinem unvollendeten Werk, stützt die Hand unters Kinn und sinnt und träumt und staunt ratlos empor: denn menschliche Kunst kann nur ihre Ohnmacht bekennen.

Und jetzt gemahnt mich ein Gemälde schon an die nächste Vorbereitung auf das große jenseitige Gesicht der Sixtina. Der Bonaventura von Zurbaran kniet in seiner Kapelle und betet um den Heiligen Geist. Die ganze Gestalt ist wie durchschauert und durchschimmert von Andacht: es ist ein Aufringen und ein Aufgehen in anderer Welt. Und so mußten wir uns jetzt sammeln, denn eine Offenbarung von oben stand uns bevor.

Der letzte Saal zur Rechten öffnet sich. Da ragt ein eigener Altar in vornehmster Renaissance. Zur Linken ist ein hohes Bogenfenster offen, die Hofkirche sieht herein mit ihrem edlen Turm. Und das muß so sein, denn dem sächsischen Königshaus verdanken wirs, daß dies Werk nach Deutschland gekommen, die Madonna Sixtina von Raffael. In bester Beleuchtung steht das Bild und prangt herab aus seinem Rahmen. Und jetzt gewahre ich erst, daß von den Sammetpolstern zur Linken ein Flüstern kommt. Da sitzen die Beschauer und eine zeigende Hand sinkt nieder auf ihren Schoß, und zwei andere Hände träumen verschränkt über dem Knie und viele Augen hängen am Bildnis, Augen, von einem ganz eigenen Staunen; ich selber hatte mein Käppchen abgenommen, ich wußte nicht wie.

Man ist in der Abteikirche der Monachi neri zu Piazenza, wie es am Sockel vom Gemälde steht. Und ringsum kniet alles Volk in den weiten Räumen des Heiligtums und fleht und fleht hinan in seiner schweren Bedrängnis, fleht zu seinen Helfern empor, zu Sankt Sixtus und zur jungfräulichen heiligen Barbara. Und mit dem Volk beginnt jetzt der gesamte Klerus, die Mönche knien in ihren Stallen und singen und eine Antiphon betet empor, gesungen von einer Stimme wie die vom Pater Ambrosius Kienle war, und wieder singen alle im vollen männlichen Bußchor. Und wie ihr Amen verhallt, weint die Orgel durch das Heiligtum und wieder donnert es aus den riesigen Pfeifen empor und stürmt hinan mit gewaltigem Schrei, so daß die Demantpforten durch alle Himmel erbersten möchten und wieder kommt es zurück, nein, nicht nur das Echo, der ganze Bittruf selbst und ringt am Boden hin wie in jammernder Ohnmacht. Doch sieh nun, sieh, auf lichtem Himmelsgrund erscheinen die beiden Heiligen und beten hinauf zur Königin aller Milde. Und durch die hohen Kirchenhallen zieht ein großes Weinen hin und jetzt teilen sich die blauen Wolkengründe, von Engeln bebt das Licht, ein Schleier fliegt, ein Kleid weht hoch, und herab schwebt sie in eiligem Gang, ein helles Licht erstrahlt um sie, Chöre von Geistern tauchen aus dem Licht hervor, denn seht, sie bringt das Erbarmen in ihrer Mutterhand. Die beiden heiligen Patrone aber freuen sich jetzt mit Recht. Sankt Barbara schaut befriedigt das

Digitized by Google

Volk zu ihren Füßen, Sankt Sixtus vertritt noch einmal alles bei Unsrer Lieben Frau.

Und die große Erhörung kam an diesem Tag über ganz Piazenza und alle Tränen wurden getrocknet, alle Herzen wurden getröstet und ein nie geahntes Glücksgefühl ging durch das ganze Land.

Die Königin vom Himmelreich aber hatte es gefügt, daß an jenem Tage auch ihr Diener Raffael unter den Massen des Volkes stand und durch seinen Blick wurde die Muttergotteserscheinung im Benediktinermünster festgehalten und seit jenen Monden kennt das irdische Geschlecht diese Vision am Hochaltar zu Piazenza, von menschlichem Pinsel dargestellt für alle Zeit.

So viele Abbilder ich schon gesehen, keine Kopie hat das Urgemälde jemals erreicht. Denn dies Madonnengesicht hat so etwas Rosenschimmriges und Lenzduftiges, man kann es auf keiner Nachahmung wiederfinden. So vermag nur ein Katholik die Mutter Gottes zu malen. Er allein weiß und bringt es zum Ausdruck: durch Maria ist uns der Sohn Gottes im Fleische geschenkt und damit all unsre hohe Mariologie begründet. Und von ihr und durch sie ist die Blüte der Jungfräulichkeit dieser Erde geworden. Und dieser Christusknabe zwingt uns noch mehr das Staunen ab. Ich bins, spricht er, der alles weiß, der Menschheit tat ein Heiland not. Vergeßt es nicht, durch Maria ist das Heil euch geworden. Und so wie ich hier auf ihren Armen ruhe, so sollt ihr nur auf ihren Armen stets mich finden. Und so ist es. Und wir bekennen: Nach der Fülle seiner Gnaden erbarmt er sich, denn von seinem Gemüt aus beugt er nicht nieder und verstößt kein Menschenkind. So laßt des Herrn Erbarmungen uns preisen, verkünden durch alle Geschlechter.[1]) Und daß er uns zeigte, wie er fühle mit uns, nahm er ein Herz an aus einer menschlichen Mutter, und sein göttlich Herz ist nun auch ein irdisch Herz. Und dieser Gedanke ist hier zur Anschauung gebracht: der Gottessohn durch Maria herabgestiegen und Maria durch den Menschensohn hoch erhöht.

Und es war mir jetzt wirklich, als wäre ich wie ein verbannter Sohn aus fernem Land vors Angesicht der Mutter gerufen worden und ich schaute ihr Auge wieder, das ich so lange ersehnt und es wäre mir wohl in ihrer trauten Näh.

Wie wohl einem da sein mag, das sieht jedes Christenherz an den beiden Engelknaben, die sich zu Füßen der Madonna über die Brüstung herauslehnen. Aus ihren Augen sieht das Staunen noch hervor, als wären sie erst seit gestern unter den Edelknaben Unsrer lieben Frau und doch sind es Jahrhunderte schon, daß sie alle Tage dienen vor ihrem Angesicht und doch ist ihnen alles ewig neu und sie schauen immer neue Abgründe der Herrlichkeit in den Augen ihrer Königin.

Hier sei mit Bedauern eines Wortes gedacht, das die Würde dieses Kunstwerkes anzutasten sich vermaß. In der Einleitung zu seinem Band

[1]) Aus dem Introitus der Herzjesumesse nach Threni 3, 32 und Ps. 88.

Digitized by Google

übers Deutsche Kirchenlied nimmt sich Philipp Wackernagel den Anlaß, über dies unnahbare Heiligtum sich zu äußern. Da nennt er die, die hier verherrlicht steht, die Göttin Raffaelitas, doch einer solchen Auffassung liege jedenfalls die Ansicht zu grunde, daß der Welterlöser sich auch im Himmel noch auf den Armen der Mutter uns zeige — dergleichen Kunst sei ein Greuel für jedes evangelische Auge.

Philipp Wackernagels Verdienste sind allgemein zugestanden, ich selber verehre sein bedeutendes Schaffen; hier aber läßt sich die Zunge eines Mannes aus, der eben außer der Kirche steht und was er sagt, ist töricht, um keinen anderen Ausdruck anzuwenden. Oder meint er denn wirklich, der geistvolle Umbrier habe sich vorgestellt, diese Szene der Sixtina spiele sich geschichtlich im Himmel ab? Alle Kunst bleibt symbolisch, redet bildlich, enthält tiefe Wahrheit, doch im Gleichnis nur zum Ausdruck gebracht. Und so ist dies Gemälde eine Vision und will uns etwas lehren. Eine Vision wie die in der Geheimen Offenbarung am zwölften Hauptstück, erster Vers: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel," also im Himmel, „ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und sie war gesegneten Leibes. . ."

Anderseits bleiben all unsere Ausdrucksmittel für das Jenseits unzulänglich, sind nur Notbehelfe, und was wir Staubgeborene von drüben zu sprechen wagen, ist weniger als das Stammeln eines Kindes. So sagen wir denn unter uns getrost, im Himmel ist alles, was schön genannt werden darf. Da feiern sie Weihnachten viel inniger als wir, auch Ostern mangelt ihnen nicht, sogar für Pfingsten besteht eine Zeit im Festjahr der triumphiernden Kirche. Doch mein Freund Philippus weiß das jetzt im Paradies und dankt mir gewiß für diese Berichtigung, denn dort wird auch er heut Rosen brechen für die himmlische Königin.

Ich hatte unterdessen an der linken Seitenwand gelehnt und meine Gedanken geschrieben. Jetzt bekam ich Platz auf dem Samtsitz, da zwei Damen aufgestanden waren. Ich hatte nun Muße, mich noch eingehender mit den Farben des Werkes zu befassen. Die sind für sich schon ein Kunstwerk. Alles ist eingetönt und abgeklärt, ja zur vollkommenen Beruhigung gelangt. Haupt und Gesicht der Madonna durften in keiner Weise beeinträchtigt werden, darum ist der Schleier graugrün, am Oberarm folgt Rosa, doch nur matt, am Vorderärmel ein gedämpftes Violett. Ganz vorherrschend ist das edle tiefe Blau vom Oberkleid und darunter sieht ein gedämpftes Purpurrot hervor. Sankt Sixtus trägt die hochpriesterliche Albe, doch ist sie abgeschwächt zum Schatten in Gelbgrau und Grüngrau. Und darüber das goldbrokatene Pluviale mit rotem Futter, indes bleiben die Farben sehr bescheiden, man möchte sagen in tiefer Demut. Bei Sankt Barbara haben wir oben Gelb am Ärmel, dann ein helles Blau, dann Saftgrün und tiefer ein Meergrün. Und wie das alles sich eint zum süßen Akkord: man lauscht gebannt dem Wohllaut dieser Symphonie.

Digitized by Google

Eine Dame schritt jetzt vorüber am Gemälde, die hatte auf dem Hut eine grellblaue Masche, hochragend und keck, ja streitbar und wie ein aufgestellter Geierschwanz. Wie tat das dem Auge so weh, eine Beleidigung des Bildes wie des Publikums. Es war, als ob eine rohe Hand über das Werk hintastete, während die Farben des Bildes wie wohlige Mutterhände sind, die einem das Antlitz kosen.

Was dann über die Perspektive zu sagen wäre? Da ist der Christusknabe wie billig der Höhepunkt im Ganzen. Der rechte Schenkel ist von unnachahmlicher Sicherheit in der Vertiefung, zum Staunen ist auch die rechte Hand vom Papst Sixtus. Dann diese Füße der Madonna, von denen man nicht weiß, ob sie die Wolken wirklich berühren oder nur schweben: für den Künstler wird es schwer zu enträtseln sein, für den Laien niemals.

Zwei junge Engländer saßen neben mir. Der eine mit stark leidenschaftlichem Ausdruck. Über diese Züge war eine kalte Zerstörung gegangen. Fast hätte ich laut gesagt: Geh fort von hier, denn du siehst und kannst doch nicht sehen diese Unverwelktheit, du hörst und kannst doch nicht hören die Trostmelodie von diesem Himmelsbild. Die beiden erhoben sich und gingen in ihrem Reiteranzug, den Regenmantel über den Arm geworfen, den Meyer in der Linken, rasch nach vorn, stellten sich einen Augenblick zum Kunstwerk hin und gingen dann ab. Nun, auch sie werden ein edles Gefühl von dannen tragen, ein Tröpflein Kindersinn und Kindesliebe.

Jetzt aber wurde das Malwerk auf einmal lebendig. Aus den blauen Hintergründen zog ein feines Singen hervor. Und helle Chöre schwebten heran und schieden wieder wie betroffen zurück, denn kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Seele ist es gedrungen, was Gott ihr bereitet hat, die ihn geliebt, mehr geliebt als alle Geschöpfe dieser Welt. Und vom Angesicht der Madonna floß ein leuchtend Lächeln herab. Da aber, während wir in scheuer Entfernung und wie in Rührung saßen, drängten sich so viele Beschauer an das Bild hin, daß es uns vorkam, wie wenn sich eine schwere Wolke vor die Sonne schiebe.

Als die Aussicht wieder frei geworden, stand das Bild in seiner stillen Größe und die Madonna war mir in ihrem Liebreiz wie eine Rosenknospe, die eben am Aufgehen gewesen, und in dem Augenblick gebannt wird durch einen überirdischen Lichtstrahl und so nun verbleibt in vollkommener und nie verwelkender Schönheit. Und es drängte mich mit Gewalt, ein Salve Regina zu sprechen, ich hätte nicht anders können: Gegrüßt seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit, unser Leben, unsre Süßigkeit und unsre Hoffnung, sei gegrüßt.

Seit halb elf Uhr war ich in der Gemäldehalle gewesen und gleich nach dem mittäglichen Englischen Gruß hatte ich hier gesessen; es war bereits länger als eine Stunde geworden und ging schon gegen halb zwei Uhr. Da brach ich denn auf. Noch einmal den vollen Blick aufs

Digitized by Google

Bild und dann rasch die Augen schließen, um so das Bild recht scharf in die Seele zu prägen.

Auf den Fußspitzen ging ich hinweg. Ich war mit dem Liebesjünger auf Patmos gewesen und ich meinte, ich könnte jetzt garnichts anderes mehr ansehen. Als ich hinausgekommen war, scholl es hinter mir her wie ein süßer Abelaut und der Ton wollte gar nicht verstummen. Es hallt einem nach und zieht mit einem fort durch alle Gänge und hinaus von der königlichen Burg, durch alle Gassen und weit ins Land und über die Grenzen hinaus, nach Böhmen und Bayern, gegen Morgen und Abend und über die ganze Welt: der Wohllaut von diesem Bild kann nimmermehr verhallen.

Mir war die Sixtinische Madonna ja schon lieb in den Studentenjahren. Wir hatten daheim einen guten Stahlstich in einer Kammer. Sobald ich im Ordensnoviziat war, brachte mir die Mutter, bei ihrem Besuch, auch eine feine Photographie dieses Bildes. Ich hatte sie jahrelang als einzigen Zellenschmuck über meinem Pulte hängen und habe nicht wenige meiner Marienlieder davor gedichtet. Später hat mir ein Mitbruder das Bild abgebettelt. Ich bekam dafür von zu Hause ein Deschwandenbild, das ich später auch wieder verschenken mußte. Jetzt thront vor mir die Madonna della Stella von Fra Angelico. Die Sixtina von dazumal jedoch haftet noch treu in meinem Gemüt und es reut mich, daß ich jenes Bild nicht mehr habe. Denn wie Kralik mir gesagt hat beim Eucharistischen Kongreß in Wien, die Sixtina bleibt das großartigste Gemälde der Welt. Und so begreift man, daß dies Werk die nächsten Länder wirklich beherrscht. In Böhmen trifft man es überall, so in der Erzdekanalkirche von Reichenberg als Presbyteriumfenster auf der Evangelienseite, in anderen Kirchen wie zu Wartenberg als Altarbild auf dem Frauenaltar, so sah ich es unlängst im Isergebirge zu Polaun. Von den zahlreichen Farbenabzügen und den Lichtdrucken in den Familien nicht zu sprechen. Gewiß, dies Werk bleibt, wie seine Unterschrift besagt, eine Cosa rarissima e vere singolare, ein höchst seltenes, ja einziges Werk.

Dann irrte ich noch durch etliche Säle; denn einige Nummern waren noch mitzunehmen, so die Madonna della Sedia in einem der benachbarten Räume. Da traf ich im Kabinett acht durch eine besondere Fügung den Dresdner Maler Theodor Lazer, einen gereiften, älteren Herrn, vor seinem Gestell, wie er eben die Sedia abmalte. Wir waren bald im Gespräch und es freute den Meister, daß ich mit einer gewissen Andacht Raffaels Bild betrachtete. Es ist ein anheimelndes Familienbild, diese Sedia, doch kennt es alle Welt. Der Knabe hat sich auf den Schoß der Mutter geflüchtet und eben will sein rechter Fuß vom Sichhindrängen und Anschmiegen zur Ruhe kommen. Noch ist die Bewegung des Stemmens in den Linien der Fußsohle, doch nun hat er seine Ruh, ihr Schoß ist seine Zuflucht hienieden, denn bei ihr ist gut sein. „Sehen Sie," sagte der alte Mann, „die meisten Besucher

Digitized by Google

eilen durch diese Säle, nur um herinnen gewesen zu sein. So gehen sie an diesem Bilde vorüber ohne Ahnung. Doch auch die Kunst ist nun anders geworden. Unser Geschlecht fühlt nicht mehr so wie Raffaels große Zeit. Unser Volk empfindet überhaupt nicht mehr religiös und darum ist kein Mensch mehr, der einen Christus oder eine Madonna malen könnte. Die allerneueste Richtung ist ja gar nicht mehr zum Ansehen." Ich verstand den betagten Künstler nur zu sehr und wies gleich hin auf den Maler Gebhardt, dem ich zwar sein Talent, seine scharfe Beobachtung und flotte Zeichnung und frische Fassung nicht abstreite, dessen Werke mich aber immer tief verletzt haben. „Diese Art, das Heilige zu behandeln, ist eine Roheit," sagte ich, „doch meine ich nicht etwa das nationale Gepräge seiner Kunst, nein, aber Gebhardt malt uns statt des Evangeliums die niederdeutschen Dorfszenen und der Heiland ist bei ihm ein biederer Landbader, zu dem auffällig viel Leute kommen, weil er für jeden ein gutes Mittelchen hat, nur unser Heiland Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist das nicht." — „Sie haben recht," sagte der Mater, „ein solcher Pinsel entweiht das Evangelium. Und so gehts nicht fort, es ist nicht mehr möglich."

Und dann wies mir der Künstler die Schönheit des Sediawerkes. „Da wähnen sie, dies Stück sei eine Kopie nach Raffael und ahnen nicht, daß hierüber nur wieder ein Künstler entscheiden kann. Diese Nummer ist so echt wie die Sixtina, und kann nur von Raffaels Pinsel herrühren. Sehen Sie diese Härchen über der Stirn, sehen Sie diesen Fuß, dann diese Hand der Madonna, betrachten Sie diesen Kopf des Johannes, vertiefen sie sich in dies Auge des Christusknaben, das trifft keine Schule mehr. Ohne Zweifel hat der große Italiener das Bild doppelt malen müssen und die in Florenz werden auch ein echtes haben. Doch die blassere Farbe von Florenz entscheidet gar nichts, zudem ist hier Glas über dem Bild, das macht viel. Ich kann deshalb auch nur Stück um Stück nachmalen." Ich sprach dem Mann meine Anerkennung aus über seine Arbeit. Da lächelte er wehmütig: „Einem Raffael machts niemand nach, wenn wir so was malen wollen, so ist schon zuviel Farbe auf der Leinwand. Die Alten haben zuerst alles nur grau in grau hergestellt und dann einfach lasiert. Darum dieses Zarte, dieses Duftige der Bilder, die Farbe ist nur wie ein Hauch von Morgenrot." Und wieder blickte der Greis mit Hingebung, ja Verehrung auf das Original: „Daß dies Werk echt ist, das beschwöre ich mit all meiner künstlerischen Überzeugung." Und wieder kam er auf unsere Zeit: mit so gewissenhaftem Fleiß, mit solcher Liebe und Treue male heut niemand mehr. Man sehe nur diese Stuhllehne der Madonna an, mit welcher Feinheit dies Muster, wie sauber jede Franse gearbeitet sei. „Und doch, es spricht nicht. Ebenso die Weberei vom Überwurf. Wie genau ist diese Zeichnung, wie wohlgestimmt in den Farben und doch so untergeordnet. Alles ist hingeordnet auf den Kopf des Kindes und der Mutter. Auch der Nimbus ist ganz wie ein Hauch, nur leise ange-

Digitized by Google

deutet: das was Hauptsache ist, bleibt hier wirklich einmal in Geltung. Glauben sie mir, je besser man dies Bild versteht, um so teurer wird es einem, es ist ein Jelängerjelieber."

Ich dankte dem Weisen für den Unterricht und nahm nun selber mit schwerem Herzen Abschied von dem Bilde. Und an allem nun flog ich beinahe vorbei, vorüber an all den Ferienreisenden, vorüber an den Hallenwärtern.

Doch drängte es mich noch einmal zur Sixtina zurück. Rasch den Gang hin und durch die Gemächer hinüber zum Thronsaal der Einzigen hinein und das Käppchen ab. Viele Besucher saßen da in Andacht und schauten empor. Nur einen Blick noch.

Mutter, muß dich nochmals grüßen,
Muß dir noch ins Auge sehn,
Muß dein Kindlein nochmals küssen,
Dann will ich nach Hause gehn. (Volkslied.)

Im Gange draußen empfand ich jetzt eine merkliche Schwäche. Es war schon zwei Uhr vorüber und ich hatte noch nichts genossen seit dem Frühkaffee von Mariental. „Herr Wärter, können Sie mir nicht ein gutes Restaurant nennen, aber keinen der ersten Gasthöfe, auch keine Schenke, sondern gut bürgerlich." Er gab gern Bescheid und nannte mehrere Häuser, „doch am besten ists beim Reichl, gleich um die Ecke der Evangelischen Hofkirche."

Wenn man hinabkommt unter die Durchfahrt vom Kunsthalast, sieht man hinaus auf den Platz, wo das Reiterdenkmal steht. Gleich vor der Durchfahrt plauderte eine Gruppe von Jünglingen, wahrscheinlich Studenten. Als sie meiner ansichtig wurden, wandten sie sich gleich nach mir um und es belustigte sie offenkundig die Gegenwart eines Kapuziners. Entschlossen trat ich auf sie zu und fragte um den Weg zum Restaurant Reichl. Sie waren selber fremd. Da wandte ich mich an die Kartenfrau im nahen Stand. Die gab die Richtung gut an. An der Ecke der protestantischen Kirche aber wurde ein Rudel Knaben auf mich aufmerksam. „He, he," riefen sie ihren Kameraden, und von den Spielplätzen lockten sie die Genossen durch schrillen Pfiff und kecken Zuruf herbei und bald hörte ich ein mutwilliges Kichern rings um mich und als ich in die nächste Seitengasse einbiegen wollte, hatte ich die ganze Truppe hinter mir her. Einer kam jetzt nahe an mich heran, als ob sie mir ihn zugesandt hätten. „Du, kannst du mir vielleicht sagen, wo das Restaurant Reichl ist?" — „Ja, recht gern." — „Brav, du gehst mit mir." Und mitten durch die gaffenden Jungen gings in die belebte Straße zurück, die Buben alle hinter mir her. Vor dem Eingang ins Gasthaus wandte ich mich um und gab dem Führerjungen mit etwas beabsichtigter Auffälligkeit ein kleines Taschengeld und ein künstlerisches Heiligenbild. „Du bist brav gewesen, ich danke dir." Und die Rangen hatten das Nachsehen und schämten sich

Digitized by Google

jetzt ihres Treibens. Ein andermal würde ich auf die Schar zugehen und ihnen eine Standrede halten.

Im Restaurant erspähte ich mit Müh einen freien Tisch. Ein hochgewachsener, ältlicher Bürger saß da, der mich höflich grüßte, und wir unterhielten uns gleich. Ich begann selber mit woher und wohin, und der Mann gab sich als ein wackerer Zittauer zu erkennen. Er sei auch religiös erzogen, sagte er, und habe christliche Eltern gehabt, es seien damals eben noch andere Zeiten gewesen als heut, wo man schon den Jungen sage, sie brauchten nichts mehr zu glauben. Bei ihnen daheim habe man sie stets in die Kirche geschickt und sie hätten darauf erzählen müssen, was der Pfarrer gepredigt habe und wie schön es gewesen, und sie hätten zu Haus noch gebetet und das jeden Abend vor dem Schlafengehen. Das wäre heut nicht mehr so, schon die Schuljungen seien vielfach Vagabunden. Darum sei auch kein Glück mehr in den Häusern, kein Friede mehr und kein Gottessegen.

Während ich aß, erzählte mein Zittauer weiter, wie lang er schon in Dresden sei, wie er stets gottgläubig gelebt und darum stets den Segen von oben gehabt habe. Er sei auch in Böhmen gewesen und er teilte mir Verschiedenes mit aus früherer Zeit und ich lernte den Mann wirklich schätzen. Ich fragte schließlich nach dem Weg zum Geistlichen Haus, wo die katholischen Priester wohnen. Er erklärte alles gern, die erste Querstraße zur Linken sei die Schloßstraße, da müßte ich wieder links bis zum Schloß. Und der Burg gegenüber stände es schon angeschrieben. Wir drückten uns, wie zwei Freunde, die Hand. Gott sei mit dir, du gottesfürchtiger Sachse!

In der Nähe vom Schloß war guter Rat teuer. Da fragte ich einen Knaben um den Weg. „Ja, ich will Sie führen, mein Papa schafft hier im Haus." Und wir gingen miteinander. „Uns hat man in der Schule auch erzählt," plauderte er, „was man in den Klöstern macht, wie sie die Kranken pflegen, wie sie Waisenkinder versorgen, wie sie den Armen soviel Gutes tun." Das war allerliebst, wie der Knirps da gleich den Klosterpater in mir erkannte und ist doch erst ein Büblein von sechs bis sechseinhalb Jahren. Er führte mich ins königliche Beamtenhaus, die Stiegen hinauf und wies mir eine Tür. Der Beamte aber sah mich wie verblüfft an. „Das Nebenhaus ist's," sagte er. „Und heut hab ich meinen Geburtstag," betonte der Kleine weiter. „Schön," sprach ich, ich wünsche dir Glück, der Herr sei mit dir auf allen deinen Wegen." — „Ich danke schön," und er reichte mir artig die Hand und lachte so kindlichfroh. Und jetzt führte mich der Junge doch ins richtige Haus.

Der Diener von Monsignore empfing mich und bald darauf wurde ich dem Stadtpfarrer von Dresden vorgestellt. Er macht den Eindruck eines schwer übermüdeten Mannes, eines Mannes, der rasch den Tag beginnen muß, um rasch seine kirchlichen Funktionen zu feiern, der dann rasch sein Frühstück zu sich nehmen darf, um wieder bis Mittag rasch

Digitized by Google

zu arbeiten und so wenigstens das Dringendste zu erledigen, der dann rasch speist, um sich rasch eine kleine Siesta zu vergönnen, der sich jedoch bald wieder wecken läßt, um rasch die übrigen Stunden wieder weiter zu schaffen, nein, noch rascher als bis dahin. „Ein andermal," sagte Monsignore, „ein andermal können Sie bei mir Herberge nehmen; ein Pater findet immer noch Unterkunft, so eng wirs auch haben." Nach der gütigen Bewirtung dankte ich dem Geistlichen Herrn für all sein Arbeiten in diesem steinigen Weinberg. Er begleitete mich bis zur Treppe und gab mir einen französischen Studenten mit als Führer zur Bahn.

Und hinaus gings zum Hauptbahnhof. Die ganze Schloßstraße freilich kehrte sich nach einem um. Es ist schade, daß ich zuvor nicht eine Wette eingegangen darauf, ich hätte sicher gewonnen. Wir traten noch schnell in die Bilderhandlung einer Nebengasse, um etliche Andenken zu besorgen. Und dann wieder durch das Menschengewühl die Schloßstraße hinaus. Mein Begleiter heißt Fernand Delâge und studiert am katholischen Seminar Philosophie, um später hier die Priesterweihe zu empfangen und dann nach Frankreich zurückzukehren.

In allen Schaufenstern sah man die Sixtina dargestellt, groß und klein, in Farben, als Lichtdruck, als Photographie, tief gestellt und hoch gehängt, aus dem Grunde des Fensters blickend und weit über die Straße leuchtend, allüberall die Sixtina. Das hat doch seine Bedeutung, und wenn Maria bei den Dresdnern auch nicht mehr die Königin der Herzen ist, so ist sie doch die Königin all ihrer Kunst.

Vor dem Bahnhof fuhren die Kinder mit Rollschuhen über das Asphaltpflaster hin. Es war recht hübsch, das bewegte Bild, ganz wie Schlittschuhlaufen. Mein Freund Fernand und ich, wir gingen noch eine Zeit lang auf und ab und dann verabschiedeten wir uns. „Auf Wiedersehen, werden Sie ein braver Priester, es geht kein Glück darüber."

In der Bahnhalle gab es eine Bilderbude, wo man Karten kaufen konnte, und richtig, auch da war wieder die Sixtina an erster Stelle. Ganz in der Nähe war ein Blumenstand mit lauter Lilien und Rosen. Sie mögen eine letzte Huldigung sein an die Sixtina — diese Lilien da. Und möchte die Welt sie lieber nicht mehr besorgen, der Himmel pflegt sie doch und immer spricht der Himmel in der Lilie sein Wort über die Reinheit an diese Erde, und die Lilie wird nicht untergehen, sie wird ihren Rang behaupten und wird triumphieren im Reiche des Edeln und Schönen durch alle Zeit.

In der Halle ging ich dann auf und ab und betete für mich mein Vaterunserbrevier, wie die Mendikanten auf Reisen es tun. Das kann man überall, auch mitten im Stadtgewühl. „Hochwürden, Herr Pater," kam eine Dame jetzt auf mich zu, „wir sind aus München," und sie stellte ihren Mann vor, „und mit den Kapuzinern wohl bekannt, wir möchten Sie nur grüßen. Daß Sie es doch gewagt haben, im Habit zu

Digitized by Google

reisen?" — „Warum nicht? nach Dresden reist alle Welt." — „Immerhin, aber sehen Sie doch." Und richtig, ein kleiner Ring von Neugierigen hatte sich um unsere Gruppe gebildet. Wir wandelten also auf und ab. Und der Herr erzählte mir, daß es für Katholiken hier oft sehr schwierig sei. Oft trieben die Gassenjungen einen katholischen Knaben vor sich her mit dem Ruf: du katholischer Hund — das Gegenteil habe man noch nie erlebt. „Nun," sagte ich, „das hat der Heiland uns ja vorausgesagt, daran erkennen wir, daß wir seine Jünger sind." Die Begegnung war mir lieb.

Zur Heimfahrt benützte ich wieder die vierte Klasse. Arbeiter waren da, sie fuhren bis nach Radeberg. Ich hörte etliche Gespräche, die nicht mehr als einwandfrei gelten konnten. Mir gegenüber saß ein gefälliger junger Arbeiter, den die andern neckten. Jedenfalls war er der edelste Kopf von allen. Wahrscheinlich war er Katholik. Sie foppten ihn nämlich wegen eines Gruppenbildes, das er ihnen gezeigt. Er war auch darauf und über seinem Kopf waren zwei Kreuze zur Bezeichnung. „Das ist ja der Erzbischof von Sachsen," spöttelten sie. Er lächelte kaum. Und als später von der andern Seite eine unwürdige Anspielung gemacht wurde, nahm er nicht Teil daran. In Radeberg stiegen sie aus. Es bleibt doch ausgemacht, auch in den tiefsten Schichten der Arbeiterbevölkerung kann der Mensch adelig sein, nur muß er sich selber dazu erziehen.

Schon war die sächsische Residenz verschwunden und in der Ferne malte sich der Himmel in prächtigem Rot. Es war, als ob die Fenster auf den Hügeln alle tropften in den Purpurfarben des Abends. Bald hatten wir wieder Bautzen erreicht. Es ist eine alte Stadt mit geschichtlichem Gepräge. Man sieht einen mächtigen Mauerwall, darüber hohe rote Dächer und alte Türme. Und fort der Heimat zu. Über der weiten Lausitz stand jetzt schon der aufgehende Mond.

Auf halb zehn Uhr traf ich in Rusdorf ein, und richtig, auch der liebe Pater Raphael stand wieder am Bahnhof, mich abzuholen. Und ich war wieder angelangt im trauten sächsischen Idyll. Beim Propst entschuldigte ich mich, daß ich in so vorgerückter Stunde einträfe, doch war mein Zug eben später abgegangen als ich gemeint hatte. Wir genossen noch ein halbes Stündchen im alten Remter und ich erzählte meine Erlebnisse.

Am andern Morgen feierten sie den Oktavtag der Heimsuchung Mariä. In dankbarer Stimmung stand ich am Altar und sprach doppelt freudig den Introitus Gaudeamus omnes: laßt all im Herrn uns fröhlich sein, da dies Fest wir begehen zu Ehren der Jungfrau Maria, ob deren Heimsuchung heute die Engel sich freuen und den Sohn Gottes einmütig loben.

Und draußen im Garten schaukelten überall die feinsten der Blüten an ihren Zweigen.

Schon geht die schöne Rosenzeit,
Maria kommt im Festgeleit:

Digitized by Google

Viel Engel ziehn mit Unsrer Frau,
Das Kindlein segnet Feld und Au.
Alleluja. [1])

Und so hatte mir Maria einen vollen Rosenstrauß von Freuden gebracht an diesem Tag. Die Zisterzienser haben ein Proprium auf dies Fest. Schon die Oration ist so voller Zartheit und Tiefe, daß sie einen durchbebt: „Allmächtiger ewiger Gott, der du in deiner Vorsehung selber es bestimmt, es sollte diese Heimsuchung geschehen durch die Jungfrau, die mit deinem Sohne gesegnet ging . . ."

Und als der Herr nach der Wandlung vor mir erschien, da sprach ich ihm für all die Himmelsschönheit meinen Dank aus mit den Worten der heiligen Gertrud: O Herr, nun erstatte ich dir zurück, was dein ist. Und als Echo es wiedergebend, singe ich auf jenem süßtönenden Tongerät, deinem göttlichen Herzen nämlich, durch die Kraft des Geistes des Trösters dir, anbetungswürdiger Herr Gott Vater, Lob und Dank von Seiten aller, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und von Seiten alles dessen, was ist, war und sein wird. [2])

Das Konventamt sodann, hatte mir Pater Gerhard gesagt, würde mich heut freuen. Und so war es. Schon die Sext der Nonnen war ein Genuß. Ein Silbergewoge ist dieser Psalmenvortrag und die Pausen sind lang und feierlich, wie wenn Sankt Bernhard ihnen alles hier eingeschult hätte. Vor dem Amt singen sie eine schöne marianische Antiphon, die man sonst nirgends hören kann. Sie singen den Choral gewandt und ausdrucksvoll, man möchte sagen, in warmen Tönen, von Herzen fromm. Das Graduale war erhebend. „Propter veritatem et mansuetudinem et justitiam, so schreite glücklich vor und herrsche siegreich, für Wahrheit, Sanftmut und Gerechtigkeit und deine Rechte wird dich wunderbar leiten. Ei, so höre, Tochter, neige dein Ohr, der König trägt nach deiner Schönheit Verlangen. Alleluja." Ave, du süßtauende Paradieseswabe, köstlicher als Salomons fürstliche Habe, du Heiligtum vom ewigen Wort, der Gottheit schönster Ruheort, Maria, Alleluja.

Und die Wandlung kam und nach der Wandlung sangen sie zuerst ihren eucharistischen Hymnus. Ich blickte dabei unwillkürlich hinauf zum Wandgemälde mir gegenüber auf der Epistelseite, wo Sankt Luitgard vor dem Gekreuzigten kniet, seine Füße umarmt, und der Heiland den rechten Arm loslöst vom Kreuz und seine Braut an sich zieht. Daneben stehen zwei andere Zisterzienserinnen, Sankt Ida und Sankt Elisabeth, in verzücktem Schauen. Und sie schienen mir alle vor dies Kreuz zu treten und hinaufzuschauen mit ihren reinen Augen, diese Bräute des Herrn, und er lächelt herab auf sie alle mit jenem unvergleichlichen Lächeln, wie nur sie es erfahren, die in Reinheit ihm dienen. Sie verdienen es auch, denn es gilt von allen, was es im Gesandten der

[1]) Aus den Kirchenliedern bei F. Alber in Ravensburg.
[2]) Im Gesandten, 1. Aufl., S. 172.

Digitized by Google

göttlichen Liebe heißt: Einst sah Mechtildis in einer Erscheinung den Herrn auf erhabenem Throne sitzen. Vor ihm wandelte die heilige Gertrud auf und ab, schaute häufig auf das Angesicht des Herrn und dürstete glühend nach den Ergüssen des göttlichen Herzens. Als Mechtildis hierüber erstaunte, gab der Herr von Gertrud das Zeugnis: So ist der Wandel dieser meiner Erkorenen, wie du siehst, daß sie zu jeder Zeit vor mir auf und ab wandelnd, gleichsam ohne Unterbrechung verlangt und begehrt, das Wohlgefallen meines Herzens zu erkennen.[1]) Die süße Sankt Gertrud war ja ihrer Regel und Profeß nach eine Zisterzienserin und ganz so wie hier muß es im Kloster zu Helfta gewesen sein, weiter oben im Sachsenland. Und sicher ist diese makellose Braut vom Herzen Jesu dazumal hingeeilt vor den Thron des Vaters im Himmelreich und hat sich schön verneigt und ist dann niedergekniet und hat gefleht, daß diese beiden Sterne da draußen nicht ausgelöscht würden vom Sturme der Glaubensspaltung, der bei Bautzen und der bei Zittau.

Die Glocke läutete zur Kommunion. Und sie singen ihr Agnus Dei. Sie sind es ja, die dem Lamme folgen, wohin immer es geht. Und ihr Gesang ist jenes Lied, das sonst niemand singen kann. Nach dem Amt begann auf einmal ein ernstes, langsames Beten aus der Tiefe der Kirche herauf, ein Chor von vielen Stimmen. „Was ist das?" fragte ich Pater Gerhard. „Es sind die armen Leute, die hier jeden Tag ihre Wohltaten empfangen."

Nach dem Mittagtisch führte mich Pater Gerhard ins Neißetal. Es war schön, unter den alten Eichen zu wandeln dem Fluß entlang. An einer Stelle weiter oben hatten wir den heitersten Rückblick. Der Fluß strömt dort wie durch eine Eichenschlucht in gerader Linie zur Abtei hin und doch verengen sich die Waldufer dem Kloster zu, und treten so nahe zusammen, daß sich die Gebäulichkeiten eben noch sehen lassen. Und in der hellen Ferne liegt die Abtei nun am Wasser und sieht wie aus tiefer Bucht herauf mit ihren alten roten Dächern und dem schönen Turm. Wir bestiegen auch den Kreuzberg. In regelmäßigem Abstand ziehen sich die Stationen zur Rechten und zur Linken hinauf, oben ragt aus Stein eine mächtige Kreuzigungsgruppe. Das Kreuz ist etwas seitlich gestellt, so daß die Äbtissin unten von ihrem Fensterlein es sehen kann, wenn die Abendsonne es zum letztenmal vergoldet.

Auf dem Heimweg pries ich Pater Gerhard glücklich, daß er für seine alten Tage dies wohlige Heim gefunden. Er hat in Hessen bei der Ordensgründung von Marienstatt lang mitgearbeitet, er hat bei der Neuerrichtung vom Kloster Sittich alle Arbeitslast auf seinen Schultern getragen, und nun hat er sich hieher zurückgezogen in diese Taleinsamkeit Unsrer lieben Frau.

[1]) Haßl, Im Tal der Wunderblume von Helfta, 1. Auflage, bei Oblinger zu Mergentheim, S. 156.

Digitized by Google

Zur Linken stieg jetzt ein Rain hinan zum höher gelegenen Klosterwald, der Abhang trug den reichsten Flor von blauen Glocken und gelben Sternen und roten Dolden und weißen Kelchen. Zwei Tagpfauenaugen wiegten sich dort im Mittagsglanz, Falter von unberührtem Schmelz. Zur Rechten hatten wir den Wiesenzaun und die schwarzweißen Kühe drängten sich heran zu meinem Begleiter. Sie sind mit den Abteibewohnern ganz zutraulich. Und es macht sich gut, daß man hier eine Rasse gewählt hat, die zum Stil der Gegend paßt und es gefällt einem, auch in den Wiesen ringsumher die Farben des Zisterzienserordens zu sehen. Pater Gerhard hatte für die nächste Kuh, die den Kopf aufs Geländer gelegt, ein Büschel Gras gerupft. Sie leckte ihm erst die Hand und nahm jetzt die Gabe mit sichtlichem Behagen. Wir schritten dem Gotteshause zu.

Wie wir zu den Scheunen kamen, fiel mir die große Menge Tauben auf, die über die Dächer flatterten. Aus dem Kuhstall sodann drang uns eine erquickende Wärme entgegen und von den Deckengewölben zwitscherten die Schwalben um ihre friedlichen Nester. Mein Begleiter streichelte die eine und die andere der Kühe und für jede hatte er ein freundliches Wort.

Gegen Abend verabschiedete ich mich. Dem Propst von Marienthal verdankte ich die richtige Stimmung zur Frauenwallfahrt nach Dresden und darum küßte ich ihm dankbar die Hand. Und durch den schattigen Propsteigarten ging es dem Bahnhof zu. Noch einen Blick zurück auf das Kloster mit seinen alten Bäumen, seinen Schwalben und Tauben, seinen Rosen und Lilien und Schmetterlingen. Und der Zug eilt schon heran. Gott zahl euch meine Herbergstunden!

Gen Zittau zu und dann über die heimische Grenze. In den Waldtiefen um Grottau und Kratzau dämmerte es schon, und nur die Höhen standen weithin ganz rot; es war eben die Hochblüte vom Weidenröslein in Böhmen. Mir war, als müßten alle Hügel ihre Blumengrüße in vollen Sträußen hinüberwerfen an den fernen Thronsitz, hin zu Füßen der herrlichen Sixtina von Dresden.

Digitized by Google

In Gottes Garten

Gedichte von Adolf Ryba

Der himmlische Vater

Um Jahresmitternacht, ein später Gast,
Geht er durch seinen weltenweiten Garten,
Besieht der Büsche mannigfache Arten
Und bricht sich sorgsam einen einzigen Ast.

Den schneidet er zu einem sichren Maß:
Zum Maß der Weite zwischen seinen Fernen,
Der Tiefe seiner kosmischen Zisternen,
Des Rhythmus, den mein schwankes Herz vergaß.

Er gibt dies Maß dann einem stummen Schrein,
Damit es dauere nach dem Entgleiten
Von Stunden und von langen Ewigkeiten —
Und wandelt still durch seiner Säle Reihn . . .

• • •

Am Abend

Wenn die Erde sich in Abend
Hüllt und ihrer Ruhe denkt,
Wenn erquickend sich und labend
Kühler Wind vom Berge senkt,
Wenn die stillen Mondesstrahlen
Funkeln um die Felsenwand,
Quillt aus unsichtbaren Schalen
Gottes Segen übers Land.

Und das Herz, das sich am Tage
Viel beängstigt und verwirrt,
Fühlt, befreit von eitler Plage,

Digitized by Google

Wo es recht hat, wo es irrt.
Glücklich, daß ihm ward vergeben,
Selig, daß es darf verzeihn,
Wird es immer neu ſein Leben
Seinem lieben Schöpfer weihn.

• • •

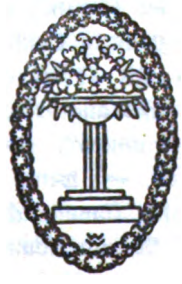
Gottvater ſprach . . .

Gottvater ſprach: die Erde ſei mein Garten,
Mein liebes Kind im himmliſchen Revier.
Sie ſoll im Morgenrot den Herrn erwarten. —
Die Engel ſangen: Herr, dich loben wir.

Gottvater ſprach: ich will die Erde ſchmücken
Mit Bäumen, Bächen und erleſ'ner Zier
Und will ſie alle Tage neu beglücken. —
Die Engel ſangen: Herr, dich loben wir.

Gottvater ſprach: ich will der Erde ſchenken
Ein weites Zelt aus dämmrigem Saphir
Und jeden Abend mich darin verſenken. —
Die Engel ſangen: Herr, dich loben wir.

Gottvater ſprach: aus meinen gütigen Armen
Neigt ſich die Nacht; nun komm, o Menſch, zu mir.
An meinem Herzen findeſt du Erbarmen! —
Die Engel ſangen: Herr, dich loben wir.



Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutſchen Wanderbuche von Johannes Jörgenſen

II.

Wetzlar.

„Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob es die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen; ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde daſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nötigſte, das ehmals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich: wie ſie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohltätige Geiſter ſchweben. O, der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.“

So läßt Goethe ſeinen Werther ſchreiben unter dem zwölften Mai. Und am zehnten Juni ſtehe ich in Wetzlar vor eben demſelben Brunnen und finde die kleine Mauer, die obenumher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume und die wohl zwanzig Stufen, die zum Brunnen hinab führen. Die Mauer iſt jetzt mit Epheu überwachſen, und über dem Brunnen iſt eine gußeiſerne Tafel angebracht, grün geſtrichen und mit vergoldeten Lettern: „Goethebrunnen“. Und das Waſſer quillt nicht aus dem Marmorfelſen hervor — wenn das überhaupt je der Fall geweſen iſt — ſondern träufelt kümmerlich aus zwei eiſernen Röhren. Und die Mädchen der Stadt Wetzlar kommen nicht mehr, um Waſſer zu holen, aber Touriſten gibt's — fünfzehn Sekunden ſtaunen ſie den

Digitized by Google

Brunnen an, fünfzehn Sekunden verwenden sie auf das Anschauen der steinernen Büste von „Goethe in Wetzlar 1772" und sind dann fort. Oberhalb der Mauer, auf dem kiesbelegten Wege des Villenviertels, hält ein Bierwagen — allerlei Getränke werden in's Haus auf der anderen Seite hineingetragen. . .

* * *

Ich gehe vom Goethebrunnen fort, schreite langsam weiter, nach Alt-Wetzlar hinauf. Helle, reine Straßen — Villen — große Gärten. Und plötzlich bin ich am „Alten Friedhof", „täglich geöffnet von zehn bis zwölf". Soeben hat es zehn Uhr geschlagen, und ich schlüpfe durch die halbgeöffnete eiserne Türe hinein.

Ich trete in einen ganz verwilderten, unkrautüberwucherten Hain hinein . . . Am kühlen, herbstlichen Morgen (der Wind saust, es fallen die Blätter) ist er wie vom unruhigen, verzweifelten Geiste Werthers durchweht . . . Über mein Haupt brausen mächtige Eschen im Winde, hohes Gras liegt wie Schlingen und Fußangeln über die fast unerkennbaren Pfade, überall blühen im dichten Gestrüpp Geranien, Glockenblumen, riesige Dolden. Und überall sehe ich morsche, hölzerne Grabkreuze, verrostete, schiefstehende Kreuze aus Eisen, bemooste Steine, halb unter dem üppigen Grase verdeckt. Es blüht der Hollunder, es blühen die Rosen, frisch und gerade steht ein junger Vogelbeerbaum mitten in einem Grabhügel, wie aus dem Herzen des Toten hervorgesprossen. . .

* * *

Langsam wandere ich auf diesem verfallenen und verwilderten Friedhofe herum. Eine niedrige rote Mauer scheidet den oberen Teil des Totenackers vom unteren — ich gehe hinab. Hier unten ist die Wildnis noch dichter, die Wege und Pfade fast ungangbar. Überall liegen auf dem Boden herabgefallene, halbverfaulte Äste, schwarzgrün, mit kleinen roten Flecken übersäet. Um mich, urwaldundurchdringlich, ein Gestrüpp von Tax und Thuia und Christdorn, und im feuchten Schatten der dunklen Bäume erheben sich gebrochene Säulen, Urnen, Vasen, ein vereinzeltes Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruhet in Gott".

Ich lege mich auf einem Abhang in's hohe Gras, das über mich wie ein Kornfeld zusammenschlägt. Hoch oben brausen die Bäume, ein langgehaltener, starker, steter Ton wie von der Brandung des Meeres.

Digitized by Google

Der feuchte Wind weht durch mein Haar, und ich schaue in einen unruhigen, wolkenschweren, pathetischen und schwermütigen Himmel hinauf. Hier wäre ich an Ort und Stelle, um mit Werther den Ossian zu lesen — und über das große Vanitas vanitatum zu grübeln. . .

Aber auch an Ort und Stelle, um mich geborgen, verborgen, im Frieden gebettet zu fühlen, — um zu danken, weil ich lebe — weil der Wind so brausend durch die Wipfel der Bäume geht — weil das hohe Gras im Winde wie ein Meer sich reget — weil Alles ist — weil ich bin — und weil ich einige kurze Augenblicke im tiefen reinen Gefühle des Daseins ruhen darf — weil ich in Gott darf ruhen. . .

III.

Im Mai 1772 kam der junge licentiatus juris Johann Wolfgang Goethe nach Wetzlar, um am Reichskammergericht des heiligen römischen Reichs deutscher Nation nach Wunsch und Willen seines Vaters zu studieren. Nur dreiundzwanzig Jahre alt hatte er doch ein bewegtes und reiches Jugendleben hinter sich. Schon vor sieben Jahren hatte er seine Vaterstadt verlassen, um an der Leipziger Universität zu studieren. Oeser hatte ihm daselbst „das Gefühl für das Ideal" beigebracht, wie er es später in einem Briefe an die Tochter des begabten Kunstphilosophen dankbar anerkannte. Und die Liebe zum hübschen und heiteren Wirtstöchterlein Kätchen Schönkopf hatte sein Herz mit allen Qualen der Eifersucht durchglüht.

Nach drei Jahren bringt ihn dann eine Brustkrankheit dem Tode nahe, und er zieht ins Elternhaus zurück. Nur langsam erholt er sich, und während der Rekonvaleszenz nähert sich der Jüngling dem herrnhutischen Christentum. Er kommt unter den Einfluß des feinen, frommen Fräulein v. Klettenberg, gibt sich gleichzeitig der Alchymie hin, treibt allerlei wunderliche Künste. „Faust" erinnert uns noch an jene Zeiten:

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier
im lauen Bad der Lilie vermählt,
und beide dann im Flammenfeuer
aus einem Brautgemach ins andere gequält."

Auf seinem kleinen Windöfchen machte er, in der Dachstube am Hirschgraben, allerlei Experimente, ganz besonders suchte er aus den Kieseln, die er im Maine fand, durch Zusatz von Alkali, Glas hervorzubringen und dieses Glas dann zu zerschmelzen, in der Hoffnung, daraus die sogenannte „jungfräuliche Erde" entstehen zu sehen.

Digitized by Google

Mit der Genesung treten diese occulten Studien in den Hintergrund, und im April 1770 zieht er nach Straßburg. Kaum daselbst angelangt, eilt er zum Münster und empfängt hier die ersten großen Eindrücke von „deutscher Art und Kunst". Und vom Turm aus sieht er übers weite Elsässer-Land, wo ihm so vieles zu erleben beschieden war, und wo die reinste Liebe seiner wartete — die Liebe Friederikens. . .

Von der Sesenheimer Idylle wird später in diesen Blättern gesprochen werden. Im Sommer 1771 bricht Goethe die Blumenketten, womit ihn das liebliche Elsässer Kind zu fesseln wähnte, und geht über den Rhein zurück. Aber nicht ungestraft — zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich, wie „Faust" es später ausdrücken sollte, als „den Unmenschen, den Unbehausten, den Flüchtling ohne Fried' und Ruh". Spielend, im Augenblicke lebend, fast ohne es zu wissen oder zu wollen, hatte er das schönste Herz an sich gefesselt — und es verblutete jetzt, als er sich losmachte. Von dieser inneren Qual der Gewissensbisse flüchtete er sich in den Kreis der „Darmstädter Heiligen", jener empfindsamen Seelen, denen u. a. die spätere Braut Herders, Karoline Flachsland, angehörte.

„Ich hatte das schönste Herz in seinen Tiefen verwundet," so heißt es in „Wahrheit und Dichtung". „Aber der Mensch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Teil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüt, die mir bald unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu teil war, kam die Lage von Frankfurt zu statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag. . . Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel ‚Wanderers Sturmlied' übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehen mußte."

Digitized by Google

In dieser Seelenverfassung traf Goethe an einem Maiabend im Jahre 1772 in Wetzlar ein. Und um den vollen Eindruck dieser leidenschaftlichen Jünglingsseele zu geben, weiß ich nichts gescheiteres als die Worte des Dichters:

Wen du nicht verlässest, Genius,
nicht der Regen, nicht der Sturm,
haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
wird dem Regengewölk,
wird dem Schlossensturm
entgegensingen
wie die Lerche,
du da droben!
Den du nicht verlässest, Genius,
wirst ihn heben übern Schlammpfad
mit den Feuerflügeln . . .

Wen du nicht verlässest, Genius,
wirst im Schneegestöber
wärmumhüllen;
nach der Wärme zieh'n sich Musen,
nach der Wärme Charitinnen . . .

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' Apollon;
kalt wird sonst
sein Fürstenblick
über dich
vorübergleiten . . .

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
dich, in dem es endet,
dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich stürmt mein Lied,
und kastalischer Quell
rinnt, ein Nebenbach,
rinnet Müßigen,
sterblich Glücklichen,
abseits von dir,
der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
hast du ihn besucht,
mit dem Taubenpaar
in dem zärtlichen Arm,
mit der freundlichen Ros' umkränzt,
tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
sturmatmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
an des Sybaris' Strand,
an des Gebirgs
sonnebeglänzter Stirn nicht
fassest du ihn,
den Blumensingenden,
Honig-lallenden,
freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch um's Ziel weg,
hoch flog
siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall
und sich Staub wälzt . . .
glühte deine Seele Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
dort meine Hütte
dorthin zu waten!

Aus diesem Frühlingssturm und Jugenddrang erwacht dann eines sonnigen Maimorgens Goethe in Wetzlar. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Unterm Sternenhimmel

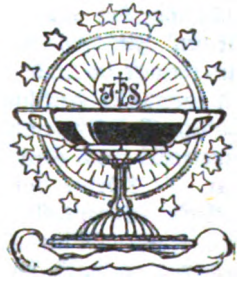
Von Ferdinand Mayer

Der Herr hält heute in den Händen
In Liebe lächelnd seinen Stift
Und gräbt auf marmorblauen Himmelswänden
Die Sternenlettern seiner Schrift.

Um an sein Herz mich zu erinnern,
Gräbt er die Zauberschrift in Gold
Und legt die ganze Liebe seines Innern
In jedes Sternbild — sieh wie hold!

O von dem Wunderschild, dem breiten,
Schwebts wie ein Schimmer ins Gefild,
Der leise wie ein Hauch aus Seligkeiten
Mein Herz umspielt so schaurig mild.

Es stockt mein Fuß mir fast im Wandern,
Mein Antlitz harrt, vom Mond umsäumt,
Dieweil mein selig Herz von einem andern
Liebeverklärtern Leben träumt.



Digitized by Google

Frühgotische Wandmalerei

Von Dr. Josef Weingartner

Durch das ganze frühe Mittelalter herauf lag die abendländische Kunst im Banne der spätantiken Formeln. Und wenn sich auch unter dieser erstarrten Hülle trotzdem überall warmes Leben regte und von einem eigentlichen Stillstand der Entwicklung nie geredet werden kann, so war eine vollständig neue, eine ausschließlich auf christlich-mittelalterliche Kultur beruhende Kunst doch nur dann möglich, wenn zuvor die verbrauchten Formschablonen ganz abgestoßen wurden. Tatsächlich drängt die ganze Kunstentwicklung des hohen Mittelalters auf dieses Ziel hin, und ihr endliches Resultat sind die lebenatmenden Bilder und Skulpturen, sind die allen antiken Stilprinzipien schnurstracks widersprechenden Kathedralen der ausgebildeten Gotik.

Es ist klar, daß sich dieser Wechsel nicht auf einmal, sondern nur allmählich, mit tausend leisen Übergängen, vollzog, und daß der höchsten Blüte der Gotik eine Zeit voranging, in der das Neue sich erst in zarten Keimen ankündete. Wie aber die Fülle des reifen Jahres nicht ganz imstande ist, uns die Freude am ersten Grün und an den ersten aufspringenden Knospen vergessen zu lassen, so hat es auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst seinen eigenen Reiz, das allmähliche Entstehen eines neuen Stils zu beobachten. Und so mögen denn auch unsere Streifzüge durch die überreiche Fülle christlicher Kunstdenkmäler mit einer Gruppe beginnen, über der ebenfalls der zarte Frühlingshauch des ersten Keimens und Knospens liegt.

I.

Die endgiltige Überwindung der starren byzantinisch-romanischen Malerei wurde fast zur selben Zeit, im XIII. Jahrhundert, an zwei Orten zugleich eingeleitet, in Frankreich und in Italien. Doch schlugen beide Länder anfangs einen wesentlich verschiedenen Weg ein.

Auch das roheste romanische Gemälde enthält noch Elemente plastisch-räumlicher Bildwirkung, Überreste aus einer Zeit, wo es ähnlich wie heute, allgemeine Übung war, die Körper durch flott und sicher nebeneinander hingesetzte Farbenflecke zu modellieren und frei im Raume darzustellen. Der menschliche Körper ist in all diesen Bildern nicht nur durch Linien angedeutet, sondern auch durch Farben irgendwie abgerundet. Selbst die häßlichen roten Flecken auf den Wangen oder die harten weißen Lichter auf der Stirn und auf den Knien sind nichts anderes als nun allerdings längst erstarrte und mechanisch wiederholte Überbleibsel eines

Digitized by Google

einst lebendigen, malerisch empfindenden Impressionismus; Residuen eben der spätantiken Malerei. Und auch die Architekturen, so schematisch sie im übrigen gebildet sein mögen, zeigen doch noch drei Dimensionen, führen das Auge noch in die Tiefe.

Während nun die italienische Malerei des ausgehenden XIII. Jahrhunderts diese letzten Elemente der plastisch-körperlichen und räumlichen Bildwirkung nicht preisgab, sondern nur durch schärfere Naturbeobachtung allmählich aus dem Banne der jahrhundertlangen Schablone zu befreien und mit neuem Leben zu erfüllen suchte, ging der Norden, aus kulturellen und geographischen Gründen der Antike weit weniger verbunden, viel eigenmächtiger vor. Seine Malerei suchte der traditionellen Erstarrung dadurch zu entkommen, daß sie in einem Prozesse, der stilistisch weit radikaler war als etwa die Neuerungen der modernen Malerei, mit den überkommenen Darstellungsformeln auch alle darin enthaltenen Raum- und Körperwerte ganz über Bord warf, die Dinge, ebenfalls gestützt auf eifrige Naturbeobachtung, in ihre charakteristischen Umrisse auflöste und ihnen so auf rein zeichnerischem Wege ein neues Interesse und eine neue originelle Darstellungsmöglichkeit abgewann. Die Farbe hatte dann vorerst keine andere Aufgabe mehr, als die Umrisse auszufüllen und die dekorative Wirkung der Bilder zu erhöhen.

Indes konnte es nicht lange dauern, bis beide Wege sich wieder zusammenfanden. Wie einerseits die italienische Malerei die traditionellen Raumformeln immer vollständiger durch neue, unmittelbar der Natur abgelauschte ersetzte, so konnte anderseits der nordischen Kunst die rein lineare Darstellungsweise nicht auf die Dauer genügen. Infolge des fortschreitenden Naturstudiums lernten auch die nordischen Künstler die Dinge immer deutlicher als körperlich und räumlich erfassen und darstellen, bis endlich im Laufe des XIV. Jahrhunderts sich beide Richtungen so nahe kamen, daß sie sich gegenseitig beeinflußen und schließlich zu einer einzigen verwachsen konnten.

Dieser Prozeß, der sich zuerst zwischen Frankreich und Toskana abspielt, breitet sich mit verschiedenen lokal bedingten Abänderungen bald über ganz Mitteleuropa aus und spiegelt sich auch in der uns hier vor allem interessierenden deutschen Malerei des XIV. Jahrhunderts wider. Auch hier herrscht anfangs der von Frankreich beeinflußte lineare Stil, der dann mit immer zahlreicheren plastischen Elementen durchsetzt und schließlich, durch verschiedene Einfallstore und auf verschiedenen Vermittlungswegen, durch den voll ausgebildeten Raumstil Toskanas gänzlich umgestaltet wird.

Dieses schrittweise Vorwärtsdrängen wird sich naturgemäß am klarsten und einheitlichsten am Bildermaterial eines zusammenhängenden, bestimmtumgrenzten Gebietes aufzeigen lassen. Und zwar wählen wir hierfür die Wandmalerei Deutschtirols, einerseits, weil sich auf keinem zweiten deutschen Teilgebiete so zahlreiche Überreste der frühgotischen Monumentalmalerei erhalten haben, anderseits, weil das hier ein-

Digitized by Google

schlägige Material in der Kunstgeschichte noch fast unbekannt und infolge seiner geographischen Lage zwischen Deutschland und Italien besonders interessant ist.

II.

Neben dem Dom zu Brixen, durch den kunstgeschichtlich hochinteressanten Kreuzgang mit ihm verbunden, erhebt sich die dem heiligen Johannes dem Täufer geweihte alte Taufkirche, in der sich zahlreiche, aber zum größeren Teile recht unglücklich restaurierte Wandgemälde des XIII., XIV. und XV. Jahrhunderts erhalten haben.

Als Beispiel für den ältesten, noch romanischen Zyklus, kann die Darstellung der zwischen Heiligen thronenden Himmelskönigin dienen (Figur 1). Das Bild ist stark übermalt, verrät aber auch in diesem Zustande trotz vielfachem Nichtmehrverstehens und krasser Widersprüche noch deutlich genug die räumliche Auffassung der Gesamtkomposition. Die Architekturen des Hintergrundes sind kubisch wiedergegeben, der Thron der Madonna erhebt sich über zwei in die Tiefe zurückweichenden Stufen, und auch unter dem Throne verraten die Überschneidungen der Arkaden und der einspringenden Bogennasen über den zwei halbliegenden Figuren die Absicht der Raumvertiefung. Ebenso zeigt sich noch die impressionistisch-malerische Modellierung der einzelnen Körper. An den Heiligenfiguren wurde sie allerdings durch die schlechte Restaurierung bis auf wenige Reste ausgetilgt. Dafür hat sie sich aber an den einfassenden Ornamentbändern, sowie an den Licht- und Schattenseiten und hellen Gesimsen der Architekturen desto deutlicher erhalten.

Auf diese romanischen Gemälde im Schiffe folgt nun ein zweiter, jüngerer Zyklus im Chore mit den Darstellungen der drei Könige, der Kreuzigung, der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers, des heiligen Johannes Ev. im Ölkessel, des heiligen Christoph und mehreren Reihen männlicher und weiblicher heiliger Einzelfiguren.[1])

Untersuchen wir nun diese Bilder auf ihren Stilcharakter hin, so finden wir auf den ersten Blick auch in ihnen noch manche altertümliche, an die romanische Kunst erinnernde Elemente, so die strenge Aneinanderreihung der Einzelfiguren, die vielfach noch konventionelle Komposition der biblischen Szenen, und, mit Ausnahme des Kreuzigungsbildes, auch der Mangel eines eigentlich seelischen Gesichtsausdruckes. Daneben findet sich aber auch viel Neues, das diese Gemälde von ihren Vorgängern im Schiffe ganz wesentlich unterscheidet. Die reichen, plastisch modellierten Ornamentbänder haben schlichten Randstreifen Platz gemacht; die Architekturen treten nur noch selten auf und haben nur mehr zwei Dimensionen, sind also zu reinen Flächendekorationen zusammengeschrumpft, die ebenso raumlos wirken, wie der neutrale Grund, auf

[1]) Die Gewölbebilder in Schiff und Chor, die Gemälde an den rechten Seitenwänden des Chores und an der linken Seite das Schlangenwunder des heiligen Johannes Ev., wie auch der größere Teil der untersten Figurenreihe sind moderne Zutaten.

Digitized by Google

denen die andern Gestalten stehen. (Vgl. Figur 2.) Und sehen wir die Figur des Gekreuzigten selber an, so finden wir, daß hier die Form beinahe ausschließlich durch die reine Linie bestimmt wird. Nicht allein die äußeren Umrisse, auch das konstruktive Gerüst des Körpers, die Sehnenstraffung der Gelenke, die Falten des Lendentuches und sogar der Gesichtsausdruck werden auf diese zeichnerische Art ausgedrückt. Dasselbe gilt auch von den Gesichtern, von den Rüstungen und zum größten Teil auch von den Gewändern der übrigen Figuren. Freilich ist heute die deckende Farbe teilweise verschwunden. Aber auch dort, wo wir, wie etwa am Rock des Longinus oder am Untergewande einer der heiligen Frauen, Spuren einer plastischen Modellierung durch die Farbe begegnen, sind es nicht mehr die aus der Spätantike übernommenen, unvermittelt nebeneinandergesetzten Lichter und Schatten, sondern eigentlich nur verstärkte Linien und die ersten Anfänge einer neuen, der gotischen Farben-Modellierung mit allmählichen Übergängen.

Unsere Bilder stehen also auf jener Stilstufe der nordischen Malerei, auf der die alten Schablonen für Raum- und Körperwerte verschwinden und eine neue, fast ausschließlich zeichnerische Behandlung an ihre Stelle tritt. Aber weit davon entfernt, dadurch an Lebenswahrheit einzubüßen, gewinnen die Darstellungen jetzt erst recht Leben und Bewegung und die Linie erhält nun eine bisher ganz unerhörte Ausdruckskraft.

Betrachten wir daraufhin noch einmal das Kreuzigungsbild. Der Heiland hat eben seinen Geist aufgegeben. Der Widerstand des lebendigen Körpers ist gebrochen. Schlaff hängt er am Kreuze, das Haupt sinkt auf die Schulter, die Kniee knicken ein, die Arme straffen sich infolge der herabziehenden Last und nur in den krampfhaft abgesetzten Zehen spiegelt sich noch die Heftigkeit des vorhergegangenen Todeskampfes. Links vom Kreuze ist Longinus mit schmerzbewegtem, andächtigem Gesichtsausdruck in die Kniee gesunken. Maria droht kraftlos zusammenzubrechen, Johannes und eine heilige Begleiterin stützen sie, zwei andere Frauen stehen händeringend an der Seite.

Ein Vergleich zwischen Longinus und den knienden Figuren auf dem älteren Bilde (Figur 1) läßt uns den Fortschritt an richtiger Zeichnung und natürlichem Leben deutlich erkennen. Auch die reich differenzierten Bewegungen der schlaff herabhängenden, stützenden, gerungenen Hände der heiligen Frauen wollen beachtet sein, genau so wie der wirkungsvolle Kontrast zwischen der großen Geste und der mächtigen Stellung des Hauptmanns rechts und dem zappeligen Wesen der geschäftigen, schwammreichenden Schergen. Endlich wäre auch noch auf den höhnenden Teufel rechts über dem Kreuze hinzuweisen, als auf ein wahres Meisterstück charakteristischer Häßlichkeit und ungewöhnlicher Signifikanz und Energie in der Linienführung.

Auch bei der Enthauptung des heiligen Johannes, dem einzigen Bilde, das bei der Restaurierung vollständig unberührt blieb, herrscht sowohl in der Komposition der ganzen Szene als auch in den einzelnen

Digitized by Google

Stellungen durchaus überzeugende Klarheit. In vollendeter Schönheit tritt das Bewegungsmotiv des an den Block hingesunkenen Heiligen in Erscheinung. Schlank und vornehm steht die modisch gekleidete Königstochter da. Am besten aber gelang dem Maler die Figur des Henkers, der in brutalem Behagen und vollendeter Natürlichkeit das blutige Schwert abtrocknet, während in der zurückgestrafften Körperhaltung, in den fliegenden Haaren und Ärmeln noch die Wucht des Schlages nachklingt.

So selbstverständlich uns solche Dinge heute erscheinen, so große Errungenschaften gegenüber dem romanischen Stil waren sie damals. Freilich hatte die naturalistische Tendenz, von der sie Zeugnis geben, auch ihre Schattenseiten. Die sakrale, hieratische Feierlichkeit der alten Kunst ist im Erlöschen. Selbst die Einzelfiguren, die noch am ehesten davon berührt sind, bewegen sich schon teilweise nach den Gesetzen der modischen Eleganz, und es ist charakteristisch, daß nicht nur unheilige Nebenfiguren wie Salome, der Henker, die Krieger bei der Kreuzigung etc., sondern auch schon heilige Jungfrauen in der damaligen, vielfach sehr weltlichen Zeittracht auftreten.

Unser Zyklus läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in das zweite Viertel des XIV. Jahrhunderts datieren. Zusammen mit einem zweiten, bisher in der Literatur noch unbekannten Zyklus, den ich mit aller Sicherheit dem gleichen Meister zuschreiben zu können glaube, dessen Bearbeitung aber vorläufig noch aufgeschoben werden muß, bilden diese Gemälde in Deutschtirol die ältesten Beispiele für die neue, gotische Malweise.

In Toskana herrschte damals schon längst der ausgebildete Raumstil Giottos, auch in Oberitalien, in Padua, bestaunte man bereits seine genialen Schöpfungen, und im nahen Italienischtirol, z. B. in den hochinteressanten Fresken der Casetta von Sabbionara, wurden wenigstens die einzelnen Figuren schon viel plastischer durchgebildet. Hier in Brixen aber herrscht ein ausgesprochener Linearstil und die Farbe hatte in der Hauptsache nur die Umrisse dekorativ auszufüllen; nur an einzelnen Stellen der Gewänder zeigen sich die ersten Spuren einer neuen, plastischen Modellierung. Mit der gleichzeitigen italienischen Kunst haben also die Gemälde der Johanniskirche nichts gemein. Vielmehr stehen sie durchaus auf dem Boden der französisch beeinflußten, frühgotischen Malerei des Nordens, und gehören nicht nur zu ihren frühesten, sondern auch zu ihren künstlerisch bedeutendsten Denkmälern auf deutschem Boden.

III.

Es war selbstverständlich, daß der neue Stil, der gleich mit künstlerisch so hochstehenden Werken einsetzte, sich bald das ganze Land erobern mußte. Tatsächlich finden wir auch schon in den nächsten Jahrzehnten über ganz Deutschtirol zerstreut zahlreiche Denkmäler der neuen Malweise. Zugleich können wir aber Schritt für Schritt die Fortentwicklung beobachten, die nun auch die neuen Stilformen immer weiter

Digitized by Google

bildete. Der neben den Brixner Bildern bedeutendste deutschtirolische Freskenzyklus dieser Zeit schmückt die mit einem zweistöckigen Doppelchor ausgestattete Kapelle auf Schloß Tirol.

Unter strengen Rundbogen oder reichgeschmückten Arkaden, von unzähligen, stets wechselnden geometrischen und Pflanzenornamenten umgeben, stehen hier ernste Heiligenfiguren an den Wänden, so im Untergeschosse St. Magdalena, St. Paulus, St. Michael, die vier Kirchenväter, im Obergeschosse St. Elisabeth und St. Pankratius und außerdem die Anbetung der Könige und die Kreuzigung. Aus den Bogenzwickeln gucken liebliche Engelköpfchen herab und über den Bögen läuft im unteren Chor ein prächtiger Tierfries, im oberen ein Mäander hin. Auch die Fensterlaibungen sind reich geschmückt, im Obergeschoß mit wechselnden Flechtwerkornamenten, in der unteren Apsis mit Darstellungen der Kreuzigung und Auferstehung, der Verkündigung und Krönung Mariä, und mit dem Schutzmantelbilde. Die Laibung des Triumphbogens zeigt das Sechstagewerk, und im Schiff, wo der größte Teil der Gemälde noch unter der Tünche steckt, erblickt man über dem linken Seitenaltare wiederum die Kreuzigung und rückwärts über der Empore, ein riesiges St. Christofsbild. (Figur 3 und 4.)

Figur 1. Brixen, Johanniskirche: Thronende Madonna.

All diese Gemälde wurden seinerzeit übertüncht, vor etlichen Jahrzehnten aber in ungeschickter Weise wieder freigelegt und befinden sich gegenwärtig in einem recht üblen Zustande. Trotzdem sieht man sofort, daß auch hier ein bedeutender Künstler an der Arbeit war. Die Bilder

Digitized by Google

Figur 2. Brixen, Johanniskirche: Kreuzigung.

müſſen einſt eine herrliche Wirkung ausgeübt haben. Ihre ſtreng dekorative Geſamtanordnung gab dem ganzen Raum eine feierliche Stimmung, die aber infolge der bunten Farben und des Reichtums an Ornamenten nicht ſchwer und drückend, ſondern freudig und feſtlich war. Es braucht ein langes Studium, um all dieſen bunten Wechſel von einfachen Farbbändern und zierlich gedrehten Säulchen, von geometriſchen Muſtern und lebendigen Blattranken, von reich bewegtem Flechtwerk und klaſſiſch ſtrengen Mäandern, klar zu überblicken. Und dabei ſind es der Hauptſache nach nur vier Farbtöne — rot, blau, gelb und grün — die in hundertmal wechſelnder Verſchlingung all dieſe frohe Buntheit erzeugen.

Auch der abſchließende Tierfries des Untergeſchoſſes verdient erwähnt zu werden. In Anordnung und Farbe rein dekorativ und ohne naturaliſtiſche Abſicht, fügt er ſich den übrigen Ornamenten vorzüglich ein. In der Tierzeichnung aber verrät er eine auffallende Sicherheit der Linienführung, die dann auch in den Geſichtern und in den weiten, wallenden Gewändern der heiligen Perſonen wiederkehrt. Außerdem zeichnen ſich die Heiligen durch einen monumentalen Zug und durch große, nur durch eine leichte Neigung der Köpfe ſanft gemilderte Feierlichkeit aus, während die Engel in den Bogenzwickeln voll ſüßer Anmut ſind.

Steht demnach die künſtleriſche Bedeutung der Bilder außer Zweifel, ſo bedarf deſto mehr ihre ſtilgeſchichtliche Stellung der Klärung. Man hat die Gemälde vielfach als romaniſch angeſprochen. Und ganz ab-

Digitized by Google

Figur 3. Schloß Tirol: Figuren einzelner Heiligen.

gesehen davon, daß sie einen romanischen Raum schmücken, scheint manches an ihnen, so das strenge Nebeneinander der Einzelfiguren, das archaische Flechtwerkornament und manch andere Eigentümlichkeit, tatsächlich auf eine sehr frühe Entstehungszeit hinzuweisen. Eine nähere Betrachtung aber lehrt bald, daß auch diese Bilder gotisch sind, ja gegenüber den Fresken in Brixen sogar schon einen bedeutenden Stilfortschritt aufweisen.

Am auffälligsten zeigt sich das wohl an den architektonischen Bildumrahmungen des Obergeschosses. (Figur 4.) Während in Brixen höchstens die schematisch gezeichneten Fenster auf dem Kreuzigungsbilde den gotischen Stil ahnen lassen, sehen wir hier Knospenkapitelle, Wimperge, durchbrochenes Maßwerk, Krappen und Fialen, also durchaus Formen einer zwar frühen, aber doch schon klar ausgesprochenen Gotik. Eine zusammenhängende Raumwirkung freilich erzielen diese architektonischen Beigaben nicht. Sie führen nicht in die Tiefe, und die Figuren stehen auch hier noch auf neutralem Hintergrunde, dafür sind aber wenigstens die einzelnen Gestalten viel plastischer modelliert. Zwar spielt der Umriß noch immer eine große Rolle, daneben macht sich aber doch auch die rein malerische Modellierung schon weit mehr geltend als in Brixen. Sogar schon an den Köpfen, die in Brixen nur Konturen zeigen, tritt hier — man vergleiche etwa den Kopf der heiligen Magdalena (Figur 3 links) — neben die unvermittelte Linie gleichwertig die allmählich abrundende Farbe und verleiht ihnen eine erhöhte Naturwahrheit. Der seelische Ausdruck endlich, der sich in Brixen nur bei der

Digitized by Google

Kreuzigung feststellen ließ, beginnt in ersten Anfängen nun auch schon die einzelnen Heiligenfiguren zu beleben. Die starre Frontalstellung, die in Brixen noch vorherrscht, erscheint hier fast durchaus durch eine leise Wendung des Körpers überwunden, und in der sanften Neigung der Köpfe verrät sich das Bestreben, die heiligen Gestalten zu beleben und ihnen einen sinnenden Ausdruck zu verleihen. Auch im Tierfries brechen trotz der dekorativen Stilisierung des Ganzen, allenthalben schon naturalistische, auf unmittelbare Beobachtung zurückgehende Einzelzüge durch.

Die Fresken auf Schloß Tirol dürften etwa zwischen 1350 und 1370 entstanden sein. Es würde nun an und für sich wohl genügen, den Stilfortschritt gegenüber ihren Vorgängern in der St. Johanniskirche zu Brixen einfach mit dieser späteren Entstehungszeit zu erklären. Indessen weist eine Reihe positiver Anzeichen, so z. B. einzelne Ornamente, der Typus vieler Gesichter, der bei aller inneren Belebung monumentalere Guß der Gestalten, auch noch auf einen zweiten Faktor hin, auf den Einfluß der nahen italienischen Kunst, die nun seit der Mitte des Jahrhunderts als die fortgeschrittenere Schwester auch auf die Malerei Deutschtirols einzuwirken beginnt und deren naturgemäßen Entwicklungsgang zwar nicht eigentlich verändert, wohl aber wesentlich beschleunigt.

IV.

Wie in der gesamten nordischen Malerei jener Zeit, führt der südliche Einfluß, der etwa um 1400 seinen Höhepunkt erreicht, auch in Deutschtirol vorerst zur konsequenteren plastischen Modellierung und monumentaleren Auffassung der Einzelfigur, und wie dann das einmal erreicht ist, zur räumlichen Vertiefung und zum räumlichen Zusammenhang der ganzen Szene.

Auf Schloß Tirol finden wir das allererste Stadium dieses Werdeprozesses. Die heiligen Personen sind mächtiger aufgefaßt und körperlicher durchgebildet. Ein eigentlicher Raum jedoch ist noch nicht dargestellt. Indessen dauert es nicht mehr lange, und deutschtirolische Wandgemälde aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts zeigen auch hier schon die ersten Ansätze. So wurde vor etlichen Jahren an der sogenannten „alten Pfarrkirche" in Bozen ein Fresko aufgedeckt, das die thronende Madonna mit dem Christkind und den davor knienden Stifter zeigt. (Figur 5.) Von der heiligen Katharina, die den Stifter — nach dem Wappen einen Herrn von Niedertor — empfiehlt, sind nur mehr die beiden Hände, der pelzgefütterte Mantel und das Rad zu sehen. Maria und das Christkind wenden sich dem betenden Ritter huldreich zu, auf der Thronlehne knien zwei liebliche Engelchen und eine Reihe anderer zierlicher Figürchen, Christus in der Tumba zwischen Maria und Johannes und den vier Evangelisten, von Vierpässen umschlossen und zu einer Bordüre verbunden, schließt das Bild nach oben ab.

Digitized by Google

Die plastische Modellierung ist hier am Unterkleide der Madonna und an der Unterseite ihres Mantels schon vollständig konsequent durchgeführt. Noch wichtiger aber ist der Umstand, daß der Thron, so primitiv er ist, auf italienische Vorbilder weist und bereits deutlich in die Tiefe führt. Auch die Vierpaßmedaillons und das Schachbrettornament sind von der italienischen Malerei herübergenommen.

Figur 4. Schloß Tirol: St. Elisabeth und St. Pankratius.

Und daß dies Vordringen der italienischen Art und der Freude am Raum nicht etwa nur für die Gegend von Bozen und Meran charakteristisch ist, sondern sofort auch Allgemeingut wird, beweisen die Freskenfragmente über dem Gewölbe der romanischen St. Johanniskirche in Taufers im Münstertale. Als Beispiel mag das Bild der thronenden heiligen Ursula mit zwei ihrer Gefährtinnen dienen. (Figur 6.) Die Darstellung ist so roh, daß man sie auf den ersten Blick für uralt halten möchte. Trotzdem können die Bilder aus verschiedenen Gründen erst in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts gemalt worden sein. Und nun sehen wir, daß bei aller Roheit nicht nur die plastische Modellierung der Gewandung, des Kinns, der Wange, der Stirne angestrebt, sondern daß auch die plastische Profilierung der Thronrücklehne wie-

Figur 5. Bozen, Alte Pfarrkirche: Votivbild eines Herrn von Niedertor.

Digitized by Google

dergegeben und der Verſuch gemacht wird, die beiden Seitenlehnen verkürzt nach vorne zu führen und dadurch die Raumtiefe darzuſtellen. Der Verſuch iſt zwar an dem geringen Können des Malers geſcheitert, aber ſchon allein die Tatſache, daß ſelbſt ein ſo derber und rückſtändiger Bauernmaler den Verſuch wenigſtens machte, beweiſt die allgemeine Ausbreitung der neuen Stilprinzipien, wie ja auch die Vierpäſſe am Mantel der heiligen Urſula und das reiche Detail des Thrones den italieniſchen Einfluß ſicherſtellen.

Figur 6.
Taufers im Münſtertale, Johanniskirche: St. Urſula.

Ein paar Jahrzehnte noch und in ganz Deutſchtirol blüht, — gerne geſucht und eifrig geübt, — eine Kunſt, in der ſich die graziöſe Feinheit der nordiſchen mit dem ſtiliſtiſchen Fortſchritt der ſüdlichen Malerei endgiltig zu einer äußerſt anmutigen und ſtimmungsvollen Einheit verbunden haben, deren eingehendere Darlegung jedoch einer folgenden Abhandlung vorbehalten werden muß.

Digitized by Google

Märchen / Von Franz Faßbinder

I.

Es hat ein nie gekanntes Zauberband
Sich wie ein süßer Traum um uns geschlungen,
Ein leiser Ton aus fernem Märchenland
Ist seltsam lockend bis zu uns gedrungen.

Es schien mir anfangs nur ein neues Spiel,
Doch eh' ich mich versah, war ich gefangen,
Und vor dem stillentzückten Auge fiel
Der Schleier, der das Wunderland verhangen.

Und wie im Traume wandern wir dahin,
Weit — fort ins Glück — daß ich oft irre werde:
Bist du nun wirklich Märchenkönigin,
Und sind wir gar nicht mehr auf dieser Erde?

II.

Nun gehst du fort — des Abschieds banger Tag
Läßt aus der Hand das Zauberband mir gleiten
Und reißt mit einem mitleidlosen Schlag
Mich jäh zurück in rauhe Wirklichkeiten.

Mein Herz wird weinen, wenn du fern von hier,
Und wird in bangen Stunden nach dir rufen,
Doch alle meine Lieder ziehn mit dir
Und sollen knien an deines Thrones Stufen.

Du kehrst wohl wieder in dein Reich zurück,
Das keine Straßen mit der Welt verbinden,
Und all mein Sehnen nimmst du mit, mein Glück,
Denn nimmermehr kann ich dich wiederfinden.

Digitized by Google

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

von M. Buol

VI. (Fortsetzung)

Acht Tage später kam die Bäuerin zurück. Wie sie den holperigen Fahrweg von Albions heraufstieg, da leuchtete ihr Gesicht schon von weitem. Die brachte gute Kunde, das sah man gleich.

Und so war's. Mit dem Sepp stand es nicht so schlimm, wie es der besorgte Kamerad gemeldet hatte. Von Lungenblutungen, hatte der Militärarzt gesagt, sei nie die Rede gewesen. Als die Bäuerin nach Innsbruck kam, war das ärgste schon vorbei, und nun ging der Kranke seiner vollen Genesung entgegen.

War der Bauer doch froh, als er das hörte! „Völlig kein Aug hab' ich zugetan alle die Nächt'!" — Daran war nebst dem kranken Sepp freilich auch die Pusterer Kuh schuld. „Erst gestern ist das Kalbl gekommen. Ein Stierl, ein wunderschönes."

Die Bäuerin mußte es gleich ansehen. „Das wirst wohl zügeln,[1]) Vater", meinte sie.

„Freilich zügeln! Um Georgi kann der Sepp damit auf den Markt fahren, anstatt meiner." Und das verwitterte Gesicht des Sölderbauers strahlte vor Freude, als er daran dachte, wie Sepp ihm nun überall unter die Arme greifen werde.

Dann gingen die Eheleute zusammen in die Stube. Dort saß Menele allein beim Spinnrad. Sie hatte nichts bemerkt von der Rückkehr der Mutter. Rasch stand sie auf und sagte: „Grüß Gott, Mutter!" Und dann fragte sie: „Wie lebt denn der Sepp?" Und als sie hörte, daß es besser gehe, sagte sie: „Gott sei's gedankt!" Aber all das war gar nicht Meneles gewöhnliche Art, und wäre die Bäuerin nicht so ganz aufgegangen in Freude über den genesenen Sohn, sie hätte fast fürchten müssen, daß bei der Tochter etwas nicht richtig sei.

Menele kehrte, nachdem sie die Mutter begrüßt hatte, nicht mehr an ihr Spinnrad zurück. Sie ging, und Bauer und Bäuerin blieben allein mit ihrer Elternfreude. Über eine Stunde saßen sie so beisammen. Der Bauer hatte sein Pfeifchen gestopft und die Bäuerin hatte sich ein Gläslein Schnaps aus dem Wandkästchen geholt, was sie sonst nicht

[1]) aufziehen

Digitized by Google

leicht tat; aber sie war eben recht müde von der Reise und mußte nun erst noch erzählen.

Denn der Vater wollte alles wissen. Wo der Sepp auf Mandver gewesen und was ihm da Arges zugestoßen sei, und wie man ihn im Spital verpflege und was er zu essen bekomme, und ob wohl auch ein Geistlicher sich seiner annehme, und ob der Sepp eine rechte Freude gehabt habe, die Mutter zu sehen.

Später kamen nacheinander Rupert und Anna. Als der Knecht hörte, wie gut es in Innsbruck stehe, wurde er ganz still und machte einsaures Gesicht. Und das konnte man ihm nicht übelnehmen, denn er wußte wohl, daß er weg müsse, sobald der Sohn ins Haus komme.

Annas Gesicht war weder sauer noch süß. Sie hatte sich wegen Sepps Erkrankung nicht aufgeregt und fand jetzt auch keinen Grund zu jubeln. All die Jahre war sie ihre eigenen Wege gegangen, ohne nach den Leiden und Freuden ihrer Hausgenossen viel zu fragen. Ihre Arbeit verrichtete sie mit eiserner Gewissenhaftigkeit, und damit mußte ihr Dienstgeber zufrieden sein. Er war es auch. Aber er selber war im Grunde bei aller äußern Rauheit nicht ohne Gemüt. Und zuweilen schien es ihm, das Schuster-Nannele, das als neunzehnjährige Waise mit ihren großen, fragenden Kinderaugen zum „Gerhab" aufgeblickt hatte, sei ein ganz anderes Geschöpf gewesen als die stramme, schweigsame, ernste Magd, die, ohne je Rat oder Teilnahme zu suchen, so sicher und tadellos ihren Dienst versah.

Am Rosenkranz-Sonntage hielt Pfarrer Mairhofer sein letztes Hochamt in der Lajener Pfarrkirche. Danach gab's Platzmusik. Auch erschien der Gemeindeausschuß vollzählig im Widum und der Vorsteher hielt, tiefgerührt und stotternd, eine Anrede, wobei er immer nur die Worte wiederholte: „Wir danken halt, wir danken recht schön für alles." Aber ernst gemeint war die Rede, viel ernster als manche formglatte und schwunghafte, denn dem Redner selbst und allen andern in Lajen tat es bitter leid um den warmherzigen, väterlichen Mann, der ihr Hirte gewesen war. Und auch ihm schwammen die Augen in Tränen, obwohl er sich bemühte, seine Rührung zu verstecken und seine muntere, trockene Art hervorzukehren. Kein echter Tiroler Seelsorger steigt gern von den Bergen zu Tal.

Zum Nachfolger des Pfarrers Mairhofer war Johannes Haller, der Kaplan von Säben, bestimmt. Den kannten die Lajener schon und hatten ihn gern. Johannes Haller war ein vorzüglicher Priester, einer von denen, die tiefe Erfahrung haben in den verschlungenen Pfaden des inneren Lebens. Mairhofer hatte, ehe er von Lajen abzog, eine lange Unterredung mit ihm und empfahl ihm alle seine Schäflein. Besonders empfahl er ihm die Schuster-Nannl. Er möge ihr raten und beistehen und ihr auch sonst in allen Dingen behilflich sein, bis sie glücklich im Heiligtum von Säben geborgen wäre.

Das versprach der neue Pfarrer von Herzen, aber er konnte sein Wort nicht einlösen. Denn die Schuster-Nannl erschien jetzt nur mehr

Digitized by Google

selten in der Lajener Kirche, und zur Beichte suchte sie regelmäßig die Kapuziner in Klausen auf. Dort kommt Sonntags viel Beichtvolk von den umliegenden Bergen zusammen, und die braunen Patres fragen nicht erst: „Woher bist du?" oder „Was hast du im Sinne?" — kennen auch die Leute gar nicht und wissen nicht, was früher mit ihnen war.

Der Weg vom Sölderhofe ins Städtchen war freilich doppelt so weit wie hinauf ins Pfarrdorf, aber das ging niemand etwas an, wenn Anna nur zur rechten Zeit nach Hause kam.

Im Oktober kehrte Sepp richtig ins Vaterhaus zurück, ein schmucker, strammer Bursche, der sich wohl sehen lassen konnte. Dem merkte man's nicht an, daß erst zwei Monate vorher die Eltern um sein Leben gebangt hatten. Er hatte in der Kaserne den Bauer nicht abgestreift und griff nun alles frisch und rüstig an, als sei er nie weggewesen. Nur wenn man an den langen Abenden beisammen saß und Sepp zu diskurieren begann, da merkte man wohl, daß er nicht alle diese Zeit auf dem Lajener Berge gesessen sei. Denn er sprach nicht einzig nur vom Wetter und von der Tagesarbeit, wie Bauern sonst tun. War er doch so ziemlich im ganzen Tirolerlande herumgekommen, und so einer kann schon etwas erzählen. In Kufstein auf der Festung war er eine Zeitlang in Garnison gewesen, auch kannte er die alten Schanzen in der Scharnitz. Über das Sertental und den Kreuzberg war er mehrmals hineinmarschiert ins Friaul, bis wo das Land flach wird. Die meiste Zeit aber hatte er im italienischen Tirol verbracht. Dort war's ein heißer Boden, in den Städten besonders, wo man die Kaiserjäger mit scheelen Augen ansah und auf den Maulhelden Garibaldi und seine Rothemden hoffte. Vom Garibaldi, sagte Sepp, sprächen sie da drunten, als habe er den Mond vom Himmel herabgeholt, aber in's Tirol habe er sich bis jetzt noch nicht hereingewagt, und da habe er auch recht gehabt: er möchte es ihm nicht raten.

Wenn Sepp so erzählte, dann horchte der kleine Knecht hoch auf und meinte, das Soldatenleben müsse so übel nicht sein, besonders wenn man einmal Gelegenheit fände, den Garibaldinern „eins auf die Schnauze zu geben". Und auch die Eltern horchten und waren stolz auf den starken, schneidigen Sohn, der so viel gesehen hatte und so schön zu reden wußte. Aber Menele hielt sich still, und Rupert war übler Laune.

Der Sölderbauer hatte dem Knecht gleich nach Sepps Genesung gesagt, er möge sich um einen andern Platz umsehen, am liebsten schon auf Martini. Das war ein hartes Verlangen, denn in den Tiroler Landgemeinden herrschte damals der Brauch, nur einmal des Jahres, und zwar um Lichtmeß, Dienstboten zu entlassen und auch zu nehmen. Aber der Bauer konnte die Stunde kaum erwarten, wo Rupert sein Haus verlassen würde. Hernach, dachte er, würde sich alles von selber geben, und Menele würde den Burschen allmählich vergessen.

Daß Rupert all die Zeit fleißig auf Dienstsuche gegangen war, konnte niemand am Sölderhofe wunder nehmen. Jeden Sonntag blieb er

Digitized by Google

lange aus. Bald fragte er sich bei den Klausener Wirten an, bald lief er bis Sankt Ulrich im Grödentale, wo die reichen Händler wohnen, die aus den armen Holzschnitzern so großen Gewinn ziehen. Solche Handelsleute haben Beschäftigung für viele, aber gerade für den Rupert hatten sie keine; wenigstens hörte man nicht, daß er eine Stelle gefunden habe. Und eines Tages überraschte er die Sölderleute mit der Nachricht, das Stadlerhöfl am Lajener Ried sei um Martini verkäuflich, und er werde es erwerben. Aber das glaubte ihm niemand.

In der Seelenwoche war's, wo auf den Bergen der Winter schon anfängt und feuchte Nebel durch die Schluchten ziehen. Vom Sölderhofe waren sämtliche Männer in den Bergwald hinauf zum Holzfällen. Die Weibsleute saßen in der Stube, mit Nadel und Faden tätig. Stille saßen sie. Sonst hatte wohl Menele für Lärm und Lustigkeit gesorgt, und wenn niemand lachte, so lachte doch sie, und wenn niemand ihr Antwort gab, so plauderte sie zum eigenen Vergnügen. Wie war das Mädchen doch anders jetzt! Sie saß etwas abseits von der Mutter und flickte darauf los, ohne aufzublicken.

Endlich rückte Anna geräuschvoll den Stuhl und erhob sich. Es war die Stunde, um für die Schweine abzukochen. Das tat sie mit großer Sorgfalt. Jetzt war die eigentliche Mastzeit. Alljährlich strebte Anna nach dem Ruhme, die schönsten Mastschweine im Weiler zu haben.

Die Bäuerin wußte schon, was Anna jetzt tue, aber sie fragte doch: „Wo gehst denn hin?" Vielleicht nur, weil ihr das Schweigen drückend war. Und als Anna geantwortet hatte, erkundigte sich die Bäuerin noch: „Tun sie wohl brav fressen?"

„Ah freilich!" sagte Anna kurz und ging hinaus.

Jetzt raffte Menele all ihr Arbeitsgeräte zusammen und setzte sich neben die Mutter.

„Wirst nimmer gut sehen da drüben, gelt?" meinte die Bäuerin. „Ach mein, jetzt wird's so viel früh Nacht!"

„Mutter!" stammelte das Mädchen. Ihre Lippen zuckten, als sollten sie ein schweres Wort aussprechen. Aber das Wort kam nicht. Und als die Mutter fragte, was sie denn wolle, da zeigte sie ihr das Bettuch, an dem sie flickte und fragte: „Mach ich's wohl recht?"

Ängstlich klang die Frage, wie die eines kleinen Kindes, das sich vor Scheltworten fürchtet.

„Ganz recht machst's", erwiderte die Mutter. „Hast ja auch bessere Augen als wie ich."

Wieder war's eine Weile still. Dann sagte Menele leise und ohne aufzuschauen: „Mutter, tät'st nicht fürbitten für mich?"

„Fürbitten? bei wem denn?" Die Bäuerin ließ ihre Arbeit auf die Kniee gleiten und blickte auf ihr verschüchtertes Kind.

„Beim Vater fürbitten, daß er mich heiraten laßt," flüsterte Menele. Und nun, da das Wort heraus war, fand sie etwas Mut. „Der

Digitized by Google

Rupert will mich schon heiraten, weißt. Er hat ja jetzt das Höfl am Lajener Ried gekauft."

„Geh, geh, das sagt er im G'spaß."

„Er sagt's im Ernst. Frag ihn grad. Er hat dem Stadlerbauer schon etwas gezahlt. Das meiste, hat er gesagt, muß er freilich auf dem Höfl liegen lassen."

„Ach ja, das glaub ich, daß er's meiste liegen lassen muß!" lachte die Bäuerin. „Der schaut nicht aus, wie wenn er's genug hätt'. Und was fallt denn dir ein, so einen zu nehmen? Und auf den Stadlerhof zu heiraten? Eine Geiß kannst dir dort halten, mehr nicht!"

Aber Menele verteidigte den künftigen Besitz. „Ich sag nicht, daß es ein schöner Hof ist, aber leben kann man schon darauf. Drei Äcker sind und eine große Wiese und ein Bergmahd. Zwei Stück Vieh tragt's uns alleweil."

Die Mutter begleitete diese Reden mit beständigem Kopfschütteln.

„Mein gut's Kind, du weißt nicht, was du dir da antust. Du bist an ein nett's Heimatl gewöhnt. Ein großer Bauer ist der Vater nicht, aber auch kein schlechter."

„Mutter, ich will schon zufrieden sein mit der neuen Heimat," versicherte das Mädchen rasch.

„Das meinst jetzt, weil du jung bist. In deinen Jahren meint man, alles geht leicht. Erst später kommt der Verstand. Ich und dein Vater haben erst geheiratet, wie wir nah bei den vierzig gewesen sind. Da wohl, da hat man Verstand und weiß, was man tut."

„Ich weiß schon auch, was ich tu," sagte Menele mit unterdrückter Stimme. „O, ich bitt dich, Mutter, tu mir die Lieb und red mit dem Vater. Wenn ich ihm etwas sag', krieg ich Schläg'!"

„Ja also, in Gottesnamen, reden will ich schon mit ihm," sagte die Mutter. „Aber ausrichten werd ich nichts, das weiß ich zuvor. Er wird sagen: So einem wie dem Rupert geb ich sie nicht, und da hat er recht. Und nachher wird er sagen: Sie hat noch nicht das Alter. Und das ist auch wahr. Wer wird denn heiraten wollen mit achtzehn Jahr'!"

Während sie redete, schüttelte die Bäuerin so beharrlich den Kopf, daß man hätte meinen mögen, sie wolle ihn von den Schultern schütteln.

Menele wußte nichts mehr vorzubringen. „Laß mich, Mutter, laß mich!" flehte sie mit Tränen in der Stimme.

„Jetzt gib einen Fried und sei gescheit," erwiderte die Bäuerin, und diesmal mit großer Bestimmtheit. „Laß den Rupert mindestens etliche Jahr auf seinem Höfl Bauer machen, daß man sieht, ob er zu etwas zu brauchen ist. Wirst's Ledigsein in Gottesnamen wohl noch ein bissel erleiden? So lang ich zurückdenk', hat noch nie kein Madel mit achtzehn Jahr geheiratet. Schau, Kind, das verstehst du nicht: wenn du wirklich jetzt heiraten tätest, die Leute hätten allerhand darüber zu reden."

Digitized by Google

Da plötzlich schluchzte Menele laut auf. „Reden, reden! o freilich, reden werden sie!" Und sie schlug die Hände vor ihr erglühendes Gesicht und stürmte hinaus.

Sprachlos starrte die Mutter der Fliehenden nach. Ach, wie lange braucht es oft, bis eine Mutter begreift, wie es um ihre Tochter steht! Jetzt endlich begriff die Bäuerin. Und unsäglicher Jammer füllte ihr Herz.

Um Martini bezog Rupert den Stadlerhof am Lasener Ried. Beim Gericht in Klausen war der Kauf geschlossen worden. Dreitausend Gulden war der Kaufpreis des äußerst bescheidenen Anwesens. Nur ein Zehntel von der Summe hatte Rupert bar bezahlt und sich verpflichtet, den Rest zu verzinsen. Auch eine Kuh kaufte er, denn der frühere Eigentümer hatte ihm das Heu in der Scheune überlassen. Dafür war von Ackergerätschaften fast nichts vorhanden: die mußte der junge Stadlerbauer sich einstellen. Nun aber schienen seine Mittel erschöpft: Pflug, Egge, Beil, Säge, alles wurde auf Borg gekauft. „Eine Bettelwirtschaft!" urteilten die Leute am Ried, soweit sie sich überhaupt um den fremden Mann am Stadlerhöfl kümmerten.

Unterdessen rüstete man am Sölderhofe zur traurigen Hochzeit. Sepp war außer sich, wollte weg von zu Hause, wollte von der Schwester nichts mehr hören. Am liebsten ginge er in die Kaserne zurück, sagte er. Die Eltern hatten alle Mühe, ihn zu beschwichtigen. Sepp, der sich schon fast als Eigentümer des Sölderhofes betrachtete, wollte darauf bestehen, daß man dem Mädchen nichts mitgebe sondern sie einfach vor die Tür setze. Aber das brachten die Eltern, so weh ihnen die Tochter getan hatte, doch nicht übers Herz. Die Mutter gab dem Menele zwei Ballen Selbstgesponnenes, der Vater sorgte für die notwendigste Einrichtung, denn auf dem Stadlerhöfl gebrach es ja an allem.

Anna wußte natürlich, wie es um die Söldertochter stehe. Sie ging dem Menele mehr als je aus dem Wege, enthielt sich aber jeder Bemerkung. Sie hatte sich ja immer gedacht, daß es so kommen müsse, und empfand eine gewisse Befriedigung, Recht zu behalten. Zugleich aber stieg ihr der Gedanke auf, daß ihre Arbeitslast durch das Scheiden der Haustochter sich vermehre. Sie hatte zwar sonst nicht große Stücke auf Meneles Tüchtigkeit gehalten, aber jetzt zählte sie sich im Geiste alles auf, was Menele geleistet hatte und was nun sie an ihrer Stelle leisten müßte. Und das machte sie unwillig. Und als eines Abends die Bäuerin ihr befahl, am folgenden Morgen an ihrer Stelle die Frühsuppe zu kochen, da stieg der Magd der Zorn und sie sagte scharf: „Ja ja, die Arbeit wird alleweil mehr, und der Lohn bleibt gleich".

Die Sölderbäuerin war gerade nicht in der Stimmung, etwas Herbes schweigend hinunterzuschlucken: „Wenn dir der Lohn zu wenig ist, such dir einen höhern", erwiderte sie rasch.

Das war beiderseits nicht freundlich gesprochen. Aber wenn man sechs Jahre unter einem Dache gewohnt und gearbeitet hat, reißt man sich nicht so jäh von einander los. Am folgenden Tage, nachdem man

Digitized by Google

ruhiger geworden war, besprach man die Lage, die der vorhergehende Wortwechsel geschaffen hatte. Die Sölderbäuerin wollte endlich genau wissen, woran sie sei, ob Anna in ihrem Dienste bleiben wolle und wie lange.

„Wenn du wirklich um Ostern ins Kloster gehst, sag's mir," drängte die Bäuerin.

Aber Anna ließ sich nicht die Pistole auf die Brust setzen. Weder ein Nein noch ein Ja ließ sie sich abringen. Doch kam man auf beiden Seiten überein, daß Anna um Lichtmeß den Sölderhof verlasse und für die Zeit bis zu ihrem Klostereintritte einen andern Dienst suche.

Und die Bäuerin drängte, sie möchte gleich suchen gehen. Nach Kaltern etwa zum neuen Dechant, der sie so liebreich eingeladen hatte. Dort gäbe es sicher gute Dienstplätze.

Den armen Sölderleuten war es lieber, wenn Anna bei der Hochzeit der Haustochter fehlte, und auch Anna wünschte, während dieser Zeit weg zu sein. So war man denn einverstanden. Anna schrieb an die Schwester des Dechanten Mairhofer, um ihren Besuch zu melden und den Herrn Dechant an sein Versprechen wegen des Reisegeldes zu erinnern. Der Dechant, der mit Schenken und Zahlen immer gleich bei der Hand war, sandte umgehend fünf Gulden, und so stand der Abreise Annas nichts mehr im Wege.

VII.

So machte sich denn die Schuster-Nannl frühmorgens beim Dunkel auf, einen Korb am linken, einen blauen Regenschirm unterm rechten Arm. Ehe sie ihre Kammer verließ, um die Antoniuswallfahrt anzutreten, sprengte sie reichlich Weihwasser nach allen Richtungen und machte mehrmals das Kreuzzeichen. Und während sie das tat, kam ihr der Gedanke, der ihr wie eine Eingebung erschien.

Sollte das Sparkassenbüchel alle die Tage, da sie weg war, so ganz allein und verlassen zwischen Truhe und Holzwand stecken bleiben? Es schien zwar höchst unwahrscheinlich, daß jemand es da hinten entdeckte. Aber unwahrscheinlich ist nicht unmöglich. Und bei allem, was ihr Sparkassenbuch betraf, wollte Anna die größte Sicherheit haben. Vielleicht konnte es der Bäuerin unterdessen einfallen, Annas Kammer zu spülen. Oder dem Menele konnte es einfallen, an ihrer Truhe zu rühren. Ach, sie hätte keine Ruhe auf ihrer Wallfahrt, wenn sie das Büchel zurückließe! Der heilige Antonius, dachte sie, ist ein großer Wundertäter, der Verlorenes wiederbringt. Warum sollte er nicht auch Vorhandenes mehren? Ei freilich, dem heiligen Antonius wollte sie ihr Sparkassenbüchel vorstellen; wer weiß wieviel ihr der erbitten konnte!

So holte sie denn ihren Schatz aus der dunkeln Kluft hervor, wickelte ihn sorglich in ein blaues Taschentuch und bettete ihn zu unterst in ihren Korb. Dann machte sie sich auf den Weg.

Digitized by Google

Als sie nach Klausen kam, war's noch fast dunkel. Sie ging in die Kapuzinerkirche zur Messe. Danach sollte sie bei der Pforte eine Seelenmesse bestellen: die Sölderbäuerin hatte ihr zu diesem Zwecke zwei Zwanziger mitgegeben.

Doch als Anna an die Pforte kam, mußte sie warten. Denn der enge Platz davor war ganz ausgefüllt von einer dicken alten Frau, die mit dem Pförtner redete.

Eine Bürgersfrau war sie der Kleidung nach. Obwohl es im schmalen Gange vor der Pforte noch ziemlich dämmerig war, glaubte Anna sie zu kennen. Frau Oberwurzer hieß sie und war eine reiche Witwe. Ihr Mann hatte die größte, oder vielmehr die einzige Bäckerei im Städtlein gehabt, und die Frau führte sein Geschäft weiter.

Der Kapuzinerpförtner stand an der offenen Tür wie einer, der schon lange zugehört hat und auf einen günstigen Augenblick wartet, um sich zurückzuziehen. Aber dieser Augenblick kam nicht. Die Frau redete und weinte durcheinander und fuhr sich mit den roten Händen ganz trostlos über das nasse Gesicht.

„Gelten Sie, Frater Pförtner, Sie schauen, daß die Messen bald gelesen werden? Ach mein! er braucht sie, der arme Josef. Und wenn ich grad mindestens wüßt, daß er wirklich im Fegfeuer ist! Ja, wenn ich das wüßt, wär ich wohl getröstet. Nicht etwa, wie wenn der Josef ein schlechter, liederlicher Mensch gewesen wär. Aber wissen Sie wohl, die jungen Leut heutzutag! Sein Vater selig ist alle Tag zur Frühmess' gegangen, alle Tag, Sommer und Winter. Ja, so einer ist der Josef freilich nicht gewesen. Wissen Sie, er hat in München draußen auf Malerwerden studiert, und in so einer großen Stadt sehen und hören die jungen Leut oft allerhand, was nichts nutz ist. Wenn der Josef wenigstens hätt' beichten können! Aber so auf ja und nein sterben ist wohl schrecklich!"

Ihre Tränen flossen aufs neue. Dazwischen wiederholte sie den Ausruf: „Wenn ich grad wüßt', wie er gefahren ist! Wenn ich's grad wüßt'!"

Der Frater Pförtner wußte das nun freilich auch nicht, und wenn er's gewußt hätte, die trostlose Mutter hätte ihm gar nicht Zeit gelassen, es zu sagen. Inzwischen war aber Annas Geduld erschöpft. Es drängte sie, ihre Geschäfte an der Pforte zu besorgen und ihre Wanderung fortzusetzten. Sie wollte nämlich zu Fuß gehen, und da war's ein langer Weg. Mit entschlossener Ellenbogenbewegung schob sie die Weinende bei Seite und streckte dem Pförtner ihre Hand mit den zwei Zwanzigern hin. „Eine Messe für die armen Seelen", sagte sie kurz.

Verdutzt und unwillig zugleich blickte die dicke Frau auf die ungeschlachte Bauerndirne, die sie so rücksichtslos unterbrochen hatte. Sie wich der Gewalt, doch für einen Augenblick nur. Dann kam sie wieder an die Pforte zurück.

Der Pförtner stand zwar schon ein paar Schritte weit in der Klausur drinnen, wo ihm kein Frauenzimmer etwas anhaben konnte,

Digitized by Google

aber die Frau rief so beweglich: „Frater Pförtner! Frater Pförtner!“ daß der gutherzige Graubart endlich heranschlürfte und aufs neue alles über sich ergehen ließ.

„Geben sie mir einen guten Rat, Frater Pförtner. Was meinen Sie denn? Sollt' ich nicht nach Kaltern gehn und die Mörl-Marie fragen, was mit meinem Josef ist? Die weiß oftmals, wie die Seelen fahren in der andern Welt; es hat's mir eine fromme Person erzählt, die bei ihr gewesen ist. Aber weit ist's bis Kaltern, nicht? Und ich bin's Fahren so viel schlecht gewöhnt. Und mir wird leicht übel. Und allein reisen ist halt so eine Sach in meinem Alter.“

Dem Pförtner schien guter Rat sehr teuer, denn er schwieg. Aber dafür war eine andere bei der Hand. „Sie, Frau“, redete Anna die Dicke an, „sind Sie nicht die Frau Oberwurzer? Gelten Sie, ja! Hab mir's 'denkt. Ich ging wohl auch nach Kaltern.“

Wie da die rotgeweinten Äuglein der guten Alten leuchteten! „Ja freilich bin ich die Oberwurzer! Kennt mich die Jungfrau vielleicht? Und mag sie etwa mit mir gehn? O, ist das eine Fügung! Das haben mir gewiß die armen Seelen erbetet. Ich allein könnt's nie wagen, und meine Köchin, die Thres, ist nicht jünger als wie ich und völlig noch unbehilflicher. Aber wie heißt denn die Jungfrau? Und wo kommt sie denn her? Und wie lang will sie denn ausbleiben?“

So redete und fragte sie in einem fort, während sie mit Anna über die Brücke des Tinnebachs ging, der das Kapuzinerkloster vom Städtchen trennt. Anna hatte alle Mühe, zu Worte zu kommen und ihr begreiflich zu machen, daß sie gleich jetzt weiterreisen wolle.

Davon mochte nun Frau Oberwurzer freilich nichts hören. Sie habe ja noch nichts vorbereitet, klagte sie. Überhaupt sei ihr der Gedanke erst heute in der Kirche gekommen. Nun müsse sie ans Einpacken gehen. Und da sie nie gereist sei, müsse sie erst alles wohl überlegen. Nicht nur Leibwäsche, sondern auch Bettwäsche müsse sie mitnehmen, weil sie sich vor den Wirtshausbetten scheue. Auch an das eigene Besteck sei sie gewöhnt und an das eigene Trinkglas. Und einen warm gefütterten Fußsack brauche sie, weil es im Postwagen sicher sehr kalt sei, und eine Flasche Kampferbranntwein, weil sie einen rheumatischen Arm habe. Die Anna täte ein gutes Werk, wenn sie acht Tage warten wollte. Bis dahin hoffe sie mit ihren Reisevorbereitungen fertig zu sein, wenn ihr nicht etwa das leidige Happhirn (Migräne) in die Quere komme.

Anna wollte natürlich von einem Aufschub nichts hören. Sie sei ein Dienstbote und könnte nicht gehen und kommen, wann es ihr beliebe. Besonders müsse sie auch an die Unkosten denken. Sie habe, teils aus Sparsamkeit, teils aus Andacht, zu Fuß gehen wollen. „Aber das wird der Frau zu streng sein?“ meinte sie und sah ihre schwerfällige Genossin etwas von der Seite an.

Die gute Frau Oberwurzer hätte schon gar keine Erleuchtung haben müssen, wenn sie einen solchen Wink nicht verstanden hätte. Bereit-

Digitized by Google

willig ſagte ſie der Schuſter-Nanni die Deckung ſämtlicher Reiſekoſten zu. Aber damit nicht genug, mußte ſie ſich auch bequemen, über Hals und Kopf einzupacken. Die Reiſegefährtin tat es nun einmal nicht anders. Anna begleitete die Frau in ihre Wohnung, holte vom Dachboden einen alten Reiſeſack und ſchob eilends alles hinein, was Frau Oberwurzer aus Schränken und Kommoden heranſchleppte. Und wenn die Frau von Zeit zu Zeit keuchend auf einen Stuhl oder ein Sopha ſank und ſich die Hände vor die Augen hielt, wie um ſich zu ſammeln, und ausrief: „Hab ich wohl nichts vergeſſen?" dann erwiderte Anna ganz kühn: „Nein, gewiß nichts!" obwohl ſie das ja gar nicht wiſſen konnte.

Und richtig, kaum ſaß man im dahinrollenden Poſtwagen, ſo fehlte der Frau ihr grauer Wollenſchal und das große Gebetbuch mit den Totenbildchen und der Photographie ihres Joſef, die ſie immer bei ſich trug, und noch manches andere. Sie fing auch vor Verdruß und Aufregung gleich zu weinen an. Glücklicherweiſe machte ſich Anna nichts daraus. Ihre Gedanken weilten bei der Fünfguldennote, die ihr der neue Dechant von Kaltern als Reiſegeld geſchickt hatte. Gott ſei's gedankt zu tauſendmal! Das ſchöne Zettelein konnte ſie jetzt, ganz wie es war, in ihr Sparkaſſenbüchel legen. Ach mein! wie fleißig und mühevoll mußte ſie doch ihr Geldlein zuſammenbringen! Und zu denken, daß es Leute gab, wie dieſen Joſef Oberwurzer, die ein ſo ſchönes Geld zu Hauſe hatten und hinausgingen in die Welt um alles zu verpraſſen und obendrein noch eines gottloſen Todes zu ſterben! Denn nach dem, was die weinende Mutter ihr bereits erzählt hatte, ſchien der Anna das Seelenheil des reichen Bäckerſohnes von Klauſen ſchon mehr als zweifelhaft. (Fortſetzung folgt.)

Gipfelraſt / Von Peter Bauer

Über Gaſſenlärm und -haſt
Halt ich ſelig Gipfelraſt;
In der Sturmchoräle Wehn,
Froh und frei emporgeſtiegen
Wo ſich Wipfel rauſchend wiegen
Wo die Höhn im Feuer ſtehn,
Während tief der Tag verblaßt;
Wo der Abend mich zu Ruh und Traum
Streift mit Gottes Mantelſaum.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Ein Mißverständnis

Erst durch eine Werbeschrift der Zeitschrift „Hochland" erhielten wir Kenntnis von einem Aufsatze, den Fridolin Hofer im Luzerner „Vaterland" veröffentlicht hat. Der den Lesern des Gral wohlbekannte Schweizer Dichter bespricht hier den „Literaturstreit", von der Anschauung ausgehend, daß die Geister hüben und drüben das nämliche Ideal vor Augen hatten: im Gegensatz zum blutlosen Artistentum und zur sittlichen Dekadenz eine von katholischem Fühlen und Denken durchdrungene, große, bodenständige Dichtung. Über den Weg zu diesem Ziele seien aber die Ansichten auseinandergegangen:

„Richard von Kralik ward nicht müde, auf die leuchtenden Gestirne am Denker- und Dichterhimmel des Mittelalters und der Romantik hinzuweisen, während Karl Muth, bei aller Würdigung der Ewigkeitswerte jener Großen, die völlige Hingabe an die Aufgaben der Zeit und, mit Nachdruck, eine an den Modernen geschulte Technik forderte. Man hätte meinen sollen, diese Forderungen wären für jedermann, der sich um dichterisches Schaffen bekümmerte, ohne weiteres einleuchtend gewesen. Muth hat ihnen in seiner „Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" temperamentvollen Ausdruck gegeben. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß seine offene Kritik einzelner „schaffender" Autoren eine unparteiische Würdigung der Schrift merklich erschwert habe.

Schon vor gut fünfzehn Jahren hatte Heinrich Federer in einer bedeutsamen Artikelserie im „Vaterland" über den Literaturbetrieb der Katholiken seine Randglossen gemacht. Er entwickelte daselbst Ansichten, die sich mit den später von Karl Muth vertretenen vollständig decken sollten, ohne daß man ihm deswegen auch nur ein Härlein gekrümmt hätte. Merkwürdig! Der Dichter der „Berge und Menschen" wurde sogar persona gratissima bei einer Monatsschrift, die jene Ideen mit aller Schärfe bekämpfen zu müssen glaubte. Wobei sich das uralte Sprichwort: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe, von neuem bewährte."

Wir müßten den ganzen „Literaturstreit" wieder aufrollen, um darzutun, daß die hier erwähnten beiden Forderungen Muths: völlige Hingabe an die Aufgaben der Zeit und Schulung der Technik unserer Dichter an der Moderne, im Literaturstreit eine ganz untergeordnete Rolle spielten, oder besser gesagt, zu einem „Streit" überhaupt keinen Anlaß gegeben haben würden, weil man dagegen — etwa abgesehen von allzu weitgehenden Deutungen des Satzes „völlige Hingabe an die Forderungen der Zeit" (denn es gibt für den katholischen Literaten doch entschieden höhere Forderungen), — in der Tat nicht viel einwenden kann. Doch es ist unnötig, unseren Lesern weitläufig zu beweisen, daß es sich wenigstens auf unserer Seite um ganz andere, viel wichtigere Dinge als um diese beiden

Digitized by Google

handelte und auch Herr Fridolin Hofer würde seine Behauptung gewiß nicht aufrecht halten, wenn er das vorliegende Material, hauptsächlich die Broschüren Karl Muths, die beiden Broschüren Kraliks, die Äußerungen Pater Baumgartners und die Jahrgänge des „Gral" genau rekapitulieren wollte.

Auch die scheinbar merkwürdige Tatsache, daß Heinrich Federer schon vor fünfzehn Jahren dieselben Ideen entwickelt haben soll wie K. Muth und trotzdem beim Gral „persona gratissima" geworden sei, läßt sich leicht und gründlich aufklären. Erstens hat gewiß keiner der Streiter gegen Muths Ideen Kenntnis gehabt von Federers Artikelserie; denn das Luzerner „Vaterland" wird außerhalb der Schweiz wohl selten gelesen; wir wenigstens hören davon zum erstenmal reden. Zweitens: Hätte Federer dieselben Ideen wie K. Muth in einer allgemein zugänglichen Broschüre entwickelt und — was die Hauptsache ist — in einer Zeitschrift wie „Hochland" in einer tief ins katholische Geistesleben einschneidenden Weise praktisch durchgeführt — dann würde der „Gral" sich gerade so gegen ihn gewendet haben, wie er sich gegen K. Muth wenden mußte. (Wir betonen das aus dem Grunde, weil es sonst scheinen könnte, daß irgendwelche persönliche Zu- und Abneigungen unsere Stellung bestimmt hätten.) Aber Federer hat das alles nicht getan, sondern einen prachtvollen katholischen (wir möchten sagen „antimodernistischen") Roman geschrieben, der im „Gral" mit Freude aufgenommen und gegen unbegründete Angriffe verteidigt wurde. Wir gehen noch weiter und gestehen offen: Hätte Karl Muth diesen Roman geschrieben und dem „Gral" angeboten, wir würden ihn trotz des vorausgegangenen „Geplänkels" mit größter Freude angenommen haben, denn uns geht es um das Werk, nicht um die Person.[1])

Kritik

Zur Einführung

Bevor wir den ersten Schritt zur Neugestaltung des kritischen Teils unserer Zeitschrift unternehmen, wollen wir unseren Lesern Rechenschaft ablegen über die Beweggründe, die uns zu dieser Neuerung bewogen haben und über die Grundsätze und Richtlinien, nach welchen sie sich vollziehen soll.

[1]) Diese Feststellungen sind insbesonders deshalb nötig geworden, weil die nicht ganz zutreffende Darlegung F. Hofers durch den Hochland-Verlag überall verbreitet wird.

Digitized by Google

Die Entwicklungsgeschichte des „Gral" weist uns mit eiserner Notwendigkeit die Aufgaben zu, die unsere Kritik in erster Linie zu erfüllen, und den Weg, den sie zu beschreiten hat. Denn was den „Gral" ins Leben gerufen und später auch den Literaturstreit entfacht hat, das waren nicht die theoretischen Proklamationen der interkonfessionell-fortschrittlichen Gruppe literarisch tätiger Katholiken, sondern es war die praktische Auswirkung ihrer Grundsätze auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens und besonders der Kritik. Wir wollen statt weiterer Worte nur die Beschlüsse der anläßlich des fünften allgemeinen österreichischen Katholikentags in Wien 1905 versammelten katholischen Schriftsteller Deutsch-Österreichs hier in Erinnerung bringen. Diese Beschlüsse bedeuten das erste Zeichen eines organisierten Widerstandes gegen den anfänglichen Terrorismus der damals als „modern-katholisch", später als „fortschrittlich" bezeichneten Literaturströmungen. Sie lauten:

1. „Es entspricht gewiß einem Bedürfnis der Gegenwart, daß entgegen der früher geübten Ausschließung die gebildeten Katholiken auch über die literarischen Strömungen im gegnerischen Lager auf dem Laufenden erhalten werden; wir verwahren uns aber dagegen, daß diese Objektivität in katholischen Organen auf Kosten der eigenen Literatur geübt wird, indem man zwar die literarischen Äußerungen einer glaubensfremden Weltanschauung respektvoll registriert, anderseits aber gleichwertige Leistungen katholischer Autoren kaum einer flüchtigen Erwähnung würdigt.

Wenn allerdings bei literarischen Urteilen nicht Rücksichten auf die Person und die gute Absicht des Verfassers maßgebend sein dürfen, so hat die berechtigte Reaktion gegen den alten Unfug nicht selten dem geraden Gegenteile Platz gemacht: einer offenkundigen Geringschätzung verdientester Autoren und jenem absprechenden, jugendlich apodiktischen, um nicht zu sagen terroristischen Tone, der uns verwundert fragen läßt, ob hier der Freund oder der Gegner am Worte ist. Auf solche Weise wird unseres Erachtens die behauptete Inferiorität der Katholiken nicht behoben, vielmehr das Publikum zur Mißachtung katholischer Autoren förmlich erzogen, diesen selbst die Schaffenslust verleidet und das einzige Absatzgebiet für katholische Literatur immer noch mehr eingeengt.

Wir waren es bisher nur vom Gegner gewohnt, daß nahezu jedes katholische Werk entweder totgeschwiegen oder auf das gehäßigste beurteilt wird; eben aus dieser Erfahrung sind für die deutschen Katholiken eigene Literaturblätter geschaffen worden, deren Aufgabe es sein sollte, vor allem die Werke katholischer Autoren und diese gerecht und wohlwollend zu beurteilen und dafür Sorge zu tragen, daß das bewährte Gute unserem Volk vermittelt werde; — soll es nun allmählich dahin kommen, daß wir diese unsere eigenen Abwehrwaffen mutlos dem Feinde überliefern?

2. Nachdrücklich verwahren wir uns dagegen, daß unzweifelhaft glaubens- und sittengefährliche Schriften nur wegen angeblichen ästhetischen Wertes in katholischen Blättern — zuweilen fast ohne Einschränkung — gelobt oder ausführlich besprochen und so dem katholischen Lesepublikum unter dem Vorwande der Erziehung zum Kunstverständnis förmlich aufgedrängt werden; auch für die ästhetische Wertung darf die katholische Glaubens- und Sittenlehre nicht außer acht bleiben und zu weit gehende Konnivenz in dieser Hinsicht ist unseres Dafürhaltens weder erlaubt noch mit unserer Selbstachtung vereinbar.

3. Die Gepflogenheit mancher Kritiker, literarische Werke allein schon wegen ihrer katholischen Tendenz abzulehnen, können wir nicht gutheißen; „Tendenz", die sich im Rahmen der künstlerischen Gestaltung bewegt, darf, selbst nach dem Urteile von Gegnern, vielmehr als kunstförderndes Element betrachtet werden. Und wir halten an der Überzeugung fest, daß nur durch kraftvolle Auswirkung der Eigenart gerade des katholischen Dichters, nur durch planmäßige Hebung der poetischen Schätze, die

Digitized by Google

unerschöpflich in den Tiefen der katholischen Weltanschauung liegen, eine Wiedergeburt der echten, großen Kunst angebahnt werden kann."

Wir sehen daraus, daß der später vom „Gral" fortgeführte Widerstand gegen die „neuen Strömungen innerhalb der katholischen Literaturbewegung" sich fast ausschließlich gegen die in der Kritik eingerissenen Mißbräuche — allerdings notwendige Folgerungen aus den von K. Muth u. a. aufgestellten Theorien — richtete; nicht wie Übelwollende fälschlich behaupteten, weil sich die Führer der Bewegung durch jene neuen Bräuche in ihrer Autoreneitelkeit verletzt fühlten, sondern weil sie eine kaum wieder gutzumachende Schädigung der Geisteskultur der Katholiken und des gesamten katholischen Lebens befürchteten — wie man heute schon klar sehen kann, mit vollstem Recht.

Es war somit nötig, jener Kritik, die unsere katholische Literatur durch ihren Inferioritätsaberglauben planmäßig zurücksetzte, eine ihr entgegenwirkende gegenüberzustellen, die das katholische Literaturwesen in den Vordergrund schob; jener Kritik, die das Hauptgewicht auf rein literarische Werte legte, eine auf die alte katholische Lehre von der Einheit und Untrennbarkeit des Wahren, Guten und Schönen in der echten Kunst gegründete Beurteilung entgegenzuhalten, die den Schwerpunkt der kritischen Wertung wieder auf die Übereinstimmung mit den ewigen Idealen, die für Katholiken nur die katholischen sein können, verlegte.

Auf Grund siebenjähriger Erfahrung können wir nun behaupten, daß eine derart zielbewußt auf die höchsten Ideale eingestellte Kritik bei Anwendung der bisher im „Gral" gebräuchlichen Methode der Einzelbesprechungen *unmöglich*, wenigstens nicht nach einheitlichen Grundsätzen durchzuführen ist. Infolge der unumgänglich notwendigen großen Zahl der Rezensenten ergeben sich die weitgehendsten Verschiedenheiten in der individuellen Auffassung und der darauf beruhenden kritischen Wertung — Verschiedenheiten, die durch die heute im katholischen Geistesleben herrschende babylonische Sprach- und Denkverwirrung ins Ungemessene gesteigert werden. Aber gerade inmitten dieser Verwirrung ist ein *klares Ziel*, eine *sichere Fahrt* notwendiger denn je.

Fügen wir aus unserer Erfahrung zu diesem Übelstande noch den andern, daß eine mit Einzelbesprechungen arbeitende Monatschrift kaum ihre Leser über die neuen literarischen Erscheinungen *auf dem Laufenden* halten kann und daß es unmöglich ist, in diese Einzelbesprechungen ein *System* zu bringen, infolgedessen dem Leser jede Übersicht fehlt — dann dürfen wir wohl allgemeiner Zustimmung zu unserem Entschlusse, den bisherigen Modus nicht mehr oder doch nicht ausschließlich beizubehalten, sicher sein.

Umsomehr, als unsere durch längere Zeit fortgeführten Versuche, die mangelnde Übersicht und Orientierung durch eine „kritische Umschau" zu unterstützen, an dem mannigfach geäußerten Widerstande gegen die allzugroße Ausdehnung des kritischen Teils (auf Kosten des produktiven) scheitern mußten.

Digitized by Google

Wir werden nun anstatt der Einzelbesprechungen, die nach und nach gänzlich zurücktreten sollen, unter dem Titel „Kritischer Wegweiser" möglichst alle Neuerscheinungen des katholischen und die bedeutenderen des akatholischen Büchermarktes mit einer kurzen, knappen, sowohl über ihr Verhältnis zu Religion und Moral, als auch über ihren literarischen Wert orientierenden Charakteristik anzeigen. Um den kürzesten, schlagendsten Ausdruck für die Bewertung eines Buches nach den soeben erwähnten drei Gesichtspunkten zu finden, wurde ein Schema aufgestellt, das so ziemlich alle möglichen Abstufungen der zur Orientierung notwendigen Charakteristik umfaßt und mit Buchstaben und Ziffern bezeichnet. Indem die entsprechenden Zeichen der Anzeige des Buches beigefügt werden, wird auch dem eiligsten Leser in knappster Ausprägung ein Werturteil über die religiösen, moralischen und literarischen Qualitäten vermittelt. Dadurch, daß die drei getrennten Urteile in eine einzige Formel zusammengefaßt werden, soll unserer Überzeugung von der Untrennbarkeit der literarischen, ethischen und religiösen Wertung Ausdruck verliehen werden.

Alle in irgend einer Weise über den Durchschnitt hervorragenden literarischen Erscheinungen — auch die bereits im „Kritischen Wegweiser" angezeigten — werden dann in der „Kritischen Warte" übersichtlich zusammengefaßt und sowohl für sich, als in ihrem Verhältnisse zu einander und zu den literarischen Strömungen, endlich in ihrem inneren Zusammenhange mit Weltanschauung und Geisteskultur von jenen hohen Gesichtspunkten, die uns die katholische Lebens- und Weltbetrachtung anweist, besprochen und gewertet.

Uns will es scheinen, daß wir auf diese Weise unsern Lesern eine derart leichte und sichere Orientierung in dem verwirrenden Chaos unserer Gegenwartsliteratur zu bieten vermögen, wie es auf andere Weise kaum erreichbar wäre. Die Einrichtung des „Kritischen Wegweisers" ermöglicht die rascheste Kenntnisnahme und vorläufige Beurteilung neuer Erscheinungen, und die „Warte" soll diese verwirrende Vielheit in ein einheitliches, übersichtliches Bild zusammenfassen — zwei Ziele, die bisher nur auf dem Wege einer umfassenden, eifrigen Lektüre verschiedener Zeitschriften erreicht werden konnten.

Die im „Kritischen Wegweiser" enthaltenen Urteile werden von ständigen, geschulten und nach gemeinsamen Gesichtspunkten unter Leitung der Verantwortlichkeit der Hauptredaktion arbeitenden Zensoren abgegeben und müssen infolgedessen einen streng einheitlichen Charakter tragen. Diese jedes unsichere Tasten und Schwanken ausschließende Einheitlichkeit dürfte für die vielbeschäftigten Leiter von Bibliotheken, katholischen Erziehungsanstalten, Vereinen usw. sich besonders wertvoll erweisen und den „Gral" ihnen unentbehrlich machen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die Neueinrichtung nicht sofort in der angestrebten Vollkommenheit sich betätigen kann, weil die Methode eine ganz neue ist und erst durch vielseitige Erfahrung erprobt

Digitized by Google

werden muß, ferner weil die auf Grundlage der bisher eingehaltenen Methode eingegangenen Verpflichtungen erst nach und nach gelöst werden können, bevor die gänzliche Umgestaltung des kritischen Teils erfolgen kann. Auch hier gilt das Wort: Aller Anfang ist schwer. Beginnen wir aber mit Mut und in Gottes Namen!

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei (R nur für reifere Leser, J für die Jugend).
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch hochstehend, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Ganz talentlos, dilettantisch.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Klassiker, Sammelwerke, Biographisches

***Dimmler, Emil, Franz von Assisi. 70 S. —**

***Kosch, Dr., Melchior von Diepenbrock. 40 S. — Band 1 und 2 von „Führer des Volkes, eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern". M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Preis à Heft 60 Pfg.**

Das Lebensbild des heiligen Franz von Assisi wird hier in knapper populärer Form, im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, ohne poetische Ausschmückung aber doch mit warmer Liebe und Bewunderung dem Volke dargeboten. — Das Lebensbild Diepenbrocks ist eine treffliche Arbeit und hat auch literaturgeschichtlichen Wert durch die ziemlich eingehende Darstellung der dichterischen Tätigkeit des hervorragenden Kirchenfürsten.

***Hamann, E. M., Emilie Ringseis. Mit 6 Bildern. VIII. und 228 Seiten. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung. Mk. 8.20, gbd. Mk. 4.—.**

Es dürfte wohl keine berufenere Persönlichkeit geben, die das Lebenswerk der hochbegabten Emilie Ringseis verständnisvoller zu würdigen und dem Verständnisse unserer so raschlebigen Welt wirksamer nahe zu bringen vermocht hätte, als die ihr so tief geistesverwandte E. M. Hamann. Hätte E. Ringseis zu Lebzeiten eine so feinsinnige, in die Tiefe dringende Würdigung gefunden, so würde sie kaum so schnell vergessen worden sein, als es leider der Fall ist. Wir werden uns im „Gral" mit diesem für die Beurteilung unseres katholischen Literaturlebens so wichtigen Buche noch eingehender beschäftigen.

Digitized by Google

Rosegger, Peter: Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitet und neueingeteilte Ausgabe. 1. Band: Die Schriften des Waldschulmeisters. 328 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. Jeder Band Mk. 2.50.

Es war ein glücklicher Griff, diese neue Gesamtausgabe mit den „Schriften des Waldschulmeisters" zu beginnen. Dieses Jugendwerk zeigt den steirischen Waldpoeten von seiner liebenswürdigsten und nachdenklichsten Seite; es enthält im Keime die dichterischen Schönheiten der künftigen Werke, noch in üppigster und frischester Jugendblüte, aber auch den Wildwuchs, die scharfsäftigen und giftigen Schößlinge, die aus dem gährenden Chaos der widerspruchsvollen „Weltanschauung" des Naturpoeten emporschießen. Die ganze reiche Dichterwelt Roseggers ist hier vorausgeahnt in den wunderbar poetischen Natur- und Menschenschilderungen, aber auch seine, besonders die Katholiken verletzende und oft wie ein Schlängelchen aus Blumen aufzüngelnde Sinnlichkeit, noch mehr seine wirre und oft unglaublich naive Auffassung und Entstellung katholischen Lebens und Glaubens blitzt hier schon herein, allerdings nicht so verletzend und aufreizend wie in späteren Werken. (III, A, 3).

* **Stifter, Adalbert, Meistererzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Alfred Hoffmann. 275 Seiten. Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft.** Mk. 2.36 gebd.

Der Band enthält: Heidedorf, Hochwald, Brigitta. Über den Wert dieser Meisterwerke deutscher Prosa etwas zu sagen wäre Zeitverlust. Anstatt dessen sei auf die vortreffliche Einleitung des Herausgebers: „Des Dichters Leben und Werk" hingewiesen. Besonders wertvoll erscheint uns darin das Kapitel über des Dichters Kunst- und Lebensideal. (I—II, A 1)

Lyrische und epische Dichtung

Der Zauberbrunnen. Die Lieder der deutschen Romantik, ausgewählt von Hermann Hesse. 216 Seiten. Weimar, Gustav Kiepenheuer. Mk. 1.50, gebd. 3.50.

Mit seltenem Verständnis sind hier wohl die schönsten, gemütvollsten, die tiefste Bedeutung der Romantik aussprechenden Lieder der Romantiker zusammengetragen. Die Sammlung ist umso verdienstlicher, weil die Lieder der Frühromantiker heute im Volke meist vergessen sind: wahrlich ein poetisches Schatzkästlein, das dicke Bände moderner Lyrik aufwiegt!

* **Giehrl, Emmy, Meine Lieder. 206 Seiten. München, J. Pfeiffer.** Gebd. Mk. 2.40.

Auf einem fünfzigjährigen Krankenlager entsprossen dem Herzen der frommen Dulderin die „Kreuzesblüten" und jetzt als Nachklang diese Lieder. Es ist keine große, funkelnde Poesie — die lyrische Bildkraft ist der Dichterin wohl versagt — sondern innig fromme, gemütstiefe Aussprache einer Seele, der alles zum Liede sich fügt, was in der langen Krankheit an ihr vorüberzog. Ferne sei es, diese Herzensergüsse einer reinen, in der Kreuzesschule erzogenen Seele gering zu achten, weil nicht hohe Kunst sie gestaltet hat, sondern nur die einfache kunstlose Sprache der Einsamkeit mit Gott.

* **Most, Schwester M. Regina O. P.; Sonne, ringe dich durch! Gedichte. 120 Seiten. Regensburg, F. Pustet.** Mk. 2.—, gbd. Mk. 2.80.

Den Lesern des Gral ist die Dichterin nicht unbekannt. Noch mehr als aus den einzelnen hier veröffentlichten Gedichten spricht sich in dieser Sammlung eine starke lyrische Begabung aus, die eine eingehendere Würdigung verlangt, als es hier möglich ist.

* **Rothofer, Maria, Gedichte. 62 S. Leipzig, Bruno Volger.** Gebd. Mk. 2.—.

Aus diesem Büchlein sieht man, wie viel wahre Poesie heute ungekannt und ungehört verrinnt. Warum hat man von dieser Dichterin noch so wenig gehört? Es sind einige lyrische Perlen in diesem Büchlein, und wir wollen sie im „Gral" einmal — statt jeder andern Kritik — glänzen lassen.

Digitized by Google

*Wieser Sebastian, Land des Herzens. Gedichte. 103 S. Hamm (Westf.) Breer & Thiemann. Mk. 1.60, gebd. Mk. 2.20.

Unmittelbar vor dem Redaktionsschlusse ist dieses Büchlein eingetroffen und die Kürze der Zeit gestattete nur einige Stichproben, die allerdings ein ganz bedeutendes Wachsen des Dichters erkennen lassen. Seine Gedichte haben Anschaulichkeit, Bildlichkeit, schreiten in blühenden Gewändern einher in einer durchaus eigenen, ausgeprägten Sprache. Wir werden uns mit dem Buche, das vorläufig bestens empfohlen sei, noch eingehender beschäftigen.

Romane, Novellen, Erzählende Prosa

Achleitner, Arthur, Der Grabenpfarrer. Eine Hochgebirgserzählung. Berlin, Otto Janke. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Achleitner Arthur, Der Eiskaplan. Erzählung aus dem Hochgebirge. 4. und 5. Auflage. 233 Seiten. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Achleitner steht wohl im katholischen Literaturkalender, zählt sich aber wohl selbst nicht zu den ausgesprochen katholischen Schriftstellern. Nichtsdestoweniger stellt er in den vorliegenden zwei Erzählungen das opfervolle Leben eines Pfarrers im Hochgebirge in durchaus würdiger Weise dar, in der ersten mit einem humoristisch-gemütlichen Unterton, in der zweiten aber im Lichte der vollen Strenge und Würde des priesterlichen Ideals. Die zweite hat in der Lebensgeschichte des bekannten Touristenpfarrers Franz Senn einen historischen Hintergrund. Sie steht auch literarisch höher als die erste, die sich als bessere Unterhaltungslektüre mit manchen Unwahrscheinlichkeiten darstellt, ist aber wegen der wenig zarten Behandlung sittlicher Konflikte nur für gereifte Leser geeignet. (I, C, 1 R)

Bienenstein, Karl, Wo Menschen Frieden finden. Roman. 309 Seiten. Leipzig, Grethlein & Co. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50.

Doktor Rungold hat einen Offizier, dessen Schwester er liebt, im Duell erschossen und flieht in die Berge zu Holzknechten, bei welchen er bleibt, um „den Frieden zu finden" im Leben mit der Natur. Schließlich kommt die Geliebte als Lehrerin mit ihrem todkranken Bruder ins Tal, es gibt Versöhnung und Heirat. Trotz der trefflichen Charakter- und der schönen Naturschilderungen, der lebensvollen und episodenreichen, dramatisch bewegten Handlung ist das Buch wegen allzusinnlicher Partien, am meisten aber wegen der vom Helden vertretenen rationalistisch-pantheistischen Weltanschauung für katholische Leser nicht geeignet. (V, B, 3.)

*Bram, Franziska (L. van Endeers), Der Zorn Gottes. Roman. 299 Seiten. Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Franziska Bram liebt ungewöhnliche, tief ins Leben einschneidende Probleme. Hier ist es die Beugung des hochmütigen Bauernstolzes durch Schicksalsschläge, die durch Haß und Rache schollenfremden Gesindels und durch die Folgen ungezähmten Zornes — Totschlag und Zuchthaus — über ein erbangesessenes Bauerngeschlecht heraufbeschworen wurden; Folgen, die durch eine tapfere, brave Tochter und durch Reue und Umkehr den Zorn Gottes, etwas seltsam personifiziert durch die Rache der Fahrenden, in Segen verwandeln. Ganz tüchtige Unterhaltungslektüre, nicht gerade fürs Volk, aber für katholische Gebildete. (I, C, 1)

*Hardauns, Dr. Hermann, Der Stadtschreiber von Köln. Geschichtliche Erzählung. 4. und 5. Auflage. 271 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebd. Mk. 3.60.

Eine durch ihre Schlichtheit und Wahrheit prächtig wirkende, spannende, historische Erzählung im Chronikstil; gesundes Hausbrot, das wir heute notwendiger als alles andere brauchen, eine Freude für jede katholische Familie, ein Treffer für jede Volksbibliothek. (I, B, 1)

Digitized by Google

Das Hausgärtlein. Erzählungen zeitgenössischer Dichter. 208 Seiten. Warendorf, J. Schnell'sche Buchhandlung.

Eine treffliche Auswahl einiger der schönsten Erzählungen von Paul Keller, K. Domanig, Handel-Mazzetti, Prinz Schönaich-Carolath, H. Cardauns, Ebertlda v. Pütz und A. Schmitthamer. Nichts Anstößiges oder religiös Bedenkliches. (I-II, B, 2, R)

***Domanig, Karl, Kleine Erzählungen. 3. Auflage. 215 Seiten. Kempten, Jos. Kösel. Mk. 2.50.**

***Domanig, Karl, Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart. Volksausgabe. 3. verb. Auflage. 274 Seiten. Klagenfurt, St. Josephsbücherbruderschaft. Mk. 1.—.**

Von Domanig gilt, was unten von Schmitthenner gesagt wurde, in erhöhtem Maße: Ein wahrer Dichter und ein guter Mensch. Und Dichter und Mensch sind eins. Und eins sind wiederum in ihm die starke Glaubenstreue, die Liebe zu seinem Volke und seine treuherzige, starke und gesunde Kunst, die an jene großen Zeiten gemahnt, da der Dichter der Führer und das Herz seines Volkes war. Darum sind seine einfachen, frischen, wie Bergblumen herb und kräftig duftenden Erzählungen so lieb, so teuer, so herzergreifend allen, die einfachen gesunden Sinn sich bewahrt haben. Und erst seine „Fremden"! Es ist mir immer ein Rätsel gewesen, daß man diese mit Herzblut geschriebene, in Liebe zu seinem Volke brennende Erzählung sozusagen als abschreckendes Beispiel eines Tendenzromans hinstellen konnte. Ein Tiroler oder einer, der Tirol kennt, hätte das niemals über das Herz gebracht. Hätte das heiße Pulsen der Heimatliebe gefühlt in diesem echten Dichterwerke! Ja, ein echtes Dichterwerk ists trotz alledem, und aufwiegts ein Dutzend moderne Romane. (I, A 1)

***Federer, Heinrich, Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler. 367 S. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.50.**

Nachdem dieser Roman zum erstenmal im Gral erschienen ist und demnächst in einer Studie über H. Federer eingehend gewürdigt werden wird, können wir uns hier mit einem kurzen Hinweise auf die beiden großen Vorzüge des Buches begnügen: Erstens ist „Jungfer Therese" ein literarisches Meisterwerk, das den Romanen von Enrika Handel-Mazzetti mindestens gleichkommt und in mancher Hinsicht sie übertrifft, zweitens ist es trotz der eingehenden Behandlung modernistischer Unterströmungen, die aber ins Gegenspiel verlegt sind und schließlich überwunden werden, ein positiv katholisches, ja wie wir an anderer Stelle schon sagten, ein antimodernistisches Buch. Mögen sich besonders die gebildeten Katholiken den auserlesenen Genuß dieser Lektüre nicht entgehen lassen! Nach unserer Überzeugung ist H. Federer einer unserer bedeutendsten Dichter und „Jungfer Therese" ist sein bestes und schönstes Werk. (I A 1)

Finkh, Ludwig: Die Reise nach Tripstrill. 10. Aufl. 167 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50.

Finkh ist ein Dichter, vielleicht mehr Lyriker als Epiker, denn Handlung ist ganz wenig in dem Buche, dafür aber viel innerlich geweckte und klingende Poesie in Menschen und Dingen. Ein Buch der deutschen Heimat, umwebt vom Zauber und vom Duft der in die Ferne träumenden Sehnsucht. Nur nicht das Beste — nicht ein Buch vom himmlischen Glauben. Davon weht nichts in diesen Menschen — oder hälts der Dichter nur verborgen? Sei dem wie es sei, für katholische Leser ist in all dem reichen Blühen eine innerliche Leere. Es fehlt der Zug nach oben, der Blick ins Jenseits, der dem wirren Leben da unten erst Ziel und Inhalt gibt. (V, A-B, 3)

Fischer, Wilhelm, in Graz: Aus der Tiefe. Erzählung. 254 S. Zweite Auflage. München und Leipzig, Georg Müller. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Die einfache, kristallklare, treuherzige Erzählung von der Gewinnung eines Herzens durch tapfere, kluge Liebe und Treue; eine Erzählung, die auch für katholische Leser nichts Verletzendes, eher eine große natürliche sittliche Reinheit enthält, viel menschlich Schönes und Gutes. Und das tut unserer Zeit not. (II, A 2)

Digitized by Google

*Frank, Emil: Herm. Schmoltmann. Eine humoristische Erzählung aus dem Münsterlande. 161 Seiten. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.60.

Das nicht ganz neue Thema der Erziehung eines etwas tölpelhaften Menschen durch das Leben in der Fremde und durch die Liebe wird hier recht originell und knorrig aus dem Leben der münsterländischen Bauern heraus neu durchgesponnen. Der Erzählung fehlt es nicht an Derbheit, Lebenswahrheit und an bäuerlichem Humor, an dem ja auch der Stadtmensch seine Freude hat. Zur Unterhaltung im Familienkreise und für Volksbibliotheken gut geeignet. (II, C, 2 R)

*Garrold, A. P.: Das wilde Kleeblatt. Eine Schülergeschichte. Mit 6 Bildern. 320 Seiten. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Man würde fehlgehen, wenn man dieses Buch nur als ein Buch für die Jugend, insbesondere die studierende, (zunächst ist es wohl für diese bestimmt) ansprechen wollte. Garrold ist nämlich ein Erzählungskünstler — die psychologische Vertiefung seiner Charaktere, seine Schilderungsgabe, sein dichterischer Tiefblick, der künstlerische Aufbau seiner Darstellung setzt in Erstaunen und reißt auch Erwachsene hin und mit, vermag auch Anspruchsvolle im Innersten zu packen. Und dabei die schlichte, natürliche, unaufdringliche Frömmigkeit, die gesunde Ethik, die alles durchweht — alles in allem ein köstliches, vollwertiges Buch für die alte und junge Jugend. (I, B, 1)

Geißler Max: Das hohe Licht. Roman. 307 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Wer Geißlers „Moordorf" und „Heidejahr" noch lebhaft im Sinn hat, wird diesen Schmuggler- und Abenteurerroman schwerlich als einen Fortschritt empfinden. Es ist wohl ein Stück Romantik darin, aber sie nähert sich bedenklich der Räuberromantik. In die Seele der Dünenbewohner ist Geißler offenbar tiefer eingedrungen als in die Seele des italienischen Bergvölkchens, das in Geißlers Darstellung in einem geradezu abschreckenden Licht erscheint. Mord — Wilde Liebe — Eifersucht — Blutrache — Schmugglerschlauheit, das sind die Ingredienzien dieses Schauerromanes. Da ist uns der alte Geißler doch lieber. Auch vom religiösen und sittlichen Standpunkt ist gegen diesen Roman viel mehr einzuwenden als gegen die früheren Werke Geißlers. (III—IV, B, 3)

*Godin, Maria Amelie Freiin von: Aus dem Lande der Knechtschaft. Albanische Novellen. 465 Seiten. Wien, Josef Roller & Co. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—.

Die Verfasserin hat lange in Albanien gelebt und entwirft mit dichterischer Kraft ein lebendiges, anschauliches und fesselndes Bild von dem Leben des interessanten, heute im Vordergrund des europäischen Interesses stehenden Volksstammes. Diese Novellen sind mehr als ein Spiel der Phantasie, es sind echte Kultur- und Menschenbilder, durch eine oft zu dramatischer Höhe ansteigende Gestaltungskraft lebendig vor den Leser hingestellt, fesselnd und spannend vom Anfang bis zum Ende. Einzelne heikle Motive sind mit sittlichem Ernst behandelt und darum für gereifte Leser kaum anstoßerregend. (II, B, 2 R).

*Haarhaus, R. Julius: Die Erben von Blankeneck. Eine lustige Geschichte aus der Eifel. 205 S. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gbd. Mk. 3 50.

Die lustige Verwirrung, die auf einem alten Schlosse entsteht, das drei in ihrem Streben ganz verschiedene Familien geerbt haben, gemeinsam bewohnen und gemeinsam zugrunderichten, wird hier harmlos und unterhaltend geschildert, wobei auch das seltene Gewächslein Humor manchmal durch die etwas possenhafte Darstellung bricht. (II, D, 2 R)

*Haber, Louise von, Das Tagebuch eines Kindes. Novelle. 259 Seiten. Essen a. Ruhr, Fredebeul & Koenen. Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.20.

Die rührende und ergreifende Geschichte einer unverstandenen Kindheit. Die Dichterin läßt uns einen tiefen Blick in die Kindesseele tun; vieles mutet so unmittel-

Digitized by Google

bar an wie Selbsterlebtes. Besonders Eltern und Erzieher sollten dieses Buch lesen. Es dürfte ihnen manches Rätsel der Kinderseele und der sensitiven Mädchenseele lösen. (II, B, 2)

* **Hoepfner, Hedwig: Rippes. Rokokonovellen. 171 Seiten. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.** Mk. 1.50, gbd. Mk. 2.—.

Recht sauber und fein und munter, oft mit goldigem Humor erzählte Novellen aus der Rokokozeit. (II, C, 2 R.)

* **Jeske-Choinski, Theodor: Die letzten Römer. Historischer Roman aus der Zeit Theodosius des Großen. 581 S. Köln, J. P. Bachem.** Mk. 6.—, gebd. Mk. 8.—.

Ein großartig komponiertes, farbenreiches und lebensvolles Gemälde aus jener Zeit, da das absterbende Heidentum seine letzten Kräfte gegen das aus den Katakomben siegreich aufsteigende Christentum anspannte. Meisterhaft ist dem äußeren Siege des Christentums sein innerer Sieg in der Läuterung des Herzogs, eines brutalen Leidenschaftsmenschen, zur Selbstüberwindung gegenübergestellt. Eine gewaltige epische Dichtung mit künstlerischen Qualitäten, mehr als bloße Unterhaltungslektüre. (I, B 1)

* **Krane, Anna Freiin von: Das Schweigen Christi. Roman aus dem 13. Jahrhundert. 452 S. Köln, J. P. Bachem.** Mk. 5.—, gbd. Mk. 6.—.

Mit diesem Roman nähert sich A. v. Krane stark der Meisterin des historischen Romans, Enrika von Handel-Mazzetti. Auch hier das zerstörende Wirken des Hasses, des Fanatismus, der abergläubischen Unkultur mit starken, manchmal entsetzlich krassen und das dichterische Maß überschreitenden Farben geschildert und endlich die große Versöhnung und Befreiung durch die Liebe. Einzelne Szenen und Gestalten mit überwältigender dichterischer Glut gesehen und gebildet, — das Ganze leidet an dem unmöglichen Versuch, in der Gräfin Isentrud eine Engels- und eine Teufelsseele mit einander zu vermählen und diese Doppelexistenz glaubhaft zu machen. Auf glaubensstarke Katholiken mag das Ganze erhebend wirken, schwache Christen dürften sich von mancher Einzelheit, die durch alle dichterische Kunst unserer Zeit nicht nahe zu bringen ist, eher geärgert und beunruhigt fühlen. (I, B, 1)

Kreyer, Max: Steh auf und wandle. Roman. 304 Seiten. Leipzig, P. Eliscer Nachfolger. Mk. 4 —, gbd. Mk. 5.—.

Wenn man den Begriff des „Glaubens" in weitem Sinne faßt, als Gottesglaube überhaupt im Gegensatz zum materialistischen Atheismus, so kann man sagen, daß in diesem Buche der Sieg des Glaubens proklamiert wird. Die Schicksale zweier Freunde, deren einer den Gläubigen, den Gemütsmenschen, deren anderer den modernen Ungläubigen, den gewissenlosen Egoisten verkörpert, sind in lebendiger Handlung verflochten. Kreyer ist ein Meister der Darstellung und bewältigt auch unschwer die Schwierigkeiten, ein geistiges Problem in lebendige Handlung umzusetzen. Für gebildete Katholiken immerhin ein interessantes Buch, dessen mancherlei Schiefheiten und Anstößigkeiten sich unschwer korrigieren lassen, (III, B, 3).

Kreyer, Max, Das Mädchen aus der Fremde. Roman. 340 Seiten. Leipzig, P. Eliscer Nachf. Mk. 4.—, gbd. Mk. 5.—.

Durch eine Reihe von Verkettungen, Verwechslungen usw. wird in diesem hauptsächlich dem Unterhaltungsbedürfnis dienenden Roman eine mehr äußerliche Spannung erzielt, so daß man das Buch mit Interesse zu Ende liest. Die Schilderung des Berliner Lebens ist trefflich gelungen — Kreyer ist ja auf diesem Boden zuhause. Ein Buch aus dem Großstadtleben, das keine ernsteren Fragen kennt, trotzdem ziemlich frei von ausgesprochenen Anstößigkeiten. Ein sinnlicher Hauch ist freilich über manche Partien ausgegossen. (V, C, 3)

Lhotzky, Heinrich: Im Reiche der Sennerinnen. Roman. 197 S. Ludwigshafen, Hans Lhotzky, Verlag. Mk. 2.50, gbd. Mk. 3.50.

Ein seltsamer Versuch, das Leben unseres Alpenvolkes, dessen innerste Natur dem hier aufgestellten Phantasiebild so fremd ist wie ein Berliner Freigeist einem

Digitized by Google

Tiroler Bergpfarrer, zur Werbung für zwei einander fernliegende Ideengebiete zu benützen: für die Schaffung von Naturschutzgebieten und für die Begründung und Verbreitung des rational-phantastischen Lhotzky'schen Religionsmischmasches, der den katholischen Leser so kalt und fremd anmutet, daß schon dadurch allein, abgesehen von allen andern Unwahrscheinlichkeiten — die Sennerinnen sprechen hier wie Professoren der Philosophie — ein wärmeres Interesse nicht aufkommen kann. (VI, C, 2 R)

* **Lipusch, Viktor: Heidetraum und Anderes. 219 Seiten. Paderborn, Ferdinand Schöningh.** Gebd. Mk. 2.60.

„Das Novellenbuch eines jungen, vielverheißenden Autors" steht auf der Schleife, und das ist nicht zuviel gesagt. Der junge Autor hat Talent; er verheißt Gutes; aber noch sind die Verheißungen nicht erfüllt. In den komponierten Stücken, wie „Heidetraum", „In wilder Kriegszeit", „Morni" etc. steckt noch zu viel Sentimentalität einerseits (die Spitze dieser ungesunden Sentimentalität wird in der Erzählung „Die Nonne" erreicht), andererseits zuviel Übertreibung und Vorliebe fürs Krasse, Grausige. Am natürlichsten sind die erlebten Sachen in „Lebensfrühling". Eine religiöse Note klingt nur selten durch; „die Nonne" dürfte gerade nicht geeignet sein, katholische Leser zu erheben. Sonst alles religiös und sittlich einwandfrei. (II, B, 2 R)

Martens, Kurt: Pia. Der Roman ihrer zwei Welten. 407 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. Mk. 5.—.

Ein ganz außergewöhnliches Buch, bedeutend nach zwei Richtungen hin; erstens durch die ganz ungewöhnlich scharfe, lebenswahre und tiefgehende Schilderung des Lebens und des Kontrastes der zwei Welten, die sich heute so schroff gegenüberstehen: der Welt des konservativen, katholischen, adelsstolzen Feudalismus und der modernen Welt des Individualismus und Egoismus, der von jeder sittlichen und religiösen Fessel befreiten Genußsucht. Zweitens durch die geradezu außergewöhnliche Objektivität, mit welcher der Dichter über seinem Stoff steht und, weit entfernt, Partei zu ergreifen, den Dingen ihren natürlichen Lauf läßt. So kommt eine ganz seltsame, ungewollte, dadurch umso eindringlichere Apologie, ich will nicht sagen der katholischen Weltanschauung, aber doch eines durch höhere Gesetze gebundenen Lebens zustande: indem der Held der Erzählung, der vom Glauben und der Gesinnung seiner Väter abgefallene Edelmann Pelas, die Pia, die Tochter des alten katholischen Grafengeschlechtes Worryn in sein ungezügeltes Leben hineingezogen hat, an den Konsequenzen seiner Lebensphilosophie jämmerlich zerschellt, während Pia sich aus dem Untergange rettet, ins Vaterhaus zurückkehrt und Nonne wird. Ganz objektiv, ja würdig ist auch die Schilderung katholischen Lebens, sogar eines Jesuiten und noch mehr eines mit großer Liebe gezeichneten Kardinals — wahrhaft eine seltene Erscheinung in der nichtkatholischen Literatur! Selbstverständlich ist das Buch keine Lektüre für ungereifte, ungefestigte Leser, aber ein durch das Leben aus dem Glauben gegen den Hauch der Verführung gewappneter Katholik wird das seltene Buch mit steigendem Interesse, ja mit Spannung lesen und nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung über diese wahrhaft objektive Art, ein ergreifendes Zeitgemälde im Kampfe zweier Weltanschauungen zu entwerfen, aus der Hand legen. (II, A-B, 3)

* **Paula, Schwester M., Die Liebe. Erzählungen. 288 S. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung.** Gebd. Mk. 2.50.

Gemütvolle, die Reichtümer des liebenden Herzens enthüllende Erzählungen, denen ja manches fehlt, was man nach modernen Begriffen von einer „künstlerischen" Darstellungsform verlangt, die aber dafür durch viel Herz, schlichttreuen Sinn und durch die religiösen Erhebungen einer reinen Seele entschädigen. Unbeschränkt zu empfehlen für das katholische Haus und katholische Volksbibliotheken. (I, C, 1).

* **Pfannmüller, Donatus, Eine Walz zum Balkan. 369 S. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.** Gebd. Mk. 3.50.

Nach all den süßlichen und gespreizten Romanen ist ein solches Buch eine Erquickung. Es erzählt frisch von der Leber weg von den Kreuz- und Querfahrten eines

Digitized by Google

Handwerksburschen durchs deutsche Land bis an die bulgarische Grenze. Genau so, als ob der Verfasser es selbst erlebt hätte, so unmittelbar, so wahr und so packend. Das Buch erfüllt wohl auch eine soziale Mission. Wer kennt das Leben eines reisenden Handwerkers? Wer seine Plagen und Leiden? Hier lies und laß dich bewegen zu werktätigem Mitgefühl! (II, B—C, 1)

* **Reidelbach Hans, humoristische Erzählungen.** 244 S. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. J. G. Manz. Mk. 3.—.

Nicht Originalerzählungen, wie man nach dem Titel vermuten dürfte, sondern vom Verfasser gesammelte und teilweise überarbeitete Anekdoten, historische und biographische Episoden mit mehr oder weniger humoristischer oder sathrischer Pointe werden hier geboten. Der Ausschluß alles Verfänglichen und Anstößigen macht das Büchlein auch für die Jugend geeignet. (II, C, 2 J).

Schmitthenner, Adolf, Treuherzige Geschichten. 159 Seiten. Hamburg-Großborstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Band 44 der „Hausbücherei". Gbd. Mk. 1. –.

Vier Erzählungen des im deutschen Volke so beliebten Erzählers sind hier zu einem guten Klang vereinigt. Durch alle weht ein warmer Hauch vom deutschen Gemüt. In der letzten, einer Buben- und Mädelgeschichte, webt auch goldiger Humor und in allen Frische und Gesundheit. Ein wahrer Dichter spricht hier und ein guter Mensch, den auch wir Katholiken schätzen können und dürfen. (II, A, 2 R)

Wiegand, Karl Friedrich, Die Herrlichkeit des Hyriakus Kopp und andere Erzählungen. 412 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Hier spricht ein gestaltungskräftiger, Stil und Darstellung meisternder Dichter zu uns, der die alten Grundlagen der Epik wieder zu Ehren bringt. Was besonders für den Reichtum seiner Begabung spricht, ist die staunenswerte Natürlichkeit, mit der er seine Darstellung dem gewählten Stoff anpaßt. Leider steht er offenbar in seiner Weltanschauung, die bei einem so kräftigen Talent das Schaffen bis in die letzten Züge beeinflußt, uns Katholiken so fern, daß an seinen Schöpfungen doch keine rechte Freude aufkommt. „Alinda" z. B. ist brutal sinnlich; die erste große Erzählung stellt in ihren Mittelpunkt einen abstoßenden Helden, kaum weht ein Geist religiöser oder auch nur idealer Erhebung — kurzum, eine trostlose Stoffwelt, deren Trostlosigkeit die daran verschwendete Kunst noch mehr hervorhebt. (V, B, 4.)

Jugendschriften

Aus allen Zeiten und Ländern. Eine Sammlung von Volks- und Jugendschriften mit historischem und kulturgeschichtlichem Hintergrunde.

Band 15: Gerhard Hennes, Das Tal der Geächteten, 142 Seiten. — Band 16: Ad. Jos. Cüppers, Die Sansculotten im Bergischen Lande, 144 Seiten. — Band 17: H. Freih. von Steinacker, Unter den Fahnen des Hohenzollerschen Füsilier-Regimentes Nr. 40 im Kriege 1870/71, 130 Seiten. — Köln, J. P. Bachem. Jeder Band geb. Mk. 3.—.

Bachems Volks- und Jugenderzählungen.

Band 59: Gerhard Hennes, Das Volk steht auf! 126 Seiten. — Band 60: M. von Schultze, Ein verhängnisvoller Fund und andere Erzählungen, 126 Seiten. — Band 61: Georg Streiker, Slawische Volksmärchen, 126 Seiten. — Band 62: Anna Freiin von Krane, Familie Schwammerling. Köln, J. P. Bachem. Jeder Band Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.20.

Die Sammlung „Aus allen Zeiten und Ländern" verfolgt den Zweck, durch eine Art von Anschauungsunterricht die reifere, besonders die studierende Jugend in den Geist der historischen Perioden und Ereignisse einzuführen und so das Geschichtsstudium lebendig zu machen. Besonders die beiden Autoren Cüppers und Hennes

Digitized by Google

haben auf dieser Basis auch literarisch wertvolle Erzählungen geliefert. — Die Volks- und Jugenderzählungen dienen mehr der Unterhaltung, doch verbinden sie damit auch das Streben nach positiver ethischer und religiöser Wirkung. Von den vorliegenden drei Bändchen sind besonders die slavischen Volksmärchen, die einen bisher wenig beachteten Quell schwermütig-weicher Volkspoesie erschließen, und die zwei prächtigen Märchen von Krane: „Familie Schwammerling" und „Die bösen Buben" auch literarisch wertvoll. Selbstverständlich wird Wert darauf gelegt, daß alle in den Sammlungen erschienenen Bändchen religiös und sittlich einwandfrei sind.

Aus fernen Landen. 28. Bändchen, Bernard Arens, Des Schwarzrocks letzter Sieg VIII, 99 Seiten. Freiburg i. Br., Herder. Mk. 0.80, gebd. Mk. 1.—.

Eine Erzählung, die ebenso spannend ist und dem Bedürfnisse der Jugend nach wilder Romantik ebenso entgegenkommt, wie die bunten Indianerhefte, dabei aber positiv Gutes wirkt, indem sie in fesselnder Weise eines der schönsten Kapitel katholischer Missionstätigkeit vorführt. (I, C, 1)

Fleuriot, Zenaide, Erlebnisse eines Hühnchens. Freie Bearbeitung von Philipp Laicus. Vierte Auflage, VIII, 166 Seiten, Freiburg i. Br. Herder. Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.40.

Ein namentlich für Schulmädchen der höheren Klassen geeignetes Buch, dessen, pädagogischer Wert nicht gering anzuschlagen ist. Die Erzählung ist fesselnd und nicht ohne Esprit. (II, C, 1)

Geißler, Max: Neues Märchenbuch. Mit Bildern von Otto Fischer-Lamberg. 175 S., gr. 8°. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4—.

Hier spricht ein echter Dichter und zaubert eine Märchenwelt voll blühender Phantasie und Poesie vor strahlende Kinderaugen. Leider aber nur Poesie! Religiöse Anregung bietet er katholischen Kindern gar nicht, eher Verwirrung durch den Ausschluß jedes christlichen Motivs und die ausschließliche Bevorzugung der germanischen Mythologie. Auch mit den Illustrationen dürfte der katholische Pädagoge sich nicht durchwegs befreunden können. (V, B, 2 J)

***Herchenbach, Wilhelm: Geistige Tafelrunde für die liebe Jugend. Erster Gang. Mit 3 Kunstbeilagen. 352 Seiten. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.**

Herchenbach gehört mit Bolanden zu den Schriftstellern, die von der neuen Generation katholischer [illegible]er nicht nur geringgeschätzt, sondern geradezu als schädlich verrufen werden. Das geht viel zu weit. Gewiß, ihm ist die Form der Erzählung nur Mittel, um einen religiösen und moralischen Zweck zu erreichen. Aber es ist ungerecht zu sagen, daß seine Werke nur einen äußerlichen katholischen Anstrich haben, weil sie nicht „erlebt" seien. Man braucht nur einige dieser Erzählungen zu lesen und man wird fühlen, daß die katholische und moralische Tendenz von innen heraus dringt. Seien wir nicht engherzig! Für hohe Kunst, auch für katholische, ist unser Volk nicht überall reif und wie selten blühen solche Werke auf! Und ist es denn wirklich etwas gar so Geringes, wenn das Gute auch unter unscheinbarer Hülle verbreitet wird? (I, C, 1)

Jugendbücherei des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. 6. Bändchen: Vor vielen Jahren. Ausgewählte Sagen. 160 Seiten. Münster i. W. Alphonsusbuchhandlung. Gebd. Mk. 1.—.

Diese sorgfältig ausgewählten Sagen gehören entweder dem bekannten köstlichen alten Sagengute an oder sind aus dem Dunkel ans Licht gezogen. Das Büchlein bietet der kindlichen Phantasie reiche und gesunde Anregung. (II, B, 1)

Pflugfelder, Stephan: Aus goldener Märchenschale. 262 Seiten. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gebd. Mk. 1.50.

Die guten alten Märchen sind vielleseuden Kindern meist schon so bekannt, daß sie wieder was neues haben wollen. Pflugfelder hat nun nach guten Vorbildern vier

Digitized by Google

neue Märchen gedichtet, die sich recht gut neben den alten sehen lassen und auch ernstern Kindern einen geistigen Gewinn bieten können. (II, C, 1)

Religiöse Prosa

***Bihlmeyer, P. H., O. S. B.: Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen. 93 Seiten. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Gebd. Mk. 1.50.**

Das ist das Ideal einer Heiligenlegende für unrastige, moderne Menschen, die keine Zeit haben: Ganz kurze Ausschnitte aus dem Leben der Heiligen mit einer scharf herausgearbeiteten Nutzanwendung, in edler, knapper, wohllautender Sprache; dazu eine wahrhaft vornehme, von feinstem künstlerischem Geschmack zeugende Ausstattung und in dieser edlen Hülle die alten, kostbaren Goldkörner der Worte und Werke jener, die mit Kraft und Inbrunst Gott gesucht und gefunden haben. Eine Perle unter den modernen Heiligenlegenden!

***Mohr, Heinrich: Die Seele im Heergottswinkel. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. Erste bis vierte Auflage. VIII, 264 Seiten. Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1.60, gebd. Mk. 2.—.**

P. Ansgar Pöllmann hat recht, wenn er schreibt: „Ein Prosaist urdeutscher Gottesminne ist uns in H. Mohr erstanden." Und man kann hinzusetzen: Einer von Gottes Gnaden, wie unter den religiösen Schriftstellern fürs katholische Volk keiner mehr war seit Alban Stolz. In Mohrs schlichten Büchlein fließt ja die echte religiöse Herzenspoesie in vollen Strömen! Und wie bildreich, vollerklingend, edel die Sprache! Und wie tief das Herz, wie bewegt das Gemüt! Greife zu, katholisches Volk, das ist Feiertagspoesie!

***Stolz, Alban: Das Menschengewächs. — Das Vaterunser 1. Teil — Das Vaterunser 2. Teil. — Der unendliche Gruß. — ABC für große Leute. — Kohlschwarz mit einem roten Faden. — Mixtur gegen Todesangst. — Die hl. Elisabeth. — Das Bilderbuch Gottes. — Jedes dieser Bändchen in Taschenausgabe gebd. 50 Pfg.**

***Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Ausgewählt aus den Schriften von Alban Stolz von Prof. Heinr. Wagner. 334 S. Gebd. Mk. 2.—.**

***Kurzer Aufblick zu Gott. Ein Erbauungsbüchlein aus den Schriften von Alban Stolz, ausgewählt von Otto Hättenschwiller. 240 S. Gebd. Mk. 2.20.**

***In stiller Feierstunde Gedanken für gottsuchende Seelen. Aus den Werken von Alban Stolz gesammelt von Otto Hättenschwiller. 172 S. Gebd. Mk. 1.70.**

Der Herdersche Verlag zu Freiburg i. B. hat durch die Ausgabe der vorgenannten Auswahlbändchen und der billigen Taschenausgabe der Werke von Alban Stolz die Popularisierung dieses größten geistlichen Volksschriftstellers der neueren Zeit, dessen Bedeutung erst in der Gegenwart richtig erkannt wird, in die Hand genommen. Mit Recht wurde dabei auf eine gefällige, dem modernen Geschmack entsprechende Ausstattung großes Gewicht gelegt, und die leichten Pappbändchen der Taschenausgabe in modern gemustertem Papierumschlag locken schon durch ihr gefälliges Äußere zum Ankauf. Möge diese Ausgabe dazu beitragen, daß die Werke von Alban Stolz, dessen kernkatholische, in wahrhaft dichterische Form gegossene Ideen der heutigen katholischen Welt notwendiger sind als jemals, endlich Gemeingut des katholischen Volkes werden und in Hütte und Palast gleichmäßig ihren Platz finden. (I, A, 1)

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univers.-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I, Herrengasse 13. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

viertes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Januar 1914 :: ::

Friedrich Spe

I.

Sein Erdenlauf und Nachleben in der Dichtung

Von Wilhelm Kosch

Eine ganze Welt voll Kampf und Mühsal, Opfer und Leiden tut sich vor unseren Augen auf beim Anblick des einzigen Mannes, den die Geschichte als ersten wirksamen Bekämpfer des Hexenwahns, die Literatur als einen ihrer lieblichsten, gottinnigsten Sänger und Erbauungsschriftsteller, die Gesellschaft Jesu als einen ihrer besten, treuesten und heldenhaftesten Söhne kennt.

Friedrich Spe (oder Spee) entstammte dem alten rheinischen Geschlechte Spe von Langenfeld, das seit 1739 den Grafentitel führt, und wurde am 25. Februar 1591 zu Kaiserswert bei Düsseldorf geboren. Sein Vater war Burgvogt und Amtmann des Kurfürsten Gebhard, Truchseß von Waldburg; ein frommer, starkmütiger Charakter, der in den Stürmen des Reformationszeitalters treu zur alten Kirche stand, selbst nachdem sein Herr den Glauben gewechselt hatte. Von der Mutter ist uns nichts Näheres überliefert.

Mit den Elementarkenntnissen der Schule ausgerüstet kam der Knabe ans Jesuitengymnasium zu den drei Kronen nach Köln. Er lernte fleißig und begeisterte sich so sehr für den Orden seiner trefflichen Lehrer, daß er neunzehnjährig nach Beendigung des philosophischen Jahrgangs ein Jünger des heiligen Ignaz von Loyola zu werden beschloß.

Wie wir einem Brief, dem einzigen aus seiner Jugend erhaltenen, entnehmen, wurde Spe frühzeitig von einem geheimen Feuer, einer fast krankhaften Sehnsucht nach Indien, verzehrt. Dabei lockte ihn nicht so sehr die exotische Landschaft, wie gerade das Liebeswerk der Missionen, dem er sein Leben widmen wollte.

Vom ersten Anfang seines geistlichen Daseins wünschte und dachte der jugendliche Nachfolger Christi nichts anderes als aus Liebe zum

Digitized by Google

Gekreuzigten sehr viel zu leiden. So erblickte er immer unter den Dornen seiner an Hindernissen reichen irdischen Laufbahn die Rosen der himmlischen Liebe.

Die Jahre 1611 und 1612 verbrachte Spe als Noviz in Trier. Dann sollte er in Würzburg seine philosophischen Studien vertiefen und fortsetzen. 1616 erhielt er eine Lehrstelle am Gymnasium in Speyer, im folgenden Jahre eine in Worms.

Nun hielt er den Augenblick für gekommen, seine Berufung nach Indien durchzusetzen. In einem Schreiben an den Ordensgeneral bat er kniefällig bei der Liebe Christi um die Erlaubnis, dorthin zu gehen, wo sein Herz sich befinde: doch nur dann, wenn es der Wille Gottes sei, den er mit so feuriger Liebe zu erfüllen suche, daß er gar nichts so hartes, niedriges, qualvolles auszudenken vermöge, was er nicht unter der Leitung des göttlichen Willens zu ertragen bereit sei.

Der General jedoch lehnte das Anerbieten des Novizen, so sehr es ihn freute, ab, denn er hielt es für geboten, den sich damals allzu stark geltend machenden Drang nach Missionen in fremden Ländern einzudämmen, um Deutschland seiner besten Glaubensstreiter nicht noch mehr zu berauben. Die Zeiten waren ernst genug. Die Donnerwolke des dreißigjährigen Kriegs erschien bereits am Horizont. Man benötigte jetzt nicht bloß Anwälte des Glaubens, sondern auch Engel der Charitas.

1618 übernahm Spe eine Lehrstelle am Gymnasium in Mainz. Zwei Jahre später begann er an der Universität dortselbst seine eigentlichen theologischen Studien und versuchte sich nebenbei als Schriftsteller. Die Erlaubnis zur Veröffentlichung seiner Schriften bekam er allerdings nicht. Der General meinte, er möge mit der Herausgabe zuwarten, bis er nach Vollendung seiner Studien mehr Zeit habe, sie zu vervollkommnen.

Im Herbst 1622 empfing Spe die Priesterweihe. Ein Jahr später wurde er an die Universität Paderborn als Professor der Philosophie berufen. Neben seinen Vorlesungen widmete er sich mit größter Hingebung der Seelsorge.

Zur Ablegung des Tertiats, des dritten Noviziatsjahrs, ließ man Spe gleichwohl nicht zu. Auch Italien zu sehen, was er sich wünschte, ward ihm nicht vergönnt. Erst als die Pest 1626 die Professoren und Studenten aus Paderborn vertrieb, durfte er wenigstens in Speyer das letzte Jahr seines Noviziats erledigen.

1628 weilte Spe in Köln. Um diese Zeit erhoben sich im Orden lebhafte Klagen über ihn. Man beschuldigte ihn eigener, dem Geiste des Ordens widersprechender Meinungen. An den General selbst sandte man auch in der Folge ungünstige Berichte. Sie führten später zu einer strengen Untersuchung. Was er sich erfleht hatte, von denjenigen am meisten zu leiden, denen er am innigsten anhing, von seinen Ordensbrüdern und Obern, ging reichlich in Erfüllung. „Er wurde ein Stein

Digitized by Google

des Anstoßes in seinem Konvent und bei jedem andern. Allein er kämpfte und siegte."

In Peine bei Hildesheim opferte sich Spe mit Lebensgefahr dem Berufe eines Missionars. Stadt und Amt sollten dem katholischen Glauben des Landesherrn, des Kurfürsten von Köln, wiedergewonnen werden. In den Dörfern begann er mit seiner Tätigkeit. Sein leuchtendes Beispiel, seine werktätige Hilfsbereitschaft warb stärker für die alte Kirche als die schärfste Kontroverspredigt. Die Bauern sahen vor allem auf ihren Geldsack. Sobald sie merkten, daß der Apostel des praktischen Christentums immer nur gab und nichts dafür nahm als seines Leibes Notdurft erheischte, schlossen sie sich ihm bereitwillig an. Selbst evangelische Prediger wurden katholisch. Allmählich kehrte auch die Stadt zum Glauben der Väter zurück.

Diese Erfolge Spes erregten auf Seite der unversöhnlichen Gegner lebhafte Abneigung und leidenschaftlichen Haß. Ein Fanatiker verstieg sich sogar zu einem planmäßigen Überfall. Ein Bericht des Hildesheimer Rektors an den Provinzial der niederrheinischen Provinz aus dem Jahre 1629 meldet das Folgende: „Als Pater Friedrich Spe am 29. April nach einer Pfarrei der Grafschaft Peine ritt, sprengte auf einem engen Wege ein Meuchelmörder auf ihn zu mit dem Rufe: Nun hab ich dich. Der Pater rief in Erwartung des Todes Gott, die allerseligste Jungfrau und den heiligen Ignatius an. Der Mörder schießt seine Büchse auf den Pater, der nur drei oder vier Schritte von ihm entfernt war. Das Pferd stürzt, aber da der Pater unverletzt blieb, spornte er das Pferd und suchte zu entfliehen. Da schoß der Elende zum zweitenmale auf den Pater. Da lachte der Pater, der keine Verwundung fühlte, und im Vertrauen auf den Beistand Gottes suchte er zu entrinnen. Darüber wunderte sich der Räuber und rief einigemale ij, ij, ij. Endlich gelangte der Pater auf das offene Feld. Nicht weit von dem Dorfe holte ihn der Mörder ein und hieb achtmal mit der Büchse auf seinen Kopf ein und brachte ihm mit seinem Schwerte an der linken Schulter zwei ziemlich tiefe Wunden bei, sechs Wunden an dem Hinter- und Vorderkopf. Dann verließ er den Pater, der dem Dorfe bereits nahe gekommen. Pater Spe eilte in die Kirche, las den Bauern das Evangelium vom guten Hirten, gab eine kurze Ermahnung, denn er fühlte sich infolge der Wunden und des Blutverlustes vom Schwindel erfaßt und befahl zur Danksagung das Tedeum anzustimmen. Der frühere Prädikant des Ortes bewies großes Mitleid. Aus Mitleid und Einfalt schnitt er einen Teil der über den Schläfen hängenden Haut ab. Auf seinem Pferd neben dem Pater reitend, hielt er denselben fest und brachte ihn nach Peine. Der Amtmann war untröstlich und brach in Tränen aus; sogleich schickte er Musketiere und Reiter mit einem Fähnrich zur Verfolgung des Mörders aus. Die ganze Stadt lief zusammen und weinte. Sofort wurde unser Doktor und der beste Chirurg herbeigerufen. Gestern brachten sie ihn in einem Wagen. Er

Digitized by Google

ist zwar schwach, aber guten Mutes und meint er werde noch nicht sterben. Der Arzt ist besorgt. Man hat ihm zur Ader gelassen um das nahende Fieber zu verhindern, und das hat den Kranken etwas erleichtert. Es ist in der Tat eine wunderbare Rettung."

Der schmucklos einfache Charakter dieses Berichtes spricht für seine Glaubwürdigkeit. Aber auch einige andere Augenzeugen des Ausgangs schildern das Ereignis mit ähnlichen Worten. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Spe nahe daran war, als Blutzeuge für seinen Glauben das Leben zu verlieren. An den Folgen seiner Verwundungen hatte er bis zu seinem Tode zu leiden.

Als der Prior der Abtei Corbey erfuhr, daß der seeleneifrige Missionar solches Ungemach erlitten habe, lud er ihn ein, sich zur Erholung in die stillen Mauern des schönen Weserklosters zurückzuziehen. Spe reiste gern dahin ab. Aber müßig konnte er auch jetzt nicht sein. Er wurde zum Segenspender für die Söhne des heiligen Benedikt. Und als er Corbey verließ, war die während des Reformationszeitalters gelockerte Zucht dieser Niederlassung in die richtigen Bahnen wieder eingelenkt.

In der Waldesfrische des benachbarten Dörfleins Falkenhagen schlug Spe in der unmittelbaren Folgezeit sein leichtes Wanderzelt auf. Hier schuf er wohl die meisten seiner Lieder, die unter dem Titel „Trutz-Nachtigall", frisch-fromm-frei-fröhlich bald in allen deutschen Landen heimisch wurden.

Der Aufenthalt in dem poetischen Tuskulum Falkenhagen währte nicht lange. Im Spätherbst 1629 beriefen die Obern Spe wieder als Professor nach Paderborn. Kurze Zeit hernach beschränkte man jedoch seine Tätigkeit ganz auf den Beichtstuhl. Das war offenbar eine Fügung der Vorsehung; denn hier lernte er besser als anderswo unzählige Opfer des Hexenwahns kennen und überzeugte sich von ihrer Unschuld. Hier entstand im Keime sein unsterbliches Werk, die cautio criminalis. Denn gerade durch dieses Werk brachte er die Hexenverfolgungen zum Abschluß. Zwar wurde das eingewurzelte Vorurteil nicht auf einen Schlag aus der Welt geräumt. Aber einmal endgiltig widerlegt, schwand es immer unaufhaltsamer dahin.

Bei seinen Ordensobern erregte Spes Buch allerdings umso stärkeren Widerspruch, je mehr diese auf die Stimme des Volkes und mächtiger Fürsten achten zu sollen glaubten. In den weitesten Kreisen herrschte der Glaube an die Hexen noch allgemein vor. Man beriet schon Spes Entlassung. Wenn es nicht dazu kam, waren die Zeitverhältnisse daran schuld, die es den Jesuiten unmöglich machten, auch nur auf eines Mannes Mitarbeit zu verzichten.

1631 wurde der vielgeprüfte Kämpfer für Wahrheit und Recht als Professor der Moraltheologie an die Universität Köln berufen. Hier beendete er sein „Güldenes Tugendbuch", das selbst bei Protestanten Anklang und Verbreitung fand.

Digitized by Google

1633 begab sich Spe nach Trier, wo er als akademischer Lehrer, Beichtvater und Erzieher unermüdlich tätig war. Katholiken und Antipapisten zerfleischten einander. Das Elend in Deutschland war aufs höchste gestiegen. Der Vaterlandsverrat feierte traurige Triumphe. Der Kurfürst von Trier hatte Stadt und Land den Franzosen übergeben. Die Jesuitenschulen mußten geschlossen werden. Das Kollegium in der Hauptstadt glich einem Trümmerhaufen. Der Kardinal Richelieu besaß als Koadjutor des Bistums die größte Vollmacht. Auf eine Wiedergeburt des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation wagte kaum jemand zu hoffen. Nur der tapfere Jesuit, der wackere Deutsche verlor den Glauben an die alten Ideale nicht.

Als im Frühjahr 1635 an die Gesellschaft Jesu der Befehl erging, Trier zu verlassen, standen die Kaiserlichen bereits vor der Stadt. Ein heftiger Kampf folgte. Mit Heldenmut warf Spe das eigene Leben in die Schanze. Mitten unter den Streitenden spendete er geistlichen und leiblichen Trost. Wie ein Engel, von Gott gesandt, erschien er allen, Freund und Feind.

Und als Trier für den Kaiser erobert war, schämte sich der Edelmann im Talar nicht, für die Gefangenen, denen er die Freiheit erwirkte, von Gasse zu Gasse um Kleider und Almosen zu betteln. Eine furchtbare Seuche wütete inzwischen in der ganzen Stadt. Spe, den keine Kugel erzittern machen konnte, trat auch dem schleichenden Tod kühn entgegen. An den Krankenbetten entfaltete er eine aufopferungsvolle Tätigkeit rührendster Nächstenliebe. Er war der Erde längst abgestorben und empfand das heißeste Heimweh nach dem Himmelreich. Auch als er vom tückischen Fieber ergriffen sein Ende herannahen fühlte, verließ ihn die heitere Ruhe seiner Seele nicht. Wie ein Heiliger schied er aus diesem Leben am 7. August 1635.

Spe hatte das Glück, nicht nur bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit wie Tilly zu begegnen, sondern auch von den besten Männern des Jahrhunderts selbst auf protestantischer Seite gewürdigt zu werden. Thomasius und Leibniz schätzten ihn hoch. Im Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung geriet sein Name in Vergessenheit. Erst die Romantik entdeckte ihn wieder.

Brentano bemühte sich um den Neudruck von Spes Werken. Seiner Ausgabe der „Trutznachtigall" schickte er eine biographische Einleitung voraus, in der er Spe hinstellte als einen Mann von großer Seele und unermüdlichem Streben für das Heil seiner Mitmenschen, einen Priester im ganzen Sinne des Wortes, Theologen, Philosophen, Dichter und Musiker, einen kindlich frommen, freudigen Sänger, einen milden tiefsinnigen Lehrer der christlichen Liebe und einen begeisterten und mutigen Kämpfer in den ernsteren Lagen seines Berufs. „Wenn wir die drei Schriften, die wir von diesem herrlichen Manne besitzen, ihrem Inhalte nach betrachten, so bieten sie uns die Grenzen dar, das Bild eines der gottseligsten, tätigsten, großherzigsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen zu umschreiben, die vielleicht je gelebt haben."

Digitized by Google

Eichendorff wieder in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" meinte, kein Dichter habe wohl so innig wie Spe im „Güldenen Tugendbuch" und in seiner „Trutz-Nachtigall" die verborgenen Stimmen der Natur belauscht und verstanden: wie die Ströme und Wälder und Bächlein emsig zu Gottes Lobe rauschen und die Vögel von ihm singen und die geheimnisvolle Sommernacht von ihm träume, als ob der Finger Gottes leise über die unsichtbaren Saiten der Schöpfung glitte. „Es ist daher nur durch Mangel an lebendigem Naturgefühl erklärlich, daß diese herzlichen Naturlaute jemals mit der faden Lümmelei, das Kindliche mit dem Kindischen der Pietisten verwechselt werden konnte. Und dieselbe Liebe, die in seinen Liedern in der Tat trotz allen Nachtigallen tönt, hat der Dichter auch durch sein Leben bewährt."

Im neunzehnten Jahrhundert bemächtigte sich auch die Poesie selbst des wunderbaren Mannes. Franz von Seeburg stellte in seiner historischen Novelle „Der Hexenrichter von Würzburg" (1883, 4. Auflage 1904) dessen Gestalt in den Vordergrund der Handlung. Der Erzähler stützt sich dabei auf eine Mitteilung von Leibniz von 1697, wonach Spe 1697 in Würzburg von dem jungen Kanonikus Philipp von Schönborn befragt wurde, warum er ein graueres Haupthaar habe, als es seinem Alter entspräche. Da entgegnete ihm der Pater, dieses sei von den Hexen gekommen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe, von ihrer Unschuld überzeugt.

Spes gründlichste und ausführlichste Biographen Joh. Diel und Bernhard Duhr vermochten auf Grund ihrer Forschungen einen längeren Aufenthalt desselben in Würzburg, abgesehen von der früheren Studienzeit daselbst, für die jedoch die Erzählung keineswegs paßt, nicht festzustellen. Am ehesten noch könnte er sich 1628 in dieser Stadt aufgehalten haben. Hier versagen die Quellen. Daß Spe also gerade in Würzburg Hexenrichter gewesen sei, wie von Literaturhistorikern immer wieder behauptet wird, bleibt vorläufig unbewiesen.

Die Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges „Hexe und Jesuit" von Antonie Haupt (1893, zuerst als Zeitungsfeuilleton unter dem Titel „Der Hexenpater" erschienen; 2. Auflage 1893) steht zwar, was Kraft und Innigkeit der Durchführung betrifft, hinter Seeburgs Novelle zurück, erweist aber die Beliebtheit des Stoffes in unsern Tagen aufs neue.

Das schönste poetische Denkmal Spes bis auf den heutigen Tag bildet eine dramatische Dichtung des mit Unrecht vergessenen Westfalen Joseph Pape: „Friedrich von Spe. Ein deutsches Trauerspiel", Mainz 1857. Wirksam erscheinen darin die bedeutendsten Züge aus dem Charakterbild des Helden herausgearbeitet und zu bühnengerechter Geschlossenheit verdichtet. Die Handlung spielt in Trier. Um die schöne tugendhafte Tochter des Ratsherrn Laurentius bewirbt sich ein armer Schreiber der Stadt, Emerentius, der im Feld sein Glück versuchen will, um ein würdiger

Digitized by Google

Eidam des altangesehenen Patriziers zu werden. In der Scheidestunde ertappt ihn sein Nebenbuhler, des mächtigen Hexenrichters von Trier einziger Sohn. Dieser hofft noch immer auf Berta Marias Hand, erhält jedoch schließlich eine deutliche Ablehnung. Aus Rache verklagt er darauf die seiner Werbung widerstrebende Geliebte als Hexe. Er selbst habe gesehen, wie der Teufel in Gestalt eines kecken Reiters ihr genaht sei. Vergebens beteuert Berta Maria ihre Unschuld. Gefoltert erliegt sie den Qualen des Augenblicks und bekennt sich schuldig. Selbst Pater Spe, der Vater aller Armen und Bedrückten, vermag nicht zu helfen. Der gekränkte Stolz des Hexenrichters will seine Rache haben. In diesen Tagen entsteht nun die berühmte cautio criminalis, die gewaltige Anklageschrift des heiligmäßigen Mannes, der das letzte unschuldige Opfer des gräßlichen Zeitwahnes nicht mehr mitansehen kann. Allerdings heftet sich nun sogar an seine Fersen der Verdacht, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Aus der Büßerzelle des Ordenshauses flüchtet er in den Zaubergarten der Poesie. Sich selbst zum Trost singt der Gefangene die „Trutz-Nachtigall". Inzwischen hat der Kaiser auf Grund der anonymen cautio criminalis das Hexengericht im ganzen Reiche abgeschafft. Man sucht den Verfasser und findet ihn als Pater Spe im Sträflingskleid. Der Erniedrigte wird erhöht. Alles huldigt ihm. Noch aber ist sein Lebenswerk nicht getan. Er eilt nach Trier, in dessen Mauern der schwarze Tod zu wüten beginnt, während der General Emerentius — der Schreiber von ehedem — in die Stadt einzieht, sie wieder gut kaiserlich zu machen und sein Herzeleid zu rächen. Des Volkes Stimme beschuldigt Spe, er habe die Pest eingeschleppt. Doch auch dieser Irrtum muß der Wahrheit weichen. Von der Seuche ergriffen, dem Tode geweiht schaut Spe Vergangenheit und Zukunft des deutschen Volkes in einem visionären Bild:

Ich sehe hinter mir
Ein Opferfeuer in der Zeiten Nacht,
Da Bruderhaß mit finstern Schatten wandelt,
Und dieses Opfer hat geschürt der Engel
Der Rache Gottes, düsterlohe Glut.
Und Deutschland siehts in Trauer, meine Mutter.
Doch vor mir wird ein anderer Scheiterhaufen
Hochaufgerichtet: ausgerissen hat
Des Geistes Stolz das Volk aus seinem Herzen,
Und um Vergeben ruft es auf zu Gott,
Und im Vergeben wird der Brüder Bund
Neu angelockt bei diesem Opferfeuer.
Vergeben auch das Opfer ist genannt
Das Dir genehme, Herr!
Und froh wird Deutschland, meine Mutter, wieder
Ruft ihre Kinder zu Versöhnung all.
Die Märtrer schweben von dem Himmel drüber

Digitized by Google

Und die verirrten Brüder finden sich.
Drauf an des Opfers Flammen angezündet
Von Neuem lodert Deines Glaubens Licht.
(Sterbend)
Herr Jesus! Dir befehle ich mein Deutschland."

Mit diesen erhebenden Worten treukatholischer und deutschvölkischer Gesinnung, voll Sehnsucht nach dem Frieden im Geiste der Einheit, schließt Papes stimmungsvolle Tragödie, die, von einigen Unbeholfenheiten der Technik und Unebenheiten der Sprache abgesehen, ein lebenswahres, tiefbewegendes Bild Spes und seiner Zeit entwirft.

Der sterbende Tizian / Von L. Krapp

In meinen Adern wühlt der Brand der Pest.
Die Stirne flammt, die wilden Pulse jagen.
Es hat der Tod sein blut'ges Manifest
An meines Hauses goldnes Tor geschlagen.

Schickt mir Lavinia! . . . Auch sie entfloh?
Verlassen lieg' ich auf dem Purpurpfühle. . .
Die schwüle Luft, sie schwankt und gaukelt so.
Arzt, deinen Trunk, daß er die Glut mir kühle!

Was schlurft im Marmorgang der Diener Schar
Auf Teppichen, die scheue Tritte dämpfen?
Bin ich der Tizian noch, der einstens war?
Graust allen denn vor meines Todes Kämpfen?

Schritt ich denn nicht gleich einem Gotte hin
Fast ein Jahrhundert hellsten Ruhms durchs Leben?
Durft' ich nicht schau'n auf gold'ner Wolken Glühn,
Assunta, dich, in Morgenhimmeln schweben?

Mir war das Leben ein Gefäß von Gold,
In das ich schöpft' aus unermess'nem Borne,
Kein Donner schreckte mich, der hingerollt
Ob meinem Haupt, kein Blitz von Neid und Zorne.

Ward's schon so spät? . . . O Lebenslust und -Tanz,
O Rausch von Glück und Ruhm und Gold und Sinnen!
Wie schal wardst du, da nun der Abendglanz
Des Lebens blutet rings auf Dach und Zinnen!

Mir braust ein Wort durchs Ohr im Fieberbrand:
Des Lebens tiefstes sei der Seele Frieden.
Assunta, du: leg deine Mutterhand
Aufs glanzverlass'ne Herz dem Sterbensmüden!

Digitized by Google

Der güldene Schrein

Erzählt von M. Herbert

Pater Seraphicus lebte mit noch zwei Brüdern ganz allein in dem alten, einst durch die Frömmigkeit und Askese seiner zahlreichen Insassen weitberühmten Franziskanerkloster, das einsam und im Verfall begriffen am Jurahang neben der vor Zeiten vielbesuchten Wallfahrtskirche stand, welche den Leib des selig gesprochenen Bruders Bernardus umschloß. Der Orden wollte das Anrecht auf das Kloster nicht verfallen lassen, deshalb lebten die drei Mönche in dieser weltverlorenen Wildnis, die so still und entrückt war, wie weiland das Schweigen auf dem Berge Averno, wo der heilige Franz die letzte Frist seines gottgefegneten Lebens verbrachte.

Zwei der Minoriten, Pater Thomas und Pater Bonaventura, waren bereits Greise. Ihnen paßte, trotz der großen Armlichkeit des Aufenthalts, die Stille und Beschaulichkeit, die seine Entlegenheit mit sich brachte. Sie liebten es, nach getaner Pflicht der Arbeit und des Gebetes auf der Holzbank in der windstillen Ecke neben der Kirchenwand zu sitzen und mit träumerischen halboffenen Augen über die roten Ziegeldächer des vor ihnen in der Talsole gelegenen Dörfleins hinwegzublicken, in das weite, sonnendurchglutete Donautal, dessen Ferne sich in blauer Dämmerung verlor. Es war wie ein Schauen in Ewigkeit und Unendlichkeit. Es gefiel den beiden kahlköpfigen, friedfertigen Alten, die schon mit einem Fuße auf der Schwelle des dunklen Tores standen und immer in Bereitschaft sich hielten für das letzte Aufgebot. Zuweilen erzählten die Greise einander mit ihren müden und zitternden Stimmen von den Wundern des lieben Sonnenbruders Franz von Assisi. Je älter und einsamer sie waren in sich, je näher kamen sie ihm. Je schwacher ihr Auge wurde zum Umsichschauen um so größer ward das innerliche Gesicht. Was sie einst von Franz gelesen und gehört, dies wurde ihnen nun zur Wirklichkeit. Besonders Pater Thomas hatte dieses Seelenschauen. Eine schöne Vision war es, die dem alten Müden immer wieder kehrte.

Er sah vor sich jenen großen Weltentempel — jene gewaltige Halle — erstehen, zu deren Hochaltar empor einst Christus der Herr zu erst gewandelt war — und er sah auch, wie die Fußtritte von vielen, vielen Generationen die heiligen Erlöserspuren verwischten, er sah die Tausende und Abertausende, die sie mit Angst, Qual, Irrtum, Zweifel und Heimweh vergebens suchten, bis der heilige Franz sie für die kommenden Geschlechter wiederfand, weil er sehend geworden war durch Armut, Keuschheit, Gehorsam und Liebe. So oft Pater Thomas eines

Digitized by Google

Menschen ansichtig ward, erzählte er ihm diese erhabene Geschichte. Er tat es mit stockender Stimme und vielen Unterbrechungen, weil das Gedächtnis ihn fortwährend narrte und foppte. Pater Seraphicus hatte sie gewiß schon hundertmal gehört und es schien ihm oft, als könne er das greisenhafte Gestammel des Alten kaum noch ertragen. — Pater Seraphicus weilte noch auf der Höhe seines Lebens und seiner Kraft. Er war ein stattlicher Mann, die Röte der Gesundheit lag auf seinen Wangen und ungebrochene Energie blitzte in seinem blauen Auge, er hatte entschiedene Bewegungen und einen schnellen Gang. Es genügte ihm keineswegs, die paar Bauern des nahen Juradorfes Beicht zu hören, ihre Kranken zu trösten, ihre Sterbenden mit der Wegzehrung zu versehen, ihnen am Sonntag das Evangelium auszulegen und alltäglich in der grauen nebelnden Frühe für einige wenige Kirchgänger das heilige Meßopfer darzubringen. Er wälzte große und ehrgeizige Pläne in seinem Innern. Er träumte ernstlich davon, die halbzerstörten, baufälligen Räume des Klosters mit den geborstenen Wänden und klaffenden Dielen wieder aufzubauen, der großen hellen Kirche mit den halbverblichenen Fresken und blinden Vergoldungen ihren Glanz wieder zu geben.

Wie hatte doch nur die Verehrung für den frommen seligen Bruder Bernardus jemals einschlafen können? Wie war es gekommen, daß das Feuer der Dankbarkeit für den großen Wohltäter der Gegend so ganz und gar in den Herzen erlosch? Hier oben in dem Kloster hatte der selige Bruder vor drei Jahrhunderten gelebt und gewirkt. Die ganze Kirche erzählte nur von ihm: die Wände waren bedeckt mit den Darstellungen seiner Taten und Wunder, seines Opfermutes und seiner Gottseligkeit.

Welch ein großer Freund der Armen und des Volkes war doch dieser heiligmäßige Mann gewesen, welch ein gesegneter Wandler in den Fußstapfen des Armen von Assisi! Er hatte Tag und Nacht darüber gesonnen, wie zu helfen und zu retten wäre! Wie er den Hunger stillen, die Krankheit heilen, den Haß besänftigen, den Sünder bekehren könne.

Die Fresken der Kirche waren von einem Künstler gemalt und redeten eine gar eindringliche Sprache. Man sah da den Bruder Bernardus, einen schlichten braunen Kuttenträger, wie er neben einem entsetzt sich hoch aufbäumenden Gespann von mächtigen Schimmeln, mitten im Donner, Sturm und schwarzniederhängenden Wolkenmänteln den erschlagenen Pflüger ins Leben zurückrief. Man sah den lieben Seligen, wie er über die vom Hagel zerschlagenen Fluren und Getreidefelder schritt und wie auf seine Bitten die geknickten Halme sich aufrichteten und die umgesunkenen Ähren in goldener Pracht wieder erstanden. Der Gesegnete des Herrn trat in die Hütten der Armen, da füllten die Kästen sich mit Mehl und die Krüge mit Wein. Er nahm den weinenden Müttern die Kinder aus den Armen, heilte und segnete sie.

Digitized by Google

Er betete zur Zeit der Dürre den fruchtbringenden Regen vom Himmel herab. Wo er vorüberging, schmückten sich vertrocknete Sträucher mit frischen Blüten.

Den Schäfern brachte er das verirrte Lamm aus der Felsschlucht herauf. Er stand nachts an der Hürde der Herden und verjagte die reißenden Wölfe.

Zur Pestzeit öffnete er weit die Türen des Klosters und nahm die Sterbenden in seine Zelle auf. Er fürchtete weder Krankheit noch Tod, weder Neid noch Haß, weder Hunger noch Frost.

Denn darin besteht die wahre Heiligkeit, daß sie den Mut und die Liebe von Tausenden in sich vereinigt, Lebensfreudigkeit und Segen geht von ihr aus. Welche Wohltaten Menschen nur immer erdenken können, der Bruder übte sie: deshalb waren ihm alle Kreaturen und alle Kräfte des Himmels und der Erde zu willen, sogar die Engel dienten ihm. Wenn er im Gebete entrückt seiner irdischen Pflichten vergaß, läuteten sie für ihn den Angelus, wuschen sie für ihn die Kirchenfliesen und brachten von den himmlischen Feldern die Blumen des Paradieses, um an seiner Statt die Altäre zu schmücken. Die allergrößte Tat des Bruders jedoch war an der Decke der Kirche in Bildern verewigt, die so gut erhalten waren, als habe der Maler erst gestern den Pinsel niedergelegt. Die große Wohltat war zur Zeit des Eisstoßes im frühen Lenzen geschehen. Die Nebenflüsse der Donau brachten die Gletscherwässer herab ins Tal und die wilden Gesellen trieben den Strom über seine Ufer. Das Eis drängte die Flut, der Sturm peitschte sie. Da schwoll in einer vom Föhn durchtobten und durchheulten Nacht die Donau so hoch an, daß sie bis an den Rand der Berge emporrauschte und mitriß, was ihr entgegenstand. Sie spülte von den Äckern die Krume und rasierte Weiden, Erlen, Gartenzäune und Obstbäume glatt hinweg. Das Vieh stand in den Ställen bis an den Rumpf in dem kalten reißenden Wasser und wollte sich störrisch nicht retten lassen. Die Flut zwang die Menschen, Hab und Gut im Stich zu lassen und bergan zu fliehen, um das nackte Leben zu retten. Der Selige war in das Tal herabgestiegen, war durch die Flut gegangen und hatte die Ställe der ertrinkenden Tiere geöffnet. Die rissen mit wildem Gebrüll an ihren Ketten und schlugen verzweifelt die Hufe an die Wände. Der Selige aber löste ihre Fesseln und führte die ungebärdigen Kreaturen bergan, Rösser und Stiere, Rinder, Ziegen und Schafe, alle zogen sie gehorsam dem Sohne des heiligen Franz nach. Als er dahin zog mit ihnen, bergauf durch Schlucht und Rast, wurden die Weiden grün und das junge Laub drängte sich aus den Zweigen, damit die Tiere ihre Nahrung fänden. Die Natur wollte Teil haben an der Guttat des Bruders.

Dann versammelte der große Hilfbereite die frierenden und entblößten Menschen und die zitternden Tiere in seiner Klause. Er speiste, tränkte, kleidete und erwärmte sie auf wunderbare Weise und als sie,

Digitized by Google

nachdem das Wasser sank, in ihr Dörflein kehrten, fand es sich, daß die Zerstörung nicht hoffnungslos war. Wie durch eine überirdische Hand gestützt, hatten Wände und Dächer der Flut Trotz geboten. Um all dieser Wohltaten willen hatte das Volk weit herum den guten Seligen noch nach seinem Tode lange verehrt und seine Fürbitte bei Gott in Nöten des Leibes und der Seele begehrt. Das Andenken an sein Wirken blieb zwei Jahrhunderte lang lebendig in den Herzen, dann war es allgemach schwach geworden und erloschen.

Die Undankbarkeit des Vergessens hatte sich wie dichter Staub auf den leuchtenden Namen gelegt. Die Leute pilgerten nicht mehr von fernher und brachten nicht wie früher reiche Opfer zur Auffrischung der verbleichenden Fresken, zur Erhaltung von Kirche und Kloster. Stille schlief indessen der Selige in seinem gläsernen Schrein unter dem Hochaltar — jedem Auge sichtbar. Er lag lang hingestreckt im Ordenskleid des heiligen Franziskus. Seine auf der Brust gefalteten Hände hielten noch das Kreuz. Er bot keinen schrecklichen, sondern einen friedlichen Anblick. Sein Antlitz war kein hohläugiger, zähnefletschender Schädel geworden, es war mumienhaft eingetrocknet und trug noch einen milden vertrauenerweckenden Ausdruck, als hätte die Verwesung nicht vermocht, die himmlische Güte seiner Züge zu zerstören.

Pater Seraphicus gedachte des stillen Volkswohltäters, so oft er auf den Stufen des Hochaltares stand und das heilige Opfer darbrachte. Es schien ihm dann immer, als habe der selige Bruder irgend etwas von ihm zu fordern. Es war sein höchster, sein brennendster Wunsch, den lieben Seligen wieder zu Ehre und allgemeiner Anerkennung zu bringen. Eifrigst sann er Tag und Nacht über die geeigneten Mittel dazu nach. Er begann in den Archiven und Annalen des Klosters zu forschen und zu graben, er studierte wurmzerfressene Pergamente, auf denen in kalligraphischer Schrift ein breitspuriges Latein seine Historien erzählte. Dabei förderte Pater Seraphicus soviel Material zu Tage, daß er eine fesselnde Biographie des seligen Bruders zustande brachte. In allem, das dieser verborgene Diener Gottes gewirkt hatte, sprang besonders eine große Eigenschaft leuchtend aus dem Dunkel, die Eigenschaft einer vollkommenen Demut. Niemals war ein Mensch weltlicher Ehre abholder gewesen als der Selige. „Er wollte sich selbst auslöschen, um ein reines Werkzeug Gottes zu sein," — so schrieb der Chronist, der von ihm erzählte.

Einen Augenblick machte dieser Satz den Pater Seraphicus irre in seinem Tun. Vielleicht war das, was er zum Andenken des Seligen tun wollte, gar nicht in dessen Sinne. Vielleicht liebte der Selige das Vergessenwerden? —

Aber nein. Große und gute Taten geschehen, um leuchtende Vorbilder für viele zu sein. Ein heldenmäßiges Christenleben wird doch nach Gottes Absicht auch gelebt, um Träge und Untätige mitzureißen und anzuspornen. Pater Seraphicus sandte also sein Büchlein

Digitized by Google

an alle Priester, Lehrer und namhaften Katholiken der Diözese und bat um Gaben. Er machte sich auf und besuchte Bischöfe und hohe Würdenträger der Kirche, alte, reiche Damen und andere opferbereite Seelen, denn das erste, das er tun wollte, war dieses: Er wollte für seinen bescheidenen Seligen einen kostbaren, getriebenen, vergoldeten Schrein erbetteln. Der Schrein sollte in einer ersten Werkstatt gearbeitet werden und so herrlich sein, wie der des heiligen Wolfgang in der Krypta unter St. Emmeram zu Regensburg.

Dieser kostbare neue Schrein mit den Gebeinen des Seligen sollte dann in großer Festprozession durch das Gelände getragen werden. Der Bischof selbst würde die Feier halten, damit wieder alle Welt auf das uralte Heiligtum aufmerksam würde. Ein starkes Emporblühen von Kirche und Kloster müßte die Folge sein.

Pater Seraphicus setzte alle seine Kräfte ein, diese Pläne ins Leben zu rufen. Er war rastlos an der Arbeit. Aber es stellten sich ihm mehr Schwierigkeiten in den Weg, als er gedacht hatte. Nach zwei Jahren hatte er trotz der unglaublichsten Anstrengungen erst einen kleinen Teil der Summe beisammen, die der Schrein kosten würde; dennoch dachte er nun daran, die Zeichnung zu dem Schrein von einem Künstler entwerfen zu lassen und die Ausführung einer Kunstwerkstätte zu übertragen. Das Geld *mußte* ja kommen, daran zweifelte er keinen Augenblick. All die guten Taten des Seligen, alle diese dem Wunder verwandten Liebeswerke sollten in erhabener Arbeit den Schrein zieren. Wenn auch die Fresken von den Wänden der Kirche einst niederbröckeln würden, der Schrein würde die Jahrtausende überdauern.

Pater Seraphicus begann nun auch eifrigst seine Sache dem seligen Bruder Bernardus vorzutragen und ans Herz zu legen. „Du großer Wohltäter des armen Volkes, hilf mir in meinem Vorhaben! Du hast so vielen geholfen, du hast dein Leben in strenger Entbehrung verbracht, nun ist es billig und recht, daß dein Gebein von Gold und Edelstein umschlossen sei. Tausendmal hast du diesen Dank der Nachwelt verdient. Der arme, klaffende, gläserne Sarg ist ein unwürdiger Behälter für den Leib, der die heilige Hülle einer heiligen Seele war."

So oft Pater Seraphicus dieses Gebet verrichtete, hatte er das niederschlagende Gefühl, als ob der Selige in seine Begeisterung nicht einstimme. Ja, es war ihm, als ob er aus weiter, weiter, entlegener Ferne auf seine Bitte eine ganz leise, verhallende, demütige Antwort vernähme: „Aber, lieber Bruder, was beginnst du da? Weißt du nicht, daß ich ein Armer Gottes war und die Armen und die Armut mehr liebte als alles andere? Weißt du nicht, daß ich selbst einst den goldenen Meßkelch umtauschte für ein minderes Gefäß, um die Not des Volkes zu stillen? O, mein geliebter Bruder Seraphicus — o verirrtes Schäflein Christi — du wandelst nicht auf meinen Wegen."

Digitized by Google

Pater Seraphicus aber wollte diese ferne, leise — im Duft der Jahrhunderte verschwimmende Stimme nicht verstehen und er fuhr fort, Geld zu sammeln für den güldenen Schrein.

* * *

Die Hitze der Mittagshöhe saß auf den glühenden Jurahängen. Sie hatte den milden Lenz versagt und den gebieterischen, schöpferischen Sommer auf den Thron gesetzt. Nun tat sie seine Werke. Wie von weißglühendem Metall war ihr flimmerndes, fließendes, gleißendes Gewand. Sie vollbrachte alle Wunder des Lebens. Unter ihrem unwiderstehlichen Willen öffneten sich die Knospen, entwickelten sich die Ballen der Farne, bildete sich am Halme die Ähre. Alle Kraft steigerte sie ins Unermessene, jeden Willen machte sie unüberwindlich. Allem Leben ließ sie den letzten Sporn. Sie winkte und die Welt wurde voll von Fruchtbarkeit und unerhörtem Gedeihen. Aber die Gewalt ihrer Schwüle befahl auch das Gewitter herauf.

Riesenhaft, schwarz und hoch getürmt stiegen die Wolkengebirge im Westen empor. Die Blitze zuckten in grellem Zickzack daraus nieder, oder schlugen wie Kugeln aus unsichtbaren Geschossen. Der Donnerwagen rollte dumpf, schwer und drohend mit grollendem Widerhall über die weite Ebene, die voll zitternder Stille der Erwartung harrte.

Bangnis in allen Herzen. Wo verberge ich mich vor dir, Gott Zebaoth? Das Wetterglöcklein wimmerte, in den nächtigen Stuben flammten die Wetterkerzen. Die Leute knieten vor dem Kruzifix und beteten den Wettersegen. Näher und näher rückte das Verhängnis. Der Himmel öffnete seine Feuertore. Blitz auf Blitz fuhr in die Donau nieder, die Donnerkeile rasten, der Sturm fegte ungestüm heran, sein wütender Kehrbesen trieb Blätter, Äste, Steine und Dachschindeln vor sich her, er brachte auch weiße, flatternde Hagelwolken. Dumpf prasselte es auf die Erde. Schlossen, wie Kieseln groß, schlugen das Getreide nieder, platt sank es zu Boden. Ein jammernder Aufschrei! Vorbei die Hoffnung auf die Weizenernte — dahin die strotzende Gerste! Die unreifen Früchte riß es von den Bäumen. Und nun der Regen — nein, kein Regen — eine Sündflut wars, ein Strömen wie aus tausend Mulden — ein Wolkenbruch von unbeschreiblicher Heftigkeit. Im Nu war das ganze, weite Tal ein wildwogender See; im Nu war alles bedeckt mit Trümmern und Tierleichen. Hatte es doch die Schafe auf den Triften, das Jungvieh auf der Weide überrascht.

Die beiden alten Mönche lagen vor dem Hochaltare der Kirche hingestreckt und beteten, — das morsche Kirchendach war durchschlagen worden, auf die Kanzel nieder rann die Flut. Die Alten meinten, dies sei ihre letzte Stunde. Sie beteten laut „In extremis". — Pater Seraphicus stand unter dem Kirchenportal — und sah ins Tal hinab. Es war alles ein gleichmäßig undurchdringliches Grau — er hörte

Digitized by Google

aber doch durch das Rauschen der Fluten ein angstvolles Geschrei — ein Gebrüll — wie arme Kreaturen in Todesnot es ausstoßen. Da schürzte er seine Kutte hoch und eilte in gewaltigen Sprüngen bergunter. Er fiel, er strauchelte auf den erweichten Wegen, seine Sandalen waren voll Schlamm; die Blitze schlängelten an den Kiefern und Fichten neben ihm nieder, aber die Angst um die Menschen dort unten trieb ihn vorwärts. Auf der Hälfte des Weges kamen die Dorfbewohner ihm entgegen, — Männer, die ein wenig Hausrat aufgepackt hatten, Frauen, die ihre weinenden Kinder schleppten, — die Kranken brachten sie auf Stühlen und Brettern mit. Ein Wehklagen ging vor ihnen her: „Wir haben keine Häuser, kein Gewand, keine Kühe und Rösser mehr", schrien sie dem Pater entgegen, — „die Ernte, die Gärten, die Wiesen — alles dahin". Sie weinten wie Kinder. Es schien, als habe der Tod ihre Gesichter gezeichnet. Vor der Größe des Unglücks brach Pater Seraphicus in die Kniee. Zum erstenmale schlug grelle, menschliche Not, wie großes, weckendes Sturmgeläut an seine Seele. Da ward er ein Bruder seiner Brüder. Wie weiland Pater Bernardus öffnete er den Unglücklichen Kirche und Kloster — aber ach — unter seinen Händen wuchs kein Brot — füllte kein Krug sich mit Wein, erhoben sich keine wärmenden Feuer. Die Gabe der Wunder war ihm versagt. Aber er konnte mit den Unglücklichen beten, konnte trösten, teilnehmen. — War das genug? Nein, es war nicht genug. Da lagen sie auf den Fliesen der Kirche wie damals, vor zweihundert Jahren, ihrer Habe beraubt, entblößt, angstvoll — ohne Heim. — Es zerschnitt dem Mönche das Herz. Er trat zu dem Bürgermeister und dem Gemeindeältesten: „Für die erste Not — für Brot, Kleid und Betten sind viertausend Mark bereit", sagte er — „der selige Bruder Bernardus, der einst euer Helfer war, ist es auch jetzt wieder geworden. Er will keinen güldenen Schrein, er will Barmherzigkeit und Liebe. — Die Spender werden damit einverstanden sein und wenn sie es nicht sind, werde ich aufs neue betteln und den Betrag ersetzen . . . ja, meine Aufgabe wird es sein, so eifrig für diese Not einzustehen, wie es einst der Selige tat. So Gott mir helfe."

Der Bürgermeister war ein alter Mann. Er nahm die Mütze von den schlohweißen Haaren und sagte: „Hochwürden, wir Alten, die gar manches sahen und erfuhren, denken oft, daß das heutige Leben die Werke der Heiligen nicht mehr schafft. — Nun wissen wirs besser."

Bruder Thomas humpelte darauf zu Pater Seraphicus heran — es schien, als sei er plötzlich wieder sehend und hörend geworden und seine erloschenen Augen auf den Pater richtend, sagte er: „Mir scheint, du hast die Fußstapfen Christi wieder gefunden wie der heilige Pater Franz".

Stille lag der Leib des seligen Bernardus unter dem Hochaltar — nie aber war seine heilige Seele dem Bruder Seraphicus so nahe gewesen — als in diesem Augenblick.

●●●

Digitized by Google

Auf dem Wege

Von Marie von Gebsattel

I.

Wie wähnt ich als Kind doch die Welt so weit,
Wie hoch ihr Geheimnis, wie groß die Gesetze!

Dünkte mich klein, weil ich selbst mich nicht kannte:
Folterte so meine Seele mit Suchen,
Daß sie mir darbend verging fast vor Sehnen;
Dachte, ich hielte das Glück — das Glück! —
Hielt ich das Wissen der Welt erst in Händen.

Tauchte ich nieder in ihre Tiefen?
Sah ich je ihrer Gesetze Grund? —
Bin doch weit über die Welt schon gewachsen.
Aber mit Händen und Füßen gefesselt
Bin ich nun grausam ans Bett des Prokrustes:
Denn ein Unendliches eignet mir,
Das an den endlichen Körper gekettet;
Wenn mir das Endliche Wunden schlägt,
Schafft das Unendliche bittrere Schmerzen.

II.

„Schwer liegt das Schicksal über den Menschen" —
Schicksal? — des Schicksales wollte ich spotten!
Schicksal! für hartes Geschehn ein Wort,
Ganz ohne Geist, ohne Herz ein Begriff nur!
Da doch das Schicksal nur lebt von den Dingen,
Stirbt es auch einmal mit seinem Spiel.
Müßte dem Schicksal ich mich unterwerfen,
Das — gleich dem Stiere — nur stärker als ich ist? —
Nein! — Was Unendliches in mir lebt,
Will sich nur einem Unendlichen beugen,

Digitized by Google

Knien einem Ewigen, Großen, Vollkommnen.
Doch jenes Wesen? — — Es ist! — weil auch ich bin.
Gebt mir ein Wort dieses Wesen zu rufen,
Daß es mir nahe in meiner Not!
Über Ertragen die Fessel mich foltert —
Du, den ich fühle — Gott! — mach mich frei!

III.

Mache mich frei, du mein Gott, den ich fühle!
Hör auf mein Schreien! Schau meinen Schmerz! —
Kräfte der Seele erlahmen am Körper,
Der auf dem Wege im Staub erstickt;
Was auch im Ganzen mein Geist erschaut,
Kann ich im kleinsten Teile kaum messen;
Kleinlich im Kleinen zerreib ich die Kraft mir,
Und meine Schwingen, sie sind mir beschnitten.
Sage, wozu dann der Seele die Flügel,
Gibst du nicht Raum ihr, die Flügel zu regen?
Schöpfer, was schufst du das Menschenherz
So voller Liebe, o so voller Mitleid,
Sich mühend im Lande, das Leiden trägt,
Mehr als der Acker trägt Ähre an Ähre?
Rede, mein Schöpfer: warum so viel Wehe? —
Gib mir, gib Antwort, mein Gott, warum!
Überall Enge und Leid! — warum?

IV.

Du gönnst mir nicht Freiheit? Und gibst mir nicht Antwort? —
So wär es dein Wille, daß solches wir leiden? —

Doch wie vereine ich das deiner Güte?
Denn du mußt gut sein, du großer Vollkommner. —
Könnte doch ich keinem Kinde tun,
Wie du uns tust, der du Gott, unser Gott bist!

Fernher aus Kindheitserinnern kommt
Wie eine Antwort mir ahnend gegangen:
Hab ich nicht später die Strafe verstanden?
Lernt ich nicht lieben, die leiden mich ließen?

Digitized by Google

Vater, ja das iſt's, das iſt's, was du willſt!
Feſſel des Könnens und Freiheit des Willens,
Daß uns die Enge hinauf zu dir reiße,
Daß ſtets wir ſuchen, und ſuchend dich finden, —
Daß wir dich ehren, du ewige Weisheit,
Daß wir dich lieben, o göttliche Liebe!

V.

Daß ich dich liebe — dich lieben darf!
Doch wie ertrag ich den Tag deiner Nähe,
Herr, und was opfre ich, das nicht ſchon dein? —

Komm nicht in himmliſchem Glanze, o Herr!
Herr, verbirg dich im brennenden Buſche:
Komm in dem irdiſchen Feuer des Leids! —
Siehe, ich ſtreife die Schuhe ab:
Binde mich du nun mit Banden der Liebe! —

Hart war der Weg, doch war heilſam das Wandern: —
Wunderbeſeligt iſt heute mein Wiſſen:
Brand- nicht und Sühnopfer brauchſt du, Herr.
Weil du mich liebſt, und weil ich dich liebe:
Hier bin ich, Vater, und harre des Leids.

Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

IV.

Welcher junge Mensch erkennt hierin nicht seine ersten Gefühle für die Natur! Ja, ja, — so war es! Ein Frühlingsmorgen, — das helle Buchenlaub glänzte so jung und festlich in der Pfingstsonne, und der Bach, der rieselnde, glucksende Bach, bald im Sonnenlichte glitzernd, bald blank und braun im Schatten der Waldabhänge. Und die Stille im Walde, — und die Frische — und der feine, leichte Morgennebel, der noch zwischen den Bäumen schwebt. Wie heißt es doch in dem Gerokschen Lied:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh der Sonn entgegen;
Da steht der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen tut sich regen.
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Dieser Morgensegen senkt sich auch auf Werthers unruhiges Haupt und folgt ihm hinaus in den Tag, macht ihn sanft und still und führt ihn den Sanften und Stillen des Landes zu: den Kindern und dem Volk.

„Die geringen Leute des Orts kennen mich schon," schreibt er ein paar Tage später an den Freund. „Wie ich mich im Anfange zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dies und das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlt ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das Lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie, durch Annäherung zu verlieren; und dann gibts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die sich herabzulassen scheinen, um ihren Übermut dem armen Volke desto empfindlicher zu machen."

Und dann sinds die Kinder! In Werthers Augen sind Kinder die einzigen Menschen, die ehrlich sind. Im Grunde genommen, sind wir

Digitized by Google

alle Kinder, — wir werden durch Süßigkeiten und Kuchen und Ruten regiert — nur will kein Erwachsener es eingestehen, und doch liegt es deutlich auf der Hand!

„Ich gestehe dir gerne," schreibt Werther, „daß diejenigen die Glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein verschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: ‚Mehr'. Das sind glückliche Geschöpfe! Auch denen ists wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. Wohl dem, der so sein kann! Wer aber in seiner Demut erkennt, wo das alles hinaus läuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dems wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessiert sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist."

In allem Frühlingsjubel macht sich bei Werther eine gewisse Zurückhaltung geltend, die ihn verhindert, sich in den Strom des Lebens zu stürzen — ein stiller, trauriger Scharfblick, der, wie Schopenhauer sagen würde, sich nicht von dem Willen zum Leben beirren läßt, sondern erkennt, worauf das Ganze hinaus will: daß das Dasein Selbstzweck und sein Sinn nur die Erhaltung des status quo ist. Deshalb betrachtet Werther nur das Leben, er lebt es nicht. Ein Wiegenlied will er für sein brausendes Herz, und er findet es im Homer. „Wie oft lulle ich nicht mein empörtes Blut damit zur Ruhe," schreibt Werther. Und wir wissen — was wissen wir heutzutage nicht? — wir wissen, daß Goethe auf seinen Spaziergängen Ernestis große Homer-Ausgabe mit sich herumschleppte, bis ihm sein Freund Kestner am 28. August Wettsteins Taschenausgabe zum Geburtstag schenkte.

„Du kennst," schreibt Werther am 26. Mai, „von alters her meine Art mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat. Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man

Digitized by Google

oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Tal. Eine gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischchen aus dem Wirtshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer."

Bald wird Wahlheim der Mittelpunkt in Werthers Leben. Die Kinder kommen und stellen sich um den fremden Mann herum; er zeichnet sie und gibt ihnen den Zucker von seinem Kaffee und am Sonntag einen Kreuzer zu Weißbrot. „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in den kleinen Dingern die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhol ich dann die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und sie, die wir als Muster ansehen sollen, behandeln wir als Untertanen. — Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheiter? — Guter Gott, von deinem Himmel siehst du alte Kinder und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht, — das ist auch was Alts!"

Werther selbst will sein Leben so kindlich und so einfältig führen wie nur möglich. „Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgang hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirtsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädme und dazwischen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausstreiche, Schoten ans Feuer stelle, zudecke und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl ich so lebhaft, wie die übermütigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung des Lebens ausfüllte als die Züge patriarchalischen Lebens. . . Wie wohl ist mirs, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des

Digitized by Google

Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortschreitenden Wachstum seine Freude hatte, alle in einem Augenblick wieder mit genießt."

Solche Stellen aus „Werther" zeigen uns den jungen Goethe in der ganzen Reinheit seiner Seele. „Mein Sinn war von Natur aus zur Ehrerbietung geneigt," sagte er in späteren Jahren von sich selbst. In Wirklichkeit gibt es nur zwei Arten von Menschen: solche, die Ehrerbietung vor dem Dasein haben, und solche die keine haben. Ehrerbietung entspringt aus dem Staunen über die ewigen Geheimnisse; sie ist das Gefühl, daß wir wie in einem Tempel leben. Der Ehrerbietung entsprießen Demut und Güte; sie erzeugt eine stille, freundliche Gesinnung, während Respektlosigkeit gleichbedeutend ist mit Hochmut, Verachtung anderer, Roheit der Seele. Goethe hat den Geist der Unehrerbietigkeit im Mephistopheles verkörpert, dessen letzte Weisheit lautet, daß alles wertlos ist; während die Ehrerbietung selbst in dem Geringsten eine Welt und einen Wert sieht, weil alles von dem Höchsten kommt, alles von den Gipfeln, von den Sternen ausgeht, weil alles Gottes Gabe ist.

Dieser Geist ist Goethes guter Geist. Das, worauf es ankommt, lehrt Wilhelm Meister, ist „alles, was geschieht, mit Ehrfurcht zu betrachten". Nur der, der Ehrfurcht besitzt, heißt es in den „Wanderjahren", ist ein ganzer Mensch. „Wenn die Ehrfurcht wie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, sie würde die Erde von allen Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt." Dieser ehrfurchtsvolle Blick auf das Dasein war es, der Goethe viel in dem sehen ließ, was für andere wenig oder nichts bedeutet. Seine tiefe, reiche Seele machte alle Dinge zu Sinnbildern von Größerem. Das bescheidene Gericht Erbsen in der Küche des ländlichen Wirtshauses ließ ihn das Schmausen der frechen Freier im Hause des Odysseus sehen. Selbst fühlte er sich oft wie jener weit befahrene Mann, der auf den Wogen des Lebens schon viel umhergeschleudert worden war. Und bald sollte er — wie auf einer glücklichen Insel — der Nausikaa gegenüber stehen.

V.

„Ich habe einen braven Mann kennen lernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine

Digitized by Google

Seelenfreude ſein, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, von denen er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen."

So leitet Goethe in ſeinem „Werther" des Helden Bekanntſchaft mit Lotte ein. Sie hieß auch in Wirklichkeit Lotte, und ihr Vater war Amtmann — Adminiſtrator würden wir heutzutage ſagen — der Beſitzungen des deutſchen Ordens in Wetzlar. Dieſer alte katholiſche Ritterorden, der zur Zeit der Reformation aufgelöſt worden war, blieb als eine Art Stift beſtehen, zu dem ausgedehnte Grundſtücke gehörten. Mitten in Wetzlar liegt noch das im Jahre 1287 erbaute Deutſchordenshaus — gewöhnlich „das deutſche Haus" genannt — und hier waltete zu Goethes Zeiten der Amtmann Heinrich Adam Buff.

Buff war im Jahre 1710 in Steinbach bei Gießen geboren und bekam 1755 die Stelle als „Amtmann des Deutſchen Hauſes". Als ſolcher hatte er die Rechte des deutſchen Ordens in Wetzlar und Umgegend wahrzunehmen, alle Pachtgelder und Renten von den Gütern des Ordens einzukaſſieren, jeden Monat den Rechnungsabſchluß vorzulegen, Bücher und Karten über die Beſitzungen zu führen, das abgelieferte Getreide zu kontrollieren, es aufzubewahren und zu veräußern und für die Erhaltung der Gebäude Sorge zu tragen. Für dieſe Arbeiten erhielt er einen jährlichen Lohn von hundert Gulden bar, freie Wohnung mit Scheune und Stall, Tagesgelder für Reiſen, Schreibgebühren, Prozente von dem verkauften Korn, ſamt Nutznießung von ein einhalb Morgen Garten-, vierzehn Morgen Wieſen- und fünfundvierzig Morgen Ackerland. Auf dieſe Einnahmen hin verheiratete er ſich, und zwar mit Magdalena Erneſtine Fehler, der Tochter eines Majors in Wetzlar, und im Laufe von zwanzig Jahren gebar ſie ihm ſechzehn Kinder, von denen zwölf am Leben blieben. Frau Buff wurde in Wetzlar gewöhnlich nur „die Dame mit den vielen ſchönen Kindern" genannt; alle waren ſie blond und blauäugig, und eins immer reizender als das andere. „Die Kleinen ſahen alle aus wie Amoretten", ſagte ein Maler. Ein Jahr bevor Goethe nach Wetzlar kam, war Frau Buff geſtorben, aber ihre zweitälteſte Tochter Lotte übernahm bei den vielen kleinen Geſchwiſtern Mutterſtelle. (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

von M. Buol

(Fortsetzung)

In Waidbruck, wo am Berge droben die stolze Trostburg steht und der Gröbener Bach aus seinem engen Tale hervorbraust, war kurzer Aufenthalt. Der Postwirt trat an den Wagenschlag, und als er die Oberwurzer sah, gings an ein Kondolieren. „Bedaure, bedaure! Hab schon gehört! Schwerer Schlag! Hoffnungsvoller junger Mann! Haben recht, eine Reise zu machen, um sich zu zerstreuen."

Frau Oberwurzer nahm dankbar weinend die Kondolenz entgegen, wollte aber den Postwirt, obgleich er als stockliberal galt, sogleich in den eigentlichen Grund ihrer Reise einweihen. Doch die Pferde hatten ihren Hafer fertig gefressen und setzten sich in Trab, und so erfuhr der Postwirt von Waidbruck einstweilen Frau Oberwurzers tiefere Absichten nicht. Das tat der Frau natürlich leid, doch war dafür während des Aufenthalts jemand eingestiegen, dem sie sich mitteilen konnte, ein Geistlicher noch dazu. Der mußte natürlich alles erfahren! Frau Oberwurzer hatte ja die Geistlichen so gern!

Aber zuerst mußte sie wissen, woher er komme und wohin er gehe.

Er war ein Benefiziat droben vom Berge, und wollte auf den Ritten zum Begräbnisse eines Verwandten.

„O je, nur bis zur nächsten Poststation fahrt der Hochwürdige mit!" klagte Frau Oberwurzer. Und da sie sah, daß die Zeit kostbar war, fiel sie gleich mit der Tür ins Haus und klagte ihm ihr Leid.

Das ernste kluge Gesicht des älteren Herrn nahm den Ausdruck ehrlicher Teilnahme an. Er stellte auch einige Fragen und erhielt natürlich reichliche Antwort. Und er mochte wohl sehen, daß die Alte eine gute, einfältige Seele war, darum hörte er so geduldig zu.

„Ach mein, mir ist's grad wegen seiner Seel'!" jammerte sie. „Schlecht ist mein Josef nicht gewesen, nein, nein! Aber fromm halt auch nicht. Mit dem Kirchengehn hat er's immer lax genommen, schon zu Hause; und in der Fremde, fürcht' ich, wird er wohl erst recht kalt geworden sein. Aber ein gutes Herz hat er immer gehabt: keiner Flieg hätt' er weh tun können. O, mit der Zeit und mit dem Alterwerden hätt' er sich gewiß gerichtet. Und anstatt dem hat er jung sterben müssen, und so jäh! Mitten unter seinen Kameraden, wie sie

Digitized by Google

grad recht lustig beisammen gewesen sind, ist er umgefallen und tot gewesen. Denken Sie nur, Hochwürden, keinen guten Gedanken hat er mehr machen können! Mein Gott, wenn ich grad wüßt, wo seine Seel ist! wenn ich grad das wüßt'!"

Der Geistliche sagte ein paar gute, kräftige Worte über Gottes Barmherzigkeit. „Dem Hergott ist noch mehr an der Seele Ihres Sohnes gelegen als selbst Ihnen. Er wird schon den Weg zu seinem Herzen gefunden haben. Der Gnade Gottes genügt ein Augenblick."

Aber schon unterbrach ihn die Frau. „Wissen Sie, Hochwürden, ich fahr grad nach Kaltern zur Marie von Mörl. Vielleicht, daß die mir etwas sagt."

Der Benefiziat schüttelte, unwillkürlich lächelnd, den Kopf. „Machen Sie sich nicht zu viel Hoffnungen. Der liebe Gott läßt sich nicht gern in die Karten schauen, und das hat seinen guten Grund. Beten Sie und vertrauen Sie! Mehr wird Ihnen die ekstatische Jungfrau von Kaltern auch nicht zu sagen wissen."

Aber das ging der Oberwurzer nicht ein. Die Marie sei eine Erleuchtete und sehe, was in der anderen Welt vorgehe, versicherte sie.

„Für eine erleuchtete Seele halte ich sie auch, obwohl ich sie nie gesehen habe," sagte der Geistliche. „Aber so viel ich weiß, spricht sie mit keinem Menschen als mit ihrem Beichtvater. Also was wollen Sie da von ihr erfahren, meine gute Frau?"

„Daß sie mit niemand redet, habe ich schon auch gehört," sagte die Oberwurzer. „Aber fast ein jeder, der sie heimsucht, bekommt von ihr ein Bild, und aus den Bildern kann man's herauslesen, was sie meint und was sie sagen will. Ja, ja, Hochwürden, das ist gewiß wahr," versicherte sie eifrig, als sie ein leichtes Kopfschütteln bei ihrem Gegenüber bemerkte. „Schauen Sie, eine meinige Nichte hat durchaus ins Kloster gehn wollen, aber die Verwandten haben ihr zugeredet, sie sollt' doch lieber heiraten, weil sie ein nettes Vermögen hat und auch sonst eine hübsche Person ist. Also meine Nichte hat sich gedacht, sie fahrt nach Kaltern und fragt die Mörl-Marie um Rat. Und denken Sie, eh' die Nichte ein Wort vorgebracht hat, hat ihr die Marie ein Bildl gegeben mit der Hochzeit von Kana. Ja, und denken Sie grad, das Jahr danach hat die Nichte akkurat geheiratet."

Der Geistliche lachte herzlich. „Vielleicht ist es der Fräulein Nichte mit dem Kloster nicht so ganz ernst gewesen," meinte er. „Nun, wir brauchen ja brave Eheleute auch." Dann versprach er der Frau, des armen Verstorbenen am Altare zu gedenken und verließ den Wagen.

All die Weile war Anna ganz still gesessen, den Korb auf den Knien. Aber sie horchte genau auf das, was gesprochen wurde, und machte sich allerlei Gedanken. Die stumme Bildersprache der Ekstatischen von Kaltern behagte ihr nicht. Es gibt nämlich auch sehr anzügliche Bilder. Manche Heilige stellt man dar, wie sie Krone und Szepter abweisen, wie sie die Erdkugel oder gar einen vollen Geldsack mit dem

Digitized by Google

Fuße von sich stoßen. Anna hatte einmal ein ähnliches Bild vom heiligen Franziskus gesehen. Und wenn ihr die Jungfrau mit den Wundmalen etwas solches geschenkt hätte! Nein, sie wollte lieber gar nicht hingehen. Nach Kaltern mußte sie freilich, um die Oberwurzer zu begleiten und des Dechants wegen, der ihr das Reisegeld gespendet hatte. Aber die Hauptsache war ihr doch, einen Dienst zu finden, nicht einen, wie man sie am Berge fand, sondern einen guten, reich entlohnten. Am liebsten in der Stadt. Der heilige Antonius, dachte sie, würde ihr schon dazu helfen.

Als die Reisenden nach Bozen kamen, war es schon dunkel. Beim Mondschein, nahe am Postgebäude, stiegen sie ab. Es war ein gutes bürgerliches Gasthaus. Frau Oberwurzer, der die Trauer den Appetit nicht geraubt hatte, bestellte Backhühner und Apfelküchel. Sie erkundigte sich auch nach der Fahrgelegenheit nach Kaltern, und als sie hörte, daß man schon um sechs Uhr früh abfahren müsse, bestellte sie gleich noch eine Portion Küchel und ein zweites Krügel Bier, denn bei einer so langen und anstrengenden Reise müsse man sich gut bei Kräften erhalten.

Anna wäre lieber einen halben Tag in Bozen geblieben, um sich umzusehen. Aber sie mußte sich nun einmal nach ihrer Begleiterin richten.

Bald kam die zweite Ladung Küchel, aber ohne Bier. Umsonst waren die Hilferufe der Oberwurzer — die Kellnerin war schon wieder davon. Anna wollte aufstehen und nach dem Bier sehen, da trat die Wirtin ein, bei der die durstige Frau sogleich Klage führte. Als die lässige Bedienerin wieder in der Gaststube erschien, gab's einen Verweis. Errötend lief das Mädchen hinaus, um das Versäumnis gut zu machen.

„Sie ist sonst eine tüchtige Person gewesen," entschuldigte sich die Wirtin. „Aber seit sie das Heiraten im Kopf hat, geht nichts mehr vom Fleck."

Frau Oberwurzer war nicht eine, die ein Gespräch, noch dazu ein Heiratsgespräch, unter den Tisch fallen ließ. Und als die glückliche Braut mit dem Bierkrügel ins Zimmer sprang, da wußte sie schon alles, wußte, wen sie heiraten werde und wann, und daß sie sich etwas Schönes erspart habe mit all den Trinkgeldern, die es beim „Mondschein" gab. Und so reichte auch sie ihr einen Zwanziger, trotz der mangelhaften Bedienung, und wünschte ihr viel Glück und Segen, „und daß die Jungfrau Braut in ihrem Ehestand nicht so viel Kreuz haben soll wie ich." Worauf ihr natürlich auch gleich das Weinen kam.

Indessen war die Wirtin von einem Tische zum andern gegangen, um zu sehen, ob die „Jungfer Braut" nichts vergessen habe. Als sie hinausging, stand Anna auf und folgte ihr wie von ungefähr.

„Frau Wirtin, nur zwei Worte!"

Die Wirtin wandte sich um.

„Wann sagen Sie, daß Ihre Kellnerin heiratet?"

„Um Lichtmeß aufs späteste."

Digitized by Google

„Ach mein, die hat wohl keinen Verstand! So einen Platz hinten lassen!" Und Anna tändelte verlegen an ihren Schürzenbändern.

Endlich sagte sie mit unterdrückter Stimme, als wäre sie nicht gern belauscht. „Wenn Sie noch keine Kellnerin haben, ich käm Ihnen schon."

Als Anna sich diesen Abend zur Ruhe legte, hatte sie neben der Fünfguldennote des Dechants von Kaltern noch eine zweite, die ihr die Mondscheinwirtin in Bozen als Drangeld gereicht hatte. Der heilige Antonius meinte es doch wirklich gut mit ihrem Sparkassenbüchel!

VIII.

Unter dem sonnbeglänzten Abhang des Mendel hin zieht sich die lange Marktgasse von Kaltern, in der Mitte der freundliche Platz mit den altertümlichen Häusern und dem großen steinernen Brunnen, auf dessen schlanker Säule eine Barock-Madonna ihre fürbittenden Hände erhebt. Hoch ragt über dem Platze der gotische Glockenturm empor. Dahinter die stattliche Pfarrkirche, etwas abseits von den Häusern stehend zwischen den eisernen Kreuzen eines alten, rasenbedeckten Kirchhofs. Dann der Abhang zu einem freundlichen Wiesentale, an dessen Ende der Kalterersee blinkt.

Auf der andern Seite des Marktplatzes, wo der Berg ansteigt, hebt sich, den Ort beherrschend, das Franziskanerkloster empor, eine alte Burg des Landesfürsten mit dunkeln Mauern und steilem Giebeldache. Und höher den Berg hinan, bis wo Wald und Fels beginnt, steht Haus um Haus, bald einzeln, bald zu Gruppen vereint. Dazwischen grüne Felder und Weingärten und Obstbäume, und da und dort heben sich, wie fromme Grüße, kleine Kirchtürme empor.

Gerade als der Morgenomnibus von Bozen auf dem Kalterer Platze hielt, klang von der Franziskanerkirche leiser Glockenton herab und mahnte, daß hier noch trotz der späten Stunde eine Messe gelesen werde zu Nutz und Frommen der Wallfahrer, die von weither kommen.

Schnell wurde Frau Oberwurzers Gepäck in einem nahen Gasthause eingestellt. Dann keuchte die alte Frau, auf Annas Arm gestützt, den steilen Weg hinan zum Kirchlein mit dem Antoniusbilde. Während der ganzen Messe weinte und seufzte sie laut. Denn jetzt sollte sie's ja bald ganz sicher und untrüglich erfahren, wie es mit ihrem Sohne stehe. Anna aber kniete bolzengerade da und betete ruhig und gelassen wie jemand, den kein schweres Anliegen drückt und der mit sich selber zufrieden ist. Der ersehnte Dienst war ja gefunden; wenn der Herrgott sie nur gesund und tüchtig zur Arbeit erhielt; mehr brauchte sie nicht.

Um das betete sie jetzt. Sie hatte niemand sonst, für den sie zu beten wußte. Nicht für das alte Ehepaar am Sölderhofe, das nun so schweres Herzweh litt, nicht für das Menele, das mit bleichem Gesicht und rotgeweinten Augen im Hause umging. Und der Heilige droben am Altare, der Heilige mit dem Jesuskindlein am Arm, der lächelte

Digitized by Google

wohl herab auf die betrübte alte Frau, wie um zu sagen: Weine nicht! Aber mit der andern Wallfahrerin, die so stramm und zufrieden dakniete, wußte er nichts anzufangen, obwohl er ein Heiliger war.

Von der Messe weg wanderte Frau Oberwurzer ins Tertiarinnenkloster, wo Marie von Mörl weilte. Anna entschloß sich im letzten Augenblicke, die Frau zu begleiten. Es hätte doch sonderbar ausgesehen, wenn sie es nicht getan hätte. Auch in Lasen würde man sie bei ihrer Rückkehr nach der Marie von Mörl fragen. Und warum sollte sie schließlich nicht zur Ekstatischen gehen? Jungfrau Anna Kerschbaumer von Albions war doch eine, die vor niemand zu erröten brauchte.

Schon seit vielen Jahren hatte Marie von Mörl ihr Vaterhaus, einen schönen Ansitz im Markte, verlassen und bewohnte nun ein stilles Zimmer, von dem ein Fenster auf die Kirche sah. Hier, ganz nahe dem Allerheiligsten, führte sie ihr beschauliches Dulderleben.

Die beiden andern Fenster des Zimmers waren von den Bäumen des Klostergartens umgrünt. Mildes Dämmerlicht herrschte im Raume. An den Wänden hingen bunte Bilder wie in einer Bauernstube. Marie hatte eine kindliche Vorliebe für alles Bunte und Frohe. An den Fenstern nickten Blumen. In einem großen Vogelbauer girrten zwei perlgraue Tauben. Ein Hauch sanfter Heiterkeit lag über allem, und nichts verriet, daß das Leben Mariens, das allmählich zur Neige ging, nur mehr ein schweres inneres Martyrium war. Täglich empfing Marie die Besucher, die ihr Beichtvater und andere vertraute Personen ihr zuführten. Dann lächelte sie und nickte und versicherte in beredter Zeichensprache, daß sie alles wohlverstehe, was man ihr gesagt habe. Aber kein Wort kam je über ihre Lippen. Zu oft waren ihre unbefangensten Reden als Orakel gedeutet worden. Das hatte ihrer kindlich-demütigen Seele weh getan.

Eben hatte ein junges Ehepaar Mariens Zimmer betreten, Leute, die weit hergekommen waren und fast kein Deutsch verstanden. Sie hatten ihr zweijähriges Töchterlein mitgebracht. Marie liebte die Kinder. Man hatte ihr die Kleine aufs Bett setzen müssen, und nun hielt sie die herzigen Patschhändchen in ihrer rechten Hand und schaute tief in die unschuldigen Äuglein. Es war ein stilles Verständnis zwischen diesen Beiden. Das Kind fühlte sich nicht fremd bei dieser Unbekannten, die ja selbst die Augen eines Kindes hatte, wenn auch das nahende Alter schon seine Schatten über ihre Züge warf. Nur ein bißchen verwundert blickte die Kleine auf das bleiche, durchgeistigte Gesicht und auf die langen dunklen Haarsträhne, die an den Schläfen niederhingen. Das war etwas besonderes an Marie, diese langen Haare, die ihr leidender Kopf nicht zu tragen vermochte und die ihr frei über Brust und Schultern fielen.

Nun ließ Marie die Händchen der kleinen Besucherin fahren und suchte und blätterte, immerfort lächelnd und nickend, in ihrem Gebetbuche. Endlich hatte sie etwas besonders Schönes gefunden, ein Jesus-

Digitized by Google

kindlein mit grellrotem Röckchen angetan, auf einer grellblauen Erdkugel stehend. Verlangend streckte die Kleine ihre Ärmchen nach dem Bilde und Marie selber betrachtet es mit sichtlichem Wohlgefallen, als koste es sie fast ein Opfer, sich von dem bunten Jesulein zu trennen.

Jetzt aber drängte sich Frau Oberwurzer wuchtig heran, entfaltete ihr Taschentuch und begann zu weinen. Sie war zwar felsenfest überzeugt, daß die begnadigte Jungfrau den Grund ihres Jammers bereits kenne. Aber es tat ihr wohl, davon zu sprechen, und so kam alles aufs neue heraus. — „Mein armer Joseph! Wenn er grad ein gutes Stündlein gehabt hat! Wenn ichs grad wüßt!"

Marie schaute mit ihren klaren, hellbraunen Augen die Weinende innig an. Dann erhob sie beide Hände, von denen vor Kurzem auf ihr herzliches Flehen die ehrenden Stigmate verschwunden waren. „Bete für ihn!" sagte diese Bewegung.

Frau Oberwurzer verstand. Sie habe schon viel für ihn gebetet, versicherte sie; sie habe Messen lesen lassen und fromme Leute auf Kirchfahrt geschickt. Ob ihm das geholfen habe? Ob der Herrgott ihm gnädig gewesen sei? Ob er wohl gewiß im Fegfeuer sei?

So redete sie lange. Aber die schönen, braunen Augen hafteten jetzt nicht mehr auf ihr; sie schienen etwas anderes zu suchen.

Ganz hinten in einer Zimmerecke stand Anna. Die drängte sich nicht heran, hatte der Marie auch nichts zu sagen. Aber gerade ihr flog der Blick der Begnadigten zu. Vorbei an der weinenden Alten, vorbei am herzigen kleinen Mädchen flog dieser Blick und spürte sie auf in ihrer dunklen Ecke. Anna rückte ein wenig zur Seite, so daß die fremde Dame sie deckte. Aber sogleich wandte sich Marie zurück; die Fremde bemerkte, daß Marie jemand suche und gab ihr Raum.

Rot und heiß wurde Anna unter diesem beharrlichen Blicke. War das ein liebes Schauen, aber so traurig! Als eben vorhin die weinende Mutter ihre Angst um die Seele ihres Kindes klagte, da hatte nur sanfte Hoffnung aus diesem Blicke geleuchtet. Und doch, über den Josef Oberwurzer konnte man billig trauern. Denn der hatte es mit den Geboten Gottes und der Kirche keineswegs genau genommen und war dann zur Strafe seiner Sünden eines jähen Todes verblichen.

Was sollte aber der traurige Blick, der sich auf Anna haftete? War denn an der Schuster-Nannl von Albions etwas auszusetzen? War etwas an ihr, das nicht ganz kreuzbrav und christlich war? Etwas, das nicht ganz dem Bilde entsprach, das die Prediger bei der alljährlichen Standesunterweisung von einer echten, tugendhaften Jungfrau zu entwerfen pflegen?

Alles wahr! Aber gegen solch einen Blick ist man machtlos. Da hilft kein Deuteln und kein Widersprechen, da hilft nur die Flucht.

Und so ging Anna hinaus. Im kleinen Vorzimmer setzte sie sich und wollte warten, bis Frau Oberwurzer käme. Aber wie sie so ruhig dasaß, kam ihr ein Einfall. Ihre zwei Fünfguldennoten, die in ihrem

Digitized by Google

Gebetbuche lagen und dort verschiedenen Heiligenbildern Gesellschaft leisteten, wollte sie in das Sparkassenbüchlein einlegen. Das war doch eigentlich der richtige Platz, und wenn sie auf der Heimreise wieder nach Bozen käme, konnte sie gleich damit zur Sparkasse eilen.

Sie stellte ihren Korb zur Erde und mit der Sorgfalt einer jungen Mutter, die ihr Kleines aus den Windeln nimmt, hob sie das Büchlein heraus und nahm es aus seiner Hülle. Dann legte sie es auf ihre Kniee und schlug es auf.

Da fiel ihr Blick auf etwas, das sogleich ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Sie hatte doch oft in ihr Büchlein hineingeschaut. Aber was da nun auf einmal geschrieben stand, das hatte sie noch nie drinnen gelesen.

Auf der ersten Zeile die erste Einlage: dreihundertzwanzig Gulden. Dann der Zins und eine weitere Einlage von vierzig Gulden, ihr letzter Jahreslohn. Darunter die Summe: dreihunderteinundsiebzig Gulden zwanzig Kreuzer. So weit stimmte alles. Aber unter dem schönen Worte „Summe" stand ein anderes, ein seltsames, unheimliches Wort. „Rückzahlung" hieß es. Und es war eine Rückzahlung von rund dreihundertsiebzig Gulden!

Und darunter hatte eine feste Hand klipp und klar notiert: „Stand ein Gulden zwanzig Kreuzer".

Anna starrte ins Büchlein, schaute weg, schaute wieder hin, rieb sich die Augen. Rückzahlung? Was sollte das heißen? Sie hatte doch wahrhaftig keine Rückzahlung von der Sparkasse verlangt! Hatte auch niemand damit beauftragt! Hatte ihr Büchlein versteckt gehalten — so sorgfältig!

„Rückzahlung!" Unerbittlich stand das Wort vor ihr. „Stand ein Gulden zwanzig Kreuzer." War das jetzt ihr ganzer Reichtum? Sie griff sich an den Kopf. Nein, nein, das konnte nicht sein! Die Herren an der Sparkasse, die schrieben wohl allerlei gescheites Zeug da hinein, das gewöhnliche Leute nicht verstehen konnten. Es war ja doch sicher nichts herausgenommen worden aus ihrem Büchlein, es konnte nicht sein, es war einfach unmöglich.

Das fremde Ehepaar mit dem kleinen Mädchen trat jetzt aus dem Zimmer der Marie. Der Vater trug das Kind auf dem Arm, und das Kind hielt sein buntes Bildchen empor, tupfte mit dem Fingerchen darauf und lachte. Die Eltern waren sehr ernst, aber Rührung und Glück sprach aus ihren Zügen. Und während sie an Anna vorbeischritten, redeten sie leise in einer fremden Sprache.

Anna aber starrte immerfort in ihr Büchlein hinein und murmelte, zu sich selber sprechend: „Rückzahlung? Ich weiß von keiner Rückzahlung!"

Eine Minute oder zwei vergingen; dann kam die Oberwurzer, das Gesicht von Tränen überströmt, aber so selig!

„Hat sie's gesehen, Anna, wie mir die Marie gedeutet hat? Beten sollt' ich, hat sie mir gedeutet. Also, jetzt weiß ich's, mein Josef ist an

Digitized by Google

einem guten Ort, wo ihm das Beten hilft. Und da schaut sie, meine liebe Anna, was ich bekommen hab!"

Und sie zeigte ein Bild, das die Seelen im Fegfeuer vorstellte, büßend und betend, und darüber einen Engel, der einen Kelch über sie ausgoß. „Schaut sie, Anna, ich mein' grad, ich seh meinen Josef auf dem Bild!" Und sie küßte es heftig. „O mein Josef, sollst nicht mehr lang drunten bleiben! Ich will schon recht beten nud Almosen geben. O mein lieber Josef, bin ich froh!"

So jubelte die gute Frau und meinte nicht anders, als daß sie einen richtigen Blick in die andere Welt getan habe.

Anna starrte sie all die Weile verständnislos an. Endlich bemerkte es die Frau. „Warum ist sie denn dahinten geblieben? Hat sie sich nicht vorgetraut zur Marie? Hat sie kein Bildl bekommen?" Und als Anna ihre Frage stumm verneinte, meinte sie, das Mädchen trösten zu müssen. „Wir kommen schon morgen wieder her. Die Marie hat mit dem Kopf genickt, wie ich sie gefragt hab, ob ich noch einmal kommen soll."

Jetzt stand Anna plötzlich auf, warf ihr Büchlein heftig in den Korb zurück und nahm den Korb in den Arm.

Also bis morgen blieb die Frau in Kaltern! Bis morgen und vielleicht noch länger! Nein, so lange konnte Anna nicht warten mit ihrem Herzen voll Angst. Heute noch mußte sie erfahren was mit ihrem Büchlein sei.

„Ich hätt' einen Gang zu machen, Frau," stammelte sie. „Ich kann's nicht schieben. Auf den Abend bin ich schon wieder da."

Die alte Frau war betroffen. Sie hätte gern gefragt und gewußt. Aber ehe sie Worte fand, war Anna schon zur Tür hinaus.

Und als die Oberwurzer, durch Gänge und über Treppen keuchend, endlich ins Freie kam, da sah sie auf der breiten Straße, die zum Markte hinführte, nur noch von fern Annas große, kräftige Gestalt, sah sie dahinschreiten rasch und entschlossen wie eine, die weiß wohin.

Ja, Anna wußte, wohin. Sie war ja erst morgens hergefahren und konnte ihren Weg nicht verfehlen. Nach Bozen zur Sparkasse wollte sie, wollte fragen, was es bedeute, das häßliche Wort Rückzahlung, das sich ihr eingeprägt hatte wie mit feurigen Lettern.

Rückzahlung! Dreihundertundsiebzig Gulden! Eine Lappalie für den Reichen! Ein erträglicher Verlust für einen bürgerlichen Wohlstand! Aber der Schusterstochter von Albions war's ihr Alles. Es war der Erbteil ihrer Eltern, es war, was sie selbst verdient hatte. Wer nie schwer gearbeitet hat, weiß nicht, was das heißt: selbstverdientes Geld! Geld übt auf die meisten Menschen, ob sie sichs eingestehen oder nicht, seinen Zauber aus, aber selbstverdientes Geld entflammt Leidenschaft. Wer der stolzen, reinen Magd vom Sölderhofe gesagt hätte, daß auch in ihr eine Leidenschaft lohe!

Ein wundervoller Spätherbsttag lachte über der welkenden Landschaft. Auf den steilen Hängen der Mendel und auf den welligen

Digitized by Google

Waldhügeln, die das Überetſch vom Etſchtale ſcheiden, prangte das reiche, volle Farbenſpiel des Allerſeelenſommers. Tiefgrün lagen die Wieſen im Tale. Um die Hügel lag blauer Duft wie ein Zauberkleid. In traumhafter Ferne verlor ſich das Hochgebirge. Und wer ein leichtes Herz in der Bruſt trug, für den wär's eine Luſt geweſen dahinzuwandern unter der vollen herbſtlichen Mittagsſonne. Aber Anna ging die ſtaubige Heerſtraße entlang, geradeausblickend, achtlos für alles, was ſie umgab, nur mit einem Gedanken beſchäftigt wie jemand, der für ſein Liebſtes bangt. Ihr Alles lag ja in dem kleinen grauen Buche, das jetzt vielleicht nur mehr eine wertloſe Hülle war. (Fortſetzung folgt.)

Vor dem Tag

Von F. Schrönghamer-Heimdal

Was noch eben ſchlafend lag,
Rüſtet ſich zum neuen Tag
In verjüngter Stärke.
Dämmernd weicht die Dunkelheit
Sonnenfroher Schaffenszeit
Hochgemutem Werke.

Wieder werde friſch vollbracht,
Was die königliche Nacht
Heimlich vorbereitet.
Blick und Geſte, Tat und Spiel,
Jeder Handlung Sinn und Ziel,
Iſt ſchon angedeutet.

Redet nicht von Fron und Pflicht,
Herren ſind wir, Knechte nicht,
Wenn wir frei vollenden,
Was die königliche Nacht
Uns allweiſe vorbedacht,
Und es froh verſchwenden.

Digitized by Google

Altchristliche Renaissance

Fragmente aus einem Reisetagebuch

von Hans und Gabriele Eibl

Athen, Samstag, 25. Dezember 1909

Wir wohnten einem eindrucksvollen Ritus im römischen Hochamt bei. Zum Evangelium stiegen ein Priester und ein Diakon auf die Kanzeln, die rechts und links vom Kommuniongitter sich erheben. Der Diakon sang nach den Responsorien des römischen Rituals in lateinischer Sprache das Weihnachtsevangelium, vom göttlichen Logos, darauf trug es der Priester von der anderen Kanzel nach byzantinischer Weise griechisch vor. Der Brauch, von der Kanzel herab das Evangelium zu singen, ist eine Annäherung an das griechische Ritual. Eine Messe dieses Stiles hörten wir vorigen Sonntag; zwei Szenen haben sich uns tief eingeprägt. Ein Diakon trat aus der mittleren Tür, schritt langsam vor, durch die langen Haare für Abendländer ein ungewohnter Anblick. Dann sang er in langgezogenen reinen Tönen die Formel: Deïthômen Theû, bitten wir Gott; die Melodie stieg in drei Stufen von C zu E und verweilte lange auf dem E, das voll und zitternd durch die Halle klang. Eine andere packende Zeremonie ist die Vorzeigung der heiligen Gefäße. Aus diesem Brauch ist geschlossen worden, daß die Gralsdichtung durch die byzantinische Liturgie angeregt sei.

Die große ästhetische Wirkung dieser Zeremonien beruht auf einem Kontrast. Der Priester und die Handlung sind den Blicken des Volkes zum großen Teil durch die Bilderwand entzogen, das Geheimnisvolle, Unnahbare wird auf diese Weise anschaulich dargestellt. Wir ziehen die römische Liturgie vor, nach der das ganze Volk an der Handlung teilnehmen soll. Doch haben die Kirchen des griechischen Ritus in der Sprache, die dem Volke verständlich ist, ein Gegengewicht gegen die Absonderung, während die lateinische Kirche namentlich in den nördlichen Ländern durch die Fremdheit der Sprache die notwendige Schranke aufrichtet. Das Mysterium hat zwei Seiten; es ist ein Opfer für alle und ein Geheimnis der Gnade. Soll das erste ausgedrückt werden, so muß man das Geheimnis gewissermaßen freigeben; will man das andere andeuten, so muß man das Opfer verwahren. Die griechische Kirche läßt den Gläubigen nicht so sehr sehen, dafür aber verstehen, die römische nicht so sehr verstehen, dafür aber schauen. Das Ideal ist ein Entrücken der Handlung, ohne daß sie dem Auge ganz

Digitized by Google

entzogen wird, und eine Verklärung der begleitenden Rede, indem die verständliche Sprache durch getragenen Gesang, durch die Wahl und Stellung der Worte, vor allem aber durch die Pracht der Bilder und durch den Ernst des sittlichen Gehaltes über das Alltägliche hinaus auf den Flügeln des Heiligen Geistes Gott entgegenrauscht. Die griechische Kirche kann sich diesem Ideal nähern, indem sie aus der Bilderwand eine Architektur mit Säulenstellungen macht, zwischen denen sich drei große Bogen öffnen. In römischen Kirchen ist die Entrückung der heiligen Handlung oft durch Vertiefung der Apsis und Erhöhung des Altarraumes über den Kirchenboden erzielt worden. Um aber den Zusammenhang zwischen dem Volk und dem in Worten ausdrückbaren Sinn der Handlung zu verstärken, müßte der Volksgesang fähig werden, die nach den Festen wandelbare Liturgie musikalisch und poetisch mitzuempfinden. Daß wir das römische und griechische Ritual heute gerade im Logos-Evangelium vereinigt gesehen haben, erschien uns besonders schön und bedeutsam.

Venedig, 19. Februar 1910

Morgens wand sich der Zug durch die drohende Steile der Kalkalpen. Tiefer Schnee und düsterer Himmel. Durch das geöffnete Fenster kam Winterduft erfrischend herein. Der Ebene von Venedig geben die gestutzten und struppigen Weidenkeulen ein eigentümliches Aussehen. Solche Klötze heben sich auf Tizians Bild der Lebensalter vom leuchtenden Himmelsblau ab. Die Erinnerung an das Gemälde läßt uns das Nebelgrau des Winters umso lebhafter empfinden. Der Markusdom war heute nachmittag schon geschlossen. Wir jubeln ihm gleichwohl zu, während wir ihn außen besehen und uns an seinen aus allen Stilen zusammengelesenen Einzelheiten erbauen. Wie schön passen sie zusammen!

Venedig, 20. Februar, abend

Das Innere des Domes gibt uns einen Begriff von der unglaublichen Schönheit, in der einst die Hagia Sophia gestrahlt hat. Die Mosaiken der Kathedrale von Byzanz waren von denselben Farben wie die alten in S. Marco — Blaugrau und Braun mit wenigem Rot und Grün, mehr Weiß und vielem Gold, aber die Linien werden noch vollkommener gewesen sein, der Antike näher. Doch auch in der Zeichnung sind einige Stücke unübertrefflich. Auf dem Bild der Todesangst Christi sind Ölbäume, Fels und Blumen so schön gezeichnet und gefärbt, wie sich Natur der Seele in glücklichen Träumen offenbart. Suggestiver lassen sich Baum, Fels und Wiese nicht wiedergeben, als in diesem Monumentalstil. Das Bild erinnert ebenso sehr an die Ägypter wie an die japanische Landschaft. — Die Marmorsäulen des Domes äußern phantastischen Formenreichtum: korinthische Kapitelle, mit weichen oder stacheligen Akanthusblättern, einige ruhig, andere wie vom Sturm-

Digitized by Google

wind gefegt und umgedreht; wieder andere symmetrisch gegeneinander gerollt. Schade, daß die Renaissance nichts Besseres zu tun wußte, als die klassischen Typen nachzuahmen. Um wieviel fruchtbarer wäre es gewesen, mit dem erworbenen Feingefühl für edle organische Gliederung die wildwachsenden und reichen Gestalten der byzantinischen, romanischen und gotischen Kunst harmonischer, feiner und bis ins einzelne vollkommen durchzuarbeiten. Die Spätgotik war auf dem Wege zu solcher Schönheit. —

Als positive Leistung hat die Renaissance uns bereichert, als exklusives Programm jedoch viel Mögliches verhindert. Aber vielleicht konnte sie nur durch Reduktion der Form auf die antiken Vorbilder das Feingefühl wieder erwecken? Wenn dies so wäre, dann stammte die Notwendigkeit, den einen Vorteil durch einen Nachteil zu bezahlen, aus der armseligen Enge des menschlichen Bewußtseins, nicht aus der Idee: und was der Renaissance unmöglich war: Synthese von Gotik und Griechentum, uns ist es möglich. — —

Venedig, 22. Februar

Das Verlangen Säulen zu sehen, reich wie die gotischen und schön gearbeitet wie antike, siehe da, es erfüllt sich! Solche Stützen tragen mächtig die bunte Ziegelwand des Dogenpalastes. Je mehr wir sie betrachten, desto ärmer erscheint uns die Doktrin der Renaissance. Im Hofe des Dogenpalastes, in den die byzantinischen Kuppeln des Domes segnend hereinblicken, verschränken sich Gotik und Renaissance, Spitzbogen und Rundbogen zu innigstem Vereine. Zwei Riesen stehen dort: herrliche Kinder dieser Ehe. Schön geschwungene Ellipsen durchziehen jede der beiden Gestalten und auf sie hin ist alles stilisiert, Bewegung der Arme, Stellung des Hauptes, Nacken, Rücken, Hüften, Brust. Die Ellipse ist die Kurve, die Rund- und Spitzbogen ausgleicht und deshalb passen die Giganten unter die abwechselnd runden und spitzigen Fenster. Wir bewohnen ein Zimmer im Uhrturm mit der beglückenden Ansicht auf Dom und Paläste. Das Zimmer ist altertümlich geziert, die Wand genau geglättet, die Stuckdekoration sparsam aber sehr fein gearbeitet, die Farben freundlich: hellrosa und weiß. Und wie selig macht uns das ganze tolle Formenspiel da drüben: die Fassade des Domes, ihre hundert Säulchen, die stolzen dickhalsigen Goldrosse, der Dogenpalast, die klassische Bibliothek gerade uns gegenüber. Was ist da alles zusammengedichtet und wie gelungen ist die Einheit! Synthesis aller Stile! Durch das geöffnete Fenster dringt in zunehmender Stärke das Brausen des Volkes herein. Heute soll ein an Wagners Todestag in Palazzo Vendramin gegebenes Konzert auf dem Platze wiederholt werden. Das Konzert beginnt, das Brausen dauert fort. Darüber hinweg fliegt die Musik zum Fenster herein.

Digitized by Google

Rom, Innenansicht von San Lorenzo mit dem tieferliegenden Chor (S. 236)

Digitized by Google

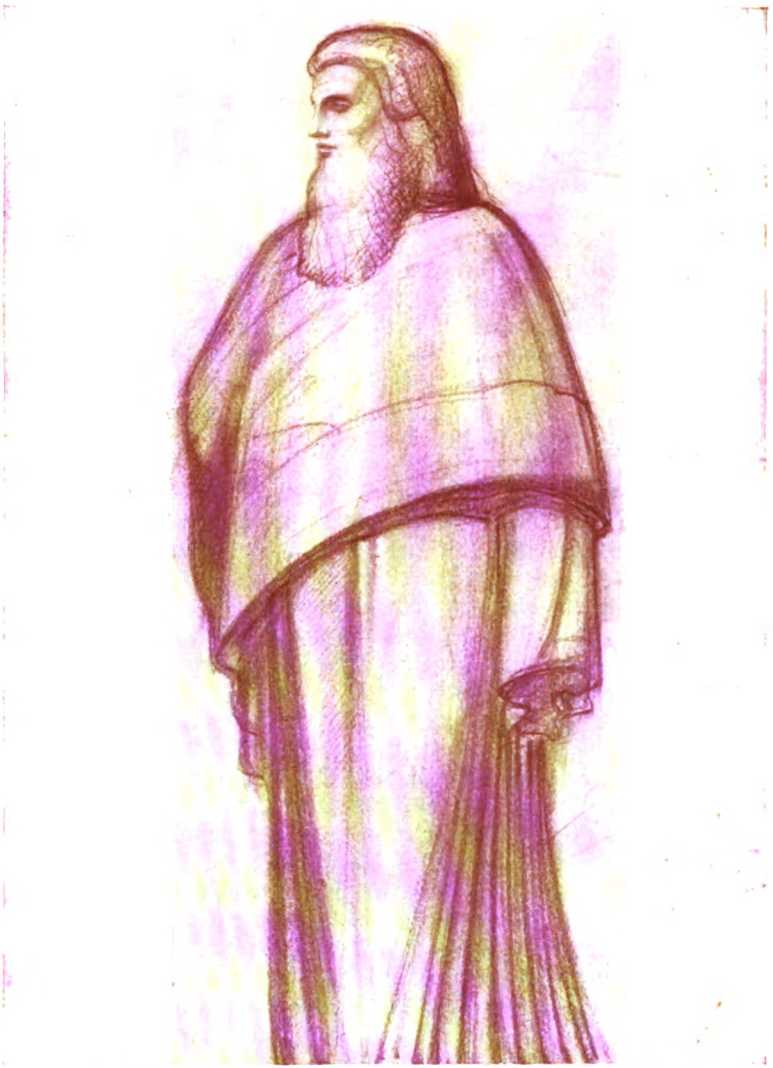
Venedig, 24. Februar

Wenn ich mit einem Blick ein Idealbild dessen überschaue, was uns Venedig geschenkt hat, so sehe ich Christus und die Madonna und die Heiligen, umrissen mit den scharfen Linien früherer venezianischer Meister, die Gewänder von kräftigem Faltenwurf und in lebhaftesten Farben, rot und orange, violett, gelb und grün. Die Lichter sind klar herausgehoben, die Schatten dunkel vertieft, etwa wie auf Dürers Holzschnitten, und so die Plastik der Gestalten noch in der Ferne deutlich wirksam von den hohen Wänden durch das Halbdunkel der Kirchen; blaugraue Berge treten aus Ehrfurcht vor den Heiligen bescheiden zurück, o wie schöne, lichtstrebende Berge! Himmelsluft fällt tiefblau von oben herein und wird nach unten heller, fast wie auf japanischen Holzschnitten; die Bäume sind braun und grün — und überall aus dem Verborgenen heraus blitzt oder strömt in breitem Reichtum strahlendes Gold. Ich sehe einen Stil vor mir, der die Schönheit der alten Mosaiken in S. Marco noch überbieten könnte.

Padua, Freitag, 25. Februar

Frühmorgens, vor der Abfahrt aus Venedig, drohte ein Regen; dann löste sich das Gewölk. Wir fuhren durch den Kanal bei heiterem Himmel und haben aus dem nebelgrauen Venedig noch ein schönes Bild mitgenommen, goldig und morgenleuchtend. In der Eremitanikirche zu Padua erfreuten uns die Mantegna-Fresken durch den prachtvoll gewaltigen Strich: das ist eine Art des Zeichnens, wie sie für Mosaik kaum besser gedacht werden kann. Das Bild der Hinrichtung des heiligen Jakobs überrascht auch durch Farbenkühnheit; hellgraues Gebirge steigt an gegen die braune Nacht eines düsteren Himmels. — Aber eine Erlösung, eine Offenbarung sind die Wandgemälde Giottos in der lichten, bunten Marienkirche bei der alten Arena. Wenn ich mir das Gesamtbild im Geiste wiedererzeuge und noch einmal durchempfinde, dann sehe und fühle ich etwas Helles, Übersichtliches, Zartes, ein Ruhen voll Innigkeit, Frömmigkeit, eine starke Erschütterung voll veredelnder Scham, voll Maß und Besonnenheit: es ist eine wahre Wiedergeburt nicht römischen, sondern — hellenischen Geistes. Hat jemand vor oder nach Giotto den durchstrahlenden Gottesgeist im verklärten Leibe des himmelfahrenden Erlösers so malen können? Die überweltliche Königinnenhoheit im Antlitz der Madonna verehren wir staunend: so sahen wir sie oft im Geiste — Ein Wandgemälde sei reliefartig. Es soll die Wand nicht zertrümmern, sondern zusammenhängend schmücken; aber nicht bloß als Flachornament. Flächenhaftigkeit im ganzen und eine gewisse geringe Körperlichkeit im einzelnen: dieses meine ich mit dem reliefartigen Charakter. Die ägyptische Kunst scheint sich zunächst von der zweiten Forderung zu befreien, denn sie kennt keine Schattierung: aber sie erzeugt die körperhafte Wirkung schon dadurch, daß sie ihre Figuren als Reliefs meißelt. Also unterwirft auch sie sich der Doppelforderung.

Digitized by Google



Der verhüllte Gott als „neuer Dionyſos". Entwurf von Hans Eibl (S. 232).

Ravenna, Sonntag

Vor Morgengrauen regnete es ſtrömend. Aber um ſieben Uhr fuhr Gottes Wind in die Regenſchnüre und zerblies den grauen Griesgram der ſchweren Wolken. Die Moſaiken von San Spirito, die erſten, die wir hier ſahen, befremden zunächſt. In der Apſis thront Chriſtus auf der Weltkugel, darunter und ringsum welliger Wieſengrund mit

Digitized by Google

Schafherden. Der Kosmos scheint nicht ganz durchgedacht: wenn wenigstens statt der Kugel ein Hochgebirg der Thron wäre! Unter der Weltenau könnte man sich dann etwas vorstellen. Im Kuppelscheitel des daneben liegenden Baptisteriums der Arianer sehen wir Christus zwischen Johannes und dem Flußgott Jordan. Es ist eine gut geschlossene, prächtige Gruppe; die Komposition fordert geradezu zur plastischen Gestaltung heraus, die Vollaufnahme der Antike entzückt uns.

San Vitale, welche Freude: wir sehen eine kleine Sophienkirche! An Byzanz erinnert auch das reichliche Gold. Schöner noch ist das Mausoleum der Galla Placidia; der Gesamtton der Bilder: grün und blau mit sparsamem Gold. An einer Stelle geht die grüne Wiesenfarbe in das Blaue des Himmels allmählich über: eine bemerkenswerte Abweichung vom Linienstil des Mosaiks ins rein Malerische. Die Technik ist bewunderungswürdig. Die Formen, namentlich der Ornamente haben vielfach noch antiken Adel; auch die Auffassung Christi in dem Bild über der Eingangswand, der als Hüter unter den Schafen sitzt und eines liebkost, bartlos und schön wie Apollo unter den Herden Thessaliens, ist hellenisch, geradeso wie die Symbolisierung des Jordan durch den Flußgott. Das war eine kühne Zeit, die es wagte, den Erlöser als Apollon und Orpheus zu sehen und die Pallas Athene als Hagia Sophia zu deuten. — Die altchristliche Kunst macht uns Modernen den Eindruck des Altertümlichen, umso befremdlicher wirken barocke Elemente, die sich ganz unbefangen mit den archaischen vermischen; solcher Art sind die Stuckdekorationen im Baptisterium der Orthodoxen. —

Nachmittag fuhren wir nach Classe. Rechts ragen, durch die weite Ebene von uns getrennt, die Höhen des Apennin gemäßigt auf, zum Teil vom Regen verhüllt, an andern Stellen hell oder dunkelblauviolett übereinander aufgebaut. Die grünbeflaumte Ebene ahnt den kommenden Frühling. Gegen das Gebirge zu verdüstert sich das Himmelsgrau; von dort her hebt ein scharfer Wind an, der die Regenschatten näherschiebt.

Im Dom St. Apollinare in Classe erstaunten wir über die Harmonie in Grün, Gold, Gelb und Rot mit sparsamen Blau. Schade, daß diese Kirche, wie auch San Vitale ein totes Museum ist. Noch mehr aber als die Farben ergriff uns die mächtige, ja hinreißende Bewegung, die Geist und Seele einsaugt und zur Apsis trägt. Das ist die letzte Form des hellenischen Tempels, der Anfang einer unübersehbaren Zahl von späteren Kirchen. Abends sahen wir die zweite Kirche des heiligen Apollinaris. Die Baldachine über den Heiligenfiguren oben an der Wand sind ein anderes Beispiel altchristlicher Barock.

Rom, Mittwoch, 16. März, im Vatikan

Der Dionysos im Vatikan vereinigt Größe der Kontur mit sanfter Weichheit in den feinen Linien von Haar und Gewand, Erhabenheit mit Milde. Die Doppelheit des Charakters und vieles von der äußeren

Digitized by Google

Erscheinung läßt sich auf eine Christusstatue übertragen. Ich habe heute den verhüllten Gott der Eucharistie als neuen Dionysos gezeichnet. Arme und Hände sind durch den Überwurf verdeckt, hoch ragt das Haupt über die Masse der Gewänder und blickt unerschütterlich vor sich. In der Erbauungsliteratur kehrt häufig die Vorstellung wieder, daß Christus in der Eucharistie nicht nur verhüllt, sondern durch seine Liebe gefangen ist: ein Bild von unheimlicher Gewalt. Ich will es verwenden. Die Statue Christi sei bis zu halber Höhe umgeben von einer gitterartig durchbrochenen Wand, die den Tabernakel versinnbildet. Dieselbe Wirkung ist auch zu erreichen, wenn man das Gottesbild in eine tiefe Apsis stellt, die vorne durch einen mäßig hohen Lettner abgeschlossen wird; in beiden Fällen muß das erhabene Haupt und die mächtige Brust über das Gitter hinwegsehen. —

Rom, Mittwoch, 23. März

Wir hörten am Abend die Tenebrae im Lateran, das Miserere von Palestrina. Der Chor der Sänger trägt je einen Absatz vor, ihm antworten die Priester; ihre Weisen sind verschieden, die der Sänger reich gegliedert, schwungvoll, aufseufzend, die der Priester tief, dumpf und altertümlich. — Die Sonne ging unter, es wurde dunkel, einige Strahlen verfingen sich in den gotischen Apsisfenstern und das Mosaik, von den letzten Glutpfeilen verwundet, leuchtete purpurgolden.

Rom, Gründonnerstag, 24. März

Den Nachmittag verbrachten wir in St. Peter. Die unvergleichliche Beleuchtung lockte uns, zuerst die Runde um die Kirche zu machen. Der gute Kalkstein glänzte in der Nachmittagssonne rot, wie Herbstlaub. Der Platz hinter der Basilika war ganz still. Dann gingen wir in die Kirche. Ein mächtiges Gedränge umbraust uns, aber der Lärm verklingt in den hohen Räumen; es ist schön, daß der wogenden Menschenmasse das Getöse der Meeresbrandung nicht ganz fehlt. Die heiligen Gesänge klingen darüber hin und dringen durch. Wir staunen, wie siegreich die zahlenmäßig gesetzten Töne durch ein verworrenes Chaos hin sich behaupten. Darum sind Chöre aus der Ferne immer schön. Wie es finster wird, leuchten im goldenen Tonnengewölbe elektrische Lichter. Am Schluß der allgemeinen Gründonnerstagszeremonie folgt hier ein sonderbarer Brauch: die Kanoniker waschen den Papstaltar mit Wein. Sie steigen auf der Evangelienseite vom Chore her zum Altar hinauf, schreiten ihn, weinvergießend, ab und gehen auf der Epistelseite hinunter. Das wiederholen sie einer nach dem anderen dreimal im Kreis; es gibt eine schöne Bewegung. Nachdem dies beendet ist, werden von dem Balkon des Veronikapfeilers kostbare Reliquien gezeigt. Das Ganze hat einen mächtigen einfachen Stil. Der Baldachin ragt riesenhaft auf — und er ist schön: man empfindet im Halbdunkel nur die allgemeine zitternde Bewegung nach oben. Die Priester auf der Galerie

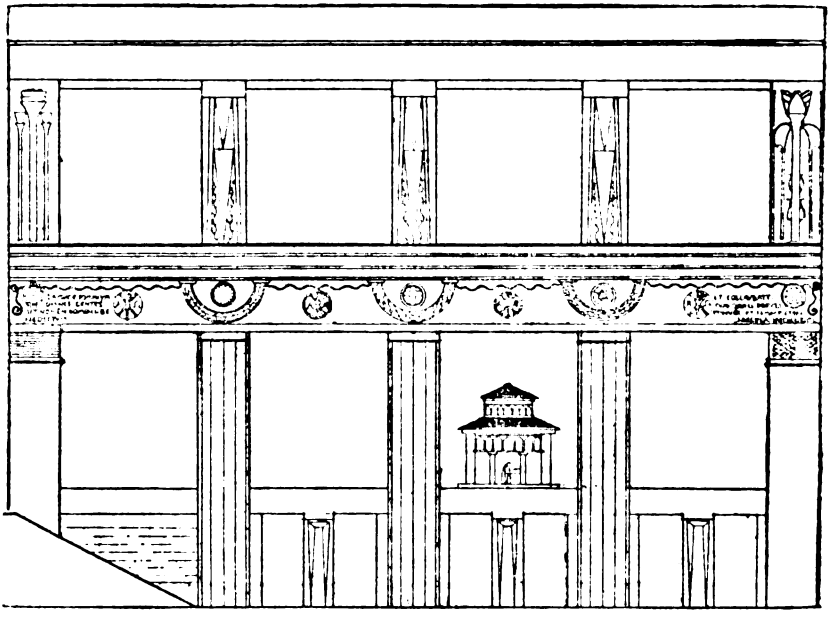
Digitized by Google

und um den Altar, die Menschenmengen in der Kirche sehen aus, wie kleine bewegte Schmuckfigürchen, inmitten der starren Giganten von Heiligen, Pfeilern, Säulen unter den fliegenden, flimmernden Goldpanzerplatten des Gewölbes. — Die Zeremonien sind beendet. Der breite Strom wälzt uns unwiderstehlich mit fort, zu den großen Toren, wo er sich durch fünf Pforten ins Freie ergießt. Im Gehen sehen wir noch einmal um. Jetzt am Abend verschwinden die störenden Einzelheiten, die großen Proportionen allein treten hervor, durch den vielen Goldschmuck in der künstlichen Beleuchtung kräftig gehoben. — Wir verließen die Basilika des heiligen Petrus mit dem Bilde von etwas Großem in der Seele. —

Auf den Straßen verläuft sich die österlich bewegte Menge und es wird stiller. Das gesehene große Schauspiel wirkt in der Phantasie weiter, erhebt sich plötzlich ins Abstrakte und wird als Urform allen Schauspieles offenbar. Es gibt nur ein Drama: das des leidenden und auferstehenden Gottes. Das Meßopfer ist das Zentralkunstwerk unserer Kultur. Die Osterzeremonien sind eine gewaltige Auseinanderfaltung der Messe. Sie sind aber nur eine von vielen Möglichkeiten der Entfaltung. Passionsspiele sind eine andre, die sakramentalen Festspiele Calderons eine dritte. — Das Weltgeschehen als Meßopfer aufgefaßt und der Logos als Hoherpriester, das sollte die im Mittelpunkt stehende Idee neuer Kunstformen werden. Ich kann dazu nur einige plastische Visionen beitragen. So schaue ich unter den Akten dieses Weltopfers ein Offertorium, zu welchem Demeter und Dionysos Brot und Wein bringen. — Ich sprach darüber mit Gabriele, wir erkannten schon heute zwei neue religiöse Kunstformen. Durch die Hallen hoher Dome, deren Apsiden mächtig übermenschliche Bildwerke bewohnen, schwebt symphonische Musik und der Gesang von Chören; eine symbolische Handlung, leicht durchschaubar durch ihren Anschluß an die Liturgie, vollzieht sich im abgegrenzten erhöhten Raume. Die Kunst der Dichter muß darin bestehen, daß sie durch bekannte Vorgänge, Gedankenwendungen und Gebärden das Gemüt des Zuschauenden ergreift und ins Herz der Gottheit hineinzieht, zugleich auch für die Schönheit und Kraft der üblichen Meßzeremonien empfänglicher macht.

Die Darsteller auf dem erhöhten Chore könnten aber auch ganz verschwinden und die Vorstellungskraft des enthusiastischen Zuschauers aufgefordert werden, sich sogleich, ohne Vermittlung einer sichtbaren Handlung, zu den hohen Wesen hinauftragen zu lassen — seien es göttliche Personen oder die höchsten Heiligen, vor allen Maria — deren Bildnisse in den Apsiden thronen. Hier unten im Dämmerlicht eine Brandung von Musik und Dichtung und oben, fast an die Decke ragend, die erlauchten Häupter der Gewaltigen und Heiligen. — Die meisten Psalmen und Weissagungen lassen sich zu solchen Symphonien umdichten und kombinieren. Redende und Handelnde sind in diesen Gedichten die göttlichen Personen und die menschliche Seele. Alle Gefühlsweisen, kosmische Stimmungen und rein seelische Ergriffenheiten fänden Gelegen-

Digitized by Google



1. Variante des Motivs von San Lorenzo vor den Mauern.
Der Chor von der Seite gesehen (S. 236).

heit sich zu entfalten. Und wenn es dann gelingt, die Vision zu erzeugen, wie der unveränderliche Gott, dessen stille Ewigkeit durch die Strenge der Architektur und die Ruhe der großen Plastik veranschaulicht wird, mit der menschlichen Seele sich freut und leidet, dann ist das Höchste erreicht, was Kunst erreichen kann: sie läßt uns das göttliche Fühlen miterleben.

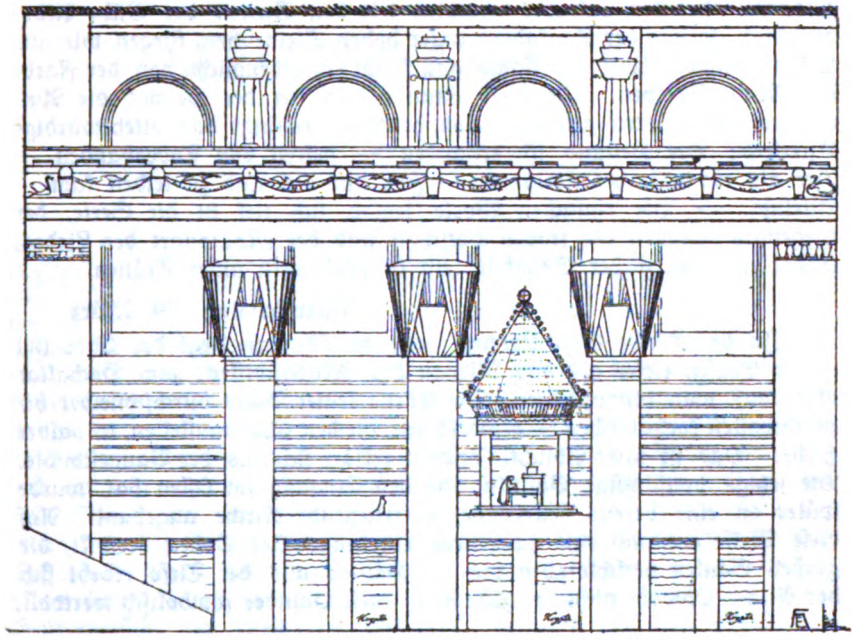
Im Lateran, Charfreitag, 25. März

Wir haben die Improperien von Palestrina gehört und gehen hinaus in den Kreuzgang; die Säulen sind von phantastischen Formen, durch eingelegte Arbeit geziert. Schlangenwindungen kehren in verschiedenen Varianten wieder. Dann begeben wir uns ins Baptisterium. Von der alten phantasievollen Herrlichkeit stehen noch die acht Porphyrsäulen. Sie schlossen ehedem ein vertieftes Becken ein; silberne Hirsche standen damals um den Brunnen, aus der Seitenwunde eines goldenen Lammes quoll Wasser. Die Silberfiguren Christi und Johannes des Täufers erhoben sich rechts und links von den Stufen, die zum Bassin hinunter führten. Die Schätze sind verschwunden, aber auch die symbolische Phantasie, die sie erzeugte, ist in uns erstorben.

Rom, Charsamstag, 26. März

Durch einen glücklichen Zufall kamen wir heute vormittag zu einem prachtvollen Hochamt in der Paulskirche vor der Stadt zurecht, das nur

Digitized by Google



2. Variante des Motivs von San Lorenzo vor den Mauern. Der Chor von der Seite gesehen (S. 236).

von wenigen Leuten besucht war. Das Evangelium wurde nach einer seltenen Melodie gesungen. Wundervoll war die komplizierte Phrase am Schluß jedes Satzes. Nachmittags weilten wir in Frascatti. Die Fahrt durch die sonnige Campagna in Frühlingsgrün, angesichts der Sabinerberge, an Aquädukten und der fernen Via Appia vorbei, gewürzt und gehoben durch Stimmung und fröhliches Gespräch verlief zu höchstem Entzücken. Aufwärts wand sich die Bahn durch blühende Mandel- und Pfirsichgärten. Ein Wagen führte uns von Frascatti durch Wälder, Ölpflanzungen, unter Zypressen höher und höher. In einem kleinen Föhrenhain stiegen wir aus und gingen am unbewaldeten Kamm aufwärts zum alten Tusculum. Hier lag das Landhaus des Cicero, nach dem die Gespräche von der Überwindung des Schmerzes und der Todesfurcht benannt sind. Es ist ein geeigneter Ort, um sich Trost einzuphilosophieren. Der Anblick der Stadt mochte die Erinnerung an ihre Sorgen wecken, ihre Ferne aber die Freude, ihnen entronnen zu sein. Die Kuppel des Petersdomes erscheint wie ein Punkt, im Westen gleißt orangegelb das Tyrrhenische Meer, über dem die Nachmittagssonne steht. Im Süden wallen die Albanerberge landeinwärts, an steilem Abhang klebt Rocca di Papa. So wie der alte Römer haben später Renaissancemenschen diese Höhen aufgesucht und Kraft und Frühlingsfreude ein-

Digitized by Google

gesogen. Bei der Talfahrt besuchten wir den Garten der Villa Aldobrandini. Längs der Kaskaden, unter hohen Steineichen, stiegen wir zum Schloß hinab. Über der Campagna blüht ein Abendlicht von der Farbe der Mandelknospen. Um diese Stunde wird in der Heimat die Auferstehung des Herrn gefeiert. Von heute an erklingt das altehrwürdige Osterlied: Der Heiland ist erstanden — befreit von Todesbanden — Der als ein wahres Osterlamm — Für uns den Tod zu leiden kam — Alleluja. — Die einfachen Worte senken sich tief in die Seele, der Gegensatz zwischen der frohen Botschaft und der Molltonart des Liedes, erhebt zu schmerzlicher Seligkeit: ein Glückslächeln unter Tränen.

Osterdienstag, 29. März

In der Kirche San Lorenzo vor den Mauern liegt der Chor um etliche Stufen tiefer als das Niveau des Mittelschiffes; zum Hochaltar aber muß man hinaufsteigen. Die Ebene seiner Basis durchschneidet die prachtvollen korinthischen Marmorsäulen, die den Chor umstellen, in halber Höhe. Das ist nicht Absicht, sondern erklärt sich aus der Baugeschichte. Die jetzige dreischiffige Basilika, die den Eingang im Osten hat, wurde später an eine bereits bestehende, tieferliegende Kirche angebaut. Auf diese Weise entstand eine ganz neue Wirkung. Der Boden versinkt, die großen Säulen verschwinden bis zur Hälfte; aus der Tiefe erhebt sich der Altar. Obwohl nicht ausgedacht ist diese Bauidee symbolisch wertvoll.

Wirke! / Von Willy Arndt

Aber noch ist ein Tag.
Dein Tag!

Fester fasse deine blanke Schaufel,
Gräber!
Trag ab
Den letzten Rest
Vom Berge grauen Grams
Und schaff' ein eben Ackerfeld.
Drin sollst du harten Samen säen,
Daß sonnenheller Weizen wachse . . .

Am Erntetag
Wirst Gold du in die Scheune fahren.

Digitized by Google

Kritische Warte

∴ Von Dr. Lorenz Krapp ∴

I.

Die letzten Monate des scheidenden Jahres 1913 brachten uns Erinnerungstage an zwei Dichter, an deren Gedanken- und Gefühlswelt uns einmal so recht klar werden konnte, welch ungeheure Gegensätze in der Brust der Menschen von heute ruhen. Am 26. Dezember war Fr. W. Webers, des Dreizehnlindendichters, hundertster Geburtstag. Wie mit alten, edlen Gefäßen, die um so kostbarer werden, je mehr die Patina der Zeit sie deckt, geht es mit seinen Werken. Sein „Dreizehnlinden", dieses Gedicht mit der fast einfältig schlichten Fabel, über dem der Jüngling mit heißem, der reife Mann mit sinnendem Haupt gebeugt sitzt: — sein „Goliath", dieses von den Nebeln des Nordens umrauschte Bild von Ergebung und Gehorsam gegen das vierte Gebot; — seine Balladen und Lieder, hinter deren Zeilen das von buschigem, schneeweißem Haar überwölbte Grüblergesicht des Westfalen auftaucht: — jeder Zoll ein Christ, ein Mann, ein Geist mit gefestigter Weltanschauung. Darum lebt er auch noch weiter wie vor 35 Jahren, da der Sang von Elmar vom Habichtshofe zum ersten Mal aus der stillen Arztstube von Driburg hinauszog.

Wie wird es jenem anderen gehen, dessen 50. Geburtstag am 18. November schon halb klanglos vorüberging und den man uns als den „größten Lyriker von heute", den „faustischen Grübler" aufreden will? Richard Dehmel, — auch ein aus der frischen, gesunden Welt eines Forsthauses Gekommener wie Weber — aber wie himmelweit von jenem entfernt! Sein Schicksal ist zu typisch für die Entwicklung moderner Künstler, um es kurz übergehen zu können.

Das verflossene Jahr brachte die Gesamtausgabe seiner Werke; aber sein letztes Buch „Schöne wilde Welt"[1]), das sein gesamtes Lebenswerk zusammenfassen soll, würde allein genügen, uns zu sagen, daß dies Lebenswerk fruchtlos war. Vor allem ist es innerlich zerrissen. Wie Gerhart Hauptmann, Maeterlinck und die andern meistgenannten Namen der Moderne schwankt er von Extrem zu Extrem: vom krassesten Naturalismus von gestern zum himmelblauesten Symbolismus und zum futuristischen Übermorgen. Er hat keinen Werdegang, keine ruhige Entwicklung, ebenso wie alle jene; plötzlich, unvorbereitet stürzen sie von einer Richtung in die andere. Da stehen zum Erweis zwei „Balladen" von ihm nebeneinander; die eine, die „Ballade vom Volk", hebt an:

[1]) Berlin, 1913, S. Fischer. 125 Seiten.

Digitized by Google

Bahnhofsgewühl;
Am Sperrgitter staut sich's.
Schutzleute brüllen;
Und rings glotzen tausend
Tiergesichter,
Hundegesichter,
Fuchsgesichter, ein Wolfsgesicht,
Schafsgesichter, Gänsegesichter,
Ein kollernder Truthahn,
Grunzende Schweine —
Volk . . .

Und daneben die Ballade von der „Glocke im Meer", von der sich die zwei Söhne des Fischers erzählen: fern im Meer soll eine Glocke läuten mit heiligem Klang; der eine, der kühle, nüchterne, zieht aus, aber er hört sie nie; der andere hingegen mit der Sehnsucht im Herzen kommt altersgrau heim und trägt als heiligste Erinnerung die an jene Märchenglocke in sich:

Es treibt eine Wunderglocke im Meer,
Es freut ein gläubig Herze sehr,
Das Glockenspiel zu hören.

So ist all sein Denken und Dichten: bald berauscht ihn der donnernde Rhythmus der Fabriken, Walzwerke und Werften, bald jubelt er im Hafen von Hamburg Albert Ballin zu, „dem jüdischen Mann, ein Kaiser neigt sich vor ihm, es neigen sich die Herren Offiziere" (S. 22); und dann wieder flammt die Vision ferner guter Welten vor ihm auf und er sieht als deren Verkörperung die junge Vestalin hinschreiten:

Mit gesenkten Blicken
Durch die Menge hin,
Durch die fremde, dunkle Menge,
Eine traumentstiegene Palme,
Kam die junge Priesterin.

Zerrissenheit ist das eine Merkmal seiner Kunst; das andere ist der Mangel jeglicher Gesundheit. Wohl hören wir große, donnernde Worte von Entzückungen, Schöpfungsfeiern, Benedeiungen, Entrückungen und ähnlichem; aber all diese Trommelwirbel eines angeblich aufs tiefste hingerissenen Innenlebens lassen den Hörer kalt. Man spürt, wie er sich selbst aufpeitscht, wie alles gekünstelt und erklügelt ist. Alle große Poesie leuchtet still und klar wie eine geweihte Kerze; bei ihm aber prasselt es ewig von sinnbetörendem Feuerwerk. Den Zusammenhang mit der einfachen, frischen Natur und mit der Volksseele verlor er völlig. Oft schlägt der scheußliche Brodem einer wüsten Sinnlichkeit auf, manchmal grenzt ein Vers an rohe Blasphemie. Was er an Weltanschauung vertritt, ist ein Gemisch von Nietzsche-Zarathustra und Häckel. Richard M. Meyer hat ihn schon vor zwölf Jahren richtig erkannt, wenn er über diese erkünstelte, fast nie aus dem Innern brechende Dichtung schrieb: „Vor allem muß das alte Haupt-

Digitized by Google

mittel aller Dichter, die es nicht zum poetischen Schauen bringen, herhalten: ein mühsamer, absichtsvoller Symbolismus. Da er die tatsächlich erregenden Momente nicht in Poesie aufzulösen versteht, hängt er ihnen ein Glockenwerk geheimnisvoller Beziehungen und dunkler Ahnungen an, das ihre nüchterne Tatsächlichkeit übertäuben soll." Wo Weber als letzte, tiefste Erkenntnis jene errang: „im Sternenmeer vertrauend Anker werfen", da lautet Dehmels Parole: „Willst du alten Göttern wunderlos gleichen, genieße!" (S. 35.)

Nein, die Märchenglocke im tiefen Meer hat er nie läuten hören: nicht in seiner Weltanschauung und nicht in seiner Kunst. Er ist Künstler des Verfalls, des Abstiegs. In die Zukunft retten werden sich von ihm kaum ein paar Lieder, wie das kleine „Lied an den Mond", das uns Goethe oder Eichendorff freilich viel wahrer sangen.

II.

Aber Dehmels Dichtung ist, um es noch einmal zu sagen, typisch dafür, wie viel Unausgeglichenes, Widerspruchsvolles heute in einer einzigen Brust neben einander liegen kann. In einer einzigen *Brust*; aber noch mehr natürlich in der Gesamtheit all dessen, was in einem Jahre die Dichtkunst der Nation hervorbringt.

Wir wollen nur ganz besonders typische Werke der letzten Monate herausgreifen, um an ihnen aufzuzeigen, welche *Strömungen* heute in der schönen Literatur noch die mächtigsten sind.

Da drängt sich uns zunächst eine bittere Erkenntnis auf. Niemals feierte Deutschland rauschendere vaterländische Erinnerungsfeste als 1913. Versammlungen, Reden, Toaste, Ordensregen; und als ihr Gipfel der glänzende Fürstenzug nach Kelheim, der wie ein Bild mittelalterlicher Ritterherrlichkeit anmutete. *Aber der Niederschlag des Jahres 1813 in der Kunst blieb aus.* Kein großes, die deutschen Stämme hinreißendes Werk gab uns dies Jahr der lauten Festfeiern. Denn *Lissauers* Zyklus „1813", den uns gewisse Ästhetenkreise als das Lied jener großen Zeit aufschwatzen wollten, ist ein volksfremdes, gequältes, froschkaltes Elaborat geblieben: — man braucht nur ein Lied aus diesem Buch und das Lied jenes fast unbekannten Dichters von 1813 mit dem Refrain „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen" nebeneinander zu halten, um zu erkennen, was aus dem Geist und Blut eines Volkes hervorbrechende Kunst ist und was Artistenmachwerk. Über *Gerhart Hauptmanns* „*Festspiel*", das so viel Staub aufwirbelte, aber noch etwas zu sagen, verbietet sich von selbst. Hier hat die Zeit gerichtet, und sie hat keine Aonen und Jahrhunderte gebraucht, um es völlig vergessen zu machen, sondern — ganze vier Monate. Vernichtender war noch nie das Urteil der Zeit über ein hinaufgelogenes, geradezu liederlich leichtfertiges Werk eines Mannes, der sein glänzendes Talent mißbrauchte, um die große Zeit von Blut, Wunden, Opfersinn und Gebet vor hundert Jahren als das sinnlose

Digitized by Google

Werk einiger Drahtfiguren hinzustellen. Noch heute hat Reinhardt es nicht aufgeführt, obwohl er es mit vielem Tamtam ankündigte und obwohl die sattsam bekannten „Besten der Nation" ihm zum Brechen volle Häuser versprachen. An diesem Beispiel unwahrster Sensationsmacherei der Kreise um Hauptmann mag endlich selbst ein Blinder einsehen, aus welchem Lorbeer heute manche Dichterkränze geflochten werden.

Eine große, hinreißend vaterländische Dichtung also hat uns dies Erinnerungsjahr nicht gebracht. Dennoch muß hier einer Romantrilogie gedacht werden, die seit Jahren den fabelhaftesten aller buchhändlerischen Erfolge darstellt und die das vaterländische Moment stark in den Vordergrund drängt, nämlich der drei Romane Walter Bloems: „Das eiserne Jahr"[1]), „Volk wider Volk"[2]) und „Die Schmiede der Zukunft"[3]). Nicht einmal bei Frenssens „Jörn Uhl" haben sich die Riesenauflagen derart gejagt wie bei diesen drei Büchern. Es sind Romane des Krieges von 1870 und 1871; der erste schließt ab mit dem Fall von Straßburg, der zweite führt nach Frankreich und schließt mit dem Fall von Sedan, der dritte bringt die Zeit der Kaiserproklamation von Versailles und die Herrschaft des Mobs im umzingelten Paris. Die Charaktere der Personen in den drei Büchern sind vielfach schematisch gehalten; die vielfältig verschlungene Fabel des Werks ist teilweise nicht besonders geschickt geknüpft, so ist etwa die Liebesgeschichte zwischen Marianne, der Tochter des preußischen Offiziers, und dem französischen Hauptmann Ponchalon ziemlich abgenutzt. Man hat die Werke den Roman des siebziger Kriegs schlechthin geheißen; das verbietet aber doch wohl der Mangel an einer tieferen psychologischen Erfassung der zum Krieg treibenden Kräfte. Einige sinnliche Szenen stehen vereinzelt in den Büchern und machen sie für die Jugend ungeeignet; von Vorurteilen gegen die Katholiken ist das Werk erfreulicherweise frei, was bei solchen Werken nicht immer selbstverständlich ist. Aber dafür stehen hier erschütternde Schlacht- und Gefechtsszenen, die mit hinreißender Wucht und grausamer Klarheit gesehen sind; das furchtbare Völkerduell taucht in aberhundert lebenstrotzenden Einzelbildern so deutlich empor, daß man den Erfolg dieser Bücher begreifen kann. Bilder wie der Brand von Straßburg, der Einmarsch in Orleans, die Zustimmung des kranken Königs Ludwig II. zu den Bündnisverträgen, die Kaiserproklamation gehören zu den kraftvollsten Stücken der modernen Romandichtung. Zeitgestalten, wie König Ludwig II., Kaiser Wilhelm, Windthorst u. a. sind scharf und wahr erfaßt. Ein roh gewaltsam Handwerk ist der Krieg, steht auf allen Seiten; aber daneben die unerbittliche Wahrheit, daß alle Größe der Völker erkauft werden muß durch Opfer

[1]) Leipzig, 1912, Grethlein und Co. 499 Seiten. 91.—100. Tausend. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—.

[2]) Ebenda. 1912, 71.—90. Tausend. Derselbe Preis.

[3]) Ebenda. 1913, 50. Tausend. 514 Seiten. Derselbe Preis.

Digitized by Google

und Blut. Kein lärmender Chauvinismus, keine haßerfüllte Einseitigkeit wie etwa bei Zolas patriotischen Romanen; bei allem vaterländischem Schwung wird Bloem auch dem Gegner gerecht. Es ist keine hohe Kunst, die an tiefere Zusammenhänge rührt; aber für ihre Frische und Lebensfülle hat der reifere Leser Grund zu danken. (Schluß folgt.)

Hau- u. Bausteine

Warum ist die katholische Literatur nicht mehr „inferior"?

Diese Frage beantwortet Johannes Jörgensen im ersten Heft der nun mit den „Dichterstimmen" vereinigten Zeitschrift „Über den Wassern", indem er folgende Theorie aufstellt:

„Die katholische Literatur deutscher Nation ist dadurch groß und schön und echt geworden, weil sie dem alten Worte gefolgt: Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen. Wie in einer Formel drückt dieses Wort die Grundbedingungen allen geistlichen Gedeihens aus. Die katholische Dichtung ist solange ‚rückständig' geblieben, als sie den Hauptton auf das erste dieser beiden Worte legte. Sie ward groß und siegreich vom Augenblicke an, wo sie sich sagte: ‚Die Dichtung soll mir Hauptsache sein! Menschen will ich schaffen, Menschliches will ich ausdrücken, Wahrheit über das Leben und seine Tiefen und Höhen will ich verkündigen!' Da war der Weg gefunden — der Weg, der die katholischen Dichter wieder ins deutsche Volk führte. Ein Beispiel wird das hier Gesagte klarlegen. Wenn jemand ein Haus gebaut haben will, geht er zu einem Architekten, und dieser zeichnet ihm das Haus. Ob der Architekt nun Katholik ist oder Protestant, vielleicht gar Heide, ist in dieser Beziehung vollständig belanglos. Das einzige, was hier Bedeutung hat, ist, daß der Architekt ein Künstler ist, daß er das Haus schön und fest und den Gesetzen der Baukunst in allem entsprechend baut."

Unbeschadet unserer großen Verehrung für den Dichter Jörgensen glauben wir einige rein sachliche Einwendungen gegen diese Auffassung nicht unterdrücken zu dürfen. Uns will es scheinen — doch nein, sagen wir doch lieber offen, wir sind überzeugt, daß Jörgensen hier eine von menschlichen Einflüssen und Erwägungen ganz unabhängige, einzig und allein dem Walten außerirdischer Kräfte zuzuschreibende Entwicklung irrig als das Ergebnis bewußten menschlichen Wollens auffaßt.

Digitized by Google

Um deutlicher zu reden: die katholische Dichtung war nicht deshalb zu gewissen Zeiten „rückständig", weil sie das Hauptgewicht auf das Wort „katholisch" legte, sondern einfach aus dem naheliegenden Grunde, weil die Bolanden, Brackel, Spillmann (um nur einige Namen zu nennen) gute, edle Menschen und tüchtige Schriftsteller, aber doch keine großen Künstler und Dichter waren. Auch hier gilt das Wort: der Geist weht wo er will — und nicht Menschen verteilen die Gaben der großen Künstlerschaft, sondern Gott gibt sie, wem er will und wann er will nach seinen unerforschlichen Ratschlüssen. Jene Schriftsteller haben gewiß nicht gesagt: die Dichtung soll mir Nebensache sein, wenn ich nur gut katholisch bin! Ganz im Gegenteil: sie strebten auch literarisch so hoch als sie konnten — höher zu steigen als ihre Kräfte ausreichten, war ihnen nicht aus eigener Schuld, sondern durch die ihrer Begabung gezogene Schranke versagt. Weil sie aber gute Menschen, durch und durch gläubige Katholiken waren, größer im Glauben als in der Dichtung, darum überwiegt die katholische Note in ihren Werken die künstlerische — nicht aber, wie aus Jörgensens Darstellungen hervorzugehen scheint, weil sie auf das Katholischsein absichtlich mehr Gewicht als auf hohe Künstlerschaft legten.

Das änderte sich im gleichen Augenblicke, als große Begabungen, hervorragende Dichterpersönlichkeiten unter den Katholiken auftauchten, wie Enrika Handel-Mazzetti, Heinrich Federer, Ernst Thrasolt und andere. Alle diese sind nicht deshalb auf einmal große Dichter geworden, haben nicht deshalb allgemein anerkannte Werke geschaffen, weil sie sich ausdrücklich sagten: „Die Dichtung soll mir die Hauptsache sein!" Nein, als durch und durch dichterische, künstlerische Naturen konnten sie gar nicht anders, als mit Notwendigkeit die in ihnen ruhenden dichterischen Kräfte auswirken, und sie hätten das gewiß gerade ebenso getan, wenn sie sich, wie es angeblich die frühere Generation tat, gesagt hätten: Zuerst will ich katholisch sein! Denn welcher Dichter wird seine Begabung, sein Können bewußt zurückdrängen? Und gerade ein katholischer Dichter, der seine Kunst als Gottesdienst betrachtet, wird auch in der dichterischen Form immer nach dem Höchsten streben, weil er doch genau weiß, daß er auch für Gott und die Kirche umsomehr wirken kann, je größer sein dichterischer Erfolg ist.

Die Sache verhält sich also in Wirklichkeit so, daß die katholische Dichtung an Ansehen gewann, als Dichter mit unzweifelhaft größeren Begabungen auftraten. Das ist der springende Punkt, das ist die Hauptsache. Nachdem aber die Erweckung solcher Begabungen vollständig außerhalb des Wirkungsbereiches literarischer Schulen, überhaupt menschlicher Einflüsse und Kräfte liegt, kann man den Aufschwung und das gesteigerte Ansehen katholischer Dichtung auch unmöglich von dem Augenblicke an datieren, als sich die Meinungen über das gegenseitige Verhältnis der Begriffe „katholisch" und „Dich-

Digitized by Google

tung" angeblich änderten. Wir erlauben uns überhaupt stark daran zu zweifeln, daß eine solche Änderung stattgefunden hat bezw. historisch nachweisbar ist; denn auch die katholischen Kritiker und Schriftsteller der alten Schule — es seien nur die Namen Kreiten und Baumgartner genannt — haben genau so gut wie unsere Modernen gewußt, daß katholische Dichtung vor allem andern Dichtung sein muß; auch sie wußten genau, daß die katholische Gesinnung und der gute Wille niemals den Dichter machen, und daß einer zuerst ein Dichter sein muß, ehe er ein katholischer Dichter werden kann. Wir können nicht glauben, daß an dieser Selbstverständlichkeit jemals ein katholischer Kritiker gezweifelt habe. Im „Gral" ist jedenfalls immer die Anschauung vertreten worden, daß bei der katholischen Dichtung eben die Dichtung das Entscheidende ist; ja, es wurde stets nachdrücklichst die von Jörgensen als ein Charakteristikum der neuen Richtung erwähnte Absichtslosigkeit („Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen") mit der Forderung vertreten, daß das katholische Element in der Dichtung nicht als etwas Äußerliches, Hervorgepreßtes, Gemachtes, sondern als die natürliche, selbstverständliche, notwendige, künstlerische Aussprache der Persönlichkeit aus den Tiefen des Lebens hervorquellen müsse. So fassen wir die beiden Begriffe „katholisch" und „Dichtung" in einem einzigen, untrennbaren zusammen, in welchem keines der beiden Worte besonders betont werden kann, weil sie in der Tat nur einen Begriff ausmachen.

Die Behauptung, daß der einzige Grund des äußeren Erfolges der katholischen Dichtung und der Weg, der die katholischen Dichter ins deutsche Volk führte, die Erkenntnis von der Hauptsächlichkeit der Dichtung und der Nebensächlichkeit ihres katholischen Charakters gewesen sei, scheint uns auch aus andern Gründen unhaltbar. Zweifellos hat Jörgensen als jenen Wendepunkt, der die „Rückständigkeit" der katholischen Dichtung von ihrem Siege trennt, das Auftreten der durch K. Muth begründeten „fortschrittlichen" Richtung im katholischen Literaturleben im Auge. Das Geburtsjahr dieser Richtung ist das Jahr 1898, denn in diesem Jahre ließ K. Muth seinen ersten Kampfruf in der Broschüre: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit" erschallen. In diesem Jahre hatte Enrika von Handel-Mazzetti, noch unbeeinflußt von den neuen Ideen, bereits ihren ersten großen Roman „Meinrad Helmperger" vollendet und damit bereits die volle Höhe ihres künstlerischen Könnens erklommen. Der Roman entstand in jener Zeit, als — nach Jörgensen — noch der Hauptton auf das Wort „katholisch" gelegt wurde und das ganze Schaffen der Dichterin in jener Zeit beweist, daß auch sie das Wort katholisch bewußt unterstrich. Nach Jörgensens Theorie müßte also dieser Roman noch zu den „rückständigen" katholischen Literaturwerken gehören. Ist er aber tatsächlich — woran nicht zu zweifeln ist — schon der erste Trompetenstoß des von Jörgensen gefeierten Sieges, dann ist auch die Theorie, daß die neue Richtung bezw. die veränderte Auffassung des

Digitized by Google

Verhältnisses zwischen Religion und Kunst diesen Sieg errungen habe, hinfällig.

Und das kann auch nicht anders sein. *Das Schaffen eines wahren Dichters geht nicht von theoretischen Erwägungen aus.* Wer kann sich vorstellen, daß der Dichter in der Stunde innerster Ergriffenheit, in der das dichterische Genie fast *unbewußt* in ihm arbeitet, eruptiv das Kunstwerk aus Tiefen, die dem Dichter selbst verborgen sind, heraustreibt, sich solche Aufgaben stellt, wie z. B.: „Jetzt will ich das Hauptgewicht auf das *Katholische*, oder: ich will es auf das *Künstlerische* legen!" Richtig ist also gewiß die Behauptung, und die unterschreiben wir voll und ganz, daß die *um jeden Preis gewollte, erzwungene* katholische Tendenz etwas Unkünstlerisches ist; dem echten katholischen Künstler quillt sie so unbewußt, so natürlich, so selbstverständlich zugleich mit der künstlerischen Gestaltung des Stoffes, als untrennbares Element dieser Gestaltung, aus den Tiefen seiner katholischen Seele auf, *daß er sich Zwang antun müßte*, um sie zu unterdrücken. Und darum halten wir es für eine kunstverderbende, unkünstlerische Beeinflussung, wenn gerade der katholische Künstler, und *nur* der katholische — denn jede andere Tendenz ist ja praktisch erlaubt — so oft vor der katholischen Tendenz gewarnt wird, wenn ihm gesagt wird, er dürfe ja nicht das Hauptgewicht auf das „Katholische" legen. Dadurch wird seine schöne Unbefangenheit nur gestört und es kommt weder ein katholisches, noch überhaupt ein echtes Kunstwerk zustande. Denn echte Kunst ist, wie ja Jörgensen so schön andeutet, ganzes und volles Menschentum und wer den Katholiken vom Künstler trennen will, versündigt sich gegen die Gesetze der Kunst. Darum wehren wir uns nicht so sehr vom religiösen Standpunkt — die Religion kann auch ohne Kunst bestehen — sondern hauptsächlich vom künstlerischen gegen den Ausschluß der katholischen Tendenz.

Allerdings — der noch so künstlerisch gestaltete katholische Charakter eines Werkes ist und bleibt ein Hindernis, das dem katholischen Dichter den Weg ins Volk, d. h. in den nichtkatholischen Teil des Volkes, in der Regel versperrt. Und darum entspricht es vollkommen den Tatsachen, wenn Jörgensen den Zeitpunkt des äußeren Sieges der katholischen Dichtung, d. h. ihr verhältnismäßig leichteres Eindringen in das nichtkatholische deutsche Volk, mit dem Erwachen einer tendenzlosen, des katholischen Charakters baren oder doch diesen Charakter möglichst verbergenden Dichtung gleichsetzt. Es liegt aber doch in diesem Falle nichts näher, als anzunehmen, daß der Hauptgrund der „Rückständigkeit" oder vielmehr Erfolglosigkeit der ausgesprochen katholischen Dichtung nicht so sehr der Mangel künstlerischer Qualitäten — die „Nation" hat ja schon manchen Quark in hunderttausend Exemplaren verschluckt — als vielmehr in der instinktiven Abneigung gegen alles Katholische zu suchen war. Und alles in allem: Was haben wir von einer katholischen Literatur, die nur noch dem Namen des Autors nach, nicht aber in

Digitized by Google

ihrem tiefsten innersten Wesen katholisch ist? Was nützt uns denn der „Weg ins Volk", wenn auf diesem Wege nur noch Ideen einherschreiten, die jede innerliche lebendige Beziehung zu dem, was uns als Katholiken das einzig Erstrebenswerte, das Höchste, das Heiligste sein muß, verloren haben? Ein Buch, das nicht mehr positiv katholische Ideen auswirkt, das für den katholischen Leser nichts Begeisterndes, bestenfalls den einzigen Vorzug hat, daß es das religiöse und sittliche Gefühl nicht beleidigt, kann doch auch ein Nichtkatholik schreiben! Wo bleibt aber dann die „katholische" Literatur?

Jörgensen sieht die einzig mögliche katholische Superiorität — „in unserem durch den Glauben gesteigerten Pflichtgefühl, in unserem religiös gefestigten Gewissen". Sollte es außer dieser subjektiven nicht auch eine objektive Superiorität geben, nämlich die künstlerische Überlegenheit der katholischen Ideen, einer katholischen Stoffwelt über die Ideen, über die bevorzugte Stoffwelt einer vom Urquell ihres Seins getrennten, die Lüge statt der Wahrheit anbetenden, irregeleiteten Menschheit? Wir können nicht glauben, daß Jörgensen eine derartige Superiorität des Objektiven leugnen will. Er würde ja mit einer solchen Leugnung das gewaltige Streben seiner eigenen Dichtung seit seiner Konversion, ihr Streben mitten ins Herz des katholischen Glaubenslebens hinein als eine bloße Zufälligkeit, als eine nebensächliche Marotte hinstellen.

Nicht minder mißverständlich finden wir auch die folgende Behauptung: „Derjenige dient so am besten der Sache unserer katholischen Literatur, der sich am reinsten von aller Propaganda, aller Tendenz in der Kunst abwendet." Wir würden den Satz im Sinne unserer obigen Ausführungen über „erzwungene" Tendenz unterschreiben, wenn der Schluß lautete: „von aller unkünstlerischen Propaganda, aller mit Zwang gesuchten und erpreßten Tendenz fernhält." Denn es gibt ganz entschieden eine von dem Wesenscharakter eines katholischen Kunstwerks untrennbare Propaganda, die es vermöge seines innersten Wesens ausübt; es gibt eine Tendenz, die untrennbar mit dem Wesen eines katholischen Kunstwerks verbunden ist. Unsere Gedanken darüber haben wir an dieser Stelle (Gral VII S. 749) schon einmal ausgesprochen. Soll der katholische Künstler mit Gewalt einer solchen Tendenz, die eins mit dem Wesen der dargestellten Ideen ist, die zugleich mit dem Born künstlerischen Schaffens aus seinem Innersten hervorströmt, Widerstand leisten, wie das in dem Worte „sich abwenden" zu liegen scheint? Nein, wieder müssen wir sagen: So kann es Jörgensen nicht gemeint haben. Darum schreiben wir diese Zeilen in der Hoffnung nieder, darüber ein befreiendes Wort von ihm selbst zu vernehmen. Denn der ohnehin schon beängstigenden Ideenverwirrung auf dem Gebiete des katholischen Literaturlebens würde noch mehr Vorschub geleistet werden, wenn ein so bedeutender Dichter wie Jörgensen seinen Worten einen (bereits von modernistischer Seite aus-

Digitized by Google

gebeuteten) Sinn hätte unterlegen wollen, der dem Begriff „katholische Literatur" seine wesentliche Bedeutung raubt und nur noch den leeren toten Wortsack ohne Inhalt und Leben übrig läßt. F. Eichert.

Stimmen der Zeit

Wie man ohne Erfolg berühmt wird

In den Süddeutschen Monatsheften (Dezember 1913) wird in einem „Nachwort" mit dem „Fall Hauptmann" abgerechnet. Im Anschluß an das Wort der Selbstanzeige zur Volksausgabe der gesammelten Werke: „Über das Werk des Dichters erübrigt sich jedes Wort, es ist zum Besitz des Volkes geworden wie kein anderes im letzten Menschenalter" steht hier das Endurteil:

„Wenn es der allgemeine Unstern unserer Literatenliteratur ist, daß sie vom Volk nicht rezipiert wird, so ist bei keinem unserer Zeitgenossen das Mißverhältnis zwischen Erfolg und Berühmtheit so schreiend, wie bei Hauptmann. Niemals gab es einen Autor, von dem fast jedes einzelne Werk selbst von seinen Anhängern derart preisgegeben, die Gesamtleistung hingegen dermaßen und trotz alledem gepriesen worden wäre. Wir kennen in der Literatur keinen Fall, in dem versucht worden wäre, eine Summe negativer Größen so dreist mit einem positiven Vorzeichen zu versehen. Kein einziges Werk Hauptmanns hat sich auf den Spielplänen der deutschen Theater zu behaupten vermocht, es sei denn allenfalls der Biberpelz, der dem Possenbedürfnis eines Spießbürgertums mit satirischen Anwandlungen entgegenkommt. Das Schicksal aller andern Werke, vielmehr jenes Drittels, Viertels, Fünftels des Gesamtwerks ist, ab und zu, weil irgendein Gast die eine Rolle spielt, irgendein neuer Darsteller die andere vor zehn Jahren mit Erfolg gespielt und noch nicht vergessen hat, zwischen einem Ehebruchs-Schwank und den Fünf Frankfurtern neueinstudiert zu werden, leere Häuser zu machen, zu verschwinden. Heine machte sich über Platen lustig, der Iliaden und Odysseen prahlend ankündigte. Hauptmann zehrt seit fünfzehn Jahren von einem Vergangenheitsruhm, der damals schon als Vorschuß für zukünftige Leistungen gemeint war. Das jeweils zur Diskussion stehende Werk wird verbindlich, bereitwillig, unter vier Augen geopfert. Aber, gibt man uns zu verstehen, Hauptmann gab uns immerhin . . . man stockt: denn beim letzten „immerhin" bezog man sich aufs vorletzte. Aber er wird uns doch einmal geben, er muß uns doch endlich einmal geben . . ."

Über den Zeitungslärm wegen der Drohung des deutschen Kronprinzen, sein Protektorat über die Breslauer Ausstellung niederzulegen, wenn das ebenso unpatriotische als minderwertige Festspiel G. Hauptmanns nicht abgesetzt werde, finden wir in den Monatsheften folgende treffende Bemerkung:

„Ich setze den Fall, Hauptmann hätte in seinem Festspiel Ausfälle, wie er sie auf die Katholiken zu machen für angebracht hielt, auf die Israeliten gemacht und der deutsche Kronprinz daran berechtigten

Digitized by Google

Anstoß genommen: die ganze linksliberale Presse, die sich in Entrüstung nicht genug tun konnte, hätte ihm zugejubelt . . ."

Über G. Hauptmanns „Lohengrin" wird das Urteil gefällt, Kenner seien nur vom sprachlichen Bankerott des Dichters überrascht. In allem Motivischen, besonders in der Art, „die Charaktere zu modernisieren, sie durch pathologische Mätzchen interessant zu machen", sei „der arme Heinrich", „Kaiser Karls Geisel", „Griselda" um kein Haar besser gewesen. Die „Verluderung der Sprache" sei jedoch in „Lohengrin" so unerhört, daß man sich an den Kopf greife und frage, wie es nur möglich war, nicht etwa daß der Dichter das Zeug herausgab, sondern daß Ullstein das Zeug druckte. Und die Berliner Kritik habe zu diesem Werke, „so unqualifizierbar, daß das stärkste Wort der Kritik zum Euphemismus würde", geschwiegen.

Wir führen dieses Urteil einer in weiten Kreisen „führenden" Zeitschrift an, um damit klar zu beweisen, daß wir dagegen die reinsten Waisenknaben sind, wenn wir in der modernen Literatur nicht alles so weltumstürzend großartig finden, wie es uns die Organe der Klique und in ihrem Gefolge auch manches katholisch fortschrittliche Organ glauben machen wollen.

• • •

Alte und neue Prinzipien der Literaturgeschichtsforschung

versucht Rudolf Jahn im „Literarischen Echo" (sechzehnter Jahrgang, Heft 5) aus dem wissenschaftlichen Betriebe herauszulösen. Vor allem, meint er, sei es nötig, zwischen der wissenschaftlichen Verfahrungsweise, der Methode (der Praxis) und den zur Geltung kommenden Prinzipien (der Theorie), zu unterscheiden. So sei z. B. die „philologische Methode" ein grundlegendes Prinzip, eine Vorarbeit, ein Mittel, ein Handwerkszeug und eine so selbstverständliche Voraussetzung der Literaturwissenschaft wie die Quellenkritik der Geschichte. Sie ist keine Arbeit für sich, sondern ebenso wie das Behauen der Bausteine nur ein Zurichten des Materials für das geplante Gebäude.

Als das Prinzip, das sich auf dem der Textkritik unmittelbar aufbaut, bezeichnet Jahn das der dichterischen Individualität. Dieses Ziel, das Umreißen einer literarischen Persönlichkeit, wird in der heute so beliebten Monographie verfolgt, indem die Wurzeln der Dichtung im Leben des Dichters bloßgelegt werden, der „Erlebnisgrund" gesucht und die „Psychologie des dichterischen Schaffens" an der Entstehungsgeschichte aufgedeckt wird. Eine Gefahr bei dieser Verfahrungsweise liege in dem zu engen oder zu sorglosen In-Beziehung-Setzen von Kunstwerk und Leben und nur das „Nacherlebenkönnen" befähige zu einer richtigen Darstellung dieser Beziehungen. Noch größere Gefahren berge die

Digitized by Google

„Parallelenjägerei", der Versuch des Nachweises der Beeinflussung des Dichters von außen durch Kunst und künstlerische Tradition. Übereinstimmungen in Stoffen, Motiven, Problemen sagen an sich gar nichts, die eigentliche literarhistorische Arbeit beginnt erst mit dem Nachweis, was in des Dichters Händen aus der Vorlage geworden ist. Noch schwieriger ist die Feststellung der Einflüsse aus fremden Literaturen. „Jedes Volk wird das fremde Gut in seiner dem eigenen Volksgeist angemessenen Weise verstehen und verarbeiten, und in jedem Volke wieder werden verschiedene Zeiten denselben Stoff verschieden aufnehmen und nach verschiedenen Richtungen ausbeuten." Mit der Verfolgung solcher Vorgänge geht die monographische Behandlungsweise schon in die historische über, die eine Zusammenfassung des Ganzen anstrebt. Die Einteilungsprinzipien können dabei rein äußerer Natur sein oder dem inneren Werden der Literatur durch Gliederung nach geistigen Tendenzen und Strömungen oder nach ästhetischen Programmen, wie Klassik, Romantik usw., gerecht zu werden suchen.

Das durchgehende, einheitliche Prinzip, an dem alle literarhistorischen Erscheinungen orientiert werden können, kann nur ein innerlich historisches, die „organische Auffassung" der Literaturgeschichte als eines „Werdeprozesses" sein. Jede literarische Erscheinung muß nach dieser Auffassung in ihrer Zeit und an ihrem notwendigen Platz in der Geschichte betrachtet werden. Die absolute ästhetische Einschätzung, die gar nicht Sache des Literarhistorikers, sondern des Kritikers ist, hat damit nichts zu tun. Es ist vor allem die Gesetzmäßigkeit festzustellen, nach welcher gleiche Ursachen auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen.

So ergeben sich vier Stufen: die philologische Arbeit, die Stufe der bloß beschreibenden Literarhistorie; die zweite, auf Einfühlung beruhende Darlegung der seelischen Kausalität zwischen Dichter und Werk; die dritte, auf der als Erklärungsprinzip die historische Kausalität herrscht, Literaturgeschichte als Prozeß, in dem jede Erscheinung die andere bedingt; die vierte: Aufsuchen der allgemeinen Gesetze.

Das ungeheure Bereich, die schwierigen Aufgaben und die notwendig sich ergebenden Verirrungen der Literaturgeschichte — das alles scheint uns in diesen Ausführungen so trefflich und verständlich charakterisiert, daß sich daraus nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Kritik und für die schaffende Dichtung wertvolle Anhaltspunkte ergeben.

Digitized by Google

Kritik

[Um mit den noch vorrätigen Bücherbesprechungen alten Stils aufzuräumen, mußten wir diesmal die Rubrik „Kritischer Wegweiser" ganz zurückstellen. Die Red.]

Literaturwissenschaft, Sammelwerke

Dreruy, Dr. E.: Das fünfte Buch der Ilias. Grundlagen einer homerischen Poetik. Paderborn. F. Schöningh, 1913. (VIII. und 452 Seiten.) Brosch. Mark 7.50.

Eine hochgesteigerte Beherrschung des Stoffes und ein feingebildetes Einfühlungsvermögen haben bei den Untersuchungen des Aufbaues der Diomedie und den Erörterungen über Homers poetische Technik zusammengewirkt. Auch die scharf angegriffenen Gegner werden darum die positiven Darlegungen mit bestem Dank quittieren, so sehr manche Aufstellung den Widerspruch herausfordert. Freilich wird der Widerspruch entwaffnet durch die offene Erklärung: „So biete ich denn in diesem Buche, was ich — — — als Dichter dem Dichter nachempfindend in meinen Homer hineingelesen habe."

Soweit Dreruys Werk Streitschrift ist, möchte man weniger temperamentvolles Zugreifen und ruhigeres Abwägen der Gründe dringend wünschen. Besonders peinlich wirkt es, wenn der Autor aus dem Zusammenhang gerissene Äußerungen seiner Gegner preßt und Ansichten verletzend abfällig beurteilt, die er — „hineingelesen" hat. So wurde z. B. Kralik gründlichst mißverstanden. Mich hat diese Polemik nicht von der Grundauffassung Herders und der Romantiker, zu der Kralik sich bekennt, abgedrängt.

Alois Pichler C. Ss. R.

Meyer, R. M., Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Volksausgabe: 1. bis 12. Tausend. 704 Seiten mit 9 Porträts. Preis broschiert Mark 4.50, gebunden Mark 5.50.

Man hat R. M. Meyer vorgeworfen, sein Stil sei manriert. Etwas mag daran sein. Aber im ganzen kann niemand leugnen, daß der berühmte Berliner Professor ebenso gründlich als anregend zu schreiben pflegt. Auch seine seltene Belesenheit ist oft genug gerühmt worden. Wer die Literatur als Fachmann betreibt, wird darum das nun in einer Volksausgabe erschienene Werk vielfach zu Rate ziehen, und sich die Herabsetzung des Preises zu Nutze machen.

Ebenso klar wie R. M. Meyers wissenschaftliche Vorzüge sind aber seine weltanschaulichen Mängel. Wie sehr sie die literarische Darstellung bei ihm beeinflussen, hat sein Goethe bewiesen. Das vielgelesene Buch ist viel mehr durch Ideen als durch Forschung bestimmt. Es zeigt den Olympier, wie er sich als Ideal schönen Menschentums dem Bewunderer darstellt. R. M. Meyer steht dem Christentum vornehm duldend, sanft ablehnend, im Grunde durchaus feindlich gegenüber. Einige freundliche Bemerkungen über katholische Autoren können das nicht ändern, so gern wir anerkennen, daß er hierin vorurteilsfreier war als viele andere.

Der Literat von Fach und der Gelehrte suchen bei R. M. Meyer Literatur im engeren Sinne und sehen vom Weltanschaulichen ab, so innig es sich auch vielfach mit dem Stofflichen berührt. Ein solches Werk aber der Masse in die Hand geben und sie ihre Urteile daran bilden zu lassen, das scheint mir doch sehr verhängnisvoll. Man lese nur einmal das Kapitel über Nietzsche und erinnere sich dabei an die verheerenden Wirkungen, die dieser Mann in religiöser und sittlicher Beziehung im deutschen Volke anrichtet. Und wenn er den Stil auf Generationen hinaus bestimmt, und wenn er eine neue klassische Periode für unsere Literatur heraufgeführt hätte, wir könnten ihn dem Volke nicht vorstellen in Richard Meyers lobpreisender, empfehlender Art. Das

Digitized by Google

Volk scheidet nicht den Künstler Nietzsche von dem Menschen. Es nimmt die Form als das, was sie ist, als das Vehikel des Inhalts. Es muß nach Richard Meyers Darstellung einen solchen Mann als eine Art Ideal auffassen und lüstern nach seinen Werken ausschauen. Gewiß hat R. M. Meyer die Irrungen des Mannes auch erwähnt, sogar seine Ungerechtigkeit gegen das Christentum: aber weder in diesem Kapitel noch in den anderen sind Licht und Schatten verteilt, proportional der Urteilsfähigkeit des Kreises, auf den der Titel des Werkes nunmehr hinweist — und in den ich es nie und nimmer hineinwünschte. Fr. M.

Meinau, G., Zum ästhetischen Aufbau des deutschen Romans. 15 S. Innsbruck, Kommissionsverlag der Wagnerschen K. K. Universitätsbuchhandlung, 1913. Kronen —.80.

Auf zwölf Druckseiten nicht wenige Druck- und Schreibfehler, Sprachhärten und seltsame Satzkonstruktionen, die nur zum Teil einem mitklingenden Tiroler Idion zugeschrieben werden können! Inhaltlich steht der Verfasser auf dem Standpunkt der „Sollästhetik": er gibt dem Dichter gutgemeinte Ratschläge. Sie sind nun freilich nicht originell; von einigen Schrullen (besonders dem Unwillen gegen die Kapitelbenennung und -nummerierung) abgesehen, sind es meist Selbstverständlichkeiten und Gemeinplätze. Meinau belegt seine „Regeln" (drei Fälle ausgenommen) auch gar nicht mit Beispielen, (was z. B. Keiter-Kellers Buch über den Roman recht lehrreich macht). Mit Thesen allein läßt sich aber gerade in der Ästhetik wenig anfangen. Als tüchtige Psychologen rühmt er einmal: Keller, Herbert, Handel-Mazzetti, Federer, dann Frenssen, Stratz, Lilienfein. „Jörn Uhl", dieses langweilige Buch, nennt er sogar ein „großes Werk". Aber ich müßte dreimal zwölf Seiten schreiben, wollte ich mich mit den Forderungen des Heftchens, der „deutlichen Charakterzeichnung", „deutlichen Darstellung der äußeren Verhältnisse" (Ort, Zeit, Ereignisse), „verständlichen Durchführung der Tendenz", dem „schwungvollen (!) Stil" und dem „äußeren Aufbau" (Titel, Einteilung, Durchführung der Handlung) auseinandersetzen. Dessen ungeachtet kann das Heft denen, die sich noch nicht mit der Ästhetik des Romans beschäftigt haben, einiges sagen. Dr. O. Katann.

Schur, Ernst, Bühne und Kunst. 165 Seiten. Berlin. J. Ladyschekow, Verlag, G. m. b. H., 1912. Geheftet Mk. 3.—.

Eine ausgezeichnete Materialsammlung, eine Historie der modernen, heutigen Bühnenbestrebungen. Ernst Schur war ein Mann von instinktiv künstlerischem Fühlen, der, wenn er nicht so jung gestorben wäre, manches seiner Urteile, manche Ansicht wohl selbst noch korrigiert hätte. Max Reinhardt hat er zu pessimistisch gesehen. Daß Reinhardt uns heute, trotz einem Abschwenken von seiner ursprünglichen Bahn, nur Bombast gibt, ist etwas zuviel behauptet. Die Passionsspiele hat Schur auch zu einseitig gewertet. Die ergreifen doch allgemein menschlich, wie man sich in Brixlegg und Erl wieder überzeugen konnte. Da jede Anregung abzuleugnen, heißt wenig unterrichtet sein. Zur Forderung von Fest- und Weihespielen kommt Schur auf anderem Wege als Kralik, er hat den Gedanken auch nur angedeutet. Für den Theaterkritiker ist Schurs Arbeit ein Handbuch, das ihn über vieles unterrichtet, besonders über Berlins und Münchens Theater, von dem er sich selbst zu überzeugen vielleicht nicht die Gelegenheit hat. Michael G. Lap.

Ginzkey, Franz Karl, Aus der Werkstatt des Lyrikers. 55 Seiten. Leipzig, Wien. Hugo Heller & Co. 1913. Mk. 1,—.

Ich bin so frei zu bezweifeln, daß die Mitglieder des Wiener Volksbildungsvereines, in welchem der Dichter den diesem Büchlein zugrundeliegenden Vortrag hielt, viel Gewinn nach Hause getragen haben. „Die Schamhaftigkeit der Seele" des Lyrikers in allen Ehren; aber ich hätte mir doch mehr Einblick in das Schaffen des Lyrikers Ginzkey erwartet, als er gibt, wenn er das Wissen um die Kunst als störend bekennt, für den Nur-Lyriker einen gesunden, bürgerlichen Beruf für notwendig hält,

Digitized by Google

die Lyrik als Wirkung der Persönlichkeit erkundet und schließlich eine Art Priestertum als zur Veröffentlichung treibendes Motiv des Dichters ausruft. Nun finden sich gewiß auch Worte, etwa von der „Nachqual des Werkes" oder der „Sparsamkeit in der Empfindung", die an ihrem Platze stehen, aber im allgemeinen sind mir doch die dem Vortrag angepaßten Gedichte lieber, in denen der Dichter selbst eine kurze Auswahl und Umschau seines Schaffens bietet. Dr. O. Katann.

Lyrik

Der heilige Garten. Ein Hausbuch religiöser Lyrik. Gesammelt von Rudolf Günther. Verlag Salzer, Heilbronn 1911. Gebunden Mark 3.—.

Eine Anthologie religiöser oder wenigstens religiös-anklingender Gedichte; der Verlag ist, wie bekannt, protestantisch; der Herausgeber, nach allem zu urteilen, desgleichen. Sprachlich und zum guten Teil auch inhaltlich geben die gewählten Dichtungen das, was das Buch jedenfalls will: Erhebung, Höherstimmung in stillen, sonntäglichen Stunden. Aber doch nur zum guten Teil Abgesehen von Geibels „Reformation" Seite 27 und einem oder dem andern sonstigen Beitrage, der nicht eben dem „Gemeinsamen" dient, sei z. B hingewiesen auf den Abschnitt: „Gott". Dem überzeugten Katholiken bietet der Glaube unendliche Lichtweiten, ein freudiges Gotteserfassen; mit tiefem Mitleid nur kann man den Ruf des zweifelnden Gottsuchertums vernehmen, der elementar besonders in diesem Kapitel zum Durchbruche kommt. M. W.

Romane, Novellen

Gangl, Josef, Markus, der Tor. 323 Seiten. Regensburg, J. Habbel, 1913. Gebunden Mk. 3.—.

Des Markus Großvater hat durch Wucher ein großes Gut zusammengebracht; das ging auf den Enkel über. Der Markus aber ist ein Gerechter. Er beschließt, das Gut wieder an die aufzuteilen, denen es früher stückweise entrissen worden. Nach des alten Beichtigers Strölkamp Rat will er das Gut nicht nach Maßgabe des Rechtes, sondern der Würdigkeit verteilen. Da muß er mit seiner Gerechtigkeit grausam Schiffbruch leiden. Denn der Haß und die Gewinnsucht der „Gläubiger" lassen ihn nicht zwischen würdig und unwürdig unterscheiden und ihn an der Rechtlichkeit seiner Absichten verzweifeln. Da kommt die Liebe zu einem Mädchen über ihn, das aber mehr den Hof als den Markus liebt. Durch sie veranlaßt, möchte Markus den behalten. Aber er kommt doch noch zur besseren Einsicht, bezüglich seiner Braut und des Hofes. Jene gibt er schließlich auf und diesen verteilt er, nachdem er erkannt, wer würdig, wer unwürdig. — Das alles ist in einem herben Stil erzählt; die Sprache ist voll Härten und stellenweise sogar grammatikalisch ungeschliffen. Aber es ist Zug und Linie in Gangls Art. Manchem anderen wäre der Roman riesig langweilig und banal geraten. Gangl hat eine originelle Art der Problemstellung. Am allerwenigsten aber ist er von der Literatur unserer Zeit angekränkelt.

Michael G. Lay.

Grabein, Paul. Gestürzte Altäre. Roman. 296 Seiten. Leipzig, Grethlein & Co. Mk. 3.50; gebunden Mk. 4.50.

Dieses Buch bedeutet einen großen Fortschritt des Autors, wenn ich es mit seinem Roman „Der Wille zum Leben", den ich im Gral (VIII., 511) besprochen habe, vergleiche. Die Lektüre hat mich erfreut; Anschauungen, die nicht meinen moralischen und religiösen Grundsätzen entsprechen, sind mir nicht aufgefallen. Das heikle Problem der Eheirrung und der Frauenfrage ist in einem ernsten, korrekten Geiste diskret behandelt. Es handelt sich nicht um ein Verbrechen des Weibes gegen den Mann, sondern um eine schwere Versuchung gegen die eheliche Treue. Die Schuldigen büßen und werden durch Leiden geläutert. Der Vorzug des Romans liegt eben darin, daß die sittliche Schuld erkannt und Buße dafür geleistet wird. Ich trage kein Bedenken,

Digitized by Google

diesen Roman Grabeins gereiften Lesern zu empfehlen. Besonders Frauen werden daraus viel lernen. Die Frauenfrage ist im allgemeinen korrekt und nach sittlichen Grundsätzen behandelt. Die Charaktere sprechen durchweg an. In der Charakterzeichnung ist Grabein Meister. Weniger glücklich erscheint mir die Technik. Daß wir die Vorgeschichte aus einem Tagebuche erfahren, das uns die Heldin des Romans vorliest, will mir nicht gefallen. Doch zum Schluß nur das eine Wort: ein gutes Buch mit solider Basis. B. Stein.

Herbert, M, Marianne Fiedler. Novellen. 2. Auflage. 203 Seiten. Regensburg, S. Habbel, 1913. Gebunden Mk. 3.—.

Der neue Band der beliebten Herbert enthält die drei Novellen „Marianne Fiedler", „Eva" und „Leben und Liebe". Sie sind in erster Ausgabe bereits 1900 erschienen und jetzt von Habbel neu aufgelegt. Seit der Niederschrift dieser Erzählungen hat uns M. Herbert ihre reifsten Sachen geschenkt — und doch müssen wir in ihrer Entwicklung kaum etwas zurückgehen, um zu den vorliegenden Erzählungen zu gelangen. — Der Verfasserin Richtung ist in ihnen schon festgelegt: Die psychologische Führung der Handlung, die Fundierung der Charaktere, das Studium derselben. Und da wir dies alles schon vereinigt finden, haben wir schon jene Freude an den Schilderungen, die immer ein Beweis ihrer Güte ist. Tatsächlich weiß man kaum, welcher der drei Erzählungen man den Vorzug geben soll. Für den Beobachter des Herbertschen Talents sind die erste und letzte die interessantesten. Michael G. Lay.

Schussen, Wilhelm: 1. Medard Rombold, Roman. 2. Heimwärts, Gedichte. Stuttgart 1913. Deutsche Verlagsanstalt. 8°, 180 und 112 Seiten. Gebunden Mk. 4.— und Mk. 3.—.

Wir haben Wilhelm Schussen in „Joh. Jak. Schäufeles philosophischen Kuckuckseiern" und in „Gildegarn" als humor- und gefühlvollen Erzähler kennen gelernt. In dem oben angegebenen Roman zieht er die Zügel der Darstellung straffer, gibt er den Konturen der Personenzeichnung schärferen Strich, bis zur plastischen Abhebung. Thema ist: Fall und Wiederaufrichtung eines gesunkenen Menschentums. Held ist ein begabter ländlicher Wirt, der einst Gymnasialschüler war und des früher beabsichtigten Höhenfluges nicht mehr vergessen kann. Ein Vorbild ist ihm der echt männliche Stiefvater gewesen, der ihn in allerdings fehlgreifendem Stolze von der hohen Schule abrief; bedauerlicherweise gewinnt das geistige Erbteil vom eigenen Vater die Herrschaft über Medard, welcher der Bau- und schließlich auch der Trunksucht anheimfällt. Er hat ein zartes, schönes und liebes Mädchen aus sog. besserer Familie geheiratet. Doch eine sehr zweifelhafte, fesche Kellnerin hat mehr Glück bei den bäuerlichen Gästen als die liebenswürdig-pflichtgetreue aber edel-zurückhaltende Frau des Hauses. Auch der „Held" verfällt den Lockungen der recht gewöhnlichen Sirene so weit, daß er die zum nicht geringen Teile durch seine Schuld in Not geratene Familie verläßt und jener in den Süden nachreist. Hier aber gelangt er sehr bald einigermaßen zur Erkenntnis, sodaß es zur gröbsten Untreue nicht kommt. Nachdem der schwache Mann von der Verführerin noch schmählich bestohlen und allein gelassen worden ist, sucht er zunächst durch die Erträgnisse eigener bescheidener Arbeit seine Familie daheim zu erleichtern. Durch den tragischen Tod eines grundguten jüngeren Bruders wird er in die Heimat zurückgerufen, wo er sich am Totenbette des Dahingeschiedenen endgiltig auf sich selbst besinnt und dann, ein Geläuterter, zu den Seinen zurückkehrt.

Soviel ich weiß, ist „Heimwärts" Schussens erster Gedichtband. Er tritt inhaltlich in gutem Sinne anspruchlos auf, vermeidet jede Effekthascherei, gibt sich lauter und konzentriert in Gefühl und Ausdruck, neigt aber zu nicht bloß ernster, sondern auch zu dunkler Lebensauffassung, ohne der ausgesprochenen Sentimentalität zu verfallen und vom Gottglauben zu lassen. Ein paarmal stößt die Schlichtheit der Wendungen hart ans Triviale, dafür stehen ein paar geradezu wunderschöne Gedichte in dem Bande, die in Wilhelm Schussen den Lyriker, den Künstler beleuchten.

E. M. Hamann.

Digitized by Google

Zeit- und Weltgeschichte

Kralik, Richard und Schlitter, Hans, Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur. 751 Seiten, 555 Abbildungen. Wien, Holzhausen. Gebunden Mk. 13.—

Kralik, Richard, Oesterreichische Geschichte. 629 Seiten. Wien, Holzhausen. Gebunden Mk. 12.—.

Das Schaffensgebiet, auf das sich Richard v. Kralik seit einiger Zeit mit der ihm eigenen Wucht geworfen, ist für ihn kein neues; allein so umfängliche und für so weite Kreise berechnete geschichtliche Werke, wie die beiden vorliegenden, sind aus seiner Feder bisher noch nicht geflossen. Und so lernen wir Kralik doch wieder gewissermaßen von einer neuen Seite kennen, als Historiker großen Stils, der sich mit beispielloser Arbeitskraft an die schwierigsten Probleme wagt und dieselben in bewunderungswürdiger Weise löst. Es hieße Eulen nach Athen tragen, über die Vortrefflichkeit der beiden Werke hier längere Worte zu machen. Die streng wissenschaftliche Kritik — für die hier ja auch gar nicht der Platz wäre — hat sich ja mit ihnen schon genug beschäftigt und dem Verfasser die Anerkennung nicht versagt. Was die anderen für uns ins Gewicht fallenden Qualitäten der beiden Bücher: die künstlerische Leistung, die volkstümliche Darstellung, der echt österreichische Geist, der über ihnen schwebt, anlangt, so zeigt wohl der Absatz, den sie gefunden haben, am besten, welch glücklicher Genius Kralik bei der Abfassung der beiden großen Werke geleitet hat, wie sicher er erfaßte, was uns not tut. Zumal die „Österreichische Geschichte", die in wenigen Tagen vergriffen war und zum Weihnachtsbüchermarkte in zweiter Auflage erschien, war sozusagen eine Befreiung für jeden Österreicher. Es ist ein stolzer Triumphgesang, ein Hymnus auf unser viel verlästertes Vaterland, der seine Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Dr. Oswald Menghin.

Godin, Amélie Freiin von: Aus dem neuen Albanien. Politische und kulturhistorische Skizzen. Wien, Verlag von Josef Roller & Co., 1914. 8°, 126 Seiten Mk. 2.—.

Die Geschichte Albaniens wird einmal den Namen dieser tapferen deutschen Frau, die so klar und so mutig für das albanesische Volk eintritt, das sie mit warmem Herzen lieben gelernt hat, verzeichnen müssen. Wenn jemand, so hat Amélie von Godin immer wieder von neuem versucht, die Anteilnahme deutscher breiterer Kreise für Albanien zu beleben; ihre zahlreichen Skizzen und Novellen auf albanesischem Hintergrunde, ihre anregenden und freimütigen Aussprachen über das ihr teure „Land der Knechtschaft" waren danach angetan, das Interesse, das die Autorin zur praktischen Betätigung fördern wollte, über die bisherigen Grenzen hinweg zu tragen. Aber es ist merkwürdig, welche schwere Mengen an Ungerechtigkeiten heute geschehen können, ohne daß sich „die Welt draußen" gründlich darüber aufregt. — Das oben angezeigte Buch möchte ich warm empfehlen. Es geht alle an, die ein fühlendes Herz haben und denen das Empfinden durch die sich steigernden Nachrichten der balkanischen Greuel noch nicht völlig abgestumpft ist. A. v. Godin kennt Albanien genau, und genau kennt sie auch die letzten trüben Vorgänge und deren Zusammenhänge. Sie hat die Belagerung von Walona miterlebt; sie hat die führenden Geister beobachten, sogar an Versammlungen des Nationalkomitees teilnehmen können, und die Ergebnisse ihres Erlebens und Beobachtens teilt sie uns nun in dem oben aufgeführten Buche mit: anregend, packend, überzeugend und überraschend-objektiv Sie gehört nicht zu denen, die die Liebe blendet, vielmehr zu denen, die die Liebe doppelt hellsichtig und hellhörig macht und die aus Liebe dem Gesehenen und Erkannten Gestalt geben, auch wenn es weh tut — zum Heile. E. M. Hamann.

Religiöse Prosa

Sawicki, Dr. Franz, Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1913. (XIV und 328 Seiten.) Gebunden Mk. 1.—.

Digitized by Google

Die Art, wie der Autor in der Seele des modernen Menschen die großen Fragen nach dem Ziel und der zielstrebigen Gestaltung des Lebensganzen unterstreicht und sie dann Schritt für Schritt der Lösung zuführt, verrät seines psychologisches Verständnis. Trefflich zum Bewußtsein gebracht ist die Harmonie der individuellen und sozialen, der irdischen und überirdischen Lebenszwecke, wobei der Gottesadel der Arbeit zur Geltung kommt und die echte Aszese als edelste Lebensbejahung erscheint. Die Darstellung wird zur Sammellinse für die im Dunkel sich verlierenden Wahrheitsstrahlen irriger ethischer Bestrebungen und beleuchtet gerade so in sehr wirksamer Weise — auch für Außenstehende — die übernatürliche Lebensweisheit der katholischen Kirche.

Wir dürfen mit freudiger Erwartung der Fortsetzung der Sammlung „Katholische Lebenswerte" entgegensehen, da sie so glücklich eröffnet wurde durch das Buch Sawickis.

Alois Pichler C. Ss. R.

Mitteilungen der Redaktion

Zwei Urteile über den Gral, die sich gegenseitig ergänzen

Im Amtsblatte des Bischöflichen Ordinariats der Diözese Chur (September-Oktober 1913) wird als eine Zeitschrift, die „in der vielumstrittenen Literaturfrage nach katholischen Grundsätzen orientiert", der „Gral" mit folgenden Worten empfohlen:

> Was wir Ihnen als eine auf entschieden katholischem Boden stehende literarische Revue empfehlen, ist „Der Gral", Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste. Sie wird vom Dichter Franz Eichert redigiert und hat vom Heiligen Vater selbst ein höchst ehrenvolles Anerkennungsschreiben erhalten. Sie sind sicher, daß Sie im „Gral" nicht Entklerikalisierungs-Artikel, noch unkatholische Sätze finden werden, wie: „Der Katholik, der ein großer Schriftsteller werden will, muß seine Konfession innerlich überwunden haben!" Gott bewahre unser katholisches Volk vor einer solchen katholischen Literatur. —

Dagegen wird die Empfehlung der Zeitschriften „Hochland" und „Über den Wassern", welche letztere „mit vollen Segeln den Gewässern des vom Papst im Prinzip verurteilten Interkonfessionalismus zusteuert", ausdrücklich abgelehnt.

Fast zu gleicher Zeit, wie der Oberhirt der Diözese Chur, hat sich auch das „Neue Jahrhundert", bekanntlich das Organ der deutschen Modernisten, mit den katholischen Literaturzeitschriften beschäftigt. Selbstverständlich kommt im Spiegel des Modernistenblattes das umgekehrte Bild heraus: „Über den Wassern" empfängt wegen seines interkonfessionellen Charakters (in der Feststellung dieses Charakters stimmen also beide Urteile überein) eine Sympathiekundgebung, der „Gral" wird in Acht und Bann getan: „Etwas Ungemütlicheres als diese Zeitschrift können wir uns nicht vorstellen." (Ausgenommen den Papst, mit dem wir somit die Ehre teilen, der Modernistenzeitschrift höchst ungemütlich zu sein — Gott sei Dank!) Als ein Grund dieser Ungemütlichkeit wird das „Ansammeln mißgünstiger Kritiken" gegen die moderne Literatur erwähnt, und daraus schließt das „Neue Jahrhundert", daß wir den Geist Christi, also auch den katholischen Geist, verkennen! Nach dieser Logik hätten also alle Lobredner der modernen Literatur den wahren Geist Christi erkannt. Nun, wir halten dafür, daß jene, die der Heilige Geist gesetzt, über die Reinheit der Lehre und des Geistes Christi zu wachen, der Papst und die Bischöfe, doch kompetentere Beurteiler dieses Geistes sind, als die von der katholischen Kirche im Geiste schon zum Teil getrennten Modernisten. Und solange die uns den katholischen Geist nicht absprechen, kann uns der modernistische Bannfluch nicht irre machen.

Digitized by Google

Karl Domanig zum Gedächtnis / Von Josef Neumair

Karl Domanig ist von uns gegangen. In Sterzing, seinem Geburtsort, warf man seinem Wunsch gemäß Erde und Erde aus tiefer Grube und bettete den stillen Mann in die Heimatscholle. Da ruht er nun. Wer von deutschen Reichslanden über Innsbruck gegen Süden fährt, sieht rechts, wenn er aus den schwarzen Schlünden des Brennertunnels entflohen, ein kleines Städtchen in breiter Talmulde liegen. Einige Kirchen, Reste von Stadtmauern, ein freundlicher altdeutscher Stadtturm und Giebeldächer halten den Blick gefällig gefangen. Das ist Sterzing. Und etwas weiter dem Tal zu, außerhalb der Stadt, steht die mächtige Pfarrkirche und liegt der Friedhof. Dort ruht, was sterblich war am Dichter und deutschen Tiroler Karl Domanig. Mächtige Berge türmen sich rechts und links in den kalten Höhen und drinnen aus dem Tal schauen die Hüter von Passeier und die Umgebung des Jaufenpasses heraus. Der Boden ist ringsum getränkt von Heldenblut aus Großvätertagen, der Boden ist geweiht und gefeiert. Hier ist Andreas Hofer zum erstenmal als Oberkommandant von Tirol hervorgetreten und anerkannt worden. Sterzing ist das Herz von Tirol. Im Herzen von Tirol liegt der Mann, dessen Herz voll von Tirol war, dessen Sehnen, Ringen, Denken und Arbeiten dem Lande Tirol galt. Nicht zwar dem Land, das zufällig diesen Namen führt, sondern dem Land der Heimat, dem Land der mark- und seelestärkenden Bergeshöhen, dem Land des katholischen Geistes, der welterfüllenden Tapferkeit und Größe, dem der hohen Ideen und dem Hochland des Geistes und des Herzens und der Seele, in diesem Sinne dem Heimatland katholischen Fühlens im weitesten Begriff.

Wir haben ihn alle geliebt, den eigenen Mann mit der Milde des Auges, mit der Strenge der Weltanschauung, mit der heiteren Seele und der Güte des Herzens, den Mann der Dichtung innerlichster Art, den Eckart katholischen Geistes und Denkens. Diese Blätter brachten des öftern Zeugen seines Dichtens und Handelns. Fast kein anderer Dichter kam so oft darin zu Wort und konnte den tiefen Gehalt und die Lieblichkeit und Größe seines Dichtens und den Ernst seines Schaffens hier ausbreiten. Die Leser kennen ihn alle. Sie konnten sich erfreuen an seiner Erzählart (Der Schwegelpfeifer von Spinges, Um Pulver und Blei), an seiner dramatischen Dichtung (Die liebe Not), an seinen Gedichten. Er selbst hat sein Lebensbild hier gezeichnet und E. M. Hamann hat seine Größe, Güte und Treuherzigkeit in mehreren großen

Digitized by Google

Aufsätzen vorgelegt und mit beredter Feder geschildert. Wir brauchen kaum mehr etwas hinzuzufügen. Nur es in Erinnerung zu rufen und den Hauch der treu würdigenden Zusammenfassung und dauernder Liebe darüber zu breiten kann unsere Sache sein. Und das wollen wir demnächst versuchen.

Wir standen an seinem Grab, als man ihn versenkte, und hörten die warmherzigen Worte, die einer unserer Besten und Größten, Anton Müller (Br. Willram), ihm ins kühle Erdreich schmerzergriffen nachsprach. Er sagte:

— — — Wir Katholiken Österreichs haben in ihm unsern bewährten Bannerträger verloren, einen Mann, dessen goldene Feder stets im Dienste höchster Ideale schuf und dessen goldenes Herz voll war von der heißesten Begeisterung für Gott, Kaiser und Vaterland. Was er als Dichter uns war und als einer der gottbegnadetsten geleistet hat, gehört der Literaturgeschichte an. Aber das stolze, markige Beispiel echter Mannesgröße, das er uns allen zu allen Tagen gegeben, das gehört uns an für fortwährende Verehrung und Nachahmung. Er war ein Beispiel tiefen Glaubensmutes und ungeheuchelter Religiosität. Er war das Beispiel einer sicheren, unantastbaren Charakterintegrität und Überzeugungsstärke, ein Beispiel lautersten Wollens und Handelns und vor allem ein selten schönes Beispiel warmblütigsten patriotischen Fühlens und Denkens. Lieber, unvergeßlicher Freund! Das weite deutsche Vaterland hat mit der Anerkennung Deines Wirkens und Strebens nicht gekargt und die Heimat, die Du über alles geliebt, erfüllt trauernd Deinen letzten und heiligsten Herzenswunsch und gibt Dir ein Grab in geweihter Tiroler Erde, geweiht nicht bloß durch den Segen der Kirche, sondern geweiht zugleich und betropft vom Blute jener, deren Geist und Heldentum in Lied und Dichtung zu preisen all Dein Leben lang Du nie müde wurdest. Es ist für Dich, den Tiroler von altem Schrot und Korn, der Du immer gewesen, viel mehr als ein Ehrengrab, es ist und bleibt für alle Zeit ein Grab der Ehre, weil es einen Mann umschließt, dem, nach Gott, die Tiroler Heimat und die Ideale der Väterzeit das Höchste waren, wert, dafür zu leben und zu sterben. Von Dir, geliebter Toter, wollen wir lernen, treu zu sein dem alten Väterglauben, wie Du es warst bis zum letzten Atemzuge, und treu zu bleiben dem Geist und den Gesinnungen der Väter, wie Du es zeitlebens gewesen. Indem wir so von Dir, unvergeßlicher Landsmann, Abschied nehmen, dürfen wir wohl, die Worte, die Du auf Deinen geliebten Hofer gedichtet — variierend — auf Dich selber anwenden: Die Menschen gehn; des Tages Stimmung wechselt, des Himmels Sterne wechseln, nur allein die Pole dauern, denen Du gefolgt. Es steht Dein Bild, ein Vorbild Deines Volkes; o, daß Dein Geist in uns sich stets erneue! Dein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue!

Diese herrlichen Worte sprechen wir treugläubig und ernstmeinend überzeugten Sinnes nach; in Domanig starb ein ehrlicher, braver Mann, ein deutscher Mann, ein großer Dichter, ein katholischer Dichter vorbildlicher Kraft, ein idealumstrahlter Familienvater, ein Mann des Geistes und der Tat, ein Österreicher, wie jeder katholische Reichsdeutsche ihn zum Bruder liebt, ein Tiroler, des Heimatruhm die Erde füllt! „Und er war unser! Laßt das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen!"

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11 — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I. Herrengasse 13. / Otto Walter, Trier. Petrus-Verlag — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck. Museumstr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H.. Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

fünftes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Februar 1914 :: ::

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

Lotte war am 11. Januar 1753 geboren und schon seit ihrem fünfzehnten Jahre mit dem zwölf Jahre älteren Johann Christian Kestner verlobt, der als Bremer Gesandtschaftssekretär in Wetzlar lebte. Vier Jahre war Kestner im Deutschen Haus aus und eingegangen, täglich fand er sich zu zwei, drei kürzeren oder längeren Besuchen dort ein, und die Briefe, die er an seine Freunde richtet, zeichnen immer wieder Bilder des Glückes, das er dort gefunden. So heißt es schon im November 1768, in demselben Jahre, da die Verlobung stattgefunden hatte:

„Welch ein Vergnügen, wenn ich dann hinfliege, die Belohnung meiner Aufopferung einzuernten; wenn ich dann ein geliebtes Gesicht sich aufheitern sehe, wenn zärtliche Blicke mich bewillkommen und ein sanfter Druck der Hand mir sagt, daß man mich schon lange erwartet hat, wenn ein schöner Mund über das lange Verweilen sich beschwert, gegen die Arbeit zärtlich zürnt und mich deswegen bedauert; wenn die beste Mutter und die gute Schwester mich gleichfalls freundlich empfangen, und der redliche Vater lobt, wenn man seine Geschäfte vorzüglich verrichtet. Dann höre ich, was in meiner Abwesenheit geschehen, gehört und gesprochen ist. Oft kleine Begebenheiten, die aber, angenehm erzählt, wichtig werden. . . Dann machen artige Einfälle, Munterkeit und Laune die Stunden dahinfliegen wie Minuten, Ein betrübtes „Ach, da schlägt es schon!“ gewährt mit dem Schmerz

Digitized by Google

der Trennung das unaussprechliche Vergnügen, welches dem nächsten Besuch zum Voraus einen Reiz bereitet."

So war es in der ersten Zeit der Verlobung, und so blieb es weiterhin. „Ich muß sagen", heißt es vier Jahre später, „daß meine Liebe ihre erste Wärme bewahrt hat, und daß mein Mädchen von Tag zu Tag immer mehr und mehr eines der besten, vortrefflichsten weiblichen Wesen geworden ist. Bieten Sie mir, was Sie wollen, und meine Seele würde nicht einmal probieren, zwischen Ihrem Angebot und meinem Mädchen zu wählen. Es wäre vergeblich, wollte ich versuchen, Ihnen zu beschreiben, wie sehr ich liebe, und ich werde nicht müde, es ihr zu sagen, ohne daß ich deshalb ein romanhafter Liebhaber wäre; denn ich weiß, daß ich ihr Herz ganz und gar besitze, daher liebe ich ruhig ... Jahre hindurch ist mein Herz so glücklich gewesen. Ganze Tage können wir beisammen sein, ohne uns auch nur einen Augenblick zu langweilen; ... jedesmal wenn ich sie sehe, ist mirs, als sähe ich sie zum ersten Mal. Ich sage Ihnen, oft zittre ich bei dem Gedanken, ob mein Glück andauern könne, da es doch so groß ist und schon so lange gedauert hat."

Kestner hatte wohl Grund zu zittern, als er dieses schrieb; denn in dem selben Jahr kam Goethe nach Wetzlar und lernte Lotte Buff kennen.

Im deutschen Haus hängt ein Bild von Lotte in ihrer ganzen strahlenden Jugend. Wir sehen das längliche Gesicht, das hochfrisierte blonde Haar, die großen, blauen Augen unter den starken Brauen, den feinen, beweglichen, schelmischen Mund. Einzelne Locken hängen ihr über die Schulter herab, der Hals ist nach vorne zu entblößt, ein weißer Schal liegt lose über dem blauen Kleide. Ein reizendes junges Mädchen ist sie, frisch und funkelnd, munter und rein wie ein Maimorgen.

So liebte Kestner sie mit seiner starken, ruhigen Liebe, so sah Werther, sah Goethe sie und näherte sich ihr, — er, der Wandrer im Sturme, der Heimlose und Friedlose, ihr, deren ganze Welt das Heim war und deren Dasein sich zu dem seinen verhielt wie das der Sennerin zum Wasserfall:

„Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt."

Digitized by Google

In „Werther" hat er uns die erste Begegnung mit Lotte geschildert. „Unsre jungen Leute", schreibt Werther an den Freund, „hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren und auf dem Wege Charlotten S . . . mitnehmen sollte. — ‚Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen', sagte meine Begleiterin unterwegs zu mir. ‚Nehmen Sie sich in acht, daß Sie sich nicht verlieben!', fügte ihre Tante hinzu. — ‚Wieso?', sagte ich. — ‚Sie ist schon vergeben', antwortete jene, ‚an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben.' Die Nachricht war mir ziemlich gleichgiltig.

„Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoftor anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgnis wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsre Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

„Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Türe trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem ein Stück ab."

Tausende von Darstellungen, von Chodowiecki bis Kaulbach, führen uns diese Szene vor; sie ist hinlänglich bekannt und es ist nicht notwendig, sie weiter auszuführen. Nun folgt die Fahrt durch den Wald, — das Gespräch über Literatur, mit Lottes Worten, daß ihr *der* Verfasser am liebsten sei, bei dem sie ihre eigene kleine Welt wiederfände — der Tanz im Jagdhaus, zuerst ein Menuett, dann ein Walzer. „Wilhelm, ein Mädchen, das ich liebte, sollte mir nie mit einem andern walzen

Digitized by Google

als mit mir. Du verstehst mich." So selbstvergessen tanzen die beiden jungen Menschenkinder, daß eine Freundin im Vorbeifliegen der Lotte mit dem Finger droht und „Albert!" sagt. Auf Werthers Frage aber antwortet Lotte: „Was soll ich's Ihnen leugnen? Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin!" Werther kommt aus der Fassung; obgleich das, was sie sagt, ihm schon vorher bekannt war, wirkt es jetzt wie etwas ganz Neues auf ihn, und er hält inne im Tanz. Da bricht das Gewitter los, — das Gewitter, das in früheren Zeiten viel entsetzlicher auf die Nerven der Menschen gewirkt zu haben scheint als heutzutage. Einige weinen, andere beten, die Vernünftigeren verhängen die Fenster, damit man die „schrecklichen" Blitze nicht sehe. Man zündet Licht an, und es werden Pfänderspiele gespielt, bis sich das Unwetter verzogen hat. Da gehen Werther und Lotte ans Fenster. „Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte ‚Klopstock'. — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strom von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen, und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehn, und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!"

VI.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt an, seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, die seinige aber war, den Homer, Pindar und andere zu studieren und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden."

So schrieb Kestner, nachdem er Goethes Bekanntschaft gemacht hatte, an seinen Freund August Hennings, und der Brief ist wertvoll, weil er eine Schilderung des Mannes enthält, in dem der Schreiber notwendigerweise einen Mitbewerber um Lottes Herz fürchten mußte. Weiterhin heißt es:

Digitized by Google

„Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter. Er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel. Von Vorurteilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu kümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte; aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gerne in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit und Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon, über die wichtigsten determiniert zu sein; soviel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, wenn auch nicht in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat schon viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Künsten und Wissenschaften hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften. . . Er ist, schließt Kestner, mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch."

Durch diese Schilderung lernt man Goethe kennen, aber auch von Kestner selbst bekommt man ein klares Bild. Er ist der Typ des ge-

Digitized by Google

bildeten Norddeutschen des achtzehnten Jahrhunderts, so wie ihn die von der Heiligen Schrift durchdrungene protestantische Geisteswelt formte. Er ist rechtschaffen, ehrlich, zuverläßlich und so offen, daß er nicht wußte, was es eigentlich sei, ein Geheimnis haben. Alles Wankelmütige, Flatterhafte, Ausschweifende war ihm zuwider. Sein Wesen war Vernunft und Gewissen, eine Verkörperung der Logik und des kategorischen Imperativs. Was er einmal für richtig erkannt hatte, führte er auch fest und sicher durch. Um sich selbst zu erkennen, führte er Tagebuch und zeichnete alles darin auf, was er unternahm und was er erlebte. Jeden Sonntag besuchte er die Kirche; er war ein treuer Freund und seiner Lotte innig ergeben. Es fehlte ihm auch keineswegs an Gefühl für Poesie; im Alter von vierzehn Jahren hatte er einen Robinson-Roman verfaßt, und nun schrieb er Gedichte an seine Braut. In allen persönlichen Bedürfnissen war er äußerst bescheiden und genügsam. So wie Goethe suchte er oft den Krug in Garbenheim — Werthers Wahlheim — auf und spendierte sich dort ein Gericht grüne Erbsen. Zwischen diese zwei Männer sah sich Lotte seit jenem Ball in Volpertshausen gestellt; so heißt nämlich das Dorf im Lahntale, das durch „Werther" berühmt geworden ist. Wir wissen längst den Namen des Ortes, wir wissen sogar, daß es am Nachmittag des 9. Juni im Jahre 1772 war, als Goethe Lotte zum Ball abholte, sie also zum erstenmal sah; wir wissen ferner, daß die Dichtung von der Wahrheit abweicht, wenn im „Werther" Lottes Bräutigam nicht dabei ist. Es ist wunderlich ergreifend, in Kestners Tagebuch seine eigenhändige Notiz darüber zu lesen, mit den alten gothischen Lettern und fast vergilbter Tinte geschrieben: „Am 9. Juni war ein Ball zu Volpertshausen, einem Dorfe zwei Stunden von Wetzlar. Fünfundzwanzig Personen nahmen teil. Man begab sich abends im Wagen und zu Pferde dorthin, und man kehrte am nächsten Morgen zurück. Ich war auch dort. Ich begab mich um sieben Uhr abends ganz allein hin. Man unterhielt sich sehr gut. Ich kehrte um vier Uhr morgens als erster ganz allein zurück..."

Zweimal schreibt er die Worte „ganz allein", sonst aber keine weitere Bemerkung. Kestner nennt auch alle Teilnehmer, und unter den zwölf Herren steht als Nr. 7 „Dr. Goede". Seine Herzliebste und ihre Schwester verbergen sich in der Damenliste unter der Bezeichnung „Demoiselles 2 Buff Deutsches Haus." Und niemand würde sich wohl je um jenen Ball gekümmert haben, der in einer Juninacht in einem entlegenen Dorfe zwischen den deutschen Bergen stattfand, wenn

Digitized by Google

unter den Tänzern nicht einer gewesen wäre, der jene Stunden in die Unsterblichkeit der Kunst hinübergerettet hätte. Jener Tag und jene Nacht, jene Wagenfahrt und jenes Sommerfest sind durch die Macht der Dichtung von jenem unheimlichen Strome errettet worden, der alle taufrischen Sommermorgen, alle frische Jugendlust, allen frühen Lerchensang mit sich hinab in die eisige Vergessenheit führt — wie Ballschleifen und welke Blumen vom Wasserfall fortgewirbelt werden um unwiderruflich dahin zu sein. Johann Wolfgang Goethe tanzte in jener Nacht mit Demoiselle Charlotte Buff, und die Menschheit gedenkt nach mehr als einem Jahrhundert dieses Tanzes. . .

Schon am nächsten Tag machte Goethe einen Besuch im Deutschen Haus und fand Lotte ebenso strahlend und einnehmend wie am Abend vorher. Bald verkehrte er wie Kestner täglich in der Familie Buff und machte sich bei allen beliebt. „Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele . . .", heißt es im „Werther". Goethe hatte die gefährliche Gabe, gleich überall zu Hause zu sein. Er konnte als ganz Fremder in ein Haus kommen und sich noch vor Abend wie ein Glied der Familie fühlen. Aus einem Brief aus Frankfurt an seine Wirtsleute in Leipzig sehen wir, wie er sich's auch dort heimisch und traut gemacht hatte. „Sie müssen sich vorstellen", schreibt der neunzehnjährige Student, „daß ich zur kleinen Stubentüre hineinkomme. Sie Herr Schönkopf sitzen auf dem Kanapee am warmen Ofen, Madame in Ihrem Eckgen hinterm Schreibetisch, Peter liegt unterm Ofen, und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt; so mag sie nur aufstehen, und dem Fremden Platz machen." So hatte er es auch verstanden, sich in Sesenheim heimisch zu machen; auf der Tenne half er Welschkorn basten, und in der Remise machte er sich daran, eine Kutsche, die schon sehr schäbig aussah, anzustreichen. In seiner Friedlosigkeit und Heimlosigkeit barg sich eine unsagbare Sehnsucht nach Heimat und Frieden, und gern wärmte er sich am Feuer auf dem Herde anderer. Hier im Deutschen Haus vergaß er über Kestners Braut Leipzig und Käthchen, Straßburg und Friedericke und die gefühlvollen Freundinnen in Darmstadt. Und um ihn herum tollten Lottes sieben Brüder „mit dreckigen Händen und Honigschnitten, mit Löchern im Kopf nach deutschen Sitten".

„Zu jener Zeit", erzählt die — Legende, möchte man fast sagen. „waren die Augen von ganz Wetzlar auf einen Mann gerichtet, den man nicht begreifen konnte; — der bald alle Kirschen auf dem Markt

Digitized by Google

aufkaufte, alle Kinder Wetzlars zusammen trommelte und mit ihnen nach dem Deutschen Hause zog, wo er die Kinder im Kreis um die Körbe aufstellte, während Lotte ihnen Butterbrot schnitt, — oder sich in den Dörfern umhertrieb, seine Erbsen aushülste und sie selbst kochte."

Und nun begann jenes Zusammenleben, das Goethe selbst im Alter charakterisierte als „ein echt deutsches Idyll, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab". „Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte", sagt der alte Goethe von dem jungen, „fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, und so waren sie bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin; — durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander . . . Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: ‚Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben'." Wenn es nicht gerade Hanf war, den Goethe zu Lottes Füßen brechen sollte, so war es ein Faß mit Bohnen, die er zum Schnitzen bekam. Er half ihr beim Pflücken der Früchte unten im Garten des deutschen Ordens in der Walpurgisgasse (jetzt Lottestraße), er ging mit ihr auf die Ordenswiese im Wöllbachtal, den jetzigen Philosophengang, er spazierte mit ihr nach Reiskirchen hinaus, um den alten Pastor zu besuchen, oder er ritt nach Atzbach mit Aprikosen für die Freundin Lottens, die Frau Rentmeister Rhodius.

Der Sommer vergeht, und Goethe sieht tiefer und tiefer in Lottes blaue Augen. Er ist eifersüchtig, wenn diese Augen jemanden anders suchen als ihn. Sie fährt aus, und er steht mit andern jungen Herren an der Kutsche, um ihr Adieu zu sagen. „Ich suchte Lottens Augen: ach sie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich!

Digitized by Google

der ganz allein auf sie resigniert da stand, fielen sie nicht! — Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Träne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach und sah Lottens Kopfputz sich zum Schlage herauslehnen, und sie wandte sich um, zu sehen, ach! nach mir?"

Das ist Verliebtheit. Und Liebe ist das, was er am 16. Juli schreibt: „Ach, wie mir das durch alle Adern läuft, wenn meine Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsre Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts. O! und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Atem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu versinken. — Und, Wilhelm, wenn ich mich jemals unterstehe, — nein, mein Herz ist so verderbt nicht! . . . Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart."

So fühlte Goethe. In Kestners Tagebuch heißt es zur selben Zeit: „Nachher und wie ich meine Arbeit getan, geh' ich zu meinem Mädchen, ich finde den Dr. Goede da . . . Er liebt sie, und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, sieht er mich doch nicht gern kommen, um mit meinem Mädchen vergnügt zu sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bey meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll. Ich muß gehen. Zum Glück kommt der Vater."

Eine Zeitlang scheint Kestner daran gedacht zu haben, seinem genialen Nebenbuhler das Feld zu räumen. Er ging in der Ausführung dieses Vorsatzes sogar so weit, daß er einen Brief an Lotte abfaßte, worin er ihr ihr Wort zurückgab; doch abgeschickt wurde der Brief niemals. Zu klarerem Verständnis des Verhältnisses dient das, was Goethe kurz nach Kestners und Lottes Hochzeit an den jungen Ehemann schrieb: „O Kestner, wenn hab ich euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt ich ein Engel seyn ohne Lung und Leber. Doch muß ich euch ein Geheimnis entdecken. . . Wie ich mich an Lotten attachirte und das war ich wie ihr wißt von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man spricht. . . ‚Du spannst sie ihm wohl gar ab?' und dergleichen. Da sagte ich ihm mit diesen Worten in seiner Stube, es war des

Digitized by Google

Morgens: ‚Ich binn nun der Narr, das Mädchen für was besonders zu halten; betrügt sie mich, und wäre so ordinär, und hätte Kestner zum Fond ihrer Handlung um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft,‘ und das beteuert ich und schwur.“

* * *

So lebten denn die drei weiter in den Sommer hinein — ein dreieckiges Verhältnis, aber grundverschieden von dem, um das es sich in modernen Schauspielen und Romanen handelt. Mehr und mehr wurde Goethe der Eifersüchtige — „wenn sie mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihrem Bräutigam spricht,“ sagt Werther, „da ist mir's wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen genommen wird.“ Und am 30. Juli heißt es: „Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. ‚Um Gottes willen‘, sagte mir Lotte heut, ‚ich bitte Sie, keine Szene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind!‘“

Am 9. August berichtet Kestner in seinem Tagebuch: „Am Morgen ging ich mit dem Dr. Goethe dem Lottgen entgegen; sie begegnete uns jenseit Garbenheim, da der Rentmeister Rhodius sie begleitete. Dieser kehrte um, und wir nahmen sie in Empfang, brachten sie nach Garbenheim. . . Wir tranken Kaffee, gingen herein, vergnügt, daß wir unser Lottgen wieder hatten. Nachmittags waren wir wieder bei ihr, lasen im Garten eine Predigt von Yorick“ (s.: ein Kapitel aus Lawrence Sterne) „unterhielten uns. Dann ging ich mit Goethe nach Garbenheim, er war dahin bestellt, um den Professor Schultz zu sehen. . . Unterwegs handelten wir ein ganzes System von des Menschen Bestimmung hier und dort ab. Eine merkwürdige wichtige Unterredung. Als die andern von Garbenheim abgingen, folgten wir etwas nach, setzten uns an den Weg, unterhielten uns ferner, dann kehrten wir wieder nach der Stadt zurück, kamen zum Lottgen, wo er bald wegging, und ich blieb.“

Lotte war ein paar Tage in Atzbach, um die kranke Frau Rhodius zu pflegen, und Goethe besuchte sie draußen. Am Abend von

Digitized by Google

seinem Besuch zurückgekehrt, schreibt er an Kestner: „Heute war ich in Atzbach. Und morgen gehen wir zusammen, da hoffe ich freundlichere Gesichter zu kriegen. Inzwischen war ich da, hab Ihnen zu sagen, daß Lotte heut Nacht sich am mondbeschienenen Tal innig ergötzt; und Ihnen eine gute Nacht sagen wird. Das wollt' ich Ihnen selbst sagen; war an Ihrem Haus, in Ihrem Zimmer war kein Licht, da wollt' ich nicht Lärm machen. Morgen früh trinken wir Caffee unterm Baum in Garbenheim wo ich heut zu Nacht im Mondschein aß. Allein, und doch nicht allein. Schlafen Sie wohl! Soll ein schöner Morgen sein!"

Noch manch schönen Morgen und manch schönen Tag brachte der Sommer den dreien. „Es ist ein herrlicher Sommer", heißt es im Werther; „ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab."

Aber die Liebe geht auf's Ganze, duldet nichts Halbes. Goethe und Kestner können sich auf die Dauer nicht in „unsrem Lottgen" teilen. „Unglücklicher", ruft Werther sich selbst zu, „was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Wenn ich bei ihr gesessen bin, zwei drei Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe — und, — wenn nicht manchmal die Wehmut das Übergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihre Hand meine Beklemmung auszuweinen, — so muß ich fort, muß hinaus! und schweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mirs etwas besser! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einen krummgewachsenen Baum mich setze und in dem Dämmerschein hinschlummere! O Wilhelm! Ich seh dieses Elends kein Ende als das Grab."

Schließlich kommt der Tag, der am Schlusse des „Werther" geschildert ist, wo er der Lotte den Ossian vorliest und, von seinen Gefühlen überwältigt, sich in ihrem Schoße ausweint. Sie ergreift seine Hände, drückt sie an ihre Brust, beugt sich über ihn. Ihre glühenden Wangen berühren einander, er umschlingt sie und bedeckt ihre Lippen mit Küssen. Sie windet sich los und verläßt ihn, „bebend zwischen

Digitized by Google

Liebe und Zorn". Er hört, wie sie die Tür des anstoßenden Zimmers hinter sich schließt, und ist allein.

Die Goetheforscher wissen, an welchem Tage es war, als Goethe Charlotte Buff küßte, — das einzige Mal, wo sich ihre Lippen begegneten. In Kestners Tagebuch steht unter dem 13. August: „Ich war in Gießen . . . Über Schiffenberg kehrte ich zurück. Lottgen, Goethe und Mlle. Dortgen Brand kamen mir entgegen. Abends das Geständnis von einem Kuß. Kleine Brouillerie mit Lottgen."

Der Zwist ist schnell zu Ende, und die beiden Verlobten beschließen, Goethe abzukühlen. Am nächsten Tag kann Kestner trotz aller Freundschaft mit Genugtuung notieren: „Abends kam Goethe von einem Spaziergang vor den Hof. Er ward gleichgiltig traktiert, ging bald weg." Ja, man geht noch weiter; wie einen Laufburschen behandelt man ihn. Das Tagebuch berichtet:

„Am 15. ward er nach Atzbach geschickt, eine Apricose der Rathmeisterin zu bringen. Abends um zehn Uhr kam er und fand uns vor der Tür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgiltig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg, redete in Gleichnissen; ich ging mit Goethe noch Nachts bis zwölf Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch, da er voll Unmut war und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondschein an eine Mauer gelehnt, lachten.

„Den 16. bekam Goethe von Lottgen gepredigt; sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe, er ward blaß und sehr niedergeschlagen. . . Abends Bohnen geschnitten."

Armer Goethe, von dessen Unsittlichkeit man sich so viel erzählt! Da geht er den langen Weg von Atzbach zu Fuß, siebeneinhalb Kilometer hin und siebeneinhalb Kilometer zurück — bin selbst den Weg gelaufen. Mit einer Aprikose hat man ihn zu der kranken Frau Rhodius rennen lassen! Auf dem Rückweg hat er für Lotte Blumen gepflückt — vielleicht von den großen, strahlenden Margeriten, deren weißer Sternenflor noch bis auf diesen Tag auf den üppigen Wiesen längs der Lahn leuchtet; oder von den wilden Rosen, deren so viele an den Wegen blühen.

Müde und staubig kommt er zurück und bietet sein Rosengeschenk, seinen Strauß Margeriten der geliebten Lotte, die mit ihrem Verlobten in der Laube sitzt. Sie legt die Blumen neben sich auf die Bank, kaum daß sie danke sagt. Und Goethe fühlt sich als fünftes Rad am Wagen, er fühlt, wie lächerlich und hoffnungslos es ist, der Braut

Digitized by Google

eines andern den Hof zu machen; zur Luſtigkeit, zur Ausgelaſſenheit nimmt er ſeine Zuflucht und erreicht nichts anderes damit als ſich lächerlich zu machen. „Sie ſind ſchrecklich, wenn Sie ſo luſtig ſind“; dieſe Worte ſind vielleicht an jenem Abend gefallen.

Endlich nimmt er ſich zuſammen und bricht auf. Keſtner in ſeiner lieben Weiſe begleitet den verſchmähten Nebenbuhler, und noch lange gehen ſie in den ſtillen Gaſſen Wetzlars umher, im Lindenduft und Mondenſchein. Goethe iſt aufgeregt, ſpricht dunkel und verwirrt, vielleicht von Selbſtmord, von Tod und Grab, vielleicht von „einer Kloſterzelle, einem härenen Gewand und einem Stachelgürtel“ („Werther“, 30. Auguſt). Keſtner hört ihn an, geduldig, nachſichtig, wie ein guter, verſtändnisvoller, mitleidiger Freund. Und plötzlich löſt ſich Goethes leidenſchaftliche Erregtheit — nicht in Tränen, ſondern in Lachen, in einem langen, befreienden Lachen. Keſtner muß mitlachen, und die beiden jungen Leute ſtehen lange und lachen, an eine weißgekalkte Mauer gelehnt, über der der Mond leuchtet. Mit kräftigem Händedruck trennen ſich die Freunde endlich, und jeder geht dahin, wo er hingehört: Keſtner nach ſeiner ſtillen Wohnung an der „reformierten Treppe“ (eine Treppengaſſe längs der Amtswohnung des reformierten Geiſtlichen) und Goethe nach dem Kornmarkt, wo er bei dem Prokurator Ludolf wohnte, nachdem er von ſeiner Tante, Frau Lange, bei der er zuerſt einquartiert geweſen, fortgezogen war, weil dort in die ſchmale, enge Gewandgaſſe weder Sonne noch Mond hineinſchien.

Auf dem Kornmarkt iſt ein alter Brunnen; er rieſelt bei Tag und bei Nacht. Vielleicht iſt Goethe in jener Mondnacht dort ſtehen geblieben und hat ihm gelauſcht und hat ſich von ſeinem Wiegenlied zur Ruh ſingen laſſen, wie von den Hexametern des Homer. Und vielleicht hat er den Sternen geklagt, wie er ſpäter in einem Brief an Frau von Stein klagte: ſein Schickſal ſei es, „nicht geliebt zu werden, wenn er liebte“.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Annette / Von M. Herbert

Dir gab dein Gott die herbe Einſamkeit
Der roten Heide, der verſchwiegnen Gründe.
Er drückt' in deine Hand ein Grabeſcheit,
Daß ſie der Scholle ernſt Geheimnis künde.
Er gab dir einen Blick ſo kühn und ſtark,
Wie der des Adlers, der in Alpen horſtet.
Er gab dir eines Mannes Kraft ins Mark,
Dir war kein Wald zu tief, zu dicht geforſtet.
Er lieh dir auch dein ſeherhaft Geſchau,
Und gürtete dich mit Allwiſſenheiten.
So mußteſt du im Kleide einer Frau
Auf allen Graten der Erkenntnis ſchreiten.
Doch als du brachſt den gottgewollten Bann,
Und nieder warfſt den heil'gen Wunderſtecken,
Und glitteſt aus der Einſamkeiten Tann
Und aus dem Schutze deiner Dornenhecken,
Wirr taſtend griffſt nach eines Menſchen Hand
Der nie geboren ward zu deinesgleichen — —
Da trat dein Fuß wie in Saharaſand,
Du fühlteſt unter dir den Boden weichen.
Tief bis ins Blut ward dir das Herz verſehrt.
Es wanden ſich in Schmerzen deine Lieder,
Bis du zur Einſamkeit zurückgekehrt. —
Da wurdeſt du der Stolz der Himmel wieder!
Sie nannten eine Sternenjungfrau dich,
Gleich Sternen zogſt im All du deine Kreiſe. — —
Und lernteſt wohl: als Meteor erliſcht
Der Stern, der weicht aus ſeinem ew'gen Gleiſe.

Digitized by Google

Bergreihen

Von Franz Friedrich Oberhauser

Weltenweit neigte sich der Tag in den Abend. Und die Sonne, die durch das letzte Stück ihres sehnsuchtshohen Bogens ging, glühte tiefflammend rosenrot auf. Die ungezählten weißaufgeblühten Wölklein am Himmel standen leise umschäumt wie eine zage Schar kleiner Englein am Himmel, und mitten unter ihnen, frühaufgestanden, in sanfter Milde erglänzend, der Mond. Einsame Winde strichen wie auf langsamen Flügeln über die Landschaft, die traumhaft verschlafen ihre lichten Farben in die Sonnenwellen hob. Da glänzten leisbewegte Felder ernst und schwer, tiefgrüne leuchtende Wiesen und ferneherdämmernd in dunklem Blau der Wald. Zuweilen fuhr ein Blitz über die Landschaft: das war, wenn ein silbernes Bächlein seinen Spiegelschein in die schimmernde Luft warf — oder wenn ein anmutig wichtiger Kirchturm seine kreuzbesteckte Spitze aufblitzen ließ.

Dann rauschte es wieder von den mächtigen uralten Linden und dunkelblätterigen Kastanienbäumen, die unten in der kleinen Stadt wie geballte Wolken zwischen den Häusern standen. Die stillen Gassen waren leer und verschlafen und nur die silbernschimmernden Strähne der Mühlwehren klangen verlassen herauf. So lag die Stadt, rosenumsäumt und blumenumblüht wie ein verwunschenes Schloß im Grunde. Und während das Märchen und die stilläugige Legende über den Dächern ihre Fäden spannen, und auf dem baumumkränzten Hauptplatze die Muttergottes auf dem Brunnen selig und voll Demut auf die Brunnenschale niederschaute, wo die Tauben, schäferwolkenweiß, morgenhimmelgrau oder stahlblauschimmernd, gurrend ruckten, und die Spättagstunden irgendwo zusammenklangen, — erwachte draußen auf der Hügelwiese, sanft und leise, das Singen eines Bergreihens.

Dunkel hoben sich im tieferwerdenden Lichte die Gestalten ab, die den Wechselgesang sangen. Und da war ein kleines Mädchen, eine rein erblühte Jungfrau, ein Weib und ein alter Mann. Gegen Abend zu zogen sie ihre langsamen Bogen auf der Wiese, daß die Blumen weinend niederfielen und das Abendrot in tausend Tränen zitterte. Die Sensen blitzen auf, rings wurde es still, als das Mädchen, wie aus weiter, weiter Ferne kommend seine Stimme erhob. Es war, als rauschten die Mühlwehre leiser, als legten sie kaum klingend ihre Strähne nieder, als ständen die Bäume still, und so ruhig lag die Stadt, als sei sie wirklich hundert Jahr verzaubert.

* * *

Digitized by Google

In sanften etwas zittrigen Linien mähte das Mädchen, ein Blitz schlug auf, wie aus einer tiefen Unendlichkeit und das Mädchen sang:

Vieltausend Blümelein hold und fein,
Und über euch der Sonnenschein!
Und über euch ein Himmel schön blau,
Auf blühenden Wolken die heilige Frau!
Und aber ihr Blümelein
Weiß und rot,
Euch mäht im Sonnenschein
Nimmer der Tod ...

Die wunderbar süße kindliche Stimme verstummte auf einen Augenblick. Nur ein vergehendes Klingen wanderte durch die Luft, durch das rauschende Blätterwerk und durch die verwunschene Stille der Stadt. Über die Hügelwiese zogen die Wolken, auf denen die heilige Frau die Nacht segnete in den höhersteigenden Abend. Und da geschah es, daß es war, als käme aus der Ferne, die sich wie von Engelshänden getragen auftat, ein Wunder.

War es die kindliche Stimme, das Lied, das es lockte? War es eine Erinnerung, die leise durch die Lüfte sang?: selige, selige Kinderzeit! Du Zeit voll heiligen Blühens, voll Gedeihens, in solcher Fülle, daß die Stunden, die in ihr zusammenklangen, verstummten im allmächtigen Liede ihres Heiles, daß ihr sanftes Schauen geblendet wurde im überquellenden Lichte der Sonne! Wie ein Akkord aus einer goldbesaiteten Harfe erweckte das Lied in der Brust die tiefergehende Erinnerung, die uns zum erstenmale sagt, was Kindheit ist...

Stiller wurde es wieder, als das Mädchen weitersang:

O, seid nur nicht traurig,
Nicht traurig zu Sinn,
Und läutet voll Liebe
Zum Abendbeginn
Die himmlischen heiligen Sterne,
Hold Blümelein!

Inzwischen waren die Wölklein aus der Ferne herübergewandert und standen über der Hügelwiese still. Der Abend stieg höher. Es war, als ob er eine leisetweinende Sehnsucht über die Wiese legte, die sanft niederging und anbetend himmelwärts stieg. Das Mädchen hatte zu Ende gemäht und stand nun tief unten nahe am Tal.

Näher kam die Jungfrau. Sie führte die Sense in etwas bebender Weise, und es war auch, daß sie manchmal still aufschaute, wenn die Sense einen weiten Kranz gefallener Blumen auf die Wiese legte. Der Tag neigte sich wieder ein Stück, die Sonne sammelte ihre Strahlen auf die größerwerdende Scheibe. Aus dem Walde, der sich kurz oben dunkelrauschend gegen den Himmel hob, trat die Ruhe und Einsamkeit.

Und als die Wolken noch einmal rosenrot umflammt und lichtvoll umsäumt wurden, begann die Jungfrau ihr Lied:

Digitized by Google

Ach Blümelein, Blümelein tausendmal schön,
Ihr müßt in der leuchtenden Sonne vergehn!
Wie seid ihr voll Liebe, blüht himmelwärts
Und habt für die Menschen ein mitleidig Herz —
Ihr Englein der Liebe,
Weiß und rot,
Seht ihr nicht überall
Den Schnitter Tod?

Da klang die Sense wie im Schmerze auf.

Sie blitzte einmal, dann fuhr sie an einen Stein. Die Blumen standen still und gaben ihr feines Läuten dem sinkenden Tag. Das Mädchen hielt inne und schaute in den Abend hinein, der schon seine Dämmerwellen in das Land legte. Eine Amsel im Tale löste ihre kurztönigen Lieder, und eine Nachtigall sang in den Rosenbüschen langhinschluchzend. Die Stadt im Grunde war noch immer so still und verschlafen, kaum daß ein Vogel um den Kirchturm kreiste, eine ferne Stunde heraufklang, und nur der Rosenring um die Stadt glühte. Die weißerblühten Wölklein, die ein letzter Saum des untergehenden Sonnenlichtes umgeben hatte, waren wieder in die Ferne gewandert, und da sie eine Sehnsucht daließen, so geschah es weiter, daß sie eine andere mitnahmen, als die Jungfrau leiseerglühend ihr Lied gesungen hatte und in die weite Unendlichkeit der Ahnung schaute.

Eine Botschaft kam auf leisebewegtem Winde, auf still gebreiteten Kinderhänden: Irgendwo im Lande, draußen wo die Erde in den Himmel ging, wo der Himmel sich zur Erde neigte, hieß es: es hat der Himmel die Erde geküßt. Der Abendstern erglänzte heller, die dämmernde Ferne kam näher und das blühende Mädchen sang weiter:

So seid denn nicht traurig ihr Blümelein,
Wird der Tod auch einmal euch lesen.
Auch Menschen sind einmal im Sonnenschein,
Blumen, ach Blumen gewesen!

Und sie zog ihren Bogen, und sie sah, daß zwei Blumen stehen blieben. Und das Mädchen schaute sie an. Es träumte ihr, als sei die eine die Blume der Kindheit, und die andere die Blume ihres aufgeblühten Lebens. Sie bückte sich und las die eine der Kindheit, und steckte sie ins Haar. Dann faßte sie die Sense wieder und mähte nieder zu Tal.

Das gereifte Weib tat einen kräftigen Schnitt, daß ein voller Bogen Blumen niederfiel, schaute über die Wiese und begann mit trockener Stimme, zuweilen überschlagend:

Ihr Blumen blüht in der Wiese Schoß.
Geb Gott, daß ihr werdet recht hoch und groß.
Gib Herr ihnen Kraft und frischen Tau.
Den Segen gib du ihnen, himmlische Frau!
Ihr Blumen des Lebens,
Helfer der Not
Schaut furchtlos ins Antlitz
Dem Schnitter Tod!

Digitized by Google

Und sie hielt inne, schwang einen mächtigen Schnitt und schaute dem Abend entgegen, der schon durch das Tal kam. Da mähte sie schneller, erhob noch einmal ihre kalte Stimme voll des erkannten Lebens, tat noch einen festen, kräftigen Zug durch das Gras und die Wiesenblumen, und sang:

Gesegnet ihr Blumen vieltausendmal!
Blüht sorglos und heiter ohne Zahl,
Erfüllt vom Trost, dem Menschen zum Lohn,
Der Schnitter zuckt über uns die Sense schon.

In langen Reihen fielen die Blumen, begleitet vom harten Lied. Das harte Leben lehrt solche Lieder.

Nun begann ganz unten mit verhauchter, verstummender Stimme der Alte zu singen. Sein Lied zitterte, die Sense ging schwach und die Schnittbogen waren nicht mehr rein und schön. Aber die Seele des Alten wollte es so. Es klang wie ein Trost, eine Linderung:

Lieb Blümelein, hold Blümelein,
Nicht weinen, nicht traurig sein.
Das Leben ist zum Wachsen, zum Blühn,
Zum Reifen, zum Nutzen, um einst zu verglühn.
Ihr Blumen wie Sterne,
Wie Engelsgestalt:
Ein Schnitter senst ewig,
Der wird nie alt.

Ein großer, schöner Mond ist im Abend hinaufgestiegen. Ist schon lange am einsam zitternden Stern vorbeigewandert, der wie ein silberner und wieder blauschimmernder Knauf den Mantel der Nacht zusammenhält. Die Sonne ist längst still, so wundersam heilig still in sich zusammengesunken. Das letztemal ist ein überlandgehender Schein aufgeblüht. Die Mühlwehre rauschten wieder im Tale, und ein Weiher schaute aus einem Kranz von Linden dunkelaugig hervor und trug das Spiegelbild des Mondes in die wehmütige Vergessenheit und Traumeinsamkeit der heranziehenden Nacht entgegen. Der Alte schaute über den Nachthimmel, machte im Dämmerschein die letzten zehn Bogen und sang den Vergreihen in der sternenübersteckten Nacht zu Ende.

Lieb Blümelein schlaft ruhig und selig ein
Es betet für euch der Sternenschein,
Der Mond wacht leise und ruft gute Nacht
Und hat den Schnitter zur Ruhe gebracht.

Darauf fielen alle Schnitter ein:

Der Mond ist erwacht
Und ruft gute Nacht.
Schlaft Blümelein fein,
Schlaft ein, schlaft ein. . .

Dann verklang der Vergreihen. Die Nacht kam tief und schwer. Der Mond wurde stärker leuchtend und legte seine Fäden über die Dächer der kleinen Stadt. In der Dunkelheit verschwanden die Schnitter, die den Vergreihen gesungen hatten. Still und ruhig ist es nun, die Ein-

Digitized by Google

ſamkeit tritt aus dem Walde, lautlos ziehen die Sternenkränze durch die Ruhe der Landeinſamkeit näher an die Wende.

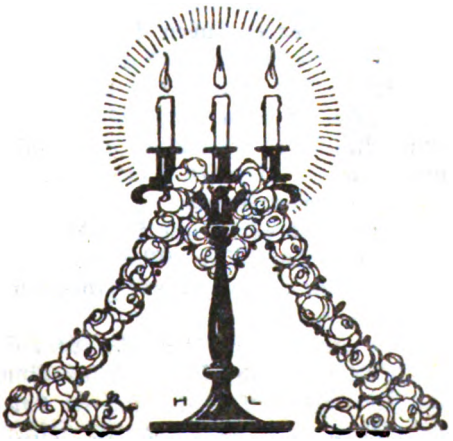
Unten in der Stadt ſegnet Maria, die heilige Frau, die Ruhe der Nacht.

Gewißheit / Von Otto Walter

Mir iſt das Seligſte geworden,
Das Männern blüht:

Ein Erdenkind,
Das meines Schickſals hohe Sterne kennt,
Die hell und dunkel über Bergen ſtehn
Und das hochaufgerichtet doch
Und Hand in Hand,
Mit ſtarken, ſtolzen Lippen
Und heimlich-ſelig mir geſteht:
Ich folge Dir!

Sieh —
Das Seligſte, das Männern blüht!



Digitized by Google

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

∴ von M. Buol ∴

(Fortsetzung)

Elf Uhr hatte die Glocke vom Kalterer Turme verkündet, als Anna zum Markte hinausschritt. Beim Ave Maria-Läuten war sie in Eggen. Die Fuhrleute, die neben den schweren Steinwagen herschritten, und die Knechte, die das Vieh zur Tränke führten, entblößten das Haupt. Die Weiber am Brunnen ließen ihre Wäsche am Brunnenrande und falteten die nassen Hände. Und auch Anna versuchte zu beten, wie sie's ja gewöhnt war. Ein ums andere Mal fing sie damit an und hörte wieder auf, und schon war sie weit drunten in der Paulsner Höhle, als sie noch immer halb unbewußt den englischen Gruß murmelte. Endlich ließ sie's bleiben. Sie sah wohl, daß sie damit nicht fertig würde. Sie konnte nur an eines denken, und es war ein dumpfes, schmerzliches Denken, das kein Gebet aufkommen ließ. Mit großen, regelmäßigen Schritten, wie ein Soldat auf dem Marsche, ging sie dahin.

Nun schritt sie über die Etschbrücke beim Schlosse Siegmundskron. Vor ihr in einem weiten sonnigen Talkessel blinkten die Häuser von Bozen. Aber noch war's ein langer Weg bis dahin.

Ihr schien er nicht lang. Nichts schien ihr lang oder kurz. Sie dachte nicht weiter als den gegenwärtigen Augenblick. Sie grübelte nicht, wer ihren Schatz entwendet haben könne oder wie der schlaue Dieb dazugekommen sei. Sie machte sich auch keine Vorstellung von ihrer Zukunft, falls wirklich das Schreckliche wahr wäre. Ihr Denken war wie eingezwängt. „Es ist nicht möglich! — Es ist vielleicht doch möglich!" Das war alles, was sie dachte. Ein auf und ab zwischen Furcht und Hoffnung war es. Und selbst die Hoffnung war eine Qual, war nur ein Übergang zu neuer Furcht.

Endlich nach mehr als dreistündiger Wanderung war sie in der Stadt und fragte nach der Sparkasse. Man wies sie an ein großes Haus am Musterplatze, der „Kaiserkrone" gegenüber. Sie stieß die schwere Haustür auf und trat ein.

Drinnen wars kalt und finster. Geblendet vom Sonnenlichte, das draußen Gassen und Mauern überflutete, blieb Anna stehen. Als sie sich ans Dämmerlicht gewöhnt hatte, sah sie vor sich eine breite Steintreppe mit schönem eisernen Geländer, die mitten vom Hausflur

Digitized by Google

aufstieg. Sie ging hinauf, blickte um sich und entdeckte bald der Treppenmündung gegenüber an einer Flügeltür ein Plakat mit der Aufschrift: „Sparkasse". Darunter für das Landvolk die wohlmeinende Mahnung: „Nicht anklopfen".

Sie klopfte auch nicht, sondern drückte auf die Klinke. Aber die Tür war gesperrt.

Sie wartete, horchte. Drinnen war's still. Dann versuchte sie's nochmals an der Klinke und wieder umsonst. Ihre Kniee zitterten, ihr Atem ging rascher. Jetzt erst fühlte sie, daß sie einen weiten Weg gemacht und schon lange nichts mehr gegessen hatte.

Vom obern Stocke kamen Schritte herab. „Am Nachmittag ist gesperrt!" sagte, etwas barsch, eine männliche Stimme.

Anna wandte sich um. An der Treppe traf sie mit einem etwas beleibten Herrn zusammen, der eben ausgehen wollte. „Wann wird denn aufgetan?" fragte sie zitternd.

Ihre Kehle war ausgetrocknet, tonlos die Stimme. „Was?" fragte der Herr kurz und unfreundlich.

Aus ihrem Gesichte mußte wohl großer Jammer sprechen. Als sie ihre Frage wiederholte, war er schon freundlicher. Sie möge morgen früh wiederkommen, erwiderte er; um neun Uhr werde das Lokal geöffnet.

Anna blickte ihn erschrocken an. „Morgen? . . . Das geht nicht . . . Jetzt geschwind!" stammelte sie. Dann verschlang sie flehend die Hände. „O Herr, ich bitt schön: sind Sie etwa bei der Sparkasse angestellt."

„Ja, aber jetzt sind nicht die Amtsstunden," wendete er ein.

Amtsstunden? Was fragt ein jammervolles Herz nach Amtsstunden? „Ich hätt grad zwei Wort' zu reden, grad zwei Wort'!" keuchte sie.

Er zuckte die Achseln und erwiderte mit einem Anflug von Gutmütigkeit: „Na, so redet halt!"

Mit zitternden Händen nahm sie ihr Büchlein hervor, schlug es auf, zeigte schweigend auf das böse Wort.

Der Beamte tat einen Blick ins Buch, dann in ihr Gesicht. „Gut, was weiter?"

„Rückzahlung!" murmelte sie.

„Ja ja. Das heißt, daß Ihr etwas aus dem Büchel herausgenommen habt."

„Ich? etwas herausgenommen? Ja, was meinen Sie denn? Wo ich nichts brauch'! Wo ich nichts tu als wie sparen!"

„Dann habt Ihr das Büchel vielleicht jemand gegeben oder geliehen?"

„Herr, sind Sie gescheit?" rief Anna und drückte das Büchlein an sich. „Ich hab's keinem Menschen nie gezeigt. Es ist nicht möglich, Herr! Es ist nichts herausgekommen."

Er mußte fast wider Willen lächeln. „Ja, freilich ist was herausgekommen, und mir scheint, so ziemlich alles. Laßt nochmals sehen! Da steht's ja! Rückzahlung dreihundertsiebzig Gulden."

Digitized by Google

Anna hörte diese Worte, aber nur wie in weiter Ferne dumpf gesprochen. Den Sprecher sah sie nicht mehr. Mit der einen Hand umklammerte sie noch das wertlose graue Ding, mit der andern langte sie hilfesuchend nach dem Treppengeländer. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn und vor ihren Augen war's dunkle Nacht.

IX.

Frau Oberwurzer hatte während Annas Abwesenheit durchaus keine frohen Stunden verlebt. Das Alleinsein war der armen Frau eine wahre Qual. Sie mußte immer jemand zum Zuhören haben. In Klausen hatte es damit keine Not. Da brauchte sie nur hinab in ihren Bäckerladen zu gehen oder hinüber zum Nachbar oder hinaus in ihre Küche zur alten Magd, die schon im Vorhinein wußte, was die Frau sagen wollte. Aber in einem fremden Orte war alles anders. So lange sie im Gasthause beim Mittagstische saß, ging's noch an. Da mußte die Kellnerin herhalten, die sie bediente, und der Wirt, der einen Augenblick seine Nase in die Stube steckte. Zuletzt machte sie sich auch an einen ältern Herrn, der wie ein Stammgast und nebenher wie ein Gerichtsbeamter aussah. Aber mit dem war nicht viel anzufangen; er aß seinen Kalbsbraten und schwieg. Frau Oberwurzer verlangte gewöhnlich von ihren Mitmenschen keine besondere Redseligkeit: „Ja, ja," und „So, so," das genügte ihr vollends. Aber der alte Herr sagte nicht einmal das. Sie sprach von ihrem Sohne, und es ließ ihn kalt, sie erzählte woher sie komme, und er tat, als höre er nicht, sie bemerkte, daß sie den neuen Dechant von Kaltern kenne und ihm, als er noch Pfarrer von Lajen gewesen war, ein schwarzes Meßkleid gespendet habe, und der gefühllose Bureaukrat wischte sich schweigend den Mund, griff nach Hut und Stock und sagte: „'samster Diener!"

Der vereinsamten Frau blieb jetzt wirklich nichts mehr übrig, als ihre eben erwähnte Bekanntschaft mit dem neuen Kalterer Dechant auszunützen. Und so trippelte sie bald nach dem Essen hinüber in den Pfarrwidum.

Der Dechant empfing sie als gute Bekannte mit lebhafter Freundlichkeit und nötigte sie auf sein hartgepolstertes Empfangssopha. Er fing auch gleich vom schwarzen Meßkleide an, und obwohl er schon oft dafür gedankt hatte, dankte er doch aufs neue, denn des Dankens tat sich der warmherzige Mann nie genug. Dann mochte er aber fürchten, daß man seinen Dank als neue Bitte auffasse, und das wäre ihm nicht recht gewesen. Und so fügte er eilends bei, er habe hier in Kaltern eine schöne, reiche Pfarrkirche und Kirchenparamente mehr als genug.

Nun fiel Frau Oberwurzer dem Dechant ins Wort und empfahl, ihr Taschentuch hervorziehend, ihren verstorbenen Sohn seinem Gebete. Sie wollte auch genau auseinandersetzen, wie sehr ihr Josef des Gebetes bedürfe. Aber Dechant Mairhofer war kein Freund langer Reden. Er versicherte mit heftigem Kopfnicken, er habe dem Herrn Sohn schon

Digitized by Google

manch ein kräftiges Memento gemacht und werde seiner auch künftig am Altare gedenken. Und damit, hoffte er, werde sich die Frau zufrieden geben.

Als sie aber immer wieder begann: „Ein guter Mensch ist mein Josef gewesen, aber lax... Ein laxer Mensch ist er gewesen, aber gut" — da wurde der lebhafte Herr unruhig und rückte auf seinem Lehnstuhl hin und her. Dann fragte er wohlwollend, wann die Frau nach Klausen zurückreise, und endlich machte er eine Handbewegung, die ungefähr bedeutete: Die Sitzung ist aufgehoben.

Aber Frau Oberwurzer war fest entschlossen, nicht den ganzen Nachmittag in Einsamkeit und Schweigen zu vertrauern und behauptete trotz der ausdrucksvollen Geste ihren Platz.

Jetzt stand der geistliche Herr auf, räusperte sich, sagte „Ja, ja!" und als das alles nichts half, begann er im Zimmer rasch auf- und abzugehen. Das war der Oberwurzer nicht angenehm, denn so oft er in die Nähe der Türe kam, befiel sie eine große Angst, er könne ihr entwischen. Sie haschte also nach einem Gesprächsgegenstand, der ihn fesseln konnte, und da fiel ihr zu allem Glücke ein, daß sie mit einer aus Lajen hierhergereist sei. Das erzählte sie nun flugs dem Auf- und Abschreitenden. Der Herr Dechant werde die Person schon kennen. Eine brave, solide Person! Sie diene beim Sölderbauer in Albions.

Jetzt hatte sie's erraten! Mit einem Rucke blieb der Dechant stehen.

„Die Schuster-Nannl? Mit der Schuster-Nannl sind Sie hergekommen? Warum läßt sie sich denn nicht sehen? Wir erwarten sie jeden Tag. Wo steckt sie denn?"

Frau Oberwurzer wußte keinen Bescheid. Die Anna habe sie fast jählings verlassen, und einen wichtigen Gang vorgeschützt; mehr wisse sie nicht.

Der Dechant trat ans Fenster, als wolle er hinausschauen auf die lachende, sonnige Herbstlandschaft. Aber nein, er sah gar nicht, was da draußen glänzte und glitzerte, nicht das grüne Tal und den leuchtenden See und die duftumhüllten Berge. Er hielt die Hände vorn verschränkt und drehte die Daumen schnell, immer schneller, und das tat er immer, wenn er innerlich erregt war. Er hatte vor kurzem einen Brief des Pfarrers Haller aus Lajen erhalten, der unter anderem erwähnte, er habe die künftige Chorfrau von Säben, seit er Pfarrer sei, noch nie zu Gesicht bekommen. Eine große Angst befiel den Dechant. Was war's mit der Schuster-Nannl? Was war's mit dem weißesten seiner Schäflein vom Lajener Berge? Ihrem neuen Seelsorger wich sie aus und nun auch ihm! Da steckte etwas dahinter und gewiß nichts Gutes.

Entschlossen trat er auf die alte Frau zu und fragte, ob Anna heute Abend zurückkomme. Und dann lud er sie für morgen zum Frühstück in seinem Widum. „Und bringen sie das Mädel ja mit," fügte er in gebieterischem Tone hinzu. „Und machen Sie sie warten bis ich aus der Schule komme; ich habe mit ihr zu reden."

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

„Anna, der Dechant hat mit dir zu reden." So begrüßte Frau Obertwurzer die Schuster Nannl, als sie spät am Abend zu Fuß von Bozen heimkam.

Anna hörte kaum, was die Frau sagte. Sie war bestaubt vom Wege und todmüde. Die alte Frau fragte recht mütterlich, was sie getan habe und ob ihr etwas fehle, erhielt aber nur die Antwort: „Es ist mir eitel (übel) geworden, aber jetzt geht's schon besser."

Anna hätte nichts mehr sagen können, selbst wenn sie gewollt hätte. Sie konnte nicht sprechen von dem Schrecklichen, das über sie hereingebrochen war. Am liebsten hätte sie garnicht daran gedacht. Aber das war nicht möglich. Im Gegenteil, der Gedanke war wie ein Geier, der seine Krallen in sie schlug und sie keinen Augenblick losließ.

Was sie im Sparkassengebäude zu Bozen befallen hatte, war keine Ohnmacht gewesen, nur ein vorübergehendes Gefühl der Schwäche und des Elends. Der Beamte, der ihr den traurigen Aufschluß gegeben hatte, war teilnehmend gegen die Beraubte. Er riet ihr zuerst, die Sache bei Gericht anzuzeigen, und fragte, ob sie keinen bestimmten Verdacht habe, wer das Geld gestohlen haben könne. Einen Verdacht hatte sie nun freilich. Aber dann mußte sie gestehen, daß der Mann, dem ihr Verdacht galt, nie länger als durch Stunden vom Sölderhofe weggeblieben war. Gerade am Tage der Rückzahlung, der im Sparkassenbuch genau vermerkt stand, war Rupert von früh bis abends spät zu Hause geblieben; sie erinnerte sich dessen genau.

Auf diese Aussage hin hatte ihr der Beamte geraten, von einer gerichtlichen Anzeige abzusehen; es würde, meinte er, doch zu nichts führen. Und so hatte Anna den Rückweg nach Kaltern angetreten.

Nun saß sie in der freundlichen Gaststube neben Frau Obertwurzer, vor sich ein reichliches Mahl, wie es der Magd des Sölderbauers jahraus jahrein nicht vorgesetzt wurde. Erst weigerte sie sich, zuzugreifen. Nur um die wohlmeinende aber lästige Nötigung der Obertwurzer los zu werden, gab sie nach. Aber dann aß sie langsam, gleichgiltig, fast ohne zu wissen, was sie tat. Auf die furchtbare Erregung dieses Tages folgte allmählich dumpfe Abspannung. So geht es einem zuweilen, wenn man vergeblich um ein teures Leben gerungen hat und das erschöpfte Herz des Schmerzes kaum mehr fähig ist. In ihr war nur mehr ein elendes Gefühl verlorener Arbeit, vergeblicher Mühe. Alles Glück schien ihr dahin und nicht nur das Glück, sondern auch die Fähigkeit wieder glücklich zu werden. Dahin auch alle Arbeitslust! Ihr wäre es an diesem Abend ganz einerlei gewesen, Gesundheit und Augenlicht zu verlieren und als blinde Bettlerin an einer Kirchentür zu stehen. Arbeiten? Nein, sie konnte nicht mehr arbeiten, sie wollte nicht. Wozu noch arbeiten und verdienen? Es wäre doch nicht mehr das gleiche Geld, das ihr der Gerhab vom Sölderhofe in die Hand gedrückt hatte als Erbteil ihrer Eltern. Damals war's ein beglückendes

Digitized by Google

Empfinden gewesen wie das Aufflammen einer ersten Liebe. Das konnte sie nie mehr wiederfinden; das war vorbei!

Diese Nacht schlief Anna fest und traumlos. Dann war es freilich ein schmerzliches Erwachen. Und als sie mit der Oberwurzer frühmorgens in die Kirche der Franziskaner ging, da zweifelte sie fast, daß sie dieselbe sei, die erst gestern hier gekniet, so ruhig und vergnügt und so sicher im Gefühle des Besitzes. O nein, sie war nicht mehr dieselbe! Oder sie war doch um viele Jahre gealtert. Und sie sehnte sich nach dem Tode, denn sie wußte nicht mehr wofür sie noch leben sollte.

Als die zwei Frauen die Kirche verließen, war's schon heller Tag. Hinter den schwarzen Cypressen des Klostergartens schimmerte der östliche Himmel wie Gold.

Die Oberwurzer meinte, es sei ein großes Glück, auf der Reise so schönes Wetter zu haben.

Anna erwiderte nichts. Sie wußte kaum, ob es schön oder trüb sei.

Als sie in den Widum traten, kam Moidl, des Dechants Schwester, ihnen entgegen, die Schürze voll Brennholz, das sie zur Küche trug. Sie begrüßte die beiden Frühstücksgäste mit lauter Herzlichkeit. Dann, die Schürzenzipfel mit einer Hand festhaltend, ballte sie die andere zur Faust und drohte der Schuster-Nannl: „Wart' nur! Seit gestern in der Früh bist im Ort und jetzt erst hast die Widumtür gefunden!"

Sie erwartete auf die scherzhafte Drohung eine scherzhafte Antwort. Aber Anna murmelte etwas Unverständliches, das gar nicht heiter klang. Überhaupt war der Moidl die ganze Lage nicht recht gemütlich. Sie hätte die Schuster-Nannl lieber allein genossen und sich mit ihr über das Tun und Treiben der Lajener unterhalten. Aber mit einer Frau wie die Oberwurzer mußte man schon ein bißchen Umstände machen.

So wies denn Moidl die Besucherinnen in ein nettes Zimmerchen, das sonst als Gastzimmer diente. Und während sie ihnen Milch-Kaffee einschenkte, so reichlich, daß die lichtbraune Flüssigkeit über den Rand der großen Tassen hinauswogte und den Teller darunter überschwemmte, entschuldigte sie sich mit einem respektvollen Seitenblick auf Frau Oberwurzer wegen der schlechten Bewirtung.

Dann erst gönnte sie sich Zeit, Anna genauer ins Auge zu fassen. Draußen im Vorsaal war's dunkel gewesen: nun fiel ihr das veränderte Aussehen des Mädchens auf. Es war etwas so lebensmüdes in diesen glanzvollen Augen, in diesem schmerzlich verzogenen Gesichte.

„Die Nannl hat's zu streng beim Sölderbauer," dachte Moidl, während sie das Mädchen forschend anblickte. Moidl war ein halber Doktor. Sie bereitete Salben für wunde Finger und setzte heilkräftige Schnäpse und Tränklein an für Blutschwache und Magenkranke. Welches Tränklein würde nun der Schuster-Nannl helfen?

„Madel, was hast denn? Bist nicht gesund?" fragte sie halb laut mit ihrer tiefen, etwas heiseren Stimme.

Digitized by Google

Anna wandte sich zuerst ab. Doch die teilnehmende Frage hatte ihren starren Schmerz gebrochen.

„Mein Sparkassenbüchel ist mir ausgeraubt worden!" rief sie und brach in Tränen aus.

X.

Jetzt war's heraußen, was sie so furchtbar drückte und nun stand sie auch der Oberwurzer, die alle näheren Umstände des traurigen Falles zu wissen begehrte, ganz willig Rede. Es tat ihr sogar wohl, sich auszusprechen. Sie erzählte, wie sie gearbeitet und gespart, wie sie ihren kleinen Schatz versteckt und gehütet habe. Und nun sei trotzdem das Büchlein ausgeraubt, und sie wisse genau, wer es getan habe, aber beweisen könne sie nichts, und so könne ihr auch kein Gerichtsherr helfen.

Moidl saß indessen stumm daneben und schien ins Leere zu blicken. Ihr ebenso wie ihrem Bruder fehlte jedes Empfinden für Geld und Geldeswert. Sie war jetzt über vierzig und hatte hart gearbeitet von Jugend an, aber erspart hatte sie keinen Kreuzer. So lange sie jung war, hatten alles ihre blutarmen Eltern bekommen; jetzt kam ihr Lohn in Gestalt von Heiltränklein und Salben den Armen und Kranken zu Gute. Aber in diesem besonderen Falle verstand Moidl doch ganz gut, daß auch ein Sparkassenbuch einen idealen Wert haben könne. Und als Anna aufs neue in Tränen ausbrach, da klopfte ihr Moidl mit der breiten Hand ermutigend auf den Rücken und tröstete sie: „Sei grad still! Der Herrgott hilft dir schon doch noch ins Kloster."

„Ja was", rief Frau Oberwurzer, „will die Jungfrau Klosterfrau werden? Und hat deswegen gespart? Und hätt' vielleicht schon bald eintreten sollen?"

„Um Ostern 's nächste Jahr", antwortete Moidl, während Anna jetzt stumm dasaß und sich langsam die Tränen vom Gesichte wischte. „Eine Versperrte möcht' sie werden. In Säben hat sie die Aufnahm'. Der Herr Bruder hat's ihr erwirkt. Und das sag ich dir, Madel", wandte sie sich dann plötzlich an Anna, „der Herr Bruder läßt's gewiß nicht zu, daß du ums Klostergehn kommst. Eher tut schon er für dich zahlen."

Aber Frau Oberwurzer fiel der Dechantsschwester, die so freigebig mit dem Gelde ihres Bruders umging, rasch in die Rede. In ihrer seligen Stimmung lechzte sie geradezu danach, ein gutes Werk für die Seele ihres Josef zu tun. „Der Herr Dechant wird wohl sonst sein Geld brauchen," meinte sie. „Für die Jungfrau da soll er nur mich sorgen lassen: ich tu's nicht anders. Sie muß mir halt dafür recht brav beten, wenn sie im Kloster ist. Also wie viel muß die Jungfrau nach Säben mitbringen? Wie viel ist ihr gestohlen worden? Dreihundertsiebzig Gulden? Was, nicht mehr als wie das? Ach mein, das leg ich ihr auf den Tisch am Tag, wo sie eintritt. Werd schon alles mit der Frau Äbtissin ausmachen. Kenn ja die Äbtissin recht gut."

Digitized by Google

Die Widum-Moidl beharrte nun nicht länger auf dem Vorrechte ihres Bruders, für die Zukunft seines einstigen Beichtkindes zu sorgen. Der Dechant von Kaltern hatte zwar den besten Willen, Millionen zu verschenken, aber die Übersiedelung hatte viel gekostet, die Weingüter der Pfründe waren in elendem Zustande, und soviel verstand schließlich selbst die Widum-Moidl, daß die Hundertguldenzettel nicht wie lustige Vögel zum Fenster hereinfliegen.

Also faßte Moidl mit heftigem Drucke die dicke, rote Hand der Oberwurzer, küßte sie zwei- dreimal und rief mit der ganzen Kraft ihrer Baßstimme „Vergelts Gott", gerade so, wie wenn ihr selber das große Almosen versprochen worden wäre. Dann stieß sie Anna mit dem Ellenbogen an und sagte: „Siehst!" was so viel bedeuten sollte als: Siehst du, daß der Herrgott eine ehrliche Klosterkandidatin nicht im Stiche läßt.

Moidls Ellenbogen rüttelte Anna auf. Sie erhob sich und dankte nun auch der großmütigen Frau. Aber es klang ganz anders als das feurige Vergelts Gott der Widum-Moidl.

Die Oberwurzer freute sich sehr, daß man ihr dankte. Sie werde alles der Mörl-Marie erzählen, sagte sie, und sie sei begierig, was die für ein Gesicht dazu mache. „Will die Anna nicht mitgehn? Nein, richtig, die muß ja warten, bis der Herr Dechant aus der Schule kommt."

„Sell will ich meinen", sagte Moidl und faßte Anna am Arm, als fürchte sie, daß ihr das Mädchen entwische. Frau Oberwurzer aber sah sich im Gehen nochmals um und versprach, für Anna ein Bildchen bei der Marie auszubitten.

Kaum war sie weg, so wandte sich Anna an Moidl: „Gib mir eine Arbeit!" bat sie. Ohne aufzublicken fügte sie hinzu: „daß ich von meinen Gedanken komme!"

Das war ein seltsames Wort, jetzt, da alle Not und Sorge ein Ende hatte. Aber Moidl beachtete es nicht; sie war ganz Glück und Freude. Sie schob Anna in die Küche und rief mit lautem, tiefem Lachen: „Lena, da bring ich dir eine Kochenlernerin!" Und dann ging sie froh an ihre eigene harte Arbeit in Haus und Stall.

Lena, die Köchin, hatte eben Mehl, Ei und Zucker zu einem Kuchenteig gemischt und wäre am liebsten am Anrichtetisch und am Herde zugleich gestanden. Darum war's ihr ganz recht, daß sie Hilfe bekam.

„Tätet Ihr mir etwa rühren?" fragte sie und reichte Anna den hölzernen Löffel.

„Wie länger man rührt, wie besser ist's", fügte sie bei und trat an den Herd.

Sie war eine gar schweigsame Person, die Lena, gar keine richtige Pfarrersköchin. Was hätte sie der Schuster-Nannl auch sagen sollen? Lena hatte dem früheren Dechant gedient und die Bekannten des neuen waren ihr fremd. Und so schwieg sie. Und auch Anna schwieg. Nur das knisternde Holz auf dem offenen Herde und der brodelnde Kessel darüber führten laute Zwiesprache. Nun ist aber das Rühren keineswegs

Digitized by Google

eine Beschäftigung, die sonderliche Aufmerksamkeit heischt, und so geschah der Anna gerade das, was sie vermeiden wollte: sie verlor sich in ihre Gedanken.

Wie ein Traum war's ihr: die schreckliche Endeckung von gestern und nun diese plötzliche Wendung! Sie konnte noch nicht recht daran glauben, konnte es noch nicht fassen, und vor allem konnte sie sich nicht freuen.

Nein, sie konnte nicht. Ihr war bang und elend zu Mute. Sie hätte sich hinsetzen und weinen mögen. Sie rührte darauf los, um sich durch die Bewegung zu betäuben. Blitzschnell drehte sich der hölzerne Löffel in ihrer Hand und zog kreisrunde Furchen, worin für einen Augenblick zwischen der goldgelben flüssigen Masse der braune Grund der Schüssel auftauchte.

„Nicht gar so gach!" scholl auf einmal vom Herde her eine sanfte Mahnung.

Aufatmend hielt Anna einen Augenblick inne. Aber der Gedankenwirbel in ihrem Kopfe ging weiter, trotz der kurzen Unterbrechung.

Und nun fuhr sie in ihrer Arbeit fort und dachte dabei, welch merkwürdige Fügung ihr Zusammentreffen mit der Oberwurzer gewesen war. Eine reiche, eine kinderlose, eine herzlich wohltätige Frau hatte ihr Gott gesandt, um zu helfen in der Stunde höchster Not. Und doch war Anna nicht froh. O nein, sie war gerade so trüb und traurig wie zuvor.

In welcher verborgenen Herzensfalte steckte dieser dunkle Gram? Was war's, das sie nicht aufatmen ließ? War es das leicht erklärliche Selbstgefühl einer starken, stolzen Seele, die sich ihr Lebensglück durch eigene Tüchtigkeit erringen wollte und es statt dem als Almosen aus fremder Hand empfangen muß? War es nur das?

Zum erstenmale stand Anna vor ihrem eigenen Herzen wie vor einem Rätsel. Und zum erstenmale drängte es sie, nach des Rätsels Lösung zu forschen.

Warum ließ es sie so kalt und freudlos, das versprochene Geld der reichen Frau? Ja, wenn sie's zur Sparkasse nach Bozen tragen, wenn sie ihr liebes Büchlein in jenen Stand hätte versetzen dürfen, den es vor jener schrecklichen Rückzahlung hatte, das wäre freilich etwas anderes gewesen. Nun aber hatte die Oberwurzer erst ihre Hilfe versprochen, als sie von Annas Klosterplänen hörte. Und alles wollte sie mit der Äbtissin von Säben ausmachen. Und gar nicht in die Hand sollte Anna das Geld bekommen. Was hatte sie also von dem Gelde? Es war ja doch nicht ihr Eigentum! Es gehörte von vornherein dem Kloster.

Eigentum? — Kloster? — Ein plötzliches Erkennen flammte auf in ihrem Geiste. Sie wollte ja gar nicht mehr ins Kloster! Daß sie sich das erst jetzt eingestand?

Und sie wollte Geld haben, Geld, das ihr wahres und richtiges Eigentum wäre. Ja, das wollte sie!

Vom Herde herüber klang Lenas sanfte Stimme. „Was habt Ihr doch für gute, feste Arme zur Arbeit! Solche Arme hab ich nicht leicht

Digitized by Google

gesehen!" Ob Anna schon oft in einer Küche geholfen habe? Sie stelle sich so geschickt an!

Ein Schimmer huschte über Annas verhärmtes Gesicht. Es freute sie, daß ihre Kraft, ihre Fertigkeit gelobt wurde. Und noch dazu von einem so stillen zurückhaltenden Wesen, das gewiß keine unnützen Worte machte.

„Ja, Gott sei's gedankt, feste Arm' hab ich!" gab sie errötend zurück. Nun mit einemmale war's ihr wieder wohler und leichter ums Herz. Sie fühlte eine Kraft in sich aufsteigen und wachsen, fühlte auch, daß sie den Schlag, der sie getroffen hatte, überwinden könne. Sie war ja nicht eine siechе Greisin, der man den Zehrpfennig ihres Alters geraubt hat; sie war jung und stark und konnte das Verlorene zehnfach zurückgewinnen. O, dem armen, einsamen Güldelein, das in ihrem Sparkassenbuche geblieben war, dem wollte sie schon Gefährten verschaffen, Hunderte, Tausende! Und besser verwahren wollte sie von nun an ihr Geld! Gescheite Leute, Advokaten wollte sie fragen, wo es am sichersten wäre, wie sie's am nützlichsten anlegen könne. Es war doch recht ungeschickt von ihr gewesen, ihr Büchlein in ihrer Kammer zu behalten. Ach, eine arme Bauernmagd auf dem Berge ist doch ein gar einfältig Ding! Vom nächsten Lichtmeß an aber wäre sie keine Bauernmagd mehr. Sie hatte ja schon ihren Platz in der Stadt, und was für einen! Ja, das mußte doch etwas Schönes sein, wenn man nicht nur seinen Dienstlohn einheimste, sondern noch Tag für Tag und Stunde für Stunde von den bedienten Gästen Kreuzerlein und Sechserlein bekam, wenn man jeden Morgen mit Spannung erwarten konnte, was der Tag bringen würde, und jeden Abend zählen konnte, was der Tag gebracht hatte. O, sie brauchte das Geld der Oberwurzer nicht, dieses Geld, das doch nicht ihr gehörte! Sie brauchte kein solches Geld, sie hatte ja ihre Arme: die waren ein Kapital, dessen Zinsen sie täglich beheben konnte.

Plötzlich tönt draußen vor der Küchentür Moidls mächtige Stimme, dazwischen eine süße, weinerliche, die Stimme der Oberwurzer. Dann geht die Tür auf.

„Anna, jetzt tu ich Wort halten!" verkündet die Oberwurzer und hält mit strahlender Miene das versprochene Bildchen empor. „Und denkt sie nur, gar ihren Namen hat die Marie hinten draufgeschrieben."

Anna zeigt kein Verlangen nach dem frommen Andenken. „Ich hab die Hände nicht frei," murmelt sie fast mürrisch und klammert sich an den langen Stiel des Kochlöffels.

Aber nun versichert die Köchin, die Anna habe mehr als genug gerührt, nimmt ihr die Schüssel weg und streicht den flaumigen Teig in die kupferne Form. Und es hilft nichts, Anna muß die Hände abwischen und das Bildchen nehmen.

Die Bilder, die Marie von Mörl ihren Besuchern gab, waren meist jene berüchtigten französischen, die uns heute wie Karikaturen anmuten: schmale Gestalten in hemdartigen Gewändern, mit spärlich nieder-

Digitized by Google

hängenden Haarsträhnen und verdrehten Augen, dazwischen aufschwebende Tauben, aufsprießende Lilien und dergleichen niedliche Dinge mehr. Man war eben nicht verwöhnt; künstlerisch schöne Bilder wurden damals überhaupt nicht erzeugt.

Aber das Bild, das Frau Oberwurzer ihrer Reisegefährtin mitgebracht hatte, war ganz anderer Art. Es war ein kleiner, alter Kupferstich, den Marie wohl von einem vornehmen Besucher zum Geschenke erhalten hatte und dessen Wert sie nicht verstand. Auch Frau Oberwurzer meinte entschuldigend, das Bild sei freilich braun und alt und nicht so schön wie ihre armen Seelen, mit den zum Himmel gekehrten Augen. Aber die Marie habe nun einmal gerade kein anderes bei der Hand gehabt, und ein liebes Andenken sei es eben doch.

Mit flüchtigem Blicke streift Anna das Bild. Das letzte Abendmahl ists. Ein jugendlicher Christus mit herzgewinnendem Ausdruck, wie die Barockzeit es liebte, dann Johannes, mit einer Bewegung voll Kraft und Anmut sein Lockenhaupt an die Brust des Heilands neigend, Petrus, die Stirn erhoben, die Hand beteuernd aufs Herz gelegt, die Apostel alle in lebhaften Stellungen, alle sanft beglänzt von dem Lichte, das der Christusgestalt entströmt. Nur einer vorn am Bilde, ganz vorn, den erreicht kein Lichtstrahl; der sitzt abgewendet von den andern, dunkel, groß, und in der Rechten — den Judasbeutel!

Und Anna sieht ihn und kann nicht mehr wegschauen, sieht nur ihn, den Finstern, Geheimnisvollen, die rätselhafteste, unheimlichste Gestalt der heiligen Geschichte. Sie ist wie gebannt, gleich als gehe ein böser Zauber von dem Manne aus. Und so oft sie wegschauen will, immer wieder fesselt er ihren Blick, immer wieder streckt seine dunkle Hand ihr den Sündenschatz entgegen, um den er Apostelberuf und Seligkeit verkauft hat.

Wie ein Vorwurf ist es. Und ihr Herz bäumt sich auf gegen den Vorwurf. „Rechtlichen Erwerb hab ich allzeit gesucht, nicht Judaslohn!" so schreit es in ihr.

Nicht Judaslohn, nein! Rechtlichen Erwerb, freilich! Und doch sitzt auch ihre Seele da wie der elende Iskariote, dunkel, einsam abgewendet. Oder hat sie in all diesen Jahren des Erwerbens und des Zählens auch nur einen solchen Aufschwung des Herzens erlebt wie damals in der Gnadenkapelle zu Säben, wo das Kindlein „Komm!" zu ihr sagte? Sie ist damals nicht gekommen. Sie ist geblieben in der Welt und für die Welt. Wohl hat sie jedem irdischen Bräutigam entsagt und hat ihr Mädchenherz bezwungen und festgehalten, damit es nicht zucke und aufhüpfe wie andere junge Herzen. Und damit hat sie gemeint, alle Vollkommenheit zu erfüllen und hat nicht gemerkt, daß eine andere Leidenschaft in ihr wachse, eine kalte, böse, deren Feuer das Herz austrocknet und es verschrumpfen macht, eine Leidenschaft, schlimmer als andere, weil sie keine Stunden der Ernüchterung und des Ekels kennt, wo die Seele vom Taumel erwachend an ihren Ketten rüttelt und auf-

Digitized by Google

flöhnt zu ihrem Befreier. Und so war's über sie gekommen, allmählich, Tag für Tag, und nun hatte sie keinen irdischen Bräutigam, aber auch keinen himmlischen, nun liebte sie weder Gott noch Menschen, nun liebte sie nur noch das kleine, steife, graue Büchlein und wollte ihm wie einem Götzen ihren Dienst weihen und ihr Leben und ihr Herz.

Ists nicht dem schwarzen Mann im Bilde fast ebenso ergangen wie ihr? Wie fest er den Beutel umkrampft! Und es ist doch seine Verdammnis darin! O, käme ein Retter und risse ihm das Sündengeld weg, daß er sich umwenden könnte zu seinem leuchtenden Heiland!

„Wie groß ist der Judas auf dem Bilde da, wie schrecklich groß!" stammelt sie. Ihre Augen sind weit aufgerissen, als sähe sie etwas Furchtbares.

Da streckt zuerst die Widum-Moidl, dann die Oberwurzer ihren Kopf über Annas Schulter; beide wollen sehen, was es denn mit diesem Judas sei. Die Oberwurzer findet nichts Besonderes. Es gibt doch fast kein Abendmahlsbild ohne Judas. Aber man achtet seiner kaum. Nun entschuldigt sich die gute Frau nochmals, daß das Bild nicht schön sei. Sie hätte gern ein schöneres mitgebracht, versichert sie.

Die Moidl aber nimmt dem aufgeregten Mädchen das Bild aus der Hand und hält es weit von sich, denn in der Nähe sieht sie schlecht. Und sie findet das Bild schön, denn daß es abgegriffen und braun ist, beirrt sie nicht. Und sie weiß auch guten Rat. „Schau halt nit auf den Judas, Nannl, schau lieber auf Christus!" — Das ist ihre Ansicht.

Da schluchzt Anna plötzlich laut auf und streckt die Arme empor und ruft: „Auf den Christus! Ja, ja, o mein Heiland, ich komme schon, ich komm!"

Und wie sie so sagt, sieht sie im niedern Rahmen der Küchentüre einen stehen, dem sie vor einer Stunde noch lieber aus dem Wege gegangen wäre. Der Dechant ists. Und sein Gesicht trägt einen ernsten, fast strengen Ausdruck. Dem herzensguten Manne schwebt eine Frage auf den Lippen, die er nicht so ohne weiteres vor allen Leuten stellen möchte. „Anna, was ist mit dir? Bist du noch die Alte?" So möchte er fragen.

Und sie liest ihm die Frage aus den treuen, guten Augen, und sie eilt auf ihn zu und faßt seine Hände stürmisch, wie um sich an ihm zu halten, und ruft: „Ins Kloster, ins Kloster geh ich!"

Verwundert sucht er sich von ihrer Umklammerung frei zu machen. Er versteht nicht, was sie will und schaut fragend um sich.

Und nun glaubt die Oberwurzer aufklären zu müssen. Freilich, ins Kloster gehe die Anna, aber diesen Morgen und gestern habe die Anna geglaubt, es sei nichts mehr damit, weil ihr ein Schelm das Sparkassenbuch ausgeraubt habe. Und sie schickt sich schon an, die traurige Geschichte ausführlich zu erzählen, aber Moidl fällt ihr ins Wort: „Die gute Frau hilft der Nannl ins Kloster! Gott lohn's ihr!"

Digitized by Google

Anna hört gar nicht, was die Beiden ſagen, hört auch nicht, wie der Dechant ſie auffordert, der Wohltäterin die Hände zu küſſen. Sie hat ein Gefühl, ein ſtarkes, wonnereiches, als brauche ſie weder die Oberwurzer, noch ihr Geld, als brauche ſie nur Gottes Hilfe und ihr eigenes kraftvolles Wollen. Und ſo ſteht ſie vor dem väterlichen Freund ihrer Seele und faltet die Hände und hebt ſie beteuernd empor und ruft: „Ins Kloſter, ja, ins Kloſter geh ich!“ (Schluß folgt.)

Erwartung / Von Rudolf Hauer

Wie der ewige Wandrer bin ich gewandert,
An brennenden Sohlen der Nächte Geiſter,
Mit haſtenden Füßen durch endloſe Räume
Nach Dir. —
Und Du ſandteſt mir Rettung, göttlicher Meiſter.
Wie die Taube kam ſie, aus Waſſerwüſten,
In weißen Fingern
Milde Blüten von deinen Küſten.
Nun ſteh' ich, ſchauernd wie dunkle Bäume,
Deren Pracht noch ſchlummert in brauner Hülle,
Und ſpüre Dein Wehen und jauchze und harre
Deines Frühlings großer, unendlicher Fülle.

Digitized by Google

Maulbronn / Von Br. Willram

Wenn ich in Jünglingsjahren von Gotik träumte, baute sich meine Phantasie hohe Hallen, von kühn emporstrebenden Pfeilerbündeln getragen; reich gerippte Gewölbe spannten sich wie weite Himmel über durchbrochene Altäre und schweres, dunkles Chorgestühl; luftige Bögen, von buntbemalten Gurten umrahmt, wellten vor meinem Blick; und in den hohen Fenstern, deren zierliches Maßwerk wie feines Spinnengewebe war, gloste der Tag und die Glasgemälde warfen mystische Lichter in den geweihten Raum, streuten warme Rosen um die Fliesen der Altäre und zauberten leuchtende Nimben um die Heiligen auf den Steinkonsolen der Kirchenwand. Und dann verirrte sich meine Phantasie im Dämmer gewölbter Gänge, durch welche das Schweigen des Todes ging; stieg marmorne Wendeltreppen empor, huschte durch tiefe Säle, deren Kreuzgewölbe auf einem Wald von Säulen ruhten und deren Stille mit wollüstiger Gier das Echo menschlicher Schritte trank; mit bunten Fresken gezierte Decken und Wände grüßten mein Auge; schimmernde Kapitäle und vergoldete Gliederungen glänzten wie heimliche Wunder auf, und Fenster, die wie kostbare Teppiche in feurigen und doch wieder gedämpften Farben glühten, wehrten der gleißenden Lüge des irdischen Tages den Zutritt in diese mystische Innenwelt. Und, wieder aufatmend, führte mich meine Phantasie ins Freie, wo des Kreuzgangs Helle den Träumer aufnahm und die grünen Lichter des Sommergartens über Gewölbe und Wände tanzten. Blauhimmel und lachende Berge standem im Rahmen spitzbogiger Doppelfenster, und das Rauschen eines Plätscherbrunnens, vermischt mit dem Duft von Rosen, drang erquickend wie Märchenpoesie durch das graue, halbverwitterte Stabwerk all der hundert Säulen und Säulchen. Wie die zarten Staubfäden einer Wunderblüte hoben sich die Rippen aus den Kelchblumen prangender Kapitäle und woben sich — eine architektonische Dichtung — in bunt verschlungenen Netzgewölben durch die lichten Räume. So baute sich meine Phantasie die deutsche Gotik aus, bevor ich sie eigentlich mit wirklichen Augen gesehen. Und ich bekenne mich einer schweren Unterlassungssünde schuldig, ihren anmutigen Heimlichkeiten und ihrer klingenden Sprache erst so spät nachgespürt zu haben. — Hatte mich die basilikale Kunst in Rom und Ravenna mit ihrer Mosaikenpracht so sehr in Beschlag genommen? Oder war ich im Zauber der Renaissance so sehr befangen? Lockte mich der Prunk der Omajjaden-Moschee in Damaskus, des Felsendomes in Jerusalem, oder der Gâma[1]) Kait-Bey in Kairo mit ihren prangenden Kuppeln so

[1]) Chalifengrab.

Digitized by Google

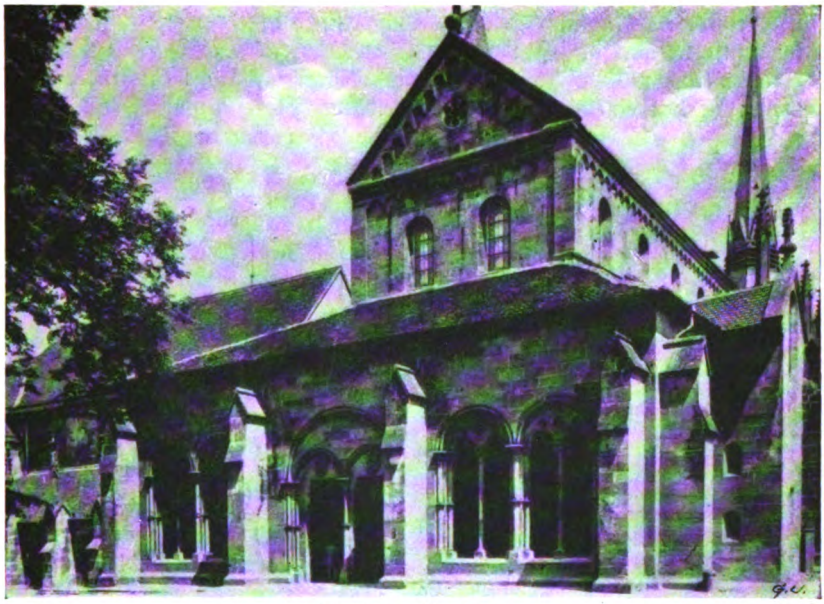
mächtig, daß ich ob all der zierlich vergitterten Fenster, ob all des Fayenceschmuckes, daß ich über der architektonischen Schönheit eines Mimbar[1]) und einer Kibla[2]), der alten, lieben Gotik so ganz vergessen konnte? — Kurz, beschämende Tatsache ist es, daß dies geschah, und in Entrüstung darüber sagte ich der Volksbühne in Brixlegg[3]) auf eine Woche Valet, ließ meine lieben Passionsspieler ein Juli-Nachspiel ohne Spielleiter abwickeln und zog mit lieben Freunden der deutschen Kunst entgegen. Aber nicht von Basel, Freiburg, Straßburg und Ulm möchte ich berichten, so gewaltig auch die Eindrücke waren, die ich davon empfangen. In ein Idyll — abseits der großen Straße — möchte ich meine Leser führen, wo deutsche Kunst eine stille Oase mit unvergänglichen Werken geschmückt hat. Ich meine die Zisterzienser-Abtei Maulbronn im Württembergischen. Vom Bahnhof Maulbronn führt eine wohlgepflegte Straße durch den Wald nach der gleichnamigen Stadt und dem Kloster. Im saftigen Grün der Buchen spielt die Sommersonne, webt Märchen voll eitel Gold ins Geäste, malt leuchtende Töne um die Rinde der Stämme und bettet lichte Königskronen in den Samt des bemoosten Bodens. Und es berührt eigentlich peinlich, durch die Stille des Waldtales den Schlag der Hämmer und das Ächzen schwerer Schotterkrane lärmen zu hören; denn nicht mehr lange, dann poltert eine Sackbahn durch diesen lauschigen Erdenwinkel, um in die Poesie der Landschaft auch die Prosa des modernen Lebens hineinzutragen.

Endlich hört der Wald auf; das grüne Tal der Salza mit seinen Hügellehnen und Rebengeländen weitet sich vor dem Blick; die schönen Schwarzwaldberge blauen im Hintergrund empor und vor uns liegt Maulbronn: vorerst neugebaute Villen links und rechts der Straße, dann das Klosterwirtshaus und königliche Amtsgericht und — nun stehen wir auch schon vor dem Klostertor. Einst von einem Turm gekrönt, trägt es heute ein freundliches Walmdach, dem Moos und Flechten die Patina ehrwürdigen Alters verleihen. Ein schöner Rundbogenfries bringt architektonisches Leben ins massige Gefüge und die hintere Torwand, welche sich im Spitzbogen nach dem Klosterhof öffnet, trägt die Spuren eines längst verblaßten Freskobildes. Wir durchschreiten den rings von Gebäuden umgebenen Klosterhof, welcher sich wie ein riesiges Atrium — von Brunnenrauschen und Lindengrün belebt — vor Abtei und Kirche breitet.

O — diese herrlichen Linden, durch deren Kronen die Geschichte des Stiftes harft und deren Laubwerk die Vorhalle der Klosterkirche — das „Paradies" — tagsüber in grüngoldenen Dämmer hüllt! Durch ein gedoppeltes Portal, dessen volle Bogenfelder mit großen Rosetten geschmückt sind, tritt man in eine Halle, deren Inneres durch die Menge der Säulen und die Schönheit der darauf ruhenden Kelchkapitäle überrascht. Je zwei Doppelfenster — so eng aneinandergerückt, daß nur ein Pfeilerbündel dazwischen steht — flankieren das Portal,

[1]) Kanzel in der Moschee. [2]) Gebetsnische in der Moschee. [3]) Passionsspiel 1913.

Digitized by Google



Maulbronn, Paradies.
Seite 290

und zwischen diesem und den Fenstern, sowie an den Ecken ragen an der Außenseite der Vorhalle vier starke Strebepfeiler auf. Die einzelnen Fenster — wieder geteilt durch eine schlanke Säule — führen ein ausgemeißeltes Kleeblattmotiv im halbrunden Bogenfelde. Die beiden Schmalseiten der Halle sind von einem schmäleren Kleeblattfenster durchbrochen, und gegen Norden verliert sich der Blick durch eine Spitzbogenpforte in einen reizenden Arkadengang. Ein halbes Jahrhundert später als die Kirche — zirka 1220 im rheinischen Übergangsstil erbaut — ist das „Paradies" für sich allein schon eine architektonische Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Und all der Kunstzauber, der vor deinen Blicken gleißt und wohl auch die ausgetretenen Grabplatten am Boden, unter denen Maulbronns Geschichte morscht, gewiß aber vor allem das grüngoldene Licht, welches wie ein duftiger Traum der Vergangenheit in den Rippenkreuzgewölben hängt und wie ein Märchenschleier um all die Säulen und Kapitäle webt — all das verwebt sich in der Seele zur harmonisch-gehobenen Stimmung, in der man sich anschickt, nun die Kirche selbst zu betreten. Diese — im romanischen Stile erbaut — wird unten von einem reichgegliederten Hauptportal und zwei einfachen Nebenportalen, oben aber von zwei Rundbogenfenstern und im Giebelfelde von einem Sechsblatt durchbrochen. Nur der Rundbogenfries mit seinem Kantenzahnschnitt, welcher die Zierde des Giebels bildet und auch das ganze Mittelschiff entlang läuft, bringt eine klingende Note

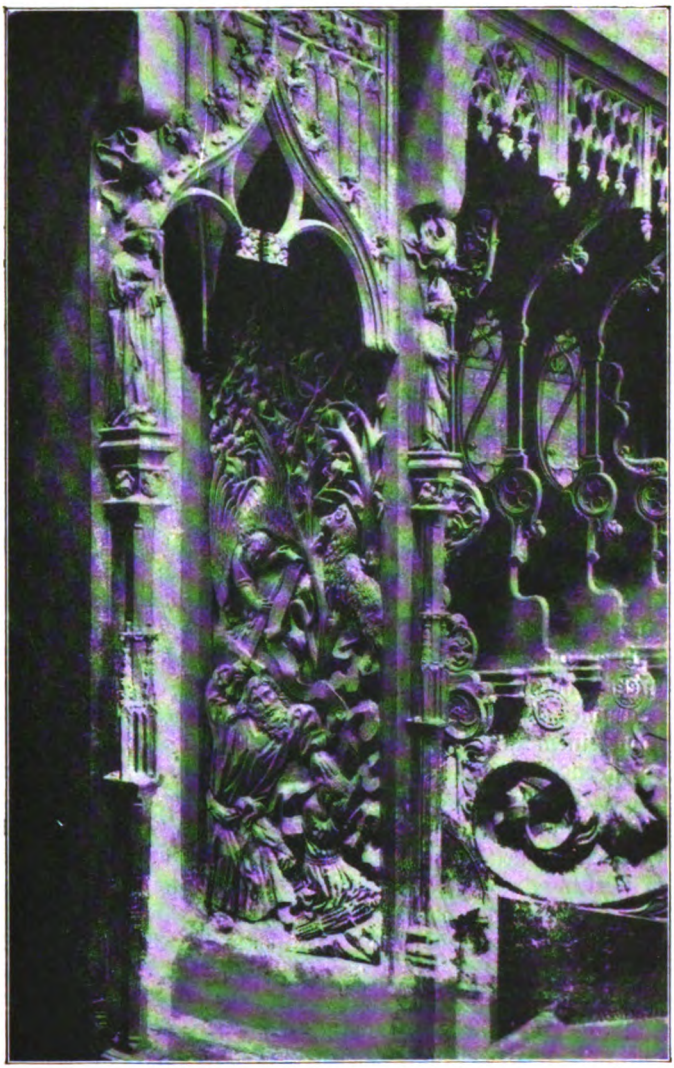
Digitized by Google

in die ſtarre Gleichmäßigkeit des Äußeren. Umſo größere Reichhaltigkeit entfaltet aber das Innere des Gotteshauſes. Die vergoldete Balkendecke, welche mutmaßlich einmal das Mittelſchiff abgeſchloſſen, iſt nicht mehr; ſie hat einem gotiſchen Netzgewölbe Platz gemacht und ſo den einfachen Dreiklang romaniſcher Bauweiſe in reicher Akkordierung erweitert und ausgebaut. Ebenſo mächtige als prächtige Rippenkreuzgewölbe überſpannen auch die Seitenſchiffe. Und welches Leuchten und Glaſten mag einſt durch dieſes Gotteshaus gegangen ſein, als noch die großen Rundbogenfenſter ober den Arkadenbogen des Mittelſchiffes ihre Farbenwunder an Pfeiler und Wände hauchten — und unten der ſteinerne Lettner (Abſchlußwand zwiſchen Langſchiff und Chor) in goldenem Lichte ſtand? — Von zwei Türen durchbrochen, mit Flachniſchen belebt und von einem hübſchen Schachbrettmuſter gekrönt, durchquert dieſe ſteinerne Scheidewand, welche vormals den ſogenannten Laien- oder Bruderchor vom Herrenchor der Prieſter trennte, das Mittelſchiff; von ihrer Bemalung und Vergoldung iſt keine Spur mehr zu finden, wohl aber ſteht noch der Laienaltar in ihrer Mitte und trägt das alte, ſteingehauene, dreieinhalb Meter hohe Triumphkreuz, deſſen Kruzifixus das todestraurige Haupt — wie leiſe flüſternd — zum Beſchauer neigt. Steinerner Dulder! Was erzählen deine ſterbenden Lippen? — Sprichſt du vom Abt Berthold von Roſſwag und ſeinen hundert Mönchen (1462), oder von den revoltierenden Bauern, welche 1525 die Weihe deiner Altäre ſchändeten? Weinſt du über den Verfall der Kloſterzucht und das Treiben abtrünniger Mönche, als in den Tagen Herzog Ulrichs der Geiſt und die Lehre des Wittenberger Reformators auch in Maulbronn ſich einniſten durfte? Foltert dich die Erinnerung an Valentin Wanner, den erſten evangeliſchen Abt, oder gilt das gequälte Seufzen, welches

Maulbronn, Langhaus der Kirche

Digitized by Google

deine steinerne Brust dehnt, den Blasphemien über das Abendmahl, von denen (1564) Kloster und Kirche beim „Maulbronnergespräche" widerhallten? Oder gedenkst du der schönen Zeiten, da nach siebzigjähriger Verbannung in der Person Christoph Schallers wieder ein katholischer Abt und katholische Zucht und Sitte in Maulbronn einziehen durften und wieder die Gewölbe von frommem Chorgesang ertönten und wieder zu Orgel und Musika die heilige Brandung der Psalmen in schönen Wechselchören zu deinen Füßen an den Mauerwall des Lettner schlug und des Weihrauchs duftig Gewölke, in lichten Schleiern vom Priesterchor herüberwehend, dir kosend um Stirne und Wangen wehte? —



Maulbronn, Schnitzerei im Herrenchor. Seite 294.

Ja, ja, so ist es! Denn es geht wie ein Lächeln über des Dulders Züge, und in der Dornenkrone hängt wie ein blühender Rosenzweig

Digitized by Google

ein Streifen Lichts und gleitet still am Leib des Kruzifixus herab und legt sich wie eine bleiche Blume auf den Gedenkstein des Stifters von Maulbronn vor dem Altare. Dieser Stifter hieß Ritter Walter v. Lomersheim und die Inschrift besagt:

„Hie lit bruoder walther ein fryr von lamers-
hem der erste ansah und Stifter diser geistlichen
sammenunge des sele rue im friede."

Über den Arkaden des Mittelschiffes leuchten die Malereien von Wappenschilden und tragen die Namen der Wohltäter des Stiftes. Und eine spätgotische Kanzel am vierten Arkadenpfeiler, sowie zwei steinerne Altarbaldachine — ebenfalls aus spätgotischer Zeit — fügen sich überaus stimmungsvoll in die feierliche Ruhe des Langschiffes. Durch den Lettner ins Herrenchor getreten, steht man bewundernd vor dem eichenen Chorgestühl, das in zwei Doppelreihen — geziert mit Laubwerk und Tierfratzen, die Rücklehnen der hinteren Stuhlreihe mit durchbrochenem Gitterwerk versehen, an der Front fein in Hochrelief ausgeführte Brustbilder tragend — vor dem Beschauer Parade hält. Das herrliche Schnitzwerk (zirka 1450) zeigt in buntem Wechsel oft recht seltsame Bibelszenen. Von welcher Bildwirkung muß es gewesen sein, wenn sich Mönch an Mönch, das schwarze Skapulier über den schneeigen Habit und die Kapuze über das Haupt geschlagen, zur Hore oder Matutin in die Sitznischen des dunklen Gestühles lehnte und das farbig gedämpfte Licht des Tages, oder das stille Flackern der Chorlampen auf dem leichten Schnitzwerk und den schweren Büchern lag, um den heiligen Psalmodien der Beter mystisches Leben zu leihen! Nicht minder interessant ist der dreisitzige Abtstuhl mit seinem reichen Blättergerank an der Brüstung und der schönen Reben- und Distelzeichnung an den Seitenlehnen der Rückwand. Auf der gewaltigen Steinplatte des Hochaltares stehen noch die Überreste der Holzbilder, welche ihn einst schmückten; darunter eine lebensgroße Statue der Gottesmutter. Die Ostwand — von einem großen gotischen Prachtfenster durchbrochen — schüttet heute blendendes Licht ins vereinsamte Heiligtum, sodaß man noch deutlich die Spuren der einstigen Bemalung erkennen kann. Ziemlich gut erhalten sind noch zwei große Wandbilder, die sich über dem Durchgang zu den Armen des Querschiffes befinden und von denen das eine die Anbetung der Weisen zur Darstellung bringt. In die beiden Arme des Querschiffes sind je drei mäßig tiefe Kapellen eingebaut und im nördlichen Seitenarm ist noch die alte, breite Treppe erhalten, welche einst zum „Dorment" — zu den Zellen der Mönche führte. An das südliche Seitenschiff der Basilika wurden im fünfzehnten Jahrhundert zehn gotische Kapellen angebaut, die zum Teil noch bemalt sind. Die Chronik nennt den Laienbruder Berthold als Erbauer. Sie enthalten die Grabsteine der evangelischen Äbte von Maulbronn.

Durch eine Rundbogenpforte in der Nordwand gelangt man aus der Kirche in den Kreuzgang und zwar zunächst in dessen südlichen

Digitized by Google

Maulbronn, Kreuzgang mit Blick auf die Kirche

Flügel, der ganz im Übergangsstil des Paradieses gehalten ist. Die Blicke verwirren sich fast in dem Walde schlanker Säulen und können sich kaum satt sehen am frischen Wechsel der plastischen Motive, die sowohl an den herrlich schönen Kapitälen, als auch an den Schlußsteinen der Gewölberippen zutage treten. Während an der Innenwand dieses Kreuzgangflügels, der mit der Nordwand der Kirche identisch ist, die Säulen nicht bis zum Boden reichen, sondern auf Mauerkonsolen aufstehen — springen sie auf der Fensterseite in quellfrischer Anmut wie die Strahlenbündel großer Gartenfontänen aus prächtig gearbeiteten Vasen zur Höhe, und das Ohr vermeint fast den Rythmus dieser wundervollen Architektonik von Wand und Wölbung widerklingen zu hören. Wie herrlich muß einst das Innere dieses Flügels gewesen sein, als dem Leben des Steines sich auch noch reiche Bemalung beigesellte, von der noch heute deutliche Spuren vorhanden sind! — — Wir treten nun in den westlichen Kreuzgang und wieder umgibt uns die Weihe der Frühgotik. Fünf spitzbogige Doppelfenster mit je einer fünfblättrigen Rosette lassen das Licht aus dem Garten einströmen, und in diesem Lichte spielen die zarten Gewölberippen, sowie die fein gearbeiteten Konsolen der Rückwand wie verblaßter Goldfiligran, und das Bild des Erbauers dieser Hallen — des Priors Walther — an einer der Konsolen fängt in diesem Lichte fast zu reden an:

„Hie sol mit rehter andaht des Prioles Walther
werden gedaht wan er hat disen Bu vollerbrath.
Valete in Domino!"

Digitized by Google

Über dieser Halle lag der Winterspeisesaal, in welchem 1864 das sogenannte „Maulbronnergespräch" abgehalten wurde. Und so tönt das fruchtlose Religionsgezänke der Reformationszeit in die schönen Erinnerungen, mit denen die Phantasie die geweihte Stille dieses Kreuzganges ausmalt. — Es sind Lichtbilder aus Maulbronns schönsten Tagen: schweigende Mönche, welche — weltabgewandte Gedanken sinnend — mit verschränkten Armen die Wände entlang schreiten, oder wie träumend durch die hohen Fenster in den Garten blicken; — Leontorius (Mönch Konrad von Leonberg 1460) in eifrigem Disput mit seinem Freunde, dem Humanisten und Dichter Reuchlin dahinwandelnd, oder liebenswürdige Brüder, welche fremden Gästen den bunten Zierat der Fenster und die Grabsteine heimgegangener Äbte und frommer Stifter deuten. — (Schluß folgt.)

Kreuz am Wege

Von Franz Leitner

Zum Berge führt ein weißer Weg,
Der schmal ist und von Steinen rauh.
Darüber wölbt sich groß und blau
Der Morgen und ein Wolkensteg.

Und wo der Weg zur Höhe zeigt,
Da ragt ein starkes, schweres Kreuz.
Der Heiland dran — voll Todesleids
Hat er noch nicht sein Haupt geneigt.

Gar mancher kommt und sieht ihn nicht.
Doch alle, die verweilend stehn,
Die können köstlich leuchten sehn
Ein goldbesonntes Angesicht.

Digitized by Google

Die Welt

Karl Domanigs Vermächtnis*)

Kind, o Kind, in deinen Jahren
Haſt du nicht die Welt erfahren.

Eine harte Herrin iſt ſie.
Nichts als Arbeit, Müh' und Sorgen,
Karge Koſt ſo heut, wie morgen,
Hohn ſtatt Lohn —
Glücklich, wer der Welt entflohn.

Und ſie möchte jeden fangen,
Zwingen ihn in ihrem Dienſte;
Unentbehrlich, unumgänglich
Scheint ſie manchem —
Doppelt glücklich, wer die Welt nicht braucht.

O die Welt! Du kennſt nicht, Kind,
Ihre Laune, ihre Tücke,
Lauernd ſtets, wen ſie bedrücke
Mit der Feſſel —
Dreimal glücklich, wer die Welt nicht kennt.

*) Auf dem Krankenlager ſchrieb er für ſeine Tochter dieſes Gedicht, ſein letztes.

Digitized by Google

Karl Domanig zum Gedächtnis / Von Josef Neumair

Die Gesamtausgabe der Werke Domanigs, die der Verlag Kösel vorbereitet, wird fünf Bände umfassen. Der erste Band bringt das Selbstporträt, die Lyriksammlung „Wanderbüchlein", die „Kleinen Erzählungen" und das Epos „Der Abt von Fiecht"; der zweite Band die Verserzählung „Um Pulver und Blei" und die dramatische Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf"; im dritten Band sind die Dramen aus Tirols Gegenwart „Der Gutsverkauf", „Der Idealist", und „Die liebe Not" vereinigt, der vierte stellt das „Tiroler Hausgärtlein" und den Kulturroman „Die Fremden" zusammen; im fünften werden die Freunde Domanigs versuchen, das Wichtigste aus dem literarischen Nachlaß, Gedichte, Reden und Stücke aus dem Tagebuch im Geiste des Verewigten zu sammeln. Damit wird seine reiche Arbeit in würdiger Form geboten werden. Der Reichtum mag uns freuen, größer aber ist der Gehalt, war die Tiefe seiner Dichter- und Lebenswirksamkeit. Ohne jeden Stachel darf das Wort gesagt werden: allerbreiteste Wirkung werden Domanigs Dichtungen nicht ausüben. Es war ihm nicht darum zu tun, er wollte nicht bestechen und mit Kunstmitteln fangen. Seine Persönlichkeit, die er getreu und schlackenlos und ohne Künstelei in den Werken niederlegte, seine Seele hielt sich frei von der Koketterie, die auf Leserfang und Befriedigung der Sinne äugelt; „so bin ich," sagt er; „wer mit mir auskommen will, soll mich so nehmen, ich kann nicht anders, ich will nicht anders." Und vom Gesichtspunkt der Themen: „So sind die Tiroler; so habe ich sie kennen gelernt, so ist ihre Geschichte, das ist ihr Geist, ihr Denken und Sinnen. Wer ‚Romane' im gewöhnlichen Sinne lesen will, soll die Hand von meinen Büchern lassen, ich bin kein Romanschreiber." — Wir Jungen, die wir die letzten kranken und gesunden, mürrischen und freudig-kräftigen Jahre des Dichters mit ihm und an seiner Seite erlebten, bedauerten wohl selbst oft, wenn wir seine Erfolge mit anderen verglichen, daß er so gar keine Zugeständnisse machte, er aber lachte uns aus: „Ihr Narren, derlei Schriftsteller und Dichter gibt es genug; lauft zu diesen, wenn ihr wollt; ich bleib' schon so." Und er war so überzeugt, daß die Echtheit und Ehrlichkeit und Sicherheit seiner Kunst und der Kunst überhaupt zu ihrem Ansehen und zu ihrer Wirkung kommen werde, daß er alle Vergleiche kurzweg wegschob. Dabei war er etwa ja nicht einseitig, nur seine Art für richtig zu halten, weit entfernt; es war ihm nur seine, eine. Er anerkannte vorbehaltlos, was sich Großes in seine

Digitized by Google

Studierstube den Weg zu bahnen vermochte. Von Maria von Buol z. B. und Enrica v. Handel-Mazzetti las er alles und alles mit der größten Ergriffenheit. Die Erfolge der letzteren hat er herzlich begrüßt, aber . . . Domanig ist eben anders, er macht's, wie er ist und wie er's kann. Auch der Mikrokosmos ist ein Kosmos und Dichtung ist die Darstellung einer Welt, ob klein oder groß, das hat zur Wertung nichts zu sagen. Das Selbstporträt, das in diesen Blättern zum erstenmal gedruckt wurde, sein Tagebuch und schließlich die Werke lassen die Persönlichkeit, die Seele, den Kosmos dieses bedeutenden Menschen und Dichters, der leider zu früh geschieden, klar und verständlich erstehen. — Im folgenden sollen seine Dichtungen in zwei Gruppen überblickt werden.

Ein Vorkämpfer der Heimatkunst

Die Heimatkunst (im Rahmen der Dichtung) ist in gewissem Sinn unsere, die katholische Dichtung. Sie vereinigt die wichtigsten Eigenschaften, die wir an sie stellen. Die Dichtung stellt sich in dieser Gestalt auf den Boden, in den Kreis, der unsere Ideale umfaßt: Liebe zum Volk, zum Land, zur Religion, zur Tradition, zum Einzelmenschen und zum Einzelding, das in der Heimat wurzelt. Sie verlangt Gehalt und Größe, hat ein hohes Ziel, ist Sache der Kultur, des Verstandes und Gemütes und der Willenskraft. Sie bedingt die Motive mit ihrem entsprechenden, wirksamen Aufbau, bezeichnet die Form und die Sprache. Der katholische Geist soll wohl die Welt umspannen, aber solange die gemeinsame religiöse Grundlage fehlt, können wir nicht fordern, daß er herrschend in Literatur und Kunst sich äußere. In katholischen Landen aber ist Heimatkunst katholische Kunst, Heimatdichtung katholische Dichtung. Nur diese verdient den Namen Heimatdichtung. Was gegen den Geist des Volks und seine Traditionen verstößt, was in Formspielerei sich verliert, was auf das Volk nicht zu wirken vermag, schließt sich aus aus dem Bereich der Heimatkunst. Und mehr. Die katholisch-religiösen Ideale sind die religiösen Ideale. Ihnen gehört die Welt, sie stammen vom Schöpfer und Erhalter des irdischen Daseins. Der katholischen Dichtung gehört einmal die Welt, wir vertrauen auf ihre Kraft wie auf die Kraft unserer Religion. Sie braucht mit den mondän-modischen, Tag für Tag wechselnden Kunstarten nicht zu wetteifern, sie mag ruhig ihren Weg gehen, den Glaube und Weltanschauung weisen: es kommt der Tag, der ihr Wert und Wirksamkeit aus reichem Urquell verleiht. —

In diesem Sinne war Domanig ein Vorkämpfer der Heimatkunst. Ein Vorkämpfer auch im zeitlichen Sinn. Er hat sie bereits sicher und selbsteigen geübt, als man noch nicht im Bann des scheinbar neuen Schlagworts lebte. Wie noch die Künstler nach Art der „Münchner Schule" buntfarbig und kunstvoll ihre zarten oder farbenschreienden Gewebe ausbreiteten und abseits dem Alltag und der Heimat in ihre Phantasiehöhen lockten und wie dann reklamehaft und revolutionär der Materialismus und Naturalismus im Sturm die

Digitized by Google

Welt dauernd erobern wollte und nichts gelten ließ, was nicht im ekeln Unrat der Menschenseele und des Menschendaseins wühlte und erstickte, dichtete bereits Domanig — abseits von den Heerstraßen der Literatur — seine großen Werke; es ist nicht nötig, sie aufzuzählen, einzelne herauszugreifen, denn ins Gebiet der Heimatkunst gehören alle. Ganz ohne Tradition war sein Wirken nicht; in Tirol blühte seit den Heldentagen von 1809 eine selbständige Dichtung, die zu ihrem größten Teil auch Heimatdichtung war. Die bekanntesten und beliebtesten Dichter jener Zeit waren Gilm und Pichler, zwei bedeutende Inhaber parnassischen Glanzes. Diese beiden waren aus den tendenzschreienden und kritischen Jahren der Revolutionszeit (1848) hervorgegangen und die Töne der weltschmerzlichen Liebelei oder des zersetzenden Nörgelns waren stärker als die einer festen, tief ruhenden, mit der ganzen Persönlichkeit sich einsetzenden Vaterlandsliebe; neben ihnen regierte der Ausländer Steub und die späten Rufe einer volks- und religionsfeindlichen Aufklärung oder das weltbürgerliche, geistreiche Feuilleton (Fallmerayer). Domanig, aus der vaterländischen, katholischen Studentenverbindung „Austria" in Innsbruck hervorgegangen, war ein Neutöner im guten Sinn; er verstand es, zuerst und kräftig für die echte, volkstümliche Heimatdichtung zu werben und Musterbeispiele aufzustellen.

Daß er mit einer Bearbeitung vaterländischer Heldenhaftigkeit in dramatischer Form begann (Josef Straub), zeigte gleich, auf welchem Gebiet er seine Stärke zu fühlen glaubte. Trotzdem möchte ich mir erlauben, aus seinen Jugendwerken sein erfolgreichstes als Beispiel herauszugreifen, das Epos „Der Abt von Fiecht" (1886). Es hat die höchste Auflagenziffer aller seiner Werke erreicht und ist, man darf wohl auch sagen, am meisten bekannt, ja auch in andere Sprachen übersetzt worden. Man las es gern, verglich es mit Perlen der deutschen und der Weltliteratur und Domanigs Ruf bestand noch immer in dieser liebenswürdigen Erzählung, auch als schon lange die Einzelstücke seiner Andreas Hofer-Trilogie und andere Dramen und Erzählungen vorlagen. Diese Beliebtheit verdankt es dem bekannten „Maeren"stil und dem romantischen, aus alten Kriegszeiten entnommenen Stoff: Ein Oberst, der in den Türkenkriegen tapfere Dienste leistete, geht ins Kloster zu Fiecht in Tirol, wird dort Abt; entflieht aber nach langen Jahren segensreicher Tätigkeit wieder, als er hört, daß seine Frau und seine Kinder in Wien noch lebten, nachdem er die Klosterkasse beraubt. Ungekannt kehrt der Schuldige zurück und verbringt als Klausner in der Nähe des Klosters seine Lebensjahre, bis ein gottseliger Tod ihn von Leid und Buße erlöst.

In der Literaturgeschichte besteht die Bedeutung dieser Dichtung hauptsächlich im heimatlichen Gefühl, das sie erzeugt. Domanig führt nur die Dinge vor, soweit sie in Fiecht sich ereignen, soweit sie auf der Heimaterde erstehen. Das hat man ihm seinerzeit zum Vorwurf gemacht; man hätte gern gehabt, daß er die Kriegsabenteuer und die zehn Jahre des zweiten Weltlebens dargestellt hätte. Das lag nicht in seiner Ab-

Digitized by Google

sicht; er konnte aber damals nicht, sich verteidigend, sagen: ich wollte Heimatkunst betreiben, denn das Wort war noch nicht geprägt, hatte noch keinen anerkannten Klang. Heute dürfen wir preisend es anwenden und dabei auch kräftig betonen, daß die Veranlagung des Werkes, die Charakterisierung und die Sprache erste und echte und beste Heimatkunst bot.

Wenn die Leser, die es noch nicht wissen, nun erfahren, daß „Der Abt von Fiecht" heute in fünfter Auflage vorliegt, werden sie enttäuscht die kleine Zahl belächeln. Es ist aber eine verhältnismäßig hohe Ziffer. Natürlich dürfen sie nicht „Dreizehnlinden" zum Vergleich heranziehen und noch weniger die modernen Romane und Verlagswerke der Staackmann, Fischer, Kösel usw. Man muß die Zeit, die Beschränktheit des Wirkungsgebietes und der Verlagstätigkeit berücksichtigen. Die Werke seines gewiß größeren Landsmannes Adolf Pichler liegen heutzutage zum größten Teil erst in zweiter Auflage — im Magazin von G. Müller in München.

Wie der „Abt von Fiecht" sind alle Dichtungen Domanigs Heimatkunst und alle tragen die ganz enge Marke tirolischer Heimat. Er wollte nur für sein über alles geliebtes Heimatländchen wirken; sein Denken und Wissen und Trachten, alles, was er sprach und tat, hatte das Visier auf Tirol gerichtet. Tirolischer Dichter, tirolischer Volksmann wollte er sein, sonst garnichts, aber absolut garnichts. Das war aus seinem Gesichtspunkt eine ganz selbstverständliche, natürliche Beschränkung; er hätte nicht anders sein können, wenn er echt und wahr bleiben wollte. Diese Stoff- und Kunstbeschränkung beschränkt ja nicht die Wirksamkeit auf die Weite und Breite. Wer im engsten echt und groß ist, bleibt es im allgemeinen. Die Werke von Marie von Buol und von Schönherr (soweit sie echt und wahr sind), wie von Defregger und Egger-Lienz sind deutliche und sprechende Beispiele.

Etwas charakterisiert aber Domanig (wie die Baronin von Buol) im besonderen Maße: er scheut alle Romantik im populären Sinn; er sucht keine großen Geschehnisse, er verfolgt den Bauer, ob er nun Sandwirt Hofer oder sonstwie heißt, in den alltäglichen, ganz gewöhnlichen Vorkommnissen und Gedanken. Er will keine nervenerschütternden, leidenschaftverzerrten, gewöhnlich interessant genannten Handlungen; diese kommen im Leben des Tiroler Bauern äußerst selten vor, sind also nicht typisch, nicht echt, nicht wahr; er sucht die Stätte seines Schauens und seiner Veranschaulichung im engen Kreis des Alltäglichen. Darin zeigt er seine Kunst, darin verläuft sein Gedankengang, daraus ersteht sein Mahnen und Rufen und Predigen: das will er nämlich auch. Nicht Selbstzweck ist die Dichtung, höheren Beruf hat sie, eine höhere Stellung. Durch das Morgentor des Schönen zum Wahren und Guten — ist ihre, ist Domanigs Mission. War seine Mission, müssen wir jetzt leider sagen, denn seine Feder ruht und sein Geist weilt, wo die Schönheit der Geschehnisse zur ewigen, unvergänglichen geworden ist.

Digitized by Google

Vom Schwegelpfeifer von Spinges

Es soll aber noch eine Erläuterung Domanigscher Art, Dichtung, Technik und Sprache im einzelnen folgen und das allgemein Gesagte beleuchten und erhärten. Dazu wähle ich die Erzählung „Der Schwegelpfeifer von Spinges," die zuerst im Gral im achten Heft des dritten Jahrgangs, und dann im „Hausgärtlein" erschien. Die Erzählung ist für Domanig wie im allgemeinen für die Heimatkunst typisch.

Der Schwegelpfeifer ist ein tapferer Tirolerbub, der in der Stubaier Landsturmkompagnie die berühmten Kämpfe bei Spinges mitmacht, zuvor aber durch einen verdienstvollen Botengang eine Krone kleinen Heldentums erwarb. Domanig zeichnet zuerst kurz und knapp den historischen Hintergrund. Es ist das Jahr 1797. Die Franzosen sind in Südtirol eingebrochen und wollen über den Brenner nach Innsbruck. Daran sollen sie gehindert werden. Von allen Seiten ziehen Soldaten und Landstürmer Brixen zu; auch die Stubaier Kompagnie. Diese hat einen ausgezeichneten Schwegler. Damit sind wir beim Helden der Erzählung. Er und ein altes Männlein werden den Vaterlandsverteidigern zu Sturm und Marsch trommeln und pfeifen. Wir hören über Heimat und Jugend des Kleinen, freuen uns an seinem offenen, klaren Sinn und seiner Vaterlandsliebe. Wir marschieren mit der Kompagnie südwärts. Der Schwegelpfeifer wird nie aus den Augen gelassen. Da „braucht ihn der General." Gerade wie er den Stürmern ein neues Schlachtlied vorpfeift, wird er zum obersten Befehlshaber befohlen. Was das heißt! Und er bekommt einen ehrenden Auftrag: einen wichtigen Botengang. Gang? Laufen soll er! In vierundzwanzig Stunden soll er von Sterzing über den Jaufenpaß nach Meran und zurück. Wer den Weg kennt, zittert für den Buben. Hannes, was wirst du tun? Er aber reckt sich in die Höhe: „Exzellenz, in vierundzwanzig Stunden bin ich zurück." Nun laufen wir mit ihm. Er ist ein tapferes Büblein, vertrauensvoll, unschuldig, brav, fromm und kraftvoll; unendlich liebenswürdig! Und so springt er dahin, überwindet die Mühen von Weg und Steg, richtet seine Botschaft aus und kehrt zurück durch Nacht und Nebel und Gefahren und eilt und rutscht und läuft schließlich auf wunden Sohlen, „damit er die Frist nicht verfehle". — Und er trifft noch rechtzeitig ein und bringt eine Botschaft von ausschlaggebender Wichtigkeit mit; wie ein Held hat er seine Pflicht getan, ein bescheidener Held, der nicht weiß, was Großes er vollbracht hat. Und dann geht's über die Höhen nach Spinges! Und wieder gibt der Dichter eine kurze, übersichtliche Darlegung des Kriegsplanes und läßt dann die Tiroler Helden ihre Kühnheit zeigen, darunter wieder (in ungesuchter natürlicher Art) das kleine Schweglerlein in der Mitte und in kritischer Lage. An der Seite des berühmten Mädchens von Spinges wehrt er den Franzosen den Eintritt in den Friedhof, mit seiner Schwegelpfeife und nun — am Höhepunkte der Handlung — auch mit dem Stutzen. Er kann schon schießen und treffen, der mutige Springer und Pfeifer. Den Trommler der Franzosen nimmt er aufs Korn — und dieser hat aufgehört, Sturmwirbel zu schlagen. Und wie der Feind vertrieben ist, bleibt er und das tapfere Mädchen allein im Friedhof zurück. Sieg! ruft es von allen Seiten und da träumt er von seinem lieben Heimatdorf im Norden und „sein Juchezer schallt langgezogen, himmelstürmend wie Lerchenjubel weithin vom blutigen Freithof in Spinges". So schließt die Erzählung. Vaterländischer Boden und Heimatsgeschichte bilden den Hintergrund. Davon hebt sich das Schicksal eines Helden ab, das in moderner Art, scharfer Charakterisierung, realistischer Schilderung, kräftig naturalistischer Sprache gezeichnet wird. Liebe zur Heimat, Größe des Vaterlandes bilden mit dem Schicksal des Helden ein Ganzes; eine harmonische Vereinigung von geschichtlichen Ereignissen mit dem kleinen Schicksal des einzelnen muß sich herausgestalten. Über das Ganze muß der Geist treuen, großen Menschentums gebreitet liegen; nicht Verneinung und Niederung, sondern wahre hohe Menschheitsideale müssen Sinn und Herz ergreifen und leitend zum Hochland menschlichen Geistes führen. Von dem großen, geschichtlichen Ereignis erfahren wir nur das Notwendigste, die „Haupt- und Staats-

Digitized by Google

aktion", die äußere Handlung bildet nur den Hintergrund, die Folie zum begeisternden Schicksal des Helden. Er verschwindet nie aus unseren Augen, unter den Stürmerkolonnen weiß der Dichter mit einem kleinen Zuge unsere Aufmerksamkeit auf ihn zu richten; er bleibt uns nahe neben Kommandanten und Generälen. Durch Zusammenstellen mit dem ersten Tiroler Freiheitshelden, Andreas Hofer — auf dem Botengange, der ihn zweimal an dessen Haus vorbeiführt — und dem Mädchen von Spinges wird seine Gestalt gehoben und in fördernde Vergleichslinien gestellt.

Er ist der Hauptheld. Und er ist auch ein Held. Es ist nichts Kleines, was Hannesle ausführt. Der fünfzehnjährige Knabe verdient sich wackeren Preis. Schon als Schwegelpfeifer zeigt er besondere Meisterschaft; er hat die Kunst auch nicht auf gewöhnlichem Wege gelernt, ein „Belgrader", ein alter Kordonist, der vor Belgrad gestanden, hat sie ihn gelehrt und von ihm hat er Kraft und Begeisterung, die er in die Töne hineinzulegen vermag. Seine erste Heldentat ist dann der Botengang. Der Dichter versteht es, ohne besondere Erfindung, diesen Weg so zu schildern, daß wir darin eine ganz außerordentliche Tat bewundern. Er steigt aber noch höher. Im Kampf auf den Höhen von Spinges kann er seine Fähigkeit als Schwegelpfeifer wie als heldenhafter Schütze zeigen und er tut es in so überraschender und für den Sieg vorteilhafter Kühnheit und Geistesgegenwart, daß für einen Augenblick die Entscheidung an ihm liegt, an ihm, dem Knaben, der nur als bescheidenes Pfeiferlein mitgezogen ist.

Diese Handlung verläuft so natürlich in der Bahn der großen Heldenaktion und bringt so recht poetische Überraschungen, daß wir frei und gern folgen, daß wir mit Spannung dem Dichter lauschen und zum Schluß vom Großen wie vom Kleinen in ein erhebendes Gefühl versetzt werden. Im Schicksal des Pfeiferbübleins vereinigen wir Wohl und Weh des Tirolervolkes, sein Heldentum ist ein Abglanz der Heldenhaftigkeit des ganzen Volkes, sein Triumph ein heller Fanfarenton im allgemeinen Siegesjubel. —

Die Darstellung ist recht einfach; ökonomisch wird jeder Zug ausgenützt, die Sprache ist beinahe schmucklos. Aber treffend, aber wirksam. Daß Domanig Tiroler Mundart nach Wortlaut und Gehalt inne hat, kann man aus allen Erzählungen sehen. Hier ist sie besonders kräftig. Der Realismus liegt nicht in derben Worten, er äußert sich in echt volkstümlichen, kraftvollen und humoristischen Wendungen, die wie ein greller Blitz Licht und Feuer um sich streuen oder wohltuendes Lächeln in die Seele gießen. Es bedarf nur noch der abschließenden Bemerkung, daß über dem Ganzen die milde Sonne der Vaterlandsliebe ruht und der Hauch ergreifender Poesie hinwegzieht, und so kann behauptet werden: der „Schwegelpfeifer" ist das Muster einer Erzählung im Stil der Heimatkunst.

Wenn die Bühne für das echte Volk geschaffen sein wird . . . .

Über Domanigs dramatische Dichtungen liegen eine große Zahl der schmeichelhaftesten Äußerungen hervorragender Fachmänner vor. Fr. W. Weber, der Dreizehnlindendichter, wünschte vom „Gutsverkauf", daß er zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt werde. Der einstige Intendant des königlichen Theaters in Berlin, Dr. Richard Genée, lobte des gleichen Dramas ansprechende, rein und wahr durchgeführte Art und meinte, es sollte ihn wundern, wenn die Theater das liebenswürdige Schauspiel sich entgehen ließen. Den „Idealist" nennt der Dichter August Lieber, der Bruder des großen Zentrumsführers „ruhig, einfach, ergreifend, ganz modern und ganz klassisch zugleich". „Die liebe Not" zeigt, sagt Lorenz Krapp, den Weg, auf dem das bürgerliche Drama in unserer Zeit sich am Dasein halten,

Digitized by Google

zu neuer Blüte reifen kann. Solche Stücke müßten den Menschen mit verfeinerter Bildung und dem einfachen Volk eine gleich neue und schöne Offenbarung werden, gerade, so wie sie es bei den Alten waren, in Hellas, in Rom und im Mittelalter. Die Urteile über die Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" stellt E. M. Hamann in der Studie, die sie im „Gral" und dann bei Alber in Ravensburg veröffentlichte, zusammen: ein hohes Lob der Baronin Enrica von Handel-Mazzetti, von Rosegger, von Georg Baumberger; ebensolche allerfreundlichste Würdigungen von A. Müller-Guttenbrunn, der in Theatersachen doch wohl einiges versteht, von einigen Theaterdirektoren und schließlich vom vielgerühmten verstorbenen Burgtheaterdirektor Freiherrn von Berger. Dieser schrieb an den Dichter: „Der Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe ihn im Laufe der Jahre mehrere Male gelesen, mit Erhebung und Erschütterung. Wenn die Bühne für das echte Volk geschaffen sein wird . . ." Ja, und so weiter. Und er fügte — damals war er noch in Hamburg — hinzu, wenn er einmal ins Wiener Burgtheater käme, dann wäre es sein erstes, die Trilogie aufzuführen. Man macht viel Versprechungen. Als er sein Lebensziel wirklich erreichte und das Jahr 1909, das Jubiläumsjahr, heranrückte, gab man unter seiner Regie im K. K. Burgtheater — Schnitzlers „Jungen Medardus," eine Parodie auf den Freiheits- und Jubelgedanken. Domanig mußte sich zufrieden geben, daß die Andreas Hofer Dramen nach langen, unsäglichen Bemühungen einigemal in Innsbruck von der Exeltruppe vorgeführt wurden, und mußte noch immer hoffen: „Wenn die Bühne für das echte Volk . . . ." Die Trilogie wurde preisgekrönt, bekam den ersten niederösterreichischen Landesautorenpreis; Domanig erhielt ferner für seine dramatischen Dichtungen andere öffentliche Auszeichnungen, man kargte nicht mit Lob hier und mit Lob da, aber durchzudringen vermochten seine Bühnenwerke nicht. Diese Bühne für das echte Volk bestand eben noch nicht und besteht nicht. Es gilt heutzutage eine andere, die einem andern Gesetze folgt, und kein echtes Volk sitzt im Theater und Domanigs und aller unserer Dramatiker Werke warten und warten auf die Zeit, in der sie wirksam werden können.

Domanigs Dramen sind wie seine Epik echt, volkstümlich, Heimatkunst, ideales Theater. Aber das heutige Theater ist nur — Theater, ist Geschäftssache, sieht nicht auf die Bedürfnisse des Volkes, lehnt jeden Zusammenhang mit der Heimat, mit Geschichte und Volksgefühl ab, es ist ein „modernes" Theater und darin trägt das Wort modern den trübseligsten, den traurigsten Klang. Also stürmen wir das Theater! Schaffen wir jenes, wie das echte Volk es will und braucht! Lasset die Fanfaren blasen! O weh, wie traurig es klingt — da ist zuerst noch eine Unmenge Schutt und Unrat zu beseitigen. Da muß zuerst die Bresche irgendwo anders, überall gelegt werden. Eine chinesische Mauer türmt sich zwischen Volk und Dichtung auf, nicht nur zwischen Volk und Volkstheater. Den Kampf, der in diesen Blättern geführt wird,

Digitized by Google

bezeichnet man häufig als unnötig, als Personensache. Den Konkurrenzkampf aufnehmen, aus der Burg heraustreten! ruft man uns zu. Domanigs Dramen stehen wie Sturmböcke da und neben ihnen viele anderer katholischer Dichter von gleicher Kraft und Sicherheit. Ein vergeblich Mühen, wenigstens auf dem Gebiete des Theaters, bis . . . . „die Bühne für das echte Volk geschaffen ist." Diese ist nicht möglich, bevor nicht der allgemeine Kampf siegreich zu Ende gefochten: Platz für die katholische Kultur und vor allem für die katholische Literatur! Sie trägt ihre eigene Größe in sich und ihre eigene Form! Sie darf nicht gemessen werden mit der Elle der „nicht echten", der nicht „für das echte Volk geschaffenen". Sie ist Heimatkunst, Heimatkunst des katholischen Volkes. Die Heimatkunst gilt ja heute: Katholiken, schützt eure Heimatkunst! Die Schäden der andern, die Verwerflichkeit unseres modernen Theaterwesens, gibt jedermann zu und die Ansicht wird auch im Werk, in der Handlung vertreten: Das gläubige katholische Volk bleibt in seinem Großteil dem Theater fern. Aber das nimmt uns wieder jeden Einfluß auf die Gebahrung der Direktionen. Dieser eine Weg ist nicht zu gehen, die eine Tür bleibt uns verschlossen, bis die ganze Mauer fällt.

Domanig hat unendlich gelitten unter diesen rettungslosen Theaterverhältnissen. Er mußte sehen, daß alles Können und alles Wollen vergeblich sei. Der große Erfolg blieb ihm versagt. Seinen Josef Plank in der „lieben Not" läßt er einmal (IV 1.) sagen: „Früher, ja, hab ich oft glacht über den ‚Erfolg': Erfolg, ein jeder Possenreißer hat ihn! Aber wahr ist's doch: der Erfolg macht den Künstler nach außen hin, und was ihn innerlich hebt und kräftigt und fördert, ist der Erfolg. Ich hab keinen Erfolg nie ghabt und als einen Menschen, der sich nie hat entfalten können, werden sie mich ins Grab legen." Dieser Gedankengang wird wohl manchmal sein eigener gewesen sein. Und es schmerzt uns zu innerst in der Seele, den letzten Satz lesen zu müssen. Und doch! Domanig war ein ehrlicher, ein ganzer Katholik. Er hat sich von den umstrickenden Banden dieser Augenblicksverzweiflung losreißen können. Auf unserm Theater, bei dem heutigen Publikum kann ein katholischer Dichter nicht den Erfolg der sinnenberauschenden modernen Stücke haben, nein — er müßte ihn *fürchten*. Ihm bleibt der Trostgedanke: — wenn die Bühne für das echte Volk wird geschaffen sein! Dann wird man auch nach Domanigs Stücken greifen. Unser aber ist der fröhlich vertrauende Kampf, diese Bühne zu erreichen, sie unsern Kindern und Enkeln zu sichern.

Abschied

Karl Domanig, wir haben uns an deinem Grab zu lauten Tönen, schrillen Klängen, herben Worten fortreißen lassen. Du weilst weit von ihnen. Um deinen Geist weht der Friede „seine Seraphsflügel" und von den Sternen schaust du grüßend zu uns herab. Hör unsern Dank,

Digitized by Google

nimm unſere Anerkennung, unſere Verehrung! Sei Zeuge unſerer Liebe! Aber auch unſeres Verſprechens: Dein Geiſt ſoll uns umwehen und deine Kraft uns befeuern. Wir übernehmen deine Werke als dein treues, teures Vermächtnis und der Same deines Wortes, deines Weſens ſoll in uns aufblühen.

Die drei Geburten

Von Erika Rheinſch

Aus der Mutter Schoß, ins Erdental,
Zu des Lebens Leid und Streit erkoren,
Durch der höchſten Liebe Gnadenwahl
Neu zu namenloſem Glück geboren, —
Liebſter, einmal noch, zum dritten mal,
Iſt Geburt und Tod uns zugeſchworen,
Wenn wir, wie ins Sonnenlicht ein Strahl,
Uns in Gottes Stille heimverloren.

Digitized by Google

Friedenfinderin / Zu E. M. Hamanns ∴ sechzigstem Geburtstag. Von M. Herbert ∴

In aller Stille hat eine eifrige Mitarbeiterin dieser Blätter die Vollendung ihres sechzigsten Lebensjahrs gefeiert. Ehrungen sind ihr wohl zuteil geworden, aber nicht in dem Maße, wie sie es verdient hätte. Denn ihr gesegnetes Wirken ist dem Auge der großen Welt verborgen. Nur wenige Eingeweihte wissen, was der Name E. M. Hamann für die katholische Literatur der Gegenwart bedeutet.

Zu einer erfolgreichen Literatur gehören immer zweierlei Tätigkeiten: die des Schaffens, des Hervorbringens und die des Aufnehmens, des Verstehens und Nachfühlens. Es sind ohne Zweifel schon große Dichter über die Erde gewandelt, die den Schatz unserer literarischen Besitztümer nicht gemehrt haben, weil sie keine Aufnehmer, keine Versteher fanden. Und andere sind zu Lebzeiten beinahe unbekannt geblieben, sie haben erst angefangen ihr Licht auszustrahlen, als ein großer Versteher, ein gewaltiger Interpret ihrer Kunst sich fand, der dem Dichter die Gemeinde schuf, durch die er erst auf die Nation wirken kann. Wie es schöpferische Genies gibt, so gibt es Genies des Verstehens; man braucht nur den Namen Friedrich von Schlegel zu nennen, um die Kraft und Wirksamkeit eines solchen Versteher-Genies zu würdigen. Ein solches Genie hat und braucht alles, was den großen Dichter macht, nur die Hauptsache fehlt ihm: die Kraft der schöpferischen Betätigung. Ein Dichter ohne Ausdrucksmöglichkeit! Etwas ähnliches, als wenn ein großer Maler ohne Arme zur Welt kommt.

Man fühlt sich versucht, eine solche Begabung als etwas Unganzes, Unfertiges einzuschätzen. Meist aber kommt in einer solchen Schätzung nur das Unvermögen des Einschätzenden zum Ausdruck, die weniger nach Außen glänzende, aber oft um so tiefere Wirksamkeit eines solchen zwar nicht im gewöhnlichen Wortsinne, aber in des Wortes höherer Bedeutung schöpferischen Geistes ganz zu würdigen. In der Literatur eines Volkes wiederholen sich in gewissem Sinn die Geheimnisse des Spiritismus: die Geister, die aus unsern großen Dichtern sprechen, können nicht jedem erscheinen, sie brauchen ein Medium, durch das sie sich verständlich machen: einen Interpreten, der die Geheimnisse, die Rätsel des Genies zu deuten versteht und dem Volke erst verständlich macht.

Auf den Pfaden dieser Versteher und Vermittler der Geistesschätze unserer Dichter wandelt auch die stille gütige Frau, der diese Zeilen gelten. Ich gestehe gern, daß ich zu jenen gehöre, die seit Jahren zu ihrer einfachen Größe bewundernd aufschauen. Ach, eine Größe, die so wenigen bekannt ist! Aber einer kennt sie und wird sie am Tage, der alle Schleier löst, bekannt machen.

Vor allem sehe ich in ihr eine Größe der Güte. Güte und Verstehen sind ja zwei Schwestern, und der größte Versteher, Gott, ist auch der größte Verzeiher. Wer das Leben dieser Frau kennt, der weiß, wo ihre Güte gereift ist: an der via crucis, auf dem Kreuzwege, der seit langen Jahren ihr Lebensweg ist.

Dann eine Größe der Einfühlung. Ich verstehe darunter jene dichterische Begabung, von der ich im Eingang sprach, eine Begabung, die alles umfaßt, was den Dichter macht, nur nicht die Fähigkeit des eigenen schöpferischen Ausdrucks. Ganz trifft das bei E. M. Hamann freilich nicht zu, denn sie hat uns ja außer ihren literarischen Schriften auch einen kleinen Novellenkranz geboten unter dem bezeichnenden Titel „Friedenfinder", eine allerdings mehr durch den daraus wehenden Geist edler Menschlichkeit und tiefer Güte als durch blendende Darstellung gewinnende Erscheinung. Aber die eigentliche schöpferische Größe dieser Frau liegt in der dichterischen Einfühlung in die Werke anderer, im Miterleben, in der Nachschöpfung, ohne welche Kräfte es kein vollkommenes

Digitized by Google

Verständnis eines Dichterwerkes gibt. Ganz selbstlos, ganz uneigennützig ist diese Größe, denn wenige kennen sie, noch wenigere würdigen sie, die allerwenigsten lohnen sie. Doch ich wiederhole: Einer ist, der kennt und wägt und richtet. Und das genügt.

Diese wenigen Worte wollte ich der folgenden, aus berufener Feder geflossenen knappen Würdigung der Verdienste E. M. Hamanns vorweg nehmen. F. Eichert.

* * *

In ihrem prächtigen Aufsatz zu F. W. Webers hundertsten Geburtstag in der „Allgemeinen Rundschau" prägt E. M. Hamann das schöne und entschiedene, für die katholische Kunstanschauung und Lebensauffassung charakteristische Wort:

„Große Dichter sind ragende Wegzeiger für Mit- und Nachwelt. Sie sind zugleich strahlende Wegerheller, wenn der Größe und Schönheit ihrer Kunst die Größe und Schönheit ihres Charakters entspricht; wenn aus dem Dichter der Mensch redet in der hehren Sprache eines reinen edlen Herzens, wenn aus den Schöpfungen des Künstlers ebensoviele Offenbarungen harmonischen gottgefesteten Menschentums leuchten. Wir wissen, nicht immer deckt sich die rein menschliche Persönlichkeit mit der dichterischen; nur zu oft verbleicht jene neben dieser, nur zu oft bedeutet es einen Schmerz, den Vergleich zwischen Mensch und Künstler zu ziehen. Desto größer ist die seltene Freude, auf jemand Bedeutenden hinweisen zu können: Hier ist einer der Wenigen von Gottes Gnaden und Gottes Kindschaft zugleich!"

Diesen letzteren Satz könnte man getrost als Motto für eine Studie über das Wirken E. M. Hamanns herübernehmen. Mit ihrer ganzen Persönlichkeit steht diese seltene, an Gaben des Geistes und des Herzens so reiche Frau hinter ihrem Lebenswerke. Einem Lebenswerke, das nicht leicht zu übersehen und gerecht zu wägen ist.

Das wenigste von dem, das E. M. Hamann ihren Mitlebenden während der Dauer eines langen, unermüdlich im Dienste der Literatur ausgenutzten Lebens bot, liegt in Bänden gesammelt vor. Wenn auch ihr Buch über die Frauenfrage „Erhebet Euch" in gewissem Sinne in katholischen Kreisen bahnbrechend wirkte, wenn auch ihre beiden Zeitschriftengründungen „Haus und Welt" und „Christliche Frau" in einer noch müden und teilnahmslosen Zeit Wundertaten an Kraft und Energie bedeuteten — das Meiste, das Fruchtbringendste hat E. M. Hamann durch die tägliche journalistische Kleinarbeit für unser so mächtig emporblühendes katholisches Schrifttum geleistet. Es gibt — wir sagen es getrost — heute bei uns kaum ein emporstrebendes oder ein gewordenes Talent, dem sie nicht in ihrer herzlich anerkennenden, ermutigenden Art den Weg gebahnt hätte. Wo immer ein Licht leuchten, eine Blume blühen, ein Halm sich zur Ähre schließen wollte — E. M. Hamann war bereit, Raum zu schaffen für Leuchten, Werden und Gedeihen.

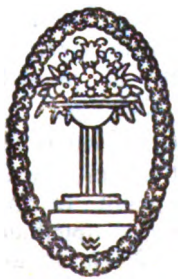
Das Amt der neidlos Helfenden, der um der Sache willen freudig Fördernden, der mütterlich Stützenden, das Amt der frommen Weg-

Digitized by Google

weiserin hat sie durch Jahrzehnte in unserer Mitte mit priesterlicher Pflichttreue verwaltet. Allen, die es verdienten, den Lebenden und Ringenden, wie den Toten und zu Unrecht Vergessenen ward sie in Liebe gerecht. Sie, die Konvertitin, hat ihr reiches Wissen, ihre philosophische Schulung, ihr feines, künstlerisches Verständnis, ihren an klassischen Mustern geläuterten Geschmack in den Dienst der katholischen Literaturbewegung gestellt und unermeßlichen Segen gestiftet. Dieses Verdienst ist zur Feier ihres sechzigsten Geburtstages gerechterweise durch Verleihung des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro Ecclesia et Pontifice" an höchster kirchlicher Stelle anerkannt worden.

Es hieße also Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier noch loben, wo das höchste Lob bereits ausgesprochen wurde. Aber danken können wir immerhin, danken für jene unerschöpflichen Gaben des Herzens, welche E. M. Hamann nicht bloß in der Öffentlichkeit, sondern auch im engeren Kreise an Tausende von Hilfsbedürftigen ausgestreut hat. Selber keineswegs mit irdischen Glücksgütern gesegnet, schwer leidend, großer Pflege bedürftig, hat sie doch nie die bittende Hand von sich gestoßen, nie die willige Seele fremdem Unglück verschlossen. Weit über ihre Kräfte hinaus ward sie Helferin und Versteherin. Dafür ist sie auch keine Einsame geblieben; die katholische Frauenwelt besonders umgibt sie mit einer Liebe, einem Vertrauen und einer Verehrung, wie nur wenige Sterbliche sie genießen. Viele, viele Schicksale, verworrene und verknotete, schwere und bittere, harte und auch schuldige haben sich mit Fragen und Bitten an ihr Herz herangedrängt und sie hat entwirrt und geheilt, erleichtert und getröstet und die Irrenden auf rechte Wege gewiesen. Je schwieriger die Aufgabe, um so eifriger versuchte sie die Lösung.

E. M. Hamann hat erkannt, wo die heiligen Frauenaufgaben unserer Zeit liegen: im Suchen und Zurückerobern der Herzen; im Aufrichten der sinkenden Fahne des christlichen Familienideals; im Ausleben jener Grundsätze, die allein im Stande sind, die sich lösenden Bande der Gesellschaft aufs neue zu schlingen — mit einem Worte: in der großen, allumfassenden mütterlichen christlichen Liebe, die der warme Heimatherd des frierenden und innerlich verarmenden Menschengeschlechtes ist.



Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Richard Wagner (in seinen Briefen) über Dante und Calderon

Es hat einen eigenen Reiz, zu beobachten, wie ein Künstler, der in die geistige Werkstätte des künstlerischen Erlebens und Schaffens feinere Einblicke hat als wir, über ein gleichwertiges oder überragendes Genie zu urteilen versteht. Richard Wagner einerseits und Dante und Calderon andererseits sind freilich hinsichtlich des Grundes und Bodens ihrer Kunst, hinsichtlich ihrer Weltanschauung durch eine Kluft getrennt, über deren breit und tief gähnenden Abgrund sich nur mit Wagners „Parsival" eine Brücke schlagen läßt. Und es ist auch gar nicht zu erwarten, daß ein Mann, dessen Lebens- und Kunstanschauung von pessimistischem Geiste so stark beherrscht ist, mit ganzer Seele und vollem Verständnis den Sonnenberg des christlichen Himmels zu ersteigen und in die Geheimnisse der eucharistischen Liebe ohne Ende einzudringen imstande sei. Gerade Dante und Calderon bedeuten ja zwei Höhepunkte katholischer Kunst nach Vollendung der Form wie Größe des Stoffes.

Richard Wagner hat für Dantes „Göttliche Komödie" — denn wer von Dante spricht, meint seine „Divina Comoedia" — viel Lob und Begeisterung, aber das „Paradies", findet er, sei der schwächste Teil der Dichtung, während er mit seiner Bewunderung für „Hölle" und „Fegfeuer" nicht zurückhält. „Ich bin Dante mit tiefster Sympathie durch Hölle und Fegefeuer gefolgt, mit heiliger Rührung wusch ich mich, aus dem Höllenpfuhl aufgestiegen, am Fuße des Fegefeuerberges mit dem Dichter im Meerwasser, genoß den göttlichen Morgen, die reine Luft, stieg von Stufe zu Stufe, tötete eine Leidenschaft nach der andern, bekämpfte den wilden Lebenstrieb, bis ich endlich vor dem Feuer angelangt, den letzten Willen zum Leben fahren ließ, mich in die Glut warf, um, in Beatricens Anblick versinkend, meine ganze Persönlichkeit willenlos von mir zu werfen." Aber hier ist es auch schon zu Ende mit dem Verständnis für die gewaltige Dichtung,

„dran Erd und Himmel mitschrieb."

Der „Himmel" Dantes erscheint Wagner nur wie eine tatsächliche Komödie, das Wort in dem Sinne genommen, in dem wir es heute gebrauchen. Sophismen, kindische Erfindungen, spitzfindigen Scholastizismus nennt er die geistvollen Hilfs- und Ausdrucksmittel, mit denen Dante die

Digitized by Google

höchste und schwierigste Idee künstlerisch zu gestalten und zu meistern versucht. Nur, wenn er sich auf den historischen Standpunkt stellt, sich in Dantes Zeit versetzt, und ihm eine recht enge und beschränkte Absicht, die Tendenz der Kirchenreform, zuschreibt, kann er dem Dichter gerecht werden. Auch das Lob der freiwilligen Armut sagt ihm sehr zu, und schließlich muß er „selbst in jenen Sophismen seine hohe dichterische Phantasie und Darstellungskraft bewundern". Warum man aber darüber „von tiefster erhabenster Rührung" ergriffen werden soll, daß Dante „seine Jugendgeliebte, Beatrice, zu der Gestalt nimmt, in der ihm die göttliche Liebe erscheint," will mir nicht einleuchten.

Wir sehen aus alledem von neuem, daß ein Weltmensch ohne positives Christentum zwar die poetischen Motive der katholischen Religion und die künstlerische Form auch an katholischen Kunstwerken zu schätzen imstande ist, daß ihm aber für die gerechte Wertung des poetischen Gehaltes, der in der katholischen Wahrheit, in Idee und Stoff des Werkes verborgen liegt, notwendigerweise die wichtigste Vorbedingung, der geistige Resonanzboden fehlt. Denn „des Himmels Glück faßt nur ein himmlisch Herz".

Uneingeschränkter ist das Lob, das Richard Wagner für Calderon übrig hat. Mit ihm im reifsten Alter bekannt geworden zu sein, ist ihm ein wahres Labsal. Über Calderons schönste und tiefste Poesien spricht er sich freilich an der Stelle seiner Briefe, die ich im Auge habe, nicht aus. Vielleicht hat er, der nur die Calderon-Übersetzungen von Schlegel, Grieß, von der Malsburg, Martin zu nennen weiß, seine religiösen Dramen und Autos gar nicht gekannt. Trotzdem schon ist er „nahe daran, Calderon einzig hoch zu stellen". Nun, das hat ja schon lange vor ihm Goethe auch getan. Bekannt ist sein Ausspruch: wenn alle Poesie der Erde verloren ginge, man könnte sie aus Calderons „Standhaftem Prinzen" wiederherstellen.

Selten ist eine Literatur so echt national, so ganz und gar von nationalem Geist, nationalen Stoffen und nationaler Eigenart durchdrungen und beherrscht gewesen, wie die Kunst Calderons durchaus und ausschließlich national-spanischen Charakter trägt. Darum urteilt Wagner recht: „durch Calderon hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte, unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwicklung . . . der feine und tief leidenschaftliche Sinn der Nation gibt sich in dem Begriffe der Ehre einen Ausdruck . . . die furchtbarste Selbstsucht und die höchste Aufopferung suchen zugleich dort ihre Befriedigung. Das Wesen der eigentlichen ‚Welt' konnte nie einen schärferen, blendenderen, beherrschenderen — und zugleich vernichtenderen, entsetzlicheren Ausdruck erhalten." Dieser Begriff der „Ehre", wie die Welt ihn hat, und das tiefmenschliche Mitgefühl bezw. der Konflikt dieser beiden Ideen bilden für so viele Calderonsche Dramen den Grundgedanken. „Die Ehre bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unaus-

Digitized by Google

gesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen." Und das ist es, besonders der Gedanke seiner letzten Bemerkung, was Wagner so sympathisch berührt. „Dieses wunderbar ergreifende Bewußtsein (von der Nichtigkeit der furchtbaren Welt) ist es nun, was in Calderon so bezaubernd schöpferisch gestaltend uns entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich." Und mit richtigem Sinn findet Wagner auch den Grund für diese eigenartige Erscheinung im Katholizismus des Dichters. „Die katholische Religion ist es nun, welche diesen tiefen Zwischenspalt zu vermitteln eintritt, und nirgend konnte sie eine solche Bedeutung gewinnen als einzig hier, wo der Gegensatz der Welt und des Mitgefühles sich so prägnant, scharf und plastisch ausbildete, wie bei keiner andern Nation es der Fall war."

Eine interessante Bemerkung, die Wagner noch über den Stand der großen spanischen Dichter macht und die für das prinzipielle wie für das damalige Verhältnis von Kunst und Katholizismus ein schönes Kompliment bedeutet, möge diese Zeilen beschließen. „Wie bezeichnend ist es . . . , daß faßt alle großen spanischen Dichter in der zweiten Hälfte ihres Lebens sich in den geistlichen Stand zurückzogen. Wie einzig aber ist es, daß von hier aus, nach vollkommener ideeller Überwindung des Lebens, diese Dichter dann wieder dasselbe Leben mit einer Sicherheit, Reinheit, Wärme und Deutlichkeit schildern konnten, wie nie vorher, da sie im Leben standen, ja, die graziösesten, launigsten Schöpfungen sich aus jener geistlichen Zurückgezogenheit zutage brachten!"

Karl Jakubczyk, Breslau.

Stimmen der Zeit

Kein Platz für das Christkind . . .

In dem tapferen, herrlich-jugendlichen Organ der katholischen Jungschweiz, der „Schildwache am Jura", lesen wir eine Weihnachtsbetrachtung von Pfarrektor Mäder, die es wahrlich verdient, allen Katholiken unserer Zeit zum Nachdenken und zur Gewissenserforschung vorgehalten zu werden und die schon deshalb in den „Gral" gehört, weil sie auch den Kernpunkt des Literaturstreites in schärfste Beleuchtung rückt. Wir zitieren das Wichtigste:

„Man war in Bethlehem nicht grundsätzlich gegen den Neubürger Christus. Aber die politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse brachten es mit sich, daß für die Geburtsstätte des Messias kein Platz war.

Digitized by Google

Wo würde Christus heute geboren? Macht uns nicht die Platzfrage für das Christkind jetzt so viel Kopfzerbrechen, daß wir über den neutralen Boden des Stalles herzlich froh würden?

Haben nicht wir Politiker, wir Sozialweisen, Nationalökonomen, Gelehrten, Künstler seit hundert vollen Jahren das bethlehemitische Verbrechen begangen? Besteht nicht die liberale Sünde darin, daß man das allgegenwärtige Christentum der Vorzeit wegen Platzmangel auf gewisse heilige Schonreviere eingeschränkt hat?

Des Christkinds Wahrheit ist etwas Allgegenwärtiges, Allgeltendes, Bleibendes, wie des Christkinds großes Taglicht, die Sonne. Sie ist überall oder nirgends. Sie ist Sonne, einzig und integral, oder sie ist nicht. Sie ist für alle oder für niemand. Man lebt durch sie und stirbt ohne sie. Das Christkind braucht zu viel Platz, nämlich allen. Das ist sein Unglück. Seine Wahrheit will nicht nur leben, sie will herrschen, absolut und allein. Und hier liegt der Grund, warum Christus heute wieder in einem Stalle geboren würde."

Rektor Mäder zeigt nun, wie im Rathaus in A, in der Hochschule in B die Platzfrage für das Christkind heute behandelt werden würde und fährt fort:

„Eine Anfrage im Künstlerheim in C hatte den gleichen Erfolg. Die Literatur, Malerei, Musik usw. habe rein künstlerische Zwecke zu verfolgen. Eine außerkünstlerische Tendenzen verfolgende Beeinflussung könne nicht zugelassen werden. Zwar biete die Religion, speziell der Weihnachtsgedanke, reiche künstlerische Ausbeute. Andererseits dürfe sich die Kunst nicht das unendliche Reich des Schönen entgehen lassen, indem sie sich an den Einen verkaufe. Die Kunst sei nicht katholisch, so wenig wie Farbe und Leinwand und Papier! — Christus will zu viel Platz! Er will das Ganze! Er muß es anderswo suchen."

Noch ein letzter vergeblicher Versuch im Industriepalast und das niederschmetternde Schlußwort:

„Es gibt neben dem rein-politischen, rein-wirtschaftlichen, rein-künstlerischen Gebiet noch ein rein-unterhaltendes, rein-gesellschaftliches, wo naturgemäß Christus, der rein-Religiöse, nichts zu sagen hat. Bald prinzipiell, bald taktisch wird ein Reich nach dem andern dem Einfluß der katholischen Wahrheit entzogen. Es ist kein Platz mehr für unsern Christus.

Wir feiern Weihnacht mit Karfreitagsstimmung. Aber wir finden den Gottesmord auf Golgatha ehrlicher, männerhafter als dieses Luft-, Licht- und Platznehmen bis zum Tod der Erstickung. Ob mans bei dieser Taktik oder beim Dulden dieser Taktik gut meint, ändert am endlichen Ruin unserer Sache nichts. Was nützt es uns, wenn man uns prinzipiell leben, aber taktisch sterben läßt? Was nützt das Königtum ohne Land? — Platz dem Allgegenwärtigen! Wie viel? — Allen! Alles erneuern in Christus! Christkind, deine Wiege heißt Welt!"

● ● ●

Deutsche Kunstnöte

Die Stimmen, die den Niedergang, das Elend und die Not unserer „modernen" Kunst beklagen, sind schon kaum mehr zu überhören. Nun verzeichnet auch Josef August Beringer in den „Süddeutschen Monatsheften" den Notstand des deutschen Kunstlebens. Sein Mahn- und Warnungsruf „Deutsche Kunstnöte" (Süddeutsche Monatshefte, November 1913, S. 198) geht aus von der Klage über die Materialisierung der Kunst: „Der Drache materiellen Besitzes liegt erdrückend auf

Digitized by Google

dem ungehobenen Nibelungenhort, der in der Tiefe des deutschen Wesens als Kunst verwahrt ist." Die Anklage ist freilich ungenau präzisiert: Nicht der „Drache des Besitzes", sondern der Materialismus, der Krämergeist, der gänzliche Mangel an Idealen bei den Besitzenden und bei den nach Besitz Strebenden, oder noch kürzer und treffender ausgedrückt, der Mangel an praktischem Christentum ist der Hauptpunkt und die Grundursache unserer „Kunstnöte".

Das eigentliche Elend in der Kunst sieht Beringer in der Tatsache, daß „die Kunst, einst der Ausdruck des höchsten und heimlichsten Wertes einer Nation", eine „käufliche Sache" geworden ist, „ein Gegenstand wütender und sinnloser Spekulation"; und daß das Volk heute verwirrter, ratloser als je vor den Kunstleistungen seiner Zeit steht und die Beute abgefeimter Betrüger wird. Der Ursachen dieser Verwirrung, dieser Not sind nach Beringer viele. Er nennt als solche die in Deutschland nach den großen politischen Erfolgen sich breit machende Real- und Erfolgpolitik, die Ichsucht in den Massen, Verflachung der Lebensgrundsätze, die Herrschaft des Schlagwortes, Zurücktreten von Religion und Kunst, besonders aber die geistige Demokratisierung und Proletarisierung, sowie die Entnationalisierung durch das internationale Geschäft. Auch die jüngere Generation der Künstlerschaft machte zum großen Teil die internationale, besonders die französische Mode mit und übertrug ihren Einfluß nach Deutschland. So wurde die „neue Kunst" aus einigen äußeren Errungenschaften zusammengeflickt, denn es fehlte den Künstlern an Persönlichkeit.[1]) Sie boten nachgearbeitete Kunst aus zweiter Hand, skizzenhaft, unfertig, mit grinsender Grimasse über die Normen sich hinwegsetzend. Die Masse sollte das große Werk von Dauerwert ersetzen; an ein organisches Wachsen und Reifen aus eigenen Kräften, Studien und Kämpfen wurde nicht gedacht, denn Wachsen und Reifen geschieht in der Stille. Dafür Bluff, jeden Tag etwas Neues, Vielseitigkeit vortäuschend: das galt als originell, neu, wertvoll. Aus der Überproduktion ergab sich eine Verrohung des Gesichtssinnes, eine Fühllosigkeit für die feineren Reize, Gemütlosigkeit im Anfassen der Stoffe. „Noch nie in der Kunstentwicklung hat eine solche Umwertung der Grundlagen stattgefunden, wie heute. Der Schrei nach einer ‚unliterarischen' ‚inhaltlosen' Kunst hat zur Verblödung in der Kunst geführt." Auch das krankhafte Suchen nach einer Monumentalform sei nur wieder die Quelle neuer Irrtümer. So das Hinarbeiten auf rohere Linien- und Flächenwirkung, das durch Ausschroten der gefundenen „Wirkung" zum Gipfel der Gedankenlosigkeit und des Kunst-Industrialismus führe.

Wir müssen leider übergehen, was Beringer noch Treffendes über die Kunstkonsumenten, Kunstfreunde und Publikum, über das junge Kunstbeamtentum, den Kunstjournalismus und die Kunstkritik sagt, sowie von der Demokratisierung oder vielmehr Vulgarisierung der

[1]) Man vergleiche das im Gral, 8. Jahrgang, 1. Heft S. 50 Gesagte!

Digitized by Google

Kunst durch den Kunstkinobetrieb. Nur seine Schlußworte wollen wir noch hersetzen:

„Man muß sich die Frage vorlegen, ob bei der ungünstigen Lage der allgemeinen Kulturverhältnisse, bei der Leichtfertigkeit, ja Verständnislosigkeit der Kunstjungmannschaft für das Wesen, die Würde und die Verantwortlichkeit der Kunst und bei den unklaren, oft verzweifelt trüben Verhältnissen des Kunstpublikums der deutschen Kunst überhaupt noch zu helfen sei, ob nicht dem Kunstspektakel das Kunstdebacle folgen müsse."

Wir selbst können zum Schlusse nur wiederholen, daß diese an sich treffenden, nur nicht die letzten Konsequenzen ziehenden Ausführungen unser ceterum censeo bestätigen: Kunst und Leben müssen wieder zu den gottgewollten, allein eine gesunde Entwicklung verbürgenden Grundlagen zurückkehren, und diese Grundlagen sind allein im wahren Christentum, in der katholischen Kirche zu finden.

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Romane, Novellen, Erzählungen

* Barbera, M.: Auf den Trümmern Messinas. Sizilianische Erzählung. Deutsche Bearbeitung von F. Schlesinger. Mit zwölf Bildern. 306 Seiten. Freiburg i. Br., Herder. Mk. 3.80, gebunden Mk. 4.80.

Schildert die sehr romantischen Schicksale eines von Briganten geraubten, geretteten und von einem Fischer angenommenen Knaben, der durch Vermittlung eines frommen Priesters von einer herzoglichen Familie adoptiert wird und endlich seinen Vater wiederfindet. Das große Erdbeben führt als Katastrophe die Lösung herbei. Kritische Leser dürften vielleicht ein Übermaß engelhafter Güte und Vollkommenheit, mehr als in

Digitized by Google

diesem Leben sich gewöhnlich vereint findet, ausstellen. Umso besser eignet sich das Buch für die Jugend, zudem ist es spannend geschrieben und reich an romantischer Handlung. (C, I, 1, J.)

* Fabri de Fabris, R.: Sommerlaub. Erzählungen. 292 Seiten. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Ausschnitte aus dem Leben, bewegende und erschütternde, einfache und erhebende, mit einem Dichterauge gesehen, in poetischer Darstellung, in bilderreicher Sprache, bietet dieses Buch. Den Lesern des Gral, die übrigens einige der besten Stücke hier schon gelesen haben, brauchen wir es nicht weiter zu empfehlen, sie kennen die Vorzüge der Dichterin: Reine Poesie und ein reiches Gemüt. (B, I, 1, R.)

* Federer, Heinrich: Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzen. 115 Seiten. Heilbronn, Eugen Salzer. (Salzers Taschenbücherei deutscher Dichter.) Gebunden Mk. 1.—.

In diesem Büchlein erzählt Federer die wohl erfundene, aber wunderbar lebensvoll komponierte Geschichte vom großen Papst Sixtus, dessen Bruder als Bandit eingebracht wird und den der Papst verurteilen soll und in seiner strengen Gerechtigkeitsliebe auch will, bis sein Sinn sich durch das kluge Eingreifen eines gütigschlauen Juristen (als Werkzeug der Madonna) sich wendet — die Schilderung ist ein Meisterwerk tiefgründiger Seelenkunde — und er selbst ins Gefängnis tritt, dem Bruder und dem Neffen Gnade zu künden, unter der Bedingung, daß sie ihre trotzige Banditenkraft der Kultivierung ihrer Heimaterde weihen, was auch geschieht. Federer geht freilich so eigene und hohe Wege, daß manchmal der katholische Leser stutzig wird und fragt, ob da nicht ein Irrweg geht, aber immer wieder öffnet sich der Himmel bald in prachtvollem Schauen bald mit einem humorvollen Lächeln. In diesem Buche hat Federer auch seine Dichterkraft mehr konzentriert auf einen kleineren Raum, als in seinem großen Romanen, umso stärker ist der Eindruck: Federer ist ein Gewaltiger im Reich der Dichtkunst! (A, I, 2, R.)

* Forschner, L., Prälat: Der Klosterpächter. Eine Pfälzer Dorfgeschichte. 190 Seiten. Mainz, Kirchheim & Co. Gebunden Mk. 1.80.

In der Zeit voll literarischen Prätensionen freut man sich immer, ein schlichtes Volksbuch zu lesen, das sich behaglich, treuherzig und einfach gibt, dabei so warmsinnig und gemütvoll. Das alte und immer neue Menschenschicksal von Lieb und Leid, Scheiden und Meiden erzählt uns dies Buch, dabei im Rahmen der guten alten Zeit, in der es unmodernen Menschen so heimelig wird. Manchmal möchte man die Sprache wohl gefeilter wünschen; dafür sind die Personen gut charakterisiert und die Handlung erhebt sich mitunter zu eindringlicher Tragik. (E, I, 1, R)

Grabein, Paul: „Die Flammenzeichen rauchen . . ." Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. Leipzig, Grethlein & Co., G. m. b. H. Broschiert Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50.

Bei der Rezension eines früheren Grabeinschen Romans mußte ich aus moralischen Gründen Bedenken geltend machen und konnte die früheren Werke Grabeins nicht unbedingt empfehlen. Das vorliegende Buch ist frei von solchen Mängeln und kann auch vom katholischen Volk mit Nutzen gelesen werden. Der Roman ist auf gründlichen geschichtlichen Studien aufgebaut und versetzt uns lebhaft in die Zeit der Freiheitskriege, daß dadurch der nationale Gedanke und das patriotische Gefühl mächtig angeregt wird. Wie es bei Grabein nicht anders zu erwarten ist, sind Form und Schilderung in gleicher Weise vollkommen. Ich freue mich über dieses gute, reine, hochinteressante Buch und wünsche ihm weite Verbreitung. II, B, 2.)

Günther, Agnes: Die Heilige und ihr Narr. Zwei Bände 354 und 390 Seiten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gebd. Mk. 10.—.

Hier ist eine die tiefsten Seelengründe erfassende und erschütternde Dichtung — das Wort Roman erscheint als eine Entweihung — der man mit einer schema-

Digitized by Google

tischen Kritik nicht gerecht werden kann. Darum greifen wir der im nächsten Hefte folgenden Würdigung nur mit einigen orientierenden Fingerzeigen vor. Erstens sehen wir in dieser Dichtung jene künstlerische Manifestation des subjektiv gläubigen protestantischen Christentums, die in unserer Zeit gefehlt hat. Es quillt über von Poesie und insbesonders von der tiefsten Poesie, von der Poesie des Übersinnlichen, der Mystik; selbstverständlich ist diese Mystik nicht unsere katholische und hier muß darum auf die Gefahr hingewiesen werden, die dieser nach katholischer Anschauung unklaren, verwirrten und überspannten Mystik gerade in einer Zeit der Verwirrung und Verwischung aller festen religiösen Begriffe anhaftet, besonders für Naturen mit einem durch Glauben und Verstand nicht gezügelten Gefühlsleben. Nach dieser Seite kann also das Buch, so bedeutend es als Dichtung ist und so sympathisch uns seine ethischen und künstlerischen Vorzüge berühren, katholischen Lesern nicht uneingeschränkt empfohlen werden. Davon wird noch ausführlicher die Rede sein. In literarischer Beziehung ist dieses Buch eine ganz singuläre, kaum mit einer andern Dichtung der Neuzeit zu vergleichende Erscheinung. Wenn einer es noch nicht erfahren hat, was der Ausdruck „Zauber der Poesie" bedeutet — hier kann er diesen Zauber fühlen. Für die hinreißende Gewalt der Poesie, die von ihm ausgeht, einer Poesie, die alle ihre ursprünglichen Elemente: Märchenpoesie, Poesie des Ahnungsvollen, Unaussprechlichen, Übersinnlichen, Poesie der Natur und der Naturdinge, Poesie des reinen Menschengemütes in sich zu einer wundervollen Einheit zusammenfaßt, kann man nur das Wort „Zauber" prägen. Freilich, Zauber auch mit einem leichten Anklang jener Bedeutung des Wortes, die zur Vorsicht mahnt. Darum ist es trotz sittlicher Reinheit (eine bedenkliche Stelle!) kein Buch für die Jugend, auch nicht für jene Leser, die diesem Zauber auf Kosten der klaren Erkenntnis unterliegen könnten, daß hier zwar eine edle, reine, strebende, aber nicht zur vollen Erkenntnis der Wahrheit vorgedrungene Seele in der dieser Erkenntnis angemessenen Sprache zu uns redet und den berückenden Zauber reinster Poesie auch über die Irrtümer ihrer unvollendeten Erkenntnis ausgießt. An wessen gefestigter Glaubenserkenntnis diese Irrtümer zerfließen, der mag ungefährdet von dem vollen, überschäumenden Becher dieser an Reichtümern schier unerschöpflichen Dichtung trinken. (A, III inbezug auf kath. Leser teilweise IV, 2, R)

Huggenberger, Alfred: Die Bauern von Steig. Roman. 278 Seiten. Mit Buchschmuck von Herm. Rau. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

In der Schweiz ist ein neuer Gotthelf aufgestanden, ein Bauerndichter, urgesund und tüchtig, eine schöpferische Dichternatur mit starker Gestaltungskraft. Dieses Buch ist sein erstes größeres Werk; der Titel Roman paßt wohl nicht recht, denn es fehlt an straff komponierter Handlung, es ist mehr eine Reihe von Bildern, wie das Leben es bringt, aber Leben ist darin, Leben! Der katholische Leser möchte freilich wünschen, daß das innere, alles bewegende Leben der Seele, wie es sich am edelsten im religiösen Glauben und Handeln ausspricht, mehr nach außen reflektiert werde, er würde vielleicht in der Darstellung auch manches anders wünschen. Doch freuen wir uns immerhin, daß es auch hinter unsern Grenzmarken ernste Schaffer gibt, die in ihrer Weise auf den Kern des Lebens gehen und je tiefer sie das tun, uns umso näher kommen müssen. (A, IV, 2, R.)

Kellermann, Bernhard: Der Tunnel. Roman. 402 Seiten. Berlin. S. Fischer. Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50.

Wenn nicht eine brutalsinnliche abstoßende Szene, die ganz gut hätte wegbleiben können, eine Empfehlung ausschlösse, könnte man gereifte Leser auf dieses nervenzerrüttende, großartig komponierte und darum umso abschreckendere Phantasiegemälde einer Welt hinweisen, deren Gott ein Götze aus Stahl und Eisen, der menschenfressende Moloch Industrie ist. Es gehören starke Nerven dazu, die in ihrer Art großartige Schilderung der Anspannung aller menschlichen Kräfte, aber auch nur dieser, zur Erreichung eines ungeheuren Ziels — des Durchstichs eines Tunnels unter dem Meere zwischen Amerika und Europa — zu ertragen. Jeder Leser, dem noch Höheres gilt als Gold und Eisen

Digitized by Google

und seelenloses Ringen um toten Stoff, legt das Buch wohl mit dem Seufzer der Erleichterung aus der Hand: Gott sei Dank, daß wir noch nicht soweit sind, und behüte uns Gott, daß wir je soweit kommen! Das ist aber wohl das einzige Gute, das ein solches Buch wirken kann.

* Klarmann, Andreas: Die Fürstin von Gan-Sar (Maria Magdalena). Eine Erzählung aus den Tagen des Herrn. Nach dem Englischen mit zwei Abbildungen. 592 Seiten. Regensburg, F. Pustet. Gebunden Mk. 4.40.

Wenn man die Schwierigkeit in Betracht zieht, einem schon so oft dichterisch behandelten Stoff eine neue Seite abzugewinnen, und die Unmöglichkeit, den Heiland selbst redend und handelnd derart darzustellen, daß in dem gläubigen Leser kein Gefühl des Unbefriedigtseins erwacht, so muß man zugeben, daß diese schwierige Doppelaufgabe hier verhältnismäßig gut gelöst wurde. Besonders gelungen erscheint die psychologische Motivierung der Bekehrung Magdalenas. Um diese innere Läuterung dreht sich die ganze Handlung, die überdies den evangelischen Berichten so getreu als möglich folgt. (B, I, 1, R)

Mann, Thomas: Der Tod in Venedig. Novelle. 145 Seiten. Berlin, S. Fischer. Mk. 3.50.

Thomas Mann ist der Typus der Dekadenz. Ästhet durch und durch; aber kalt wie Kristall oder vielmehr wie eine Schlange. Unsympathisch nicht nur dem Katholiken, sondern auch dem rassigen Deutschen sollte diese Art sein. Wenn wir trotzdem sehen, daß Mann von unsern Jungkatholiken auf den Schild gehoben wird, so stehen wir vor einem Rätsel. Die vorliegende Novelle behandelt die sinnliche Liebe eines alternden Schriftstellers zu einem Knaben — nicht gerade brutal, aber doch in einer dem christlichen Empfinden so wenig zusagenden Weise, daß hier von einer Empfehlung auch dann keine Rede sein könnte, wenn uns die ganze Art dieses Autors nicht so fremd wäre. (B, V, 4)

* Saier, P. Salesius Maria: Heidekraut und wilde Rosen. 152 S. Innsbruck, Marianische Vereinsbuchhandlung.

Ganz einfache, schmuck- und kunstlose, aber gemütvolle und von religiöser Wärme durchglühte Erzählungen für das katholische Volk, die sich besonders für Volksbibliotheken auf dem Lande eignen dürften. (E, I, 1, J.)

Scharlau, M.: Im Schatten. Roman. 336 Seiten. Freiburg i. Br., Herder. Mk. 3.60, gebunden Mk. 4.60.

Wenn die Romanliteratur unserer Tage sich mehr mit derartigen „Problemen" befassen würde, wie der vorliegende Roman, der das schwere, aber mit Gottvertrauen siegreich getragene und in den schönsten Akkord ausklingende Schicksal eines mäßig begabten, von seiner stolzen Familie beiseitegeschobenen Knaben und Mannes mit guter Darstellungsgabe schildert, dann könnte sie wenigstens hohe ethische Wirkungen ausüben. Das ist bei dem vorliegenden Roman sicher der Fall, dabei hat er so garnichts Romanhaftes, Gemachtes. Darum bestens zu empfehlen, besonders Eltern und Erziehern! (C, I, 1, R)

Straß, Rudolf: Du Schwert an meiner Linken. Ein Roman aus der deutschen Armee. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 5 50.

Im Gral VI Seite 126 endet eine Besprechung des Romans „Liebestrank" von R. Straß mit den Worten: „Übertünchte Gräber", weil an dieses Buch der Maßstab christlicher Moral nicht angelegt werden könne. Auch die übrigen Romane desselben Autors haben durchweg einen moralischen Defekt. Mit um so größerer Genugtuung und Freude kann ich bei dem vorliegenden Buche konstatieren, daß es sittlich einwandfrei ist. Eheirrungen kommen nicht vor; die Offiziere, deren Leben geschildert wird, stehen auf einem strengen und ehrbaren Standpunkt. Allerdings ist von einer religiösen Weltanschauung keine Rede, religiöse Handlungen wirken nur dekorativ.

Digitized by Google

Strach hat eben das Treiben unserer Offiziere durchaus wahrheitsgetreu geschildert. Der preußische Offizier steht vor uns in seinem Pflichtgefühl, seinem Standesbewußtsein und auch in seiner Verantwortung. Das Buch ist spannend und interessant geschrieben, keine toten Punkte, sondern lebendige Schilderung und treffende Charakteristik aller Personen. (II, B, 2.)

* Svensson, Jón: Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Mit zwölf Bildern. 355 S. Herder, Freiburg i. Br., geb. Mk. 4.80.

Ein Jungisländer, der ein deutsches Buch schreibt. Und wie er es schreibt! Mit einer Frische, mit einer herzlichen Einfachheit und doch mit starker Darstellungskunst schildert er ein Begebnis, so einfach als möglich: die Kindheit eines jungen Isländers und seine Seereise nach Dänemark. Solche Bücher, strotzend von Natürlichkeit und Gesundheit, brauchen wir, um der Unnatur unseres modernen Literaturschaffens entgegenzuwirken. Freilich hat das Buch fast gar keine Handlung im gebräuchlichen Sinne des Wortes, es ist nur einfachste Erzählung und Schilderung und doch bedauert man am Schluß den einzigen Mangel, daß es so plötzlich abbricht. Hoffentlich nicht ohne Fortsetzung? (B, I, 1, J)

Lyrik

* Müller, Anton: Aus goldnen Tagen. Gedichte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 174 Seiten. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung.

Der Dichter Anton Müller, als Bruder Willram längst ein Liebling des Tiroler Volkes, wird in dieser Zeitschrift bald eingehend in seinen neueren Schöpfungen gewürdigt werden; darum sei hier nur kurz auf den Reichtum an echter, dauernder Poesie, den die hier gesammelten lyrischen und epischen Gedichte bergen, auf die phänomenale Pracht und Bildfülle der Sprache, sowie auf die echt deutsche Tiefe des Gemütes, das sich hier bald in lodernden Flammen, bald in süßen Träumen ausspricht, hingewiesen.

Jugendschriften

* Brachow, A. von: Tante Toni und ihre Bande. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. 201 S. Freiburg im Br., Herder. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Gott sei Dank, es erscheinen immer mehr echte und rechte Jugendbücher, mit dem tiefen Blick in die Kindesseele, mit den reinen Augen, mit dem warm pulsierenden Kinderherzen. Solche Bücher sollen auch Eltern und Erzieher in die Hand nehmen, sie können daraus viel lernen, umsomehr weil das Buch nicht den Stempel des Erträumten, Erfundenen, sondern wirklicher Erlebnisse trägt.

* Grumann, Anton. Die Geschichte vom hölzerne Bengele. Nach C. Collod. Deutsch bearbeitet. Mit 77 Bildern. IX und 257 Seiten. Freiburg i. B. Herder. Gebunden Mk. 3.30.

Die prächtige Geschichte vom Pinscchio, die in Italien förmlich verschlungen und deshalb in einer halben Million Exemplaren aufgelegt wurde, ist hier mit pädagogischen Takt und sittlichem Ernst — denn die lustige Kasperlgeschichte hat auch eine tiefe sittliche Grundlage — der deutschen Jugend zugänglich gemacht worden. Das Buch wird unserer Jugend gewiß viel Freude bereiten und trotz oder infolge seiner übersprudelnden Lustigkeit viel Gutes stiften. (II, B, 1)

Verschiedenes

* Keppler, Dr. Paul Wilhelm von: Im Morgenland. Reisebilder. Mit siebzehn Bildern. 1. bis 5. Tausend. VIII und 240 Seiten. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. Gebunden Mk. 3.40 und Mk. 4.—.

Digitized by Google

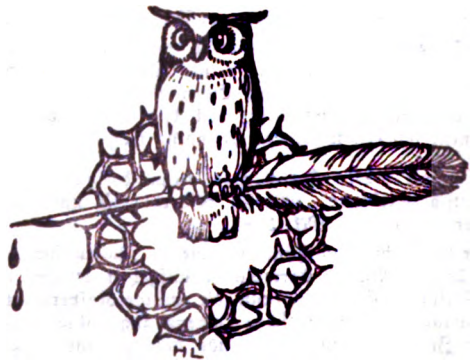
Mit dieſem Bändchen eröffnet Herder in glücklichſter Weiſe eine neue Bücherei der Länder- und Völkerkunde: „Aus aller Welt.“ Es ſind Einzelbilder aus dem von der Kritik faſt einſtimmig als ein Meiſterwerk der Reiſebeſchreibung anerkannten Buche des gleichen Autors: „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.“ Was von dieſem Buche gilt, hauptſächlich daß es geiſt- und gemütvolle Betrachtungen und Schilderungen in meiſterhafter Form und ſeltener Sachkenntnis und mit frommem Sinn darbietet, gilt auch von der vorliegenden Ausgabe mit dem weiteren Vorzuge, daß der billige Preis die Möglichkeit weiteſter Verbreitung eröffnet.

* Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Profeſſor Dr. Otto Hellinghaus. Erſter Band: Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. XVIII und 270 Seiten. — Zweiter Band: Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812, Napoleons Zug gegen Rußland. X und 288 Seiten. Freiburg i. Br. Herderſche Verlagshandlung. Jeder Band Mk. 2.80, gebunden Mk. 3.20.

Eine wirklich feſſelnde Lektüre, keine trockene Geſchichte und doch auch keine Erfindung, ſozuſagen ein Roman oder vielmehr ein dramatiſches Gedicht, das die Geſchichte mit eiſernem Griffel geſchrieben hat. Im zweiten Band iſt die Geſtalt Napoleons beſonders plaſtiſch herausgearbeitet. Für die reifere Jugend eine wertvolle Lektüre, die überdies alles religiös und ſittlich Anſtößige grundſätzlich ausſchließt.

* Alban Stolz und Kordula Wöhler. Herausgegeben von Dr. Jul. Mayer. Erſte und zweite Anflage. 508 Seiten. Freiburg i. Br. Herderſche Verlagshandlung. Gebunden Mk. 5.20.

Wie viele moderne Romane voll „pſychologiſcher Probleme“ müßte man zuſammenlegen, um eine gleiche Tiefe erſchütterndſter Ausſprache der zu ihrem Urquell emporringenden Seelenkräfte, um ein gleich bewunderungswürdiges Ringen und Kämpfen eines ſchwachen Menſchenherzens um den Beſitz ſeines höchſten Gutes auch nur zu ahnen? Sollte es zuviel geſagt ſein, daß dies Buch an mitreißender Gewalt der Ausſprache den „Bekenntniſſen“ des großen heiligen Auguſtinus, freilich nicht im Stofflichen, ſondern im innerlichſt Seeliſchen naheſteht oder gleichkommt? Dies nur zur vorläufigen Anzeige. Weiteres ſpäter.



Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Kloſtergaſſe 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiſerslautern (für Deutſchland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univerſ.-Profeſſor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I, Herrengaſſe 13. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunſt: Dr. Joſef Weingartner, Innsbruck, Muſeumſtr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkſtätte (Trierer Druckerei-Geſellſchaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

sechstes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. März 1914 :: ::

Domanigs Heimfahrt

Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner

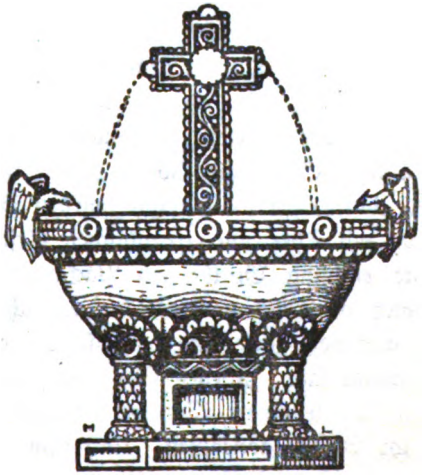
Mein Fenster tat ich auf zur Heiligen Nacht,
Rings lag Tirol in seiner Berge Blau
Und hoch am Himmel zog ein Duftgewölk.
Doch wo die Wolken sich zu Wall und Türmen,
Zum Säulenkranz gebaut ob dieser Zeit,
Da sah ich blinken einer Pforte Gold.
Zwei Stimmen hört ich von der Halle her,
Sankt Petri Baß, vor ihm steht Karl Domanig:
„Nur eine Bitte hab ich noch, sie feiern
Drunt im Tirolerland die Heilige Nacht.
Laßt mich noch einmal," seine Stimme wächst, —
„Der Christnacht Glocken hören drunt im Land.
Ich hab mein Volk geliebt heiß wie mein Leben
Und all mein Schaffen galt dem Land Tirol."
Und sieh, zwei Hände seh ich Abschied nehmen . . .
Schon wandert her auf weißem Wolkenpfade
Hoch überm Glockner jetzt ein Pilgertrupp.
Mit strammen Schritten schreitet Karl Domanig,
Wie wir ihn froh begrüßt in Frühherbsttagen,
Geschürzt zum Wandern, in der Hand den Stab,
Tiefsinnig vorgebaut die starke Stirn,
Das Auge scharf von lautrer Biederkeit.
Und neben ihm ein Trupp von frischen Steigern,

Digitized by Google

Im Berglerkleid wie Menschen hier zu Land:
Der Engel Trutz und Wacht vom Land Tirol.
Und sieh, welch Flimmern tagt im Sternenheer —
Von Kals beginnt das Christnachtläuten hell.
Die Pilger beugen weit sich vor und lauschen
Und hold ein Lächeln kost Domanigs Mund.
Und weiter wallen sie zum Iselgrunde;
Von Windischmatrei, vom Defreggertale,
Von überall beginnt der Glocken Trost.
Und Funken sprühen leis von allen Bergen,
Die Leute ziehn zur Mette jetzt ins Tal.
„Noch sind sie brav, noch wie vor alter Zeit,"
Spricht Karl zur Wächtertruppe der Begleiter:
„Mein Lebenswerk ist nicht umsonst getan,
Ich hab dem Volk das eine stets gesagt,
Tirol ist groß, solangs den Glauben wahrt."
Jetzt aus der Tiefe singen hundert Zungen
Den Jubelchor vom weiten Pustertal,
Von Innichen, von Niederdorf und Bruneck . . .
Ist das ein Leuchten drunt aus allen Kirchen!
Und weiter ziehn sie, vor der Franzensfeste
Beginnt den Gloriasang der Brixner Dom.
Nur kurz gen Süden noch, schon hallt von Bozen
Und um Meran der Glocken Weihnachtruf.
Rings um die Pilger tauchen Kerzen auf:
Fromm wallen Gottes Engel jetzt hinab,
Doch schon verschwinden sie in blauer Tiefe.
Und übern Brenner fort, hinaus gen Innsbruck,
Dort dröhnt der Glocken Jauchzen mächtig her.
Hoch ob der Serles hält die Schar voll Staunen.
Herauf vom Lichtermeer, vom grauen Wipptal
Steigt süß das Läuten — von den Stubaidörfern.
Ein wohlig Summen wie von tausend Stimmen
Wogt heut zur Schneeblüh um den Serlesgipfel:
So wie beim Junimond der Bienen Danklied
Die edle Linde grüßt in alter Weise.
Und schwebt im Windeshauch ein Lied von dannen,
Beginnt ein neues Lob in hellerm Ton.

Digitized by Google

Da winkt der Engel Hand zur raſchen Umkehr —
Ob Sterzings Höhen machen kurz ſie Halt.
Und jetzt beginnt in A der Vollakkord
Der alten Kirche bei der Fuggerſtadt,
So wunderſam, als käms aus andrer Welt.
Karl neigt das Haupt und eine Träne zittert
In ſeinem Aug und flimmert als Demant
Und ſinkt zu Tal, wo noch die Glocken beten.
„Gehab dich wohl, mein teures Heimatland,
Steh feſt zu Gott und ſei der Kirche treu,
Groß bleibſt du dann bis hin ans End der Tage.“
Jetzt aber lauſcht empor der Engel Blick:
„'s iſt Zeit,“ ermahnt ein friſcher Älplermund,
„Die Große läutet ein im Himmelsdom.“



Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutſchen Wanderbuche von Johannes Jörgenſen

VII. (Fortſetzung)

Nach jenem Lachen, — das ein Weinen war, — mußte Goethe fortziehen. Es gab keinen andern Ausweg, er ſah das ein. Merck, ſein Darmſtadter Freund, hatte lange von einer Rheintour geſprochen, die ſie gemeinſchaftlich machen ſollten; jetzt erklärte ſich Goethe bereit. Keſtner und Lotte verſtändigte er, daß er plötzlich und ohne Lebewohl abreiſen würde. Mitte Auguſt kam Merck nach Gießen und Wetzlar, reiſte aber am 22. wieder zurück, nachdem er Lottes Bekanntſchaft gemacht; aber ohne Goethe. Es war jedoch verabredet worden, daß die Beiden ſich bald in Koblenz treffen ſollten. Zweifellos hatte Merck Goethe gemahnt, ein Verhältnis zu löſen, das allen Beteiligten nur unnütze Qualen brächte. Am 28. Auguſt wurde Goethe dreiundzwanzig Jahre alt, und er wollte den Tag mit ſeinen Freunden zuſammen in Wetzlar feiern, umſomehr, als Keſtner am ſelben Tage Geburtstag hatte. Schon am Abend vorher waren ſie alle drei zuſammen geweſen, „bis gegen Mitternacht wurden Bohnen geſchnitten, und der 28. wurde mit Thee und freundlichen Geſichtern begonnen“. Früh des Morgens empfing Goethe ein Päckchen: die Wettſteinſche Ausgabe des Homer in Taſchenformat, die er ſich lange gewünſcht hatte, von Keſtner und von Lotte eine der roſa Schleifen, die ſie trug, als er ſie zum erſtenmal ſah. „Sehen Sie“, ſchreibt Werther an den Freund, „ſo erraten ſie alle meine Wünſche“. Den Tag über iſt Goethe bei Lotte, er hilft ihr Birnen abnehmen. Und dem Geburtstage folgen andere Tage mit freundlichem Beiſammenſein.

Der September kommt, und Goethe iſt noch nicht fort. Am 5. will Lotte nach Atzbach, und Goethe erbietet ſich, ſie zu begleiten, aber Keſtner verhindert den Spaziergang. Den nächſten Tag ſchreibt ihm Goethe: „Der Morgen iſt ſo herrlich und meine Seele ſo ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann, ich will nach Garbenheim gehn. Lotte ſagte geſtern, ſie wollte heute etwas weiter als gewöhnlich ſpazieren. — Nicht daß ich euch draußen erwarte, — aber wünſche?

Digitized by Google

Von ganzem Herzen und hoffe ... In der Ungewißheit denn will ich meinen Tag zubringen, und hoffen und hoffen. Und wenn ich den Abend allein hereingehen muß, — so wissen Sie, wie's einem Weisen geziemt — und wie weise ich binn".

Das ist der letzte Versuch, das Verhältnis zu erhalten, wie es war. Goethe faßt alsdann den festen Entschluß, Wetzlar am 11. September in aller Stille zu verlassen. Am 10. aß er bei Kestner im Garten Mittag. Und über das Beisammensein am letzten Abend heißt es in Kestners Tagebuch: „Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und vom Wiederkommen, welches nicht er, sondern Lottchen anfing; wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns sterbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben? Goethe wurde ganz niedergeschlagen."

Es war ein Abend voll Mondenschein, so wie vor einem Monat, an dem Abend, da Goethe mit den Blumen aus Atzbach kam. „Sie machte uns aufmerksam", erzählt Werther von Lotte, „auf die schöne Wirkung des Mondenlichts ... Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: „Niemals geh ich im Mondenlichte spazieren, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden sein!", fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; „Aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnden Sie? Was sagen Sie?" „Lotte", sagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Tränen wurden, „wir werden uns wiedersehn! hier und dort wiedersehn! Ja, wir werden uns wiedersehn, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe", fuhr ich fort, „ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte, auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehn uns wieder". — „Morgen, denk ich", versetzte sie scherzend. — Ach, sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog. . . Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondenscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und sah noch dort unten im Schatten der Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartentür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand". Das war jener „wundervolle Augenblick", der in Goethes Herzen noch nachzitterte, als er im April des nächsten Jahres an Kestner

Digitized by Google

schrieb — „jener wunderbare Augenblick, da ich zu'n Füßen eurer an Lottens Ganierung spielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen sollte, von drüben sprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte. Von der Lotte wegzugehn. Ich begreifs noch nicht, wie's möglich war. Wer nun zu euch sagte, geht weg von Lotten — Nun was würdet ihr? — Das ist keine Frage. — Nun ich binn auch kein Stock und binn gangen, und sagt ist's Heldentaht oder was?" Goethe verließ das deutsche Haus, ging nach Hause und packte seinen Koffer, einsam und traurig. Ein halbes Jahr seines Lebens packte er mit ein — „all unser Wesen", wie er später an Kestner schrieb „von dem ersten Lager in Garbenheim bis zum Mondenmitternachtsgespräch an der Mauer und weiter."[1]) Dann setzte er sich an den Tisch und schrieb:

„Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen einliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun binn ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf!"

Der Zettel an Lotte lautet:

„Wohl hoffe ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mirs bey deinem reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal, daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir wars um hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich binn nun allein und darf weinen, ich lasse euch glücklich und verschwinde nicht aus euern Herzen. Und sehe euch wieder. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Unmittelbar vor der Abreise sendet er ihr noch einen letzten Gruß: „Gepackt ist's Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so binn ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe, und die sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung seyn, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen? Das ist nun so, und mein Schicksal,

[1]) Brief vom 8. Januar 1773. Der vorher angeführte Brief ist vom 10. April desselben Jahres.

Digitized by Google

daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl offt im Scherz dazusetzte. Immer fröhliges Muts liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert . . . und ich, liebe Lotte, binn glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben ich werde mich nie verändern. Adieu tausendmal adieu!"

Am 11. September morgens um sieben Uhr verließ Goethe Wetzlar. In „Dichtung und Wahrheit" heißt es: „Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohltätig ist."[1])

Am selben Tag schrieb Kestner in sein Tagebuch:

„Morgens um sieben Uhr ist Goethe weggereiset, ohne Abschied zu nehmen. Er schickte mir ein Billet nebst Büchern. Er hatte es längst gesagt, daß er um diese Zeit nach Coblenz eine Reise machen und daß er keinen Abschied nehmen, sondern plötzlich abreisen würde. Ich hatte es also erwartet. Aber daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Diktatur zu Hause." „Herr Dr. Goethe hat dieses um zehn Uhr geschickt." — Ich sah die Bücher und das Billet und dachte, was dieses mir sagte: „Er ist fort" und war ganz niedergeschlagen. Bald danach kam Hans (Buff, der älteste von Lottes Brüdern) zu mir, mich zu fragen, ob er gewiß weg sei? . . . Lottchen schickte, um gewiß zu sein, einen Kasten, den sie von Goethe hatte, nach seinem Hause. Er war nicht mehr da. . . Unter den Kindern im Deutschen Hause sagt jedes: „Doctor Goethe ist fort!"

„Mittags sprach ich mit Herrn von Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unserem gestrigen Abendgespräch ihm erzählt. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise, es kamen ihr die Tränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr sehr lieb, daß er fort war. Denn er war sehr verliebt in sie und bis zum Enthusiasmus. Sie hatte aber solches immer von sich entfernt und ihm nichts als Freundschaft eingeräumt, auch förmlich deklarieret. Wir sprachen nur

[1]) „Aus meinem Leben", 13. Buch.

Digitized by Google

von ihm, ich konnte auch nichts anderes, als an ihn denken." An den folgenden Tagen waren Kestner und Lotte zusammen in Garbenheim, in Atzbach, wo sie so oft in Goethes Gesellschaft gewesen waren. Im November desselben Jahres kam Goethe mit seinem Schwager Schlosser zu kurzem Besuch nach Wetzlar und sah seinen Freund und die Angebetete wieder. Die alten Wunden brachen wieder auf, es war ihm oft „recht bängerlich zu Mute". Lottes Silhouette, die ihm geschickt worden war, hing zu Hause in Frankfurt, in der Dachkammer über seinem Bett. Noch am 17. Juli 1774 schrieb er darunter: „Lotte, gute Nacht!" In einem Brief aus Frankfurt an Kestner heißt es: „Das war sonst die Zeit, daß ich zu ihr ging, war das Stündgen, wo ich Sie antraff, und jetzt habe ich volle Zeit zu schreiben. . . Was machen meine lieben Bubens, was macht der Ernst. Es wäre besser ich schriebe euch nicht und ließe meine Imagination in Ruhe, — doch da hängt die Silhouette, das ist schlimmer als alles. Leben Sie wohl."

Am Weihnachtstag 1772 schließt er einen langen Brief an Kestner mit den Worten: „Lebt wohl und denkt an mich das seltsame Mittelding zwischen dem reichen Mann und dem armen Lazarus." Zu Ostern soll Kestners und Lottes Hochzeit sein. Goethe besorgt ihnen die Trauringe und erklärt, am ersten Ostertage solle Lottes Silhouette feierlichst hinuntergenommen und nicht früher wieder aufgehängt werden, bis sie im Wochenbette liege; „denn dann geht eine neue Epoche an und ich habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder. . . Wenn ihr mich zu Gevatter bittet, so soll mein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhn, und er soll gar zum Narren werden über Mädgen, die seiner Mutter gleichen." Kestner und Lotte aber narren ihn und machen schon am Palmsonntag Hochzeit. „So hängt sie (Lottes Silhouette) noch und soll denn auch hängen biß ich sterbe. . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen, freut mich. . . Unter und über Gottes Himmel binn ich euer Freund und Lottens."

Monate vergehen, bald liegt der Wetzlarer Sommer ein Jahr hinter ihm. „Und so träume ich denn und gängle durchs Leben führe garstige Prozesse, schreibe Dramata und Romanen und dergleichen. . . Und Ihr seyd gesegnet wie der Mann, der den Herren fürchtet." Goethe hat Lottes Hochzeitsstrauß geschickt bekommen; er steckt ihn an den Hut, als er nach Darmstadt geht. „Man sagt, ich hätte den Namen Lotte

Digitized by Google

immer so schön ausgesprochen". Lotte bekommt ihr erstes Kind, und der Knabe soll Wolfgang heißen. „Küßt mir den Buben", schreibt Goethe im Mai 1774 an Kestner, „und die ewige Lotte!" Als „Goetz von Berlichingen" erscheint, schickt Goethe ein Exemplar an das junge Paar, das jetzt in Hannover wohnt. Gleichzeitig arbeitet er an seinem „Werther", um sich durch diese Dichtung völlig von seiner widersinnigen Leidenschaft zu befreien. Die Idee für den Schluß des „Werther" gibt ihm der aus unglücklicher Liebe vollzogene Selbstmord Karl Wilhelm Jerusalems (30. Oktober 1772). Er hatte den jungen Mann, der wie Kestner Legationssekretär war, oft in Wetzlar gesehen, war jedoch niemals in nähere Verbindung mit ihm getreten. „Der arme Junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt ich er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte".

Immer wieder tauchen die Erinnerungen an Wetzlar auf, im Traume, in den Dämmerstunden. Alles sieht er dann bis aufs genaueste vor sich, „bis auf den bunten Teppich des Tisches, an dem sie sas und Filet machte, und ihr strohern Kistgen bey sich stehen hatte". „Gestern Abend lieber Kestner unterhielt ich mich eine Stunde mit Lotten und Euch in der Dämmerung, darüber wards Nacht, ich wollte zur Thür hinaustappen, und kam einen Schritt zu weit nach rechts, tappte Papier — es war Lottens Silhouette . . . ich gab ihr den besten Abend und ging". [1]) Und im August 1774, um seinen 25. Geburtstag herum, feiert Goethe ein großes Fest der Erinnerungen.

„Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte das räthst du nicht. Räthst eher von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Katrin Lisbeth, meine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwäzzern, die du kennst, die dich lieb hat wie alle die um dich waren dein Lebenlang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienst zu schaffen hofft. Ich hab sie mit herauf genommen in meine Stube, sie sah deine Silhouette, und rief: „Ach das herzelieb Lottgen!" in all ihrer Zahnlosigkeit voll wahren Ausdruckes. . . Du kannst denken wie werth mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will."

So endete Goethes und Charlotte Buffs Liebe. „Sie wird rot, wenn man von Goethe spricht", schrieb jemand, der sie besucht hatte,

[1]) Briefe vom November 1772, 15. September 1773, 15. Dezember 1772.

Digitized by Google

im Jahre 1775 von Frau Keſtner, „aber ſie ſetzt das Geſpräch gerne fort und weiß gut Beſcheid über ihn“. Als Frau Hofrat Keſtner beſuchte ſie im Jahre 1816 die alte Exzellenz Goethe in Weimar, und ſie betrachteten zuſammen das Silhouettebild, — nicht das Lottes aus dem Jahre 1772, ſondern das von Johann Chriſtian Keſtner, Charlotte Keſtner, geborene Buff, und deren fünf älteſten Söhnen, ein Gruppenbild, das Goethe im Jahre 1783 bekommen hatte.

1828 ſtarb Lotte, achtundzwanzig Jahre ſpäter als Keſtner, vier Jahre vor Goethe. Ihr Schattenbild hängt noch auf ſeinem Platz im Goethehauſe in Frankfurt, und wohl paſſiert es dem einen oder dem anderen der vielen Beſuchenden, wenn er zur Tür hinaus will, ein wenig zu weit nach rechts zu gehen, um das alte Papier ſanft zu berühren — ſo wie Goethe an jenem Abend in der Weihnachtszeit vor hundertfünfzig Jahren. Vielleicht ſagt dann auch ein oder der andere leiſe vor ſich hin: „Adieu, liebe Lotte! Habe Dank, daß du gelebt haſt, daß du ſo rein und ſo gut warſt, ſo herzlich und ſo wahr, ſo natürlich und fromm! Lebewohl, liebe, liebe Lotte!“

VIII.

Vom Domkirchenplatz in Wetzlar führt die Pfaffengaſſe nach dem „Lottehaus“, dem ehemaligen Deutſchen Haus, hinauf. Dort ging ich hin, zuſammen mit der Frau des Küſters, die die Schlüſſel hatte. Überall ſind die niedrigen Gartenmauern von blühendem Hollunder überhangen, Hollunderblüten rieſeln über das Pflaſter hinunter, Hollunderduft erfüllt die ſchmale Gaſſe.

Dort wo ſie einbiegt, an der Ecke der Schmied- und Pfaffengaſſe, liegt das „Lottehaus“. Eigentlich iſt das Gebäude ein altes Kloſter, oder vielmehr es iſt auf dem Grunde des alten Kloſters errichtet. Durch das Tor mit ſeinen beiden viereckigen Säulen tritt man in den geräumigen Hof und hat dann das Hauptgebäude des Kloſters gerade vor ſich. In ſeiner jetzigen Geſtalt ſtammt es aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, und gegenwärtig dient es als Kinderheim. Die rechte Seite des Hofes iſt von einer Scheune begrenzt, die im Jahre 1559 von dem Marburger Landkomthur Johann von Rehe gebaut wurde, und nicht weit davon ſind die Ruinen der im dreizehnten Jahrhundert errichteten St. Eliſabeth-Kapelle. Links vom Hauptgebäude iſt ein großer Speicher, und von dieſem erſtreckt ſich nach dem Tore zu der niedrige

Digitized by Google

Fachwerkbau, in dem die Familie Buff lebte und lebte. Eine Marmortafel an der Mauer meldet, daß Lotte hier gewohnt hat.

Ich gehe über den Hof und betrete, wie Goethe an jenem Junitage des Jahres 1772 die drei steinernen Stufen, die zur Tür hinauf führen. Man kommt in einen geräumigen Hausflur, und dort, links, wo jetzt die Milchküche ist, war das Zimmer, wo Lotte stand und den Geschwistern Brot schnitt. Eine alte, schmale, steile Treppe hinauf geht es nach einem Vorzimmer und von dort nach der Staatsstube, in der die Gäste empfangen wurden, in der auch Lotte Goethe empfangen hat und die deshalb „Lottezimmer" genannt wird.

Ja, da stehe ich, hier war es. Hier leuchteten vor hundertfünfzig Jahren Lotte Buffs große, blaue Augen den großen braunen Johann Wolfgang Goethes entgegen, und ihr Lächeln strahlte ihn an.

Ich gehe zum Fenster, wie ich's zu tun pflege, ob ich nun eine Wohnung miete oder ein historisches Zimmer betrachte; von hier hat man Aussicht auf die Gasse mit dem blühenden Holunder zu beiden Seiten und der braunroten Domkirche ganz weit unten. Goethe und Lotte haben diese Aussicht zusammen gesehen, und aus dem schmalen Spiegel auf dem Pfeiler zwischen den Fenstern haben ihnen zwei schöne Gesichter entgegengeleuchtet. . . Nun spiegelt das alte Glas nur die Maske, die ich tragen muß, und die meine arme Seele vergebens zu durchstrahlen versucht. . .

Dicht am Fenster steht das Spinett, gegenüber in der Ecke der Spieltisch mit vier kleinen Vertiefungen zu den Jetons in der blanken Platte, ringsherum stehen Stühle, einer für Kestner, einer für den alten Buff, einer für Goethe, einer für einen zufälligen vierten Mann; denn Lotte spielte nicht. Noch zu meiner Knabenzeit spielten die Damen zu Hause in Svendborg nicht Karten, es sei denn, daß sie sehr alt und sehr verhärtet waren, so alt und so verhärtet, daß sie sich sogar selbst einen Grogg brauten statt bescheiden an des Mannes Glas zu nippen. . .

Ich sehe mir das Sofa an mit dem eingelegten Tisch davor, ich betrachte die geschweifte Kommode, die gelbbraune flämische Uhr in der Ecke neben dem eisernen Ofen. Der Sofabezug ist aus wasserblauer Seide mit roten Blumen, und die Wände sind mit grünen Tapeten bekleidet, worauf Göttinnen und Vasen mit Blumen in Grisaille gemalt sind. In einem Glasschrank steht eine Reiseapotheke voll niedlicher, mit Blumen bemalter Fläschchen, und dort, am Fenster nach dem Hof hinaus, ist

Digitized by Google

Lottes Nähtisch, an dem sie saß und filierte und das Kästchen aus geflochtenem Stroh stand daneben. . . .

Und ich schreibe meinen Namen ins Fremdenbuch, kaufe Ansichtskarten und gehe. Nur ein paar Schritte durch die Schmiedgasse, und ich bin in der Gewandgasse, wo Goethe zuerst wohnte; dann suche ich seine zweite Wohnung am Kornmarkt auf. Diesen Weg war er „hundertmal gegangen". Ich komme auch nach dem „reformierten Treppchen" wo das Kestnerhaus steht, hoch, mit Schiefer gedeckt. Überall sind die Gassen schmal und krumm, Blumen drängen sich über die Mauern, weiße Rosen wiegen sich. Dem alten Franziskanerkloster gegenüber besuche ich das Haus, wo der unglückliche Jerusalem wohnte, und wo er sich das Leben nahm; ein halbwüchsiges Mädchen führt mich herum und erzählt mir davon, als sei es gestern geschehen. „Drüben im Kloster sahen sie den Blitz vom Pulver und hörten den Schuß fallen".

Und am Nachmittag gehe ich dann nach Garbenheim, Werthers Wahlheim.

Der Weg folgt erst ein Stück dem Eisenbahngeleise und geht dann dem Lahngebirge entlang, zwischen den Bergen und dem Flusse. Ich sehe weit hinaus über das offene Tal: grünschimmernde Felder, blauende Wogen waldbedeckter Anhöhen, in der Ferne eine Burg auf einem Berge. Leiterwagen fahren vorbei, eine jugendliche Bäuerin kommt mir mit ihren drei kleinen Mädchen entgegen, die schon wie die Großen gekleidet sind; so ernst und so hübsch sehen sie aus mit dem goldenen Haare und den schwarzen Augen. Ein paar junge Mädel kommen vorbei, auf dem Kopfe tragen sie in flachen Körben große Bürden Grünes.

Nach einer kleinen halben Stunde erreiche ich Garbenheim und finde den Goetheplatz. Aber das ist nun eine Enttäuschung! Die Linde, unter der Goethe saß, ist nicht mehr da, — an ihrer Stelle steht ein kurzbeiniger, grauer Steinobelisk mit der Inschrift: „Ruheplatz des Dichters Goethe, zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849". Das Ergebnis dieser neuen Anpflanzung ist eine dünne, halb ausgegangene Linde neben dem Stein. Und stimmungslos ist der ganze Platz, rings herum neue Häuser, auf der einen Seite die neu erbaute romanische Cement-Apsis der Kirche. Hühner laufen gackernd hin und her. Ich breche einen Lindenzweig vom Baum, ein Knecht hält in seiner Arbeit inne und staunt mich an. Aber Kinder gibt's hier, gerade so wie zu Goethes Zeiten, Soldaten spielen sie in den Straßen, singen, schreien, kommandieren: „Halt! Richt euch!"

Digitized by Google

Ich gehe langsam nach Wetzlar zurück. Die blumigen Wiesen wogen, jenseits im blauen Duft sind Dörfer und Kirchen. Die Klarheit und Stille des Abends naht, die Lerche senkt sich herab aus ihrer tirilierenden Höhe, verstummt plötzlich und fällt wie ein Stein. Ganz langsam und voller Frieden wandre ich am Wegrande entlang, und bin nicht alleine, Goethe, Lotte, Kestner begleiten mich, gehen mit mir, wir führen „merkwürdige Gespräche". . .

Aber Achtung! — da hätte ich ja fast den großen Laufkäfer zertreten, der gerade nach Hause eilt, das schwarze Kleid voller Staub von der Reise durch die Sahara der Fahrstraße. Nun hält er aufgeschreckt inne und wittert, die langen feinen Fühlhörner fahren vorsichtig durch die Luft. Ich will dir nichts zuleide tun, lieber Laufkäfer, im Gegenteil, helfen will ich dir! Aber er versteht mich nicht, er schauspielert „tot liegen", wie eine tote Masse muß ich ihn an den Grabenrand schieben. Erst dort bekommt er Mut, wieder er selbst zu sein, und ich überwache ihn, bis er in seinen Urwäldern von Schneckenklee und Trespengras verschwunden ist. . . Etwas weiter steht ein wilder Rosenbusch am Wege, die leicht gebogenen Zweige hängen voll von feinen rosa Blüten. So schön ist das wie auf dem Bild eines alten deutschen Meisters: „Unsere Fraue im Rosengarten", „Madonna im Rosenhag". Ich neige mich über eine zarte, schwach gerötete Blüte, ich atme ihren keuschen, kühlen Duft, die Blumenblätter streifen meine Lippen, — und ich denke an Lotte. . .

Dann gehe ich weiter. . . Warum gehe ich weiter? Warum atme ich nicht noch lange diese milde Süße ein? Warum pflücke ich nur eine einzelne Blüte? Warum vergeuden wir alle so unser Leben, warum weilen wir nicht länger bei den wahren Freuden, den einfachen, wahrhaften Glücksgütern, bei dem, was einzig und alleine des Verweilens wert ist? Warum werde ich schon morgen oder übermorgen weit fort von hier sein und werde den Rosenbusch nie mehr wiedersehen?

Ja, warum ging Goethe fort von Lotte und sah sie nie mehr? — bis ihr Name nur noch eine welke Blüte war, — eine schöne Erinnerung mehr in dem großen Herbarium eines langen Lebens?

Spät am Abend, nachdem ich gegessen habe, gehe ich zur Domkirche und durch die Pfaffengasse wieder zum Lottehaus. Das Gitter vor dem Hof ist geschlossen, ich ahne aber im Halbdunkel die drei Stufen der steinernen Treppe, „die oft ihr kleiner Fuß berührt und ihres Kleides Schleppe", wie ein anderer Dichter, ein Goethe-Lehrling und Werther-

Digitized by Google

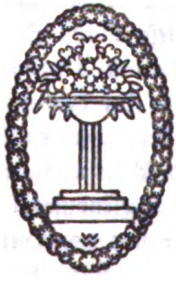
Diszipel geſungen hat. Ich ſtehe und betrachte das deutſche Haus, wie es ſich an der Biegung der Gaſſe hervorſchiebt, von der Laterne an der Ecke beleuchtet.

Der Holunder blüht und duftet wie damals. . . Eine Tür wird geöffnet, jemand kommt, und ich gehe fort, ſchlendere langſam durch die halbdunkeln Straßen, wo hellgekleidete Mädels am ſchönen Sommerabende herumſchwärmen, flüſternd und Arm in Arm. . . (Fortſ. folgt.)

Glaube / Von Willy Arndt

Ich zweifle nicht.
Seh' Weg und Ziel.
Ich liebe das Licht
Und Kampf und Spiel.

Mein Leben geht
Auf heller Spur:
Iſt ein Gebet
Nach Sonne nur . . .



Digitized by Google

Maulbronn / Von Br. Willram

II. (Schluß)

An den westlichen Kreuzgang lehnt sich das Laienrefektorium, der Speisesaal für die Laien und Gäste. Eine schöne, spätgotische Türe führt in diesen längsten aller Klosterräume, dessen durch die Mitte laufende, siebensache Säulendoppelung auf schönen Kelchkapitälen die riesigen, rippenlosen Kreuzgewölbe trägt. Gedoppelte Rundbogenfenster und trichterförmige Rundöffnungen darüber werfen den Tag in vollen Lichtgarben durch die festliche Halle. Zwei Öffnungen an der Ostwand dienten zum Hereinreichen der Speisen aus der nebenanliegenden Klosterküche. Heute weckt kein Pater noster und kein weinseliger Trinkspruch das Echo dieser Halle mehr, in welcher das silentium altum die Kittliche ewigen Schweigens von Wölbung zu Wölbung breitet. Durch den östlichen Kreuzgang führt uns der Weg in das Herrenrefektorium, den Speisesaal der Mönche.

Im Übergangsstil wie das Paradies und der südliche Kreuzgangflügel zwischen 1200 und 1220 erbaut, zeigt es ein romanisches Eingangsportal und öffnet sich wie ein Dom im Kleinen vor den Blicken des Beschauers. Drei starke und vier schwächere, prächtig kapitälierte, mit schweren Schaftringen geschmückte Säulen ragen in der Mitte auf und tragen die Gewölberippen, welche — an den Wänden niedergleitend — auf kurzen Säulchen und Konsolen sich zur Ruhe legen. Und so ähnelt die Architektonik des Baues wieder einer zu Stein gewordenen Wasserkunst: die großen, breiten Sprungstrahlen der Säulenschäfte, welche — hoch oben auseinander gischtend — die schlanken Rippen als jauchzende Wasserfäden durch die Gewölbe schleudern, um, an den Wänden wieder zurückrieselnd, endlich auf Säulen und Konsolen lautlos zu verstäuben und zu versiegen. — —

An der westlichen Längswand ist auch hier die Öffnung zum Hereinlangen der Speisen angebracht, während an der Ostwand sich ein Ausbau mit den Resten einer Wendeltreppe befindet, die zu einem Hochsitz führte, auf welchem während der Mahlzeit der Mönche die Schriftlesung vorgenommen wurde. Die hohen, schlanken Rundbogenfenster, von Spitzbögen umrahmt, schütten zwar eine Überfülle grellen Lichtes in den Saal; aber dieses Licht schmiegt sich wie fröstelnd an die Säulen und Wände und scheint, — wie seiner Helle und Nacktheit sich schämend — im Schatten der Gewölbe verkriechen zu wollen. —

Ja einst — in die zarten Schleier gedämpfter Farbentöne gehüllt — mochte es gerne vor den schweigsamen Mönchen seinen frohen, anmutigen Ringelreigen tanzen; und die Musik dieses Klosterschweigens,

Digitized by Google

der plätschernde Brunnen draußen im Quellenhaus, dessen silberne Wasser vor den Blicken der Mönche von Schale zu Schale hüpften, war einladend genug dazu. Und siehe! Da tollten diese Lichtelfen wie trunken durch die Halle, kletterten die Kapitäle hinan, huschten über das Gold der Gliederungen, verkrochen sich im Brokat der Festgewänder an den Gewölbefresken, warfen dem gestrengen Prior lachende Kußhände zu und malten güldene Heiligenscheine um die Tonsuren der Mönche. — Die Halle wurde auch das „Rebental" genannt. Warum? — Vielleicht, daß doch dann und wann ein gütiger Abt das Siegel des Schweigens löste, um einer besonders feierlichen Stunde durch den edelsten Klosterwein auch eine besondere Weihe zu geben? Wer wollte das den Mönchen von Maulbronn, die ja Meister im Weinbau gewesen, verargen? Wie sie Fischweiher anlegten und für vortreffliche Bewässerung ihrer Güter sorgten, und wie sie ihre herrlichen, weitausgedehnten Waldungen pflegten, so wußten sie auch, den goldgelben „Eilfinger" in der feinsten Sorte zu züchten.

Auf einem Rheinschiff wehte die klösterliche Flagge; und wenn Abt Berthold (Berthold von Roßwag 1445—1462) frohgelaunt von der Taufe des ersten Württemberger Herzogs — des nachmaligen Eberhard im Bart — heimkehrte und erzählte, wie er dabei mit dem Bischof von Konstanz und der Gräfin v. Rechberg Pate stand, — durfte ihm dies wohl ein schicklicher Anlaß sein, auch seinen hundert Mönchen, die samt und sonders wie er gute Patrioten waren, eine kleine Tauffeier zu gönnen. Man braucht ja dabei nicht an die weinfrohe Scheffelstrophe zu denken:

„Eilfinger blinkt in Kruge,
Nun hebt die nasse Andacht an.
Und alles singt die Fuge:
A. V. K. L. W. H.
complete pocula!"

Aus dem Refektorium hinaustretend, gelangen wir durch eine feingezahnte, rundbogige Türe in die überaus anmutige Brunnenkapelle, welche gegen Süden in den Garten des Kreuzganges vorspringt. Der Rundbau, durchbrochen von sieben Spitzbogenfenstern feinsten Maßwerks, welche ursprünglich bemalte Scheiben trugen, trägt ein Sterngewölbe, dessen Malerei noch teilweise erhalten ist. Am Brunnen in der Mitte, um dessen Schalen die Silber der Wasserkunst spielen, waschen sich die Mönche ihre Hände, ehe sie das Refektorium betraten. Und durch die Fenster schweift der Blick in den sonnigen, vom üppigsten Baumgrün belebten Kreuzgangsgarten. Fürwahr, ein Ort wie geschaffen zum Träumen und Dichten!

Eine eingewölbte Steintreppe, deren schönes Steingeländer die Blicke fesselt, führt aus dem Kreuzgang in einen gewölbten Oberraum, das sogenannte Kalefaktorium, eine Wärmestube, in welche aus der darunter befindlichen, neben dem Herrenrefektorium gelegenen Feuerungsstätte die

Digitized by Google

Maulbronn. Laien-Refektorium

Wärme durch Röhren hinaufgeleitet wurde. Unweit dieser Treppe öffnet sich ein Doppelraum, welcher für gewöhnlich die Frateria (Bruderhalle) genannt wird und wohl eine Art Rekreationssaal der Mönche gewesen sein dürfte. Vielleicht daß diese große, erst später in zwei Räume geteilte Halle ursprünglich nichts anderes war als eine Klosterkammer, welche zur Aufbewahrung der Kleider- und Wäschevorräte gedient hat. Doch kehren wir in den Ostflügel des Kreuzgangs zurück. Er ist nach 1350 im schönsten gotischen Stile erbaut, empfängt sein Licht durch vier stattliche Fenster, welche die an dem Klostergarten grenzende Wand durchbrechen und setzt seine zarten Gewölberippen auf Rundsäulen, die mit reichem Blattwerk umflochtene Kapitäle tragen. Von diesem östlichen Kreuzgangflügel aus betritt man den Kapitelsaal. Eine Doppeltüre und drei hohe Fenster öffnen seine Vorderwand. Drei schlanke Säulen — anstatt der Kapitäle von einem glatten Konsolenkranz gekrönt — tragen das Sterngewölbe, während die Rückwand von zwei gotischen Fenstern durchbrochen wird. In der Südostecke weitet sich ein kleiner, von fünf schmalen Spitzbogenfenstern erhellter Raum, die Johanneskapelle. Kapitäle, Konsolen und Schlußsteine haben dem Efeu, der Rebe, der Rose, der Eiche ihre Formen abgelauscht und so herrscht heute noch — trotz der Totenstille des Raumes — ein vielsprachiges Leben und Treiben darin, ein Konzert harmonisch zusammengestimmter Kunstformen. Ich schaue und schaue und Erinnerungen, schöne, goldene; Phantasien, Bilder vergangener Tage kommen durch die Fenster des Kreuzganges aus dem Klostergarten hereingeweht. Der Blick trägt hinüber zum Westgang. Ein Zug weißer Mönche — wohl an die sechzig — schreitet betend vorüber. In der Mitte des Zuges, hoch

Digitized by Google

über den Kapuzen der Beter — schwebt eine offene Bahre; das Miserere singend, kommen sie von der Kirche, wo soeben die Leiche vom Abte zum erstenmal eingesegnet wurde; würdevoll im schwarzen Pluviale, die Mitra auf dem Haupte, schreitet der Hochwürdigste hinter der Bahre; so biegen sie in den nördlichen Flügel ein und immer näher schlürfen ihre Schritte, immer näher tönt die Monotonie ihres Chorales: „Ecce enim in iniquitatibus conceptus sum" (Ps. 50, 7.: „Denn siehe, in Ungerechtigkeit bin ich empfangen . . .") nur der Brunnen im Klostergarten weiß nichts von der Trauer der Mönche und plätschert so lustig wie alle Tage. Und der Himmel von Maulbronn weiß auch nichts davon; denn er blaut so hell wie immer durch die Bogenfenster; und die Mutterschwalbe im Nest auf der Mauerkonsole zwitschert heut noch fröhlicher als sonst; und die Drossel im Lindenbaum des Gartens lockt heute noch lauter die piepsende Brut; und Lavendel und Thymian, Rosen und Gilgen in den Beeten hauchen heute noch stärkeren Duft, als wollten sie den durchdringenden Geruch des Weihrauchs übertäuben, der unausgesetzt aus silbernen Rauchfässern wirbelt. — Und der blondlockige, helläugige Junge dort draußen, welcher am Boden kniend mit heißen Wangen im feinen Kies des Gartenweges Kreise um Kreise zieht, weiß auch nichts von der Trauer. Und der Totenzug betritt den Kapitelsaal; dunkel wuchtet sein Choral: „Incerta et occulta sapientiae tuae manifestasti mihi!" (Ps. 80, 8.: „Die heimlichen und verborgenen Dinge Deiner Weisheit hast Du mir geoffenbart!") — — Sieh! da horcht der kniende Jüngling auf; aber nur kurze Zeit, dann neigt er sich wieder tief aufseufzend den Kreisen am Boden zu. — — Ja, wenn doch auch ihm die Geheimnisse Gottes und die Mysterien des Wissens offenbar würden! Der grübelnde Klosterschüler — Johann Kepler mit Namen — (1586—1589 in Maulbronn) konnte damals noch nicht ahnen, daß ihm Offenbarung zu Teil werden würde. Doch vielleicht hat er sich später der Kreise im Kies des Klostergartens von Maulbronn erinnert, als er der Welt das erste der kühnen Keplerschen Gesetze eröffnete: „Die Planeten beschreiben um die Sonne Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht." — Und durch den Kapitelsaal geht der Zug zur Kapelle; dort wird die Bahre auf den Katafalk gehoben; die Kerzen in den Händen der Mönche schwelen und knistern und tropfen; der Weihrauch zieht in der Nachmittagssonne wie Rosengewölk durch die Halle und der Tote liegt mit wachsbleichem Gesicht, die weiße Kapuze über die eingesunkene Stirne geschlagen, ein schmales Kreuz in den Händen, offen vor den Blicken der Mitbrüder; durch eines der Fenster stiehlt sich ein greller Goldton gerade auf das Gesicht des Toten und liegt wie ein irres Lachen auf den halbgeöffneten Lippen.

„A porta inferi!" („Von den Pforten der Hölle!") betet der Abt und „Erue, Domine, animam eius," („Erlöse, o Herr, seine Seele") respondiert der Chor der knienden Mönche; und in den Gewölben der Halle verrollt das Echo wie ein fernes Gewitter. — Dann die Ab-

Digitized by Google

solutio des Abtes und wieder setzt sich der Zug in Bewegung — zum Friedhof. — —

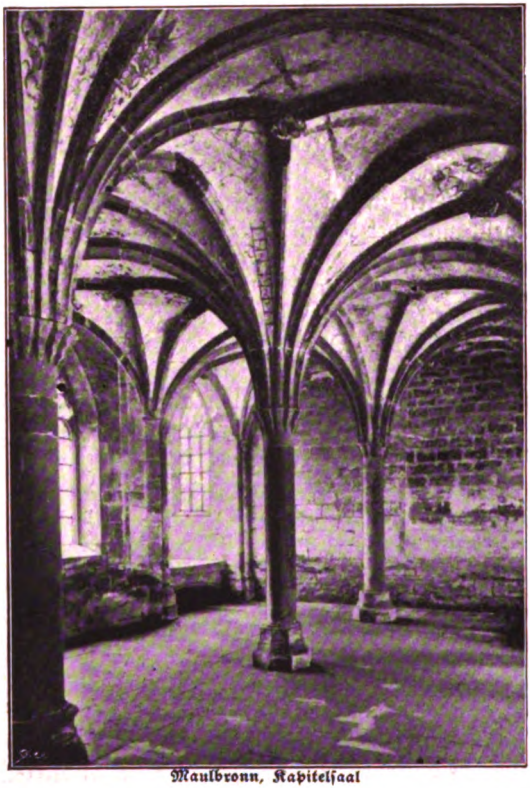
Mit Gewalt reiße ich mich aus dem Träumen und folge den Gefährten. Jedenfalls trug die Reihe von Grabplatten, mit denen der Boden dieses Kreuzgangflügels so reich bedeckt ist, zu diesem Phantasiespuk bei. Ehern wie der Schritt der Zeit über irdische Herrlichkeit und den Stolz irdischer Geschlechter geht, so hastet unser flüchtiger Tritt über die Ruhestätte längst Heimgegangener, deren in Stein gegrabene Namen verlöschen, verwittern und verwesen, wie alles, was das vergängliche Kleid des Irdischen trägt. Auch einen Frauennamen entdeckte mein Auge auf einer der grauen Platten. „Irmela" lautete die Schrift — und dieser tote Name würde mir sicher auch an dieser Stätte des Gräberschweigens lachende Lügen ins Ohr gesungen haben, wenn ich etwas länger dabei verweilt und der Musik seines Lautklangs einige Minuten länger gelauscht hätte.

So gingen wir aber am Kapitelsaal vorüber und gelangten bald durch eine Spitzbogenpforte zu einer Halle und durch diese in das Parlatorium — den Sprechsaal der Mönche. Der Raum zeichnet sich aus durch ein feines bemaltes Netzgewölbe und seine schönen Fischblasenfenster. Ein alter Steinsarg und die alten Skulpturen an den Wänden paßten so recht zur modrigen Atmosphäre, die sich gerade in dieser Halle bemerkbar machte. Der Bau stammt aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Durch einen flachgedeckten Arkadengang mit zwei sehr alten, romanischen Doppelfenstern gelangen wir ins Freie. Der nicht allzu wohlgepflegte Garten, welcher sich vor unsern Blicken breitet, war einst der Herrenkirchhof, das ist der Begräbnisplatz der Mönche. Gleich neben dem Eingang rechts ist der sogenannte Eselsbrunnen, so benannt nach einem kleinen Relief, welches ein trinkendes Maultier zur Darstellung bringt.

Als Ritter Walther v. Lomersheim auf seinem Gut Erkenweiher ein Kloster errichten wollte und ihm der Zisterzienserabt Ulrich von Neuburg zu dem Zwecke zwölf Mönche und etliche Laienbrüder überließ, zeigte es sich, daß der Ort wegen Mangels an Wasser zu einer Klostergründung nicht geeignet war. Und so luden denn — besagt die Legende — die Mönche ihre wenigen Habseligkeiten auf eines Esels Rücken und ließen das Lastier — seiner selbst überlassen — davontraben; wo es Halt machen würde, sollte das Kloster errichtet werden. Und siehe! an einem Bronnen stand das Maultier still, um zu trinken. Selbigen Ortes nun sei das Kloster Maulbronn entstanden. Und offenbar will der Eselsbrunnen im Klostergarten die legendäre Klostergründung zum plastischen Ausdruck bringen. In Wahrheit war es Bischof Günther von Speier, welcher den Ordensleuten von seinem Besitz den Flecken „Mulebrunnen" zur Erbauung des Klosters abtrat und in der Folgezeit treulich für die Neugründung sorgte, sodaß ihn die Grabschrift an der südlichen Chorwand der Kirche mit Recht als Vater des Klosters

Digitized by Google

feiert. — Aber nicht bloß um dieſen Brunnen ſchimmert das zarte Moosgrün der Sage; ſie rankt auch ihr wucherndes Efeugeſpinſt um das Mauer- und Holzwerk des alten „Fauſtturm“ im Hintergrund des Gartens. Dr. Johann Fauſt, 1485 bei Kreuznach, oder in Knittlingen (bei Pforzheim) geboren und 1540 im Badiſchen oder Württembergiſchen geſtorben, ſoll nach der Volksſage in dieſem Turme gehauſt haben und daſelbſt vom Teufel geholt worden ſein. Urſprünglich ein ſtarker, vierkantiger Eckturm der Kloſtermauer, wurde er ſpäter mit einem hölzernen Aufbau verſehen und ragt nun geſpenſtiſch genug aus dunklem Baumgrün und ſchattigen Wipfelkronen dem fremden Wanderer entgegen. Durch ſeine offenen Holzfenſter ſcheinen Heimlichkeiten aus und ein zu gehen, und du vermeinſt jeden Augenblick die Geſtalt des Alchimiſten im ſchwarzen Gelehrtentalare an einem der Fenſter zu ſehen, wie ſie feuchten Auges hinauslauſcht in die prangende Frühlingswelt, während der Jubel der Oſterglocken vom Kloſter her über die Baumhünen des Gartens zieht. Und die hagere Geſtalt am Fenſter beſchattet — vom Licht des Oſtermorgens geblendet — die matten Augen und um die bleichen Lippen zittert ein unſagbar ſchmerzliches Lächeln, als wollten ſie fragen:



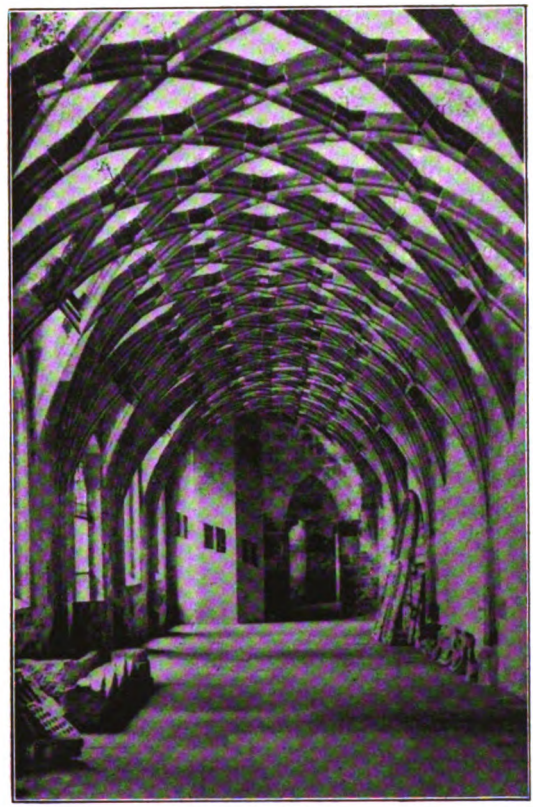
Maulbronn, Kapitelſaal

„Was ſucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher wo weiche Menſchen ſind —
Die Botſchaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“

Öſtlich an das Parlatorium angebaut, iſt das große Herrenhaus, einſt zur Aufnahme der weltlichen Schirmherrn des Kloſters und wohl auch

Digitized by Google

der herzoglichen Jagdgäſte beſtimmt und ſpäter von den evangeliſchen Prälaten Maulbronns bewohnt. Intereſſant iſt der große Saal im Erdgeſchoß, deſſen flache Holzdecke auf ſechs ſteinernen Säulen ruht, deren eine das Wappen des Abtes Entenfuß (1512—1518) zeigt — ein Entenbein, das den Stab des Abtes hält. — Sehenswert iſt auch der von dieſem Abt erbaute, überaus zierlich gehaltene, halb achteckige Steinerker an der Außenſeite des Gebäudes. Und indes wir wieder dem vorderen Kloſterhof zuſchreiten, ertönt irgendwoher zu leiſer Orgelbegleitung ein ernſter Choral, bald voll anſchwellend, als wäre es der Geſang pſalmierender Mönche im Chor der Kirche, bald leiſe verdämmernd wie das Echo einer fernen Melodie, welche in den Gewölben des Kreuzgangs verſiegt. Doch die Linden im Kloſterhof ſchütteln verneinend ihre Häupter und rauſchen unwillig auf, als wollten ſie uns mit Gewalt der ſchönen Poeſie der Vergangenheit entreißen. Ein im Schatten der „Weingartmeiſterei" (Gebäude in der Nähe des Paradieſes) emſig ſchaffender Maler gibt mir Aufklärung. Es iſt der Geſang der evangeliſchen Kloſterſchüler. Schon Herzog Chriſtoph von Württemberg verwandelte nach dem Augsburger Religionsfrieden die Abtei in ein Seminar zur Vorbereitung auf das theologiſche Studium. Allerdings hatte während des dreißigjährigen Krieges wieder ein katholiſcher Abt von Maulbronn Beſitz genommen; nach dem Weſtfäliſchen Frieden konnten aber die evangeliſchen Alumnen wieder einziehen. Für ſie wurden denn auch die oberen Kloſterräume zur Schule adaptiert, welche nun: niederes evangeliſches theologiſches Seminar benannt wird.



Maulbronn, Parlatorium

Digitized by Google

Es hält schwer, angesichts einer so stolzen Vergangenheit, welcher katholisches Leben und Denken in so herrlichen Kunstdenkmälern Adel und Weihe verlieh, sich eines Gefühls der Bitterkeit zu entschlagen — und dies umsomehr, wenn man sieht, wie diese schöne deutsche Kunst dem allmählichen Verfalle preisgegeben scheint, weil man dem Geiste, der einst in all diesen Mauern und Hallen wehte, der sie Jahrhunderte lang durchpulste und durchsonnte und allein ihnen Inhalt und Leben gab — fremd geworden und dessen innerstes Wesen nicht mehr zu würdigen weiß. — — Mit stiller Wehmut betrachtet man den weiten Gebäudekomplex im Klosterhof: Gesindehaus und Speisemeisterei, Fruchtkasten und Kelter, Klostermühle und Küferei, Marstall und Schmiede und fast gewaltsam muß man die Träume abweisen, welche dabei wiederum das laute farbige Tun und Treiben der Vergangenheit in greifbarklaren Bildern vor die Seele zu zaubern beginnen. — Hämmerschläge und das Scharren wiehernder Rosse, Fuhrmannsflüche und das Gelächter weinseliger Troßknechte, das Ächzen der Erntewagen und Mühlengeklapper, Weinfuhren und Winzergesang, Laienbrüder, die mit der Angelrute auf dem Rücken von den Fischweihern kommen und solche, welche mit hochgeschürztem Habit an der Weinkelter stehen; dann wieder prunkende Jagdzüge: Herren und Damen auf schmucken Pferden, von Falken tragenden Pagen gefolgt; Armbrustschützen und solche mit langen Schlüsselbüchsen, in ihrer Mitte die reisiggeschmückte Beute von den Jagdhunden umkläfft und umschnüffelt; oder wallfahrend Volk, das laut betend und Litaneien singend unter wehenden Fahnen zur Kirche strebt.

Maulbronn, Fauſtturm

Digitized by Google

Fürwahr, der Abschied von Maulbronn fällt einem schwer genug! Noch einmal überfliegt das Auge Kirche und Kloster und freut sich der farbigen Töne, die der Abend um die ehrwürdigen Mauern malt; dann streift es selig die lachenden Weingelände ab, welche gegen Norden als welliges Hügelland die Maulbronner Landschaft säumen; am alten Wehrgang der Umfriedungsmauer, den wilder Wein und Eichlaub umgrünen, macht es Rast und grüßt den alten Mühlturm mit seinem Storchennest, der finsteren Trotzes aufragt und auf dessen Dach sich soeben zwei junge Störche zu kurzen Probeflügen rüsten. — — Dann reißt man sich gewaltsam los aus dem heiligen Bannfrieden deutscher Kunst und katholischer Vergangenheit und läßt Freude und Schmerz, Wehmut und Bitterkeit bei einem kühlen Trunk goldenen „Eilfingers" im Klosterwirtshaus friedlich und feierlich ausklingen. — Wir wenigstens machtens so — — — und:

Probatum est! — —

Dein Bild / Von Martha Große

Sieh, das ist Sonne mir in allem Leid,
Daß keine Stunde mir dein Bild verweht,
Daß deiner Stirne Klarheit, deines Munds
Herbstolze Reinheit immer vor mir steht;

Daß jedes Neigen deines Hauptes mir,
Daß die gelass'ne Geste deiner Hand,
Daß deines Schreitens stolze Melodie
So tief in meines Denkens Kreis gebannt;

Und daß ich weiß: Rauscht dunkel einst und schwarz
Des Todes Fittig mir um meine Stirn
Und löscht der bunten Lebensbilder Tanz,
Die schwankend durch die müde Seele irr'n,

Dann wird versinken, was die flücht'ge Zeit
In mancher Stunde Rahmen mir gebannt,
Doch leuchten wird dein Bild, weil es das Leid
Mit glüh'ndem Griffel mir ins Herz gebrannt.

Digitized by Google

Nannls Sparkassenbuch

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben

von M. Buol

XI. (Schluß)

Die ersten Maienrosen blühen im Klostergarten zu Säben. Verborgen blühen sie wie stille, junge Nonnen. Wer vom Tale heraufspäht, der sieht keinen Garten, der sieht nur starre Felsen und kahle Mauern. Aber die hohen Berge blicken hinweg über diese Mauern; die hohen Berge allein dürfen die Klosterrosen von Säben sehen.

Es ist ein heißer Tag gewesen. Noch glühen die Felsen, worauf das Kloster steht, noch glühen die Mauern, die den ganzen Tag die heißen Sonnenstrahlen getrunken haben. Jetzt, da die Sonne verschwunden ist, kommen die Laienschwestern, um den Garten zu bewässern. Höchste Zeit ist's. Die zarten Gemüsepflanzen neigen sich, matt von der Hitze des Tages, zur dürren Gartenerde und sehnen sich nach den guten Schwestern und ihrer Wasserkanne.

Schweigend kommen die Schwestern daher, zwei ältere und eine junge. Aus einem Holzverschlag, der an der Klostermauer lehnt, holen sie die Kannen und füllen sie an einem großen Troge mitten im Garten, bei dem die kiesbestreuten Gartenwege zusammentreffen. Langsam schleppen die beiden Alten ihre Last, leichten Schrittes, hochaufgerichtet schreitet die Junge einher. Das schwarze Ordenskleid geschürzt, die Ärmel umgestülpt, so geht sie auf und nieder zwischen den Gartenbeeten und läßt nach beiden Seiten hin erquickenden Regen träufeln.

In der Klosterkirche haben die Chorfrauen eben die Laudes angestimmt; sanft und eintönig schwebt der Psalmensang über den Garten hin. Die junge Laienschwester hört's und betet mit, betet einen stillen Herzenspsalm, der froh und dankbar klingt wie der Lobgesang der drei Knaben. Du lichter Abendhimmel, an dem die weißen Wolken gleiten, und ihr stillen, grünen Berge, die der letzte Sonnenstrahl vergoldet, und ihr frisch erblühten Röslein im Garten, und ihr, dürstende Pflanzen, und du, träufelndes Wasser, lobet den Herrn, lobet den Herrn! Dabei steigen ihr allerlei liebe, fromme Gedanken auf, wie es eben betrachtenden Seelen bei ihrer Tagesarbeit geschieht. „Bin nicht auch ich einst", denkt sie, „solch ein verschmachtendes Pflänzlein gewesen, das verdorben wäre ohne Gottes Gnade!" Und zugleich quillt in ihr ein großes, stilles

Digitized by Google

Mitleid auf mit allen verdorrenden Pflanzen draußen in der heißen, trockenen Welt, und auf alle möchte sie Gottes Tau herabrufen. Und während sie so denkt, eilt sie ans Wasserbecken und füllt ihre Kannen aufs neue.

Noch ist Schwester Ingenuina Novizin, aber dieses Jahr wird nicht mehr zu Ende gehen, ehe sie sich durch feierliche Gelübde dem Herrn verlobt hat. Dann wird sie nichts auf Erden mehr ihr eigen nennen als nur Ihn, der alle reich macht, die um seinetwillen arm geworden sind. Und dieser Gedanke beglückt sie. Aber es ist ein hart erworbenes Glück! Die große Königstochter Sankt Exentrudis, deren Bild im Sprechzimmer hängt, hat vielleicht nicht härter gekämpft und nicht mehr verlassen als das arme Bauernmädchen, das nichts ins Kloster mitbrachte als etwas grobe Leinwand und auf nichts verzichtete als auf die Fähigkeit zu besitzen.

Aber nun liegt der schwere Anfang hinter ihr und friedlich ists in ihrem Herzen. Darum sind ihre Wangen so frisch und rot, und ihre lichtbraunen Augen leuchten wie die Augen eines glücklichen Kindes.

Unter der Gartentüre erscheint jetzt die Pförtnerin und winkt ihr zu kommen.

Zögernd stellt Ingenuina die halbvollen Kannen auf den Kiesweg, trocknet sich die Hände an der blauen Arbeitsschürze und fragt, was es gibt.

„Es will jemand mit ihnen sprechen", erwiderte die Pförtnerin.

Jemand? Das sagt nicht viel. Und überhaupt, Ingenuina kann's nicht glauben, daß man sie besucht. Sie ist noch nie besucht worden, seit sie im Kloster ist. Sie hat weder Freunde noch Verwandte in der Welt zurückgelassen.

„Wer ists denn?" fragt sie. Aber die Pförtnerin weiß es nicht.

„Ein zartes, bleiches Ding, schier zum Verblasen. Und läßt sich nicht abweisen. Und weint und bittet."

„So spät auf Nacht?"

„Sie hat schon zuerst nach der Mutter Äbtissin verlangt. Und die hat's erlaubt."

Nun fügt sich Ingenuina. Aber Unruhe ergreift sie beim Betreten des Sprechzimmers. Sie hört jenseits des Gitters das Rücken eines Stuhles und rasche, ängstliche Atemzüge. Und nun schlägt sie den Vorhang vom Gitter zurück und schaut in ein zartes, wachsbleiches Gesichtchen und sieht zwei große, dunkle Augen, die in Tränen schwimmen.

Da breitet sie verwundert die Arme aus und ruft: „Mena!"

„Kennst mich noch, Nannl, kennst mich?" fragt eine zitternde Stimme.

„Ja wie werd ich dich nicht kennen?" Ingenuina lächelt freundlich.

„Ich hab halt gemeint" . . . stammelte Mena. „Die Leute sagen alle, ich sei nicht mehr zum Kennen gegen früher."

„Gut ausschauen tust freilich nicht", meint die Schwester teilnahmsvoll. „Aber daß du so spät auf Nacht kommst? Heute wirst aber nicht mehr heimgehen wollen bis auf's Lajener Ried?"

Digitized by Google

„Nur bis Klausen hinab geh ich", sagt Mena. „Mein Mann liegt dort im Spital."

„Im Spital? Ach mein, was ist ihm denn zugestoßen?" Recht innig mitleidig klingt die Frage der Nonne.

Und Mena erzählt. Beim Holzfällen ist Rupert von einem stürzenden Baum am Bein verwundet worden. Der Arzt hat von Amputation gesprochen, aber der Verwundete will davon nichts wissen. „Lieber sterben!" sagt er. Und nun steht's auch wirklich schlimm um ihn; man fürchtet den Brand.

Mena hält inne. Ihr Gesicht wird noch bleicher, ihre Augen glänzen wie im Fieber.

„Ich werd schon beten", sagt Ingenuina. Es liegt etwas Zögerndes in dem Worte. Sie kann's nicht glauben, daß das junge Weib nur deshalb zu später Stunde den Berg heraufgekommen sei, um sich ihrem Gebete zu empfehlen. Sie wartet, ob Mena noch etwas zu sagen habe. Aber Mena schweigt.

Da spricht die Schwester noch ein paar liebe Trostworte und will gehen.

Jetzt streckt Mena flehend die Hände nach ihr aus. „Nicht, nicht! geh noch nicht weg, Nannl!"

„Ich heiß jetzt Ingenuina", sucht die Schwester zu verbessern. Aber Mena beachtet das nicht. Sie scheint nach Worten zu suchen, um etwas Besonderes zu sagen. Endlich sagt sie traurig: „Nannl, gelt, bist halt grad eine Laienschwester?"

„O 's ist ja besser für mich", erwidert Ingenuina munter. „Hat schon der Pfarrer Mairhofer immer gemeint, es wäre besser. Das Chorbeten, hat er gemeint, tät ich hart erlernen, und die Luft und die Arbeit könnt' ich auch nicht entraten. Lang lebst nicht, wenn du Chorfrau wirst, hat er oft gesagt".

„Aber du hast halt doch Chorfrau werden wollen", meint die andere.

„Ich schon, aber der Herrgott hat's anders wollen", erwidert die Schwester. Die Frau Oberwurzer, weißt, Mena, die mir meine ganze Ausfertigung zugesagt hat, ist jählings gestorben. Nachdem hab' ich nicht mehr Chorfrau werden können. Aber ins Kloster gekommen bin ich doch, und das ist die Hauptsach. Weißt, ich mein' immer, in der Welt wär' meine Seel zu Grund gegangen."

Mena blickt etwas verwundert zur Nonne auf. Daß die Seele der Schuster-Nannl jemals in Gefahr gewesen sei, kann sie nicht glauben, versteht einfach nicht, was die Schwester meint. Vielleicht hat sie nur falsch gehört. Aber sie findet keine Zeit zum Fragen. Rasch fährt Ingenuina fort.

„O wenn ich reden könnt' und nicht so einfältig wär, o wenn ich reden könnt', Mena, dann möcht' ichs dir und allen Leuten erzählen, wie gut es der liebe Gott mit mir gemeint hat. Er hat mich hereingeführt, er ganz allein. Und so schön hat er alles gefügt und geschickt, grad wie wenn er im Himmel droben auf gar nichts andres zu denken

Digitized by Google

hätt' als auf die Seel von der armen Schuster-Nannl. O Mena, mir kommt oft vor, ich möcht' vom Säbener-Berg hinabrufen ins Land, daß alle Leut es hören: Gott ist gut! Gott ist gut!"

Die Wangen der Nonne haben sich allmählich gerötet vor Begeisterung, während sie redet. Aber betrübt schüttelt das junge Weib den Kopf: „Mir kommt oft vor, wie wenn ichs für alle Zeiten beim Herrgott verschüttet hätt!"

„Das sag nie mehr!" fällt ihr Ingenuina eifrig in die Rede. „Ihr seid's ja jetzt richtige christliche Eheleut, du und der Rupert, und wenn ihr brav seid und die Kinder gut erzieht, ist der liebe Gott schon zufrieden. Was zuvor gewesen ist, habt ihr ja bereut und gutgemacht."

Die Trostworte scheinen nicht zu verfangen. Mena bricht plötzlich in Weinen aus.

Mit unsäglichem Mitleid blickt die Nonne herab auf das gebeugte Haupt der armen kleinen Sünderin. Und über den Himmel, den sie selber in ihrem Herzen trägt, zieht's wie eine düstere Wolke. „Schau mir aufs Menele!" hat sie der Söldervater einst gebeten. Sie aber ist seinen Bitten taub gewesen, ist stolz vorbeigegangen an der hinsiechenden, sterbenden Unschuld und hat keine Hand ausgestreckt, um sie zu retten. Und nun ist ihr diese Weinende wie ein lebender Vorwurf. Und sie weiß kaum, wie es ihr auf die Lippen kommt: „Mena, Mena, verzeih mir!"

Rasch erhebt Mena den Kopf und wischte sich die nassen Wangen. Was die Nonne meint, erfaßt sie nicht. Nur das süße Wort Verzeihung hat sie aufgefangen.

„Ach wohl, Nannl, verzeihen tuste uns? O Gott sei's gedankt, daß du's herwärts gesagt hast! O Gott sei's gedankt, daß du alles schon weißt! Ich hätt's nicht fürgebracht. Es ist ein harter Gang gewesen herauf zu dir. Aber gehn hab ich müssen. Der Rupert hat mich geschickt, der Rupert hat heut gebeichtet. Und er laß dich um Verzeihung bitten wegen dem Sparkassenbüchel". . . .

Sie stockt. Die Nonne schweigt. Ihr Verdacht hat ja immer auf Rupert gezielt und auf keinen andern, aber Menas Bekenntnis überrascht sie doch. Und so findet sie nicht gleich die Antwort darauf.

Eifrig fährt Mena fort: „O Nannl, ich möcht' nicht, daß du den Rupert für ganz schlecht anschaust; er ist halt doch mein Mann. Und er muß sich aufs Sterben richten, da wird er gewiß nicht lügen, da kannst ihm schon glauben. Von Haus aus ist der Rupert kein Schelm, hat auch vorher nie auf dein Geld gedacht. Aber ganz auf einmal ist ihm die Versuchung gekommen, die schreckliche Versuchung, wo er mich alleweil hat weinen sehen und gern ein Heimatle gehabt hätt zum heiraten. Und grad da hat er das Geld gefunden". . . .

„Gefunden?" wiederholt Ingenuina. Verwunderung, fast Neugier spricht aus dem Worte.

Digitized by Google

Ja, gefunden hat es der Rupert. Gefunden wie durch Zufall. In wenig Worten hat er's heute seinem Weib erzählt, und nun erzählt sie's wieder. An einem herbstlichen Regentage hat er, halt zum Zeitvertreibe, am Dachboden des Sölderhofes geräumt. Da stieß er beim Wegschaffen von allerlei Gerümpel auf die Außenseite von Menas Kammerwand. Eine morsche Stelle fand er ganz unten in dieser Holzwand und dachte, das müsse man ausbessern und griff hinein durch die Öffnung um zu sehen, wie weit das Holz wurmstichig sei. Und da fühlte er etwas hinter der Wand, etwas Hartes, Steifes, und zog es hervor, und das war Nannls Sparkassenbuch. Da war ihm, als falle ihm das Glück in den Schoß; er hieß sein Gewissen schweigen und griff nach dem fremden Eigentum. Ein Bekannter in Klausen mußte ihm das Geld an der Sparkasse beheben; dann steckte er das entleerte Büchlein zurück in seinen frühern Platz und schob das Gerümpel wieder an die Holzwand.

„So hat er mir's heut erzählt", schließt Mena ihren Bericht. „Gelt, Nannl, du glaubst's mir, daß ich zuvor nichts gewußt hab? O, wenn ichs gewußt hätt', ich hätt' lieber mein Unglück allein 'tragen als auf unrecht's Geld hinauf geheiratet. Aber jetzt kann ich nichts anders mehr tun als wie um Verzeihung bitten. Der Rupert schickt mich ja eigens deswegen herauf."

Und Mena läßt sich auf die Kniee niedergleiten und streckt die gefalteten Hände gegen das Gitter, hinter dem die Nonne steht.

Die wehrt ihr mit lebhafter Gebärde. „Steh auf, steh auf geschwind! Nicht verzeihen, danken sollt' ich dem Rupert. Ja ja, schau mich nicht so an, ich weiß schon, was ich sag. Mir tuts grad leid, daß ihm's der Herrgott am Ende doch zu einer Sünde angerechnet hat. Aber reden wir nicht mehr davon. Er hat's gebeichtet und hat seine Lossprechung. Und jetzt geh nur geschwind hinab, eh's dunkel wird, und sag dem Rupert: Verziehen und vergessen ist alles. Und das Geld, das er mir genommen hat, tu ich ihm schenken und schenk es ihm von Herzen gern, und er soll sich keine Ängsten mehr machen und du auch nicht. Und ich wünsch euch beiden einen rechten Segen Gottes dazu".

O, vergelts Gott, Nannl! o bist du gut!" stammelt Mena. „Wenn ich denk, daß du mit dem Geld hättest Chorfrau werden können". . . .

„Mit dem Geld?" Schwester Ingenuina lacht. „O meine gute Mena mit dem Geld wär ich überhaupt keine Klosterfrau geworden. Was ich geworden wär, weiß ich nicht, will's auch gar nicht wissen. O, das leidige Geld! O, Gott sei's gedankt, daß ich nichts mehr davon hör'!"

Mena begreift ganz, aber sie fragt nicht viel. Ihr ist, wie wenn heller Sonnenschein hinter dem dunkeln Gitter hervorflute und sie bestrahle. Ist das auch wirklich die Schuster-Nannl mit dem starren Gesichte und der unfreundlichen Stimme, die Schuster-Nannl, von der sie als junges Ding immer dachte: So eine möcht' ich nicht sein? Der Mena ists, als müsse sie aufs neue zu weinen anfangen, aber nicht aus Kummer, sondern weil ihr gar so wohl und leicht ums Herz ist.

Digitized by Google

Ingenuina verabschiedet sich. „Behüt dich Gott, Mena, und tu auf den Hergott vertrauen, gelt?"

„Ich vertrau jetzt schon wieder auf ihn", sagt das junge Weib leise.

„Und such mich wieder heim", bittet die Schwester. „Und 's nächstemal bringst 's Kleine mit".

„Darf ich 's mitbringen?" murmelt Mena gerührt. „Ich hätt' mich nie getraut".

„Warum denn nicht? Ist ja auch ein Kind Gottes! Also 's nächstemal bringst 's mit, gelt, und den Rupert auch!"

„Wenn er halt gesund wird", zögert Mena.

„Er wird schon gesund!" versichert Schwester Ingenuina mit großer Bestimmtheit und zieht den Vorhang vor's Gitter.

Eine halbe Stunde später sitzt die junge Bäuerin vom Stadlerhöfl am Bette ihres Mannes und tröstet ihn: „Du wirst schon gesund: sie hat's mir gesagt". Mit solcher Uberzeugunng beteuert sie das, als habe sie die Verfügung aus dem Munde einer Heiligen gehört. Und ihr selber ist es, wie wenn sie droben am Felsen von Säben Himmelsluft und Himmelsduft geatmet hätte, und wie wenn alles Dunkle in ihrem Leben sich in weiter Ferne verlöre.

Droben aber im Säbener Klosterchor kniet Schwester Ingenuina nach des Tages Mühe, die braunen, harten Bauernhände gefaltet, und betet für den Mann, der schwer gesündigt hat wider Gott und wider sie und doch im Augenblicke seiner Sünde ein Werkzeug Gottes für sie war. Neben ihr flackert ein Wachslichtlein, und vor ihr im aufgeschlagenen Gebetbuch liegt der kleine Kupferstich, den sie von der Ekstatischen von Kaltern hat. Im milden Kerzenschimmer strahlt der Heiland noch heller, und Johannes schmiegt sich noch inniger an des Heilands Brust, und Petrus beteuert noch lebhafter seine Treue. Die Judasgestalt aber, die sie einst so entsetzt hat, verliert sich in schattenhaftem Dunkel. Stiller feierlicher Friede ist im Herzen der klösterlichen Jungfrau. Sie blickt zurück auf ihr Tagewerk und dankt Gott für die Andachtsstunde am Morgen und für die harte Arbeit des Tages und für die dämmerige Abendstunde im Sprechzimmer, wo sie eine Mutlose, Gebeugte aus dem Staube gerissen und emporgezogen hat zu Gottes Barmherzigkeit. Und dann zieht, wie so oft, ihr vergangenes Leben mit all seinen Schwächen und all seinen Gefahren an ihrem Geiste vorbei; sie denkt der Jahre, wo sie fern von Gott war, ohne sich's zu gestehn, und sie begreift sich selber nicht mehr. War's nicht wie ein böser Zauber, der sie umstrickt hat? Nicht ohne eigene Schuld ist sie dem Zauber verfallen und nicht ohne eigene Anstrengung ist sie frei geworden. Aber sie will sich dieser Befreiung nicht rühmen. Und den Lippen der demütigen Laienschwester, deren Stimme sich nie mit der Stimme der Frauen im Psalmensang vereint, entringt sich jetzt fast unbewußt ein großes Psalmenwort: „O Herr, du hast meine Bande zerbrochen!"

Digitized by Google

Beda Weber

Skizze von Anton Dörrer, Innsbruck

Das Pustertal, das Franz von Defregger, Egger-Lienz, Seeber, Br. Willram, Reimmichl, Leitgeb, Weingartner ihre Heimat nennen, zählt auch den ersten hervorragenden Poeten des tirolischen Vormärz zu seinen Sprößlingen.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte",

konnte noch mit Recht Universitäts-Professor Dr. J. E. Wackernell von Beda Weber sagen, als er sein grundlegendes Werk „Beda Weber 1798—1848 und die tirolische Literatur 1800—1848" im Jahre 1903 herausgab. Mit diesem Buche steht klar und offen Bedas Charakter und Lebensgang vor aller Augen. Weber war nicht jener Mann, als den ihn Ludwig Staub in seiner Streitschrift vom Sängerkrieg in Tirol hingestellt hat. Adolf Pichler hat ihn schätzen gelernt und Philipp Veit durfte es wagen, einem Apostel in dem Altarbild des Kaiserdomes zu Frankfurt Bedas Kopf zu geben. In dieser Kirche prangt auch ein Glasgemälde zu Ehren Bedas. Meran und Lienz haben ihm Standbilder aus Marmor und Erz errichtet und nach seinem Namen Straßen benannt.

Brühls Lebensabriß und Auswahl der Werke Beda Webers und Wackernells großes Werk sollen Vorlage für die folgende Skizze sein.

Johann Chrysostomus Weber kam am 28. Februar 1798 zu Lienz als Sohn eines Kleinbauern zur Welt. Der lebensfrohe Vater hatte etwas studiert und kannte die Lust zum Fabulieren und Satirenschreiben. Die Mutter war eine stille, wohltätige Frau, für welche der Sohn stets ein anhängliches Herz bewies. Außer dem Hause erhielt Weber den ersten Unterricht beim Franziskaner Spielgraber, der ihn für die Tiroler Freiheitskämpfe begeisterte. Gemäß dem Willen des Vaters lernte der Begabte die Schusterei. 1814 gings jedoch „von Hammer und Leder zu Tinte und Feder". In vier Jahren vollendete er das sechsklassige Gymnasium zu Bozen mit den besten Erfolgen, wobei er sich den Unterhalt durch Stundengeben erwarb. Griechisch und Deutsch betrieb er auf eigene Faust. „Ich studierte besonders die Nächte viel, verdarb mir mein Gesicht, meine Gesundheit und alle frische Ansicht." Was vielleicht am schlimmsten war: die Überreizung ging auf Geist und Gemüt und warf ihren düsteren Schatten über die folgenden Jahre des selbstbewußten, übertreibenden Idealisten.

1818 zog der Studio nach Innsbruck, um zwei Jahre Philosophie zu hören. „Es lehrten fast lauter Männer der josefinischen Schule,

Digitized by Google

zum Teile Spötter im Sinne der lüderlichen Enzyklopädisten." Trotzdem Weber eifrig deutsche Poeten las und größere Fußwanderungen unternahm, schloß er seine Studien gut ab. Er trat nun in das Benediktinerstift Marienberg ein und nahm den Namen Beda an. Ein Jahr verlebte der Feuergeist in der Klosterzelle, dann bezog Beda wieder die Hochschule, um Theologie zu studieren und seine Lehramtsprüfung zu bestehen. Die „josefinischen Jämmerlichkeiten" der Alma mater Oenipontana konnten den Strebsamen nicht befriedigen. Seine Prüfungen bestand er gut, wie sein stiller Konfrater Pius Zingerle, mit dem Beda nichts gemeinsam hatte als das Genie. Beide beteiligten sich an dem geduldeten Poetenklub mit Schuler, Thaler, Beyrer, Lama, Streiter unter dem Einflusse der deutschen und neuerwachten tirolischen Literaturbewegung[1]). Eines der ersten Gedichte Bedas ist an seinen Patron gerichtet:

Beda, wenn ich dein gedenke,
Wird mir wohl ums kranke Herz
Und ich schau empor und lenke
Meine Seele himmelwärts.

Warst ein Mönch in enger Zelle,
Lebtest in der Dunkelheit,
Doch dein Geist war sonnenhelle,
Und dein Herz war groß und weit.

Heiß umglüht vom Kämpferschweiße,
Mutig wie ein junger Leu
Gingst du auf des Lebens Reise
Manches Abgrunds Nacht vorbei . . .

Beda, wenn ich zweifelnd wanke
Und mir Kraft und Mut entsinkt,
Wenn ich blind zum Abgrund schwanke
Und kein Sternlein freundlich blinkt,

Wolle Gott durch deine Bitte
Mir ein naher Helfer sein,
Mich durch der Gefahren Mitte
Leiten und mit Huld erfreun.

Was in seinem Innern vorging, gesteht er selbst:

Kein Ohr hat mir gelauschet,
Kein Aug den Schmerz entdeckt,
Wo Wind und Welle rauschet,
Hab ich ihn lang versteckt.

Die Sterne wollt ich reißen
Vom blauen Himmelszelt,
Zu mildern mir den heißen
Aufruhr der inneren Welt . . .

Ich rang die matten Hände
Hinüber mit Gebet,
Wo uns das Kampfesende
Auf ew'gen Palmen weht. —

Als nach Aufhebung der Innsbrucker theologischen Fakultät Weber ins Brixener bischöfliche Seminar zog, begleitete ihn seine schwungvolle Poesie des Ringens und Strebens auch dorthin, bald von Hormayr, bald von Klopstock, Schiller und den Romantikern beeinflußt. Hier begann Weber auch die Studien über den wilden letzten Minnesänger Oswalt von Wolkenstein.

1824 erhielt Beda die Priesterweihe. Noch ein Jahr Pastoral-Studien in Trient und er zog ins Stift Marienberg, um dann als

[1]) Vergl.: Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis der Dichterpersönlichkeit, und die tirolische Literatur ab 1800. Von Anton Dörrer. Kempten, Kösel, 1914.

Digitized by Google

Hilfspriester in Burgeis seine ersten Lorbeeren als Kanzelredner zu ernten. Endlich trat er seinen eigentlichen Beruf als Professor am Meraner Gymnasium an, den er zwanzig Jahre mit Liebe und Neigung neben seinen befreundeten Kollegen Pius Zingerle und Albert Jäger ausübte. Weber hat nach Aussage des ersteren wie kein anderer anregend und zündend auf die Jugend eingewirkt. Den Beweis seiner Leistungen liefern die ehrenvollen Berufungen an höhere Lehranstalten des In- und Auslandes, so an die Landesuniversität. Die Bitten seines Prälaten und die Sorge um das Wohl der Anstalt hielten den Ehrgeizigen von der Annahme ab.

Im zweiten Jahre seiner Lehrtätigkeit erschienen die „Alpenblumen", der langgeplante Musenalmanach. Unter seinen sechs Liedern des ersten Jahrgangs erträumt der Mönch einsam das „Heimweh":

Land, das ich als zarter Knabe
Schon im Geist geahnet habe,
Süße Heimat sei gegrüßt!
Ach! mit heißem Glutverlangen
Seh ich deinen Frühling prangen
Und des Heimwehs Träne fließt.

Ringsumkränzt mit Ruhm und Siegen
Seh ich schon die Kämpfer liegen
Dort im kühlen Palmenhain;
Sehe schon das bessere Leben
Voll Verklärung sie umschweben
Wie der frühe Purpurschein.

Wie ein Frühling strahlt vom Throne,
Dulderträne, deine Krone
Für den Kampf im Erdental:
Jede Zähre ist gewogen,
Bricht sie wie ein Regenbogen
In des Urlichts Sonnenstrahl!

Heil euch, Sieger, dort im Schatten!
Auf den holdverjüngten Matten
Lächelt euch ein ew'ger Mai;
Sicher vor des Todes Hiebe,
Seid ihr, Märtyrer der Liebe,
Ewig jung und ewig frei. —

Aber auch im Tal hernieden
Weine, Land nach deinen Frieden,
Wo das Elend nimmer stöhnt:
Wo des Urlichts Sonne leuchtet
Und der Strom des Lebens feuchtet
Und Triumph dem Sieger tönt.

Land, wo keine Sensen mähen,
Ernten sonder Sichel stehen
Und die Ernte ewig währt;
Wo die Garbe selbst sich bindet,
Und der Hunger Speise findet,
Die sich durch Genuß vermehrt;

Land, wo Liebe nimmer weichet,
Und Genuß den Becher reichet,
Der von Götterwonne schäumt;
Wo die adlerkühne Tugend
Aus der Wurzel zarter Jugend
Wie die Zeder Gottes keimt;

Wo die Freunde sich umarmen,
Um vom Froste zu erwarmen,
Der im Tal die Herzen eist,
Und auf ewig grünen Auen
Sich der Freundschaft Hütten bauen,
Die kein Windstrom niederreißt.

Ach! wie lange werd ich weinen,
Nach der Luft in deinen Hainen!
Ach, wie lange, teures Land,
Werd ich matt und einsam wallen,
Wo im Herbst die Blätter fallen,
Zur Verwesung hingebannt!

Ach! wir sä'n mit krankem Herzen,
Hoffen Freuden, ernten Schmerzen,
Unsre Myrthen sengt der Frost;
Die Verwesung malmt Gebeine
Und der Tropfen höhlt die Steine
Und den Stahl zernagt der Frost.

Du nur, Land der ew'gen Klarheit,
Land des Lebens und der Wahrheit,
Hast das Gut, das uns genügt;
Nimm mich armen, lebensmatten
Pilger auf in deine Schatten,
Wo kein Schein das Leben lügt!

Sieh! ich weine nicht vergebens:
Das Gefühl des bessern Lebens
Schauert sanft um mein Gebein;
Und vom Auge fällt die Hülle,
Mich umatmet Geisterstille
Und umglänzet Morgenschein;

Digitized by Google

Meiner Heimat goldne Auen
Kann ich in der Nähe schauen
Und der Lüfte Frühlingswehn
Kann ich atmen voll Entzücken
In den Plan der Welten blicken
Und am Thron der Gottheit stehn!

Doch ich träume! — Noch im Staube
Ringt und zagt und weint der Glaube,
Späht durch eine dunkle Kluft,
Bangt und harrt der letzten Stunde,
Die ihn fort zum Geisterbunde
Aus des Todes Nächten ruft!

Den Übergang zu ernster Arbeit und Wissenschaft bildet für Beda eine Romreise (1829), bei der er, charakteristisch für ihn und die zeitgenössische Bewegung in Tirol, schrieb: „Die Mönche sind hier (in Rom) dumm, die Jesuiten ausgenommen. Ich mag zwar keinen Jesuiten schmecken, aber ich bin es der Wahrheit schuldig: sie sind bescheidene, gelehrte, tätige Leute." Zurückgekehrt, vertiefte sich Beda in dem Wolkensteiner, wobei er auf dem Schlosse Montan eine Titurel- und Nibelungenhandschrift fand. Er bewies die Heimat des Laurin, schrieb auch manches über neuhochdeutsche Literatur und über lebende Kunst. Schnell entstand unser erstes Reisehandbuch „Das Land Tirol". Es ist sehr individuell gehalten und immer noch wertvoll genug. Weber war nun der erste und beliebteste Schriftsteller Tirols. Er war auch der erste Tiroler Volksbündler, indem er schon vor Adolf Pichler auf die welsche Landesgefahr hingewiesen hat. Seine Vaterlandsliebe bewies Weber in den prächtigen Skizzen über Andreas Hofer, seine Anhänglichkeit an Kaiser und Reich mit der „Erbhuldigung in Tirol". Bei dem bekannten Klassikerverleger Cotta in Stuttgart erschienen 1842 seine „Lieder aus Tirol", meist lyrische Ergüsse mit schwunghaften Ideen. Sehnsuchts-, Abschieds-, Heimweh-, Sterbe- und Grabgedichte machen ein Großteil der sechsundsiebzig Beiträge aus. In den Vordergrund tritt das Überirdische:

Und nahst du mir als Richter,
O urteilssichre Welt,
Der Auferstehungsdichter
Ist dir vors Aug gestellt . . .
Und fällt dir von den Blicken
Des Lebens dunkler Flor,
So trägt dich voll Entzücken
Mein Lied zu Gott empor!

Im Schlußgedicht verteidigt und beleuchtet Beda selbst die Art und Weise, wie er dichtet:

Der Verstockte.

Unlogisch mich zu nennen,
Seid alle drauf und dran!
Die heißen Adern brennen,
Mich reißt es himmelan!

In freiste Wolkenschweben
Verliert sich kühn mein Lauf,
Da grünt mein Dichterleben,
Da hört das Rechnen auf.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl ihr kahlen Regeln,
Die Gottesstimme ruft!

Die Blitzesschlangen zischen
Aus schwerer Mitternacht,
Wie Rosenglut aus Büschen
Voll Frühlingszauberpracht.

Digitized by Google

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht.

Die Sonnenstrahlen schweben
Erheiternd um mich her,
Und Flammengeister leben
Auf Land und Strom und Meer.

Mit diesen Flammengeistern
Beseel ich mein Gedicht,
Die Logik kann wohl meistern,
Beseelen kann sie nicht.

Die Alpenblüten tanzen
Im Maienwind empor
Ins Sonnenreich und pflanzen
Den Kranz ans Himmelstor.

Mit dieses Kranzes Flattern
Verklär ich mein Gedicht,
Die Logik kanns beschnattern,
Verklären kann sie nicht!

Mich schlingt es heiß in Liebe
Ans Sein, das ewig blüht,
Drum lodern alle Triebe
Hellauf im freisten Lied.

Wie Himmelslerchensingen
Umtönts das Erdenrund,
Unlog'sche Tränen springen
Aus tiefstem Herzensgrund.

Und alle guten Geister
Entlockt der süße Klang
Zum ewigen Weltenmeister
Aus logischsteifem Zwang.

Die Qualerlösten prangen
In unbegriffner Lust
Wie reifes Traubenhangen
Aus ihres Gottes Brust.

Und dieses Kranzes Weihe
Versteht die Logik nicht
Er glüht in ewiger Treue
Als größtes Weltgedicht.

Und mag die Welt zerstäuben
In Allzerstörungsbrand,
Der Kranz wird blühn und treiben
In seines Meisters Land.

Und alle Geister sammeln,
Die giftige Logik schier
Zum süßen Liebesstammeln
Im Himmelsschwanenlied.

H. v. Gilm, zuerst voll Unmut über Webers Gedichte, gestand später:

Habe Dank, Kommilitone,
Daß dein Herz in Liebesflammen
Nach dem süßen Gottessohne
Bräutlich, brünstig schlägt zusammen.

Weil man fordert, daß der Dichter
Stets im Himmel soll verweilen,
Können wir uns ohne Richter
Und wie Brüder darin teilen.

Während du dem Pfirsichleibe
Deines Heilands liegst zu Füßen,
Will ich kniend vor dem Weibe
Das Gewand der Mutter küssen.

Es war der erste „Sängerkrieg in Tirol" ausgebrochen, der Webers Gegnern wenig Ehre, ihm aber viel Verdruß einbrachte. Er beschäftigte sich nun auch mit Politik, nahm zu prinzipiellen Fragen eine deutlichere Stellung ein und trat in scharfen Gegensatz zu dem politisch-literarischen Jungtirol.

Bei allen Anfeindungen erntete der Meraner Gymnasiallehrer im Revolutionsjahre 1848 große Ehren. Er ward Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Wien und München, Ehrenmitglied des historischen Vereins in Kärnten und endlich Abgeordneter der Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Von letzterem sagt H. Laube: „Er hat seine streng österreichischen Ansprüche konsequent, hartnäckig, ja oft giftig geführt und verfochten bis zum letzten als einer der entschlossensten Partei-

Digitized by Google

männer." Professor Dr. Wackernell setzt nun statt „hartnäckig" unbeugsam, statt „giftig" mit allen gesetzlich erlaubten Mitteln, statt „Parteimann" Patriot ein und das Urteil dürfte stimmen. Ja, unser Abgeordneter kämpfte im Interesse Österreichs und Tirols, der katholischen Kirche und des deutschen Volkes, sodaß der berühmte Geschichtsschreiber Ludwig Pastor vom „geistsprühenden Beda" sprechen konnte. Den besten Beweis seiner hervorragenden Tätigkeit liefert seine Erwählung als Stadtpfarrer von Frankfurt und Domherr zu Limburg. Jetzt war Weber selbst ein Titelträger und er benahm sich auch nach seiner Devise. Der nun als „Ultramontaner" Verschriene entwarf in den „Cartons" seinen Arbeitsplan: Das Vertrauen seiner Gemeinde finden, sie im religiösen Leben erstärken und nach außen durch eine leistungsfähige Presse vertreten. Der Tiroler hatte bald durch Eifer, Mildtätigkeit und Beredsamkeit die zerstreuten Schäflein um sich geschart. Frei von früherem Vorurteil, veranstaltete der fortschrittliche Pfarrer eine große Volksmission durch die Jesuiten, sorgte für ein blühendes Vereinswesen, führte erfolgreiche Schulreformen durch, gab die „Charakerbilder", seine gesammelten Aufsätze aus der „Augsburger Postzeitung" und den „Historisch-politischen Blättern" heraus, gründete das „Frankfurter Kirchenblatt" und später „Deutschland", welche Zeitung täglich zweimal erschien. Damit waren die ersten erfolgreichen Versuche geglückt, eine auf katholischen Grundsätzen fußende politische Presse zu schaffen. Dann machte er sich an die Restaurierung des altehrwürdigen Kaiserdomes und erbat sich in einer persönlichen Audienz bei Kaiser Franz Josef I. in Wien vierzigtausend Kronen.

Als letzte dichterische Gabe veröffentlichte Weber annonym die „Vormärzlichen Lieder" (1850) und die „Predigten ans Tiroler Volk". Gegenüber seinen früheren Produkten sind diese Gedichte mehr verständlicher und anschaulicher, geläutert und tiefempfunden. In Form und Ausdruck herrscht größere Einfachheit, im Stoff mehr Abwechslung und Selbständigkeit.

O das ewig einzige Lied,
Das durch alle Wesen zieht,
Das in allen Keimen schwillt
Und das Weltall tönend füllt:
Gottes eigner höchster Geist,
Der sich ewig selber preist! (Urlied)

Der fahrende Scholar ist krank geworden. Gebrochen ist die Kraft. Er lechzt nach Linderung.

Süßen Honig flößt mir ein
Von den Alpenkräutern,
Himmlisch muß das Labsal sein
Und die Seel' erweitern.

Lust'ge Vöglein schafft herbei
Aus dem Lenzgebüsche,
Daß ihr Locken rein und frei,
Meinen Mut erfrische.

Laßt sie dann von eurer Hand
Fliegen in die Weite,
Daß es mir ins schönre Land
Gute Fahrt bedeute . . .

Digitized by Google

Singt mir dann ein zartes Lied
Von der ewigen Liebe,
Daß sein Trost auf mein Gemüt
Sanften Einfluß übe.

Hilft mir euer Singen nicht
Daß ich neu gesunde,
Neig' ich gern mein Angesicht
In die letzte Stunde.

Tod.

Sterben will ich ganz allein
In der engen Zelle,
Laßt mir nur den Sonnenschein
Und des Lufthauchs Welle!

Und die Hölle fürcht' ich nicht
In den fernen Landen,
Denn ich hab ihr Strafgericht
Auf der Welt bestanden.

Bleibt mit eurer Weisheit aus
Und mit spätem Segen,
Gott umströmt das kleinste Haus
Mit des Frühlings Regen.

Laßt mir eine Nachtigall
In der Myrte singen,
Selbst beim letzten tiefsten Fall
Muß es lieblich klingen . . .

Der letzte Schmerz.

Wenn ich einmal begraben bin,
So werden tausend vorüberziehn
Und keiner denket mit Liebe mein:
Mit Recht wohl muß ich vergessen sein;
Denn jeder trägt in beengter Brust
Den eignen Schmerz und die eigne Lust.
Das Denken vom Leben zum Tod ist weit,
Der Lebende hat nur fürs Leben Zeit
Und Liebe kaum für sein eigenes Haus,
Wie reicht er damit für die Toten aus!

Kommt aber einer mit lichtem Blick,
Im Herzen vielleicht ein zweites Glück,
Und pflückt ohne Trän' von meinem Grab
Das erste Blümchen des Frühlings ab,
So wirds nicht umsonst am Kirchenweg
Von tiefaufatmenden Seufzern reg.
Nachtwandler hören es klagend wehn:
Um treue Lieb ists auf Erden geschehn!
Und liegt am kommenden Morgenrot
Die Lerch im Nest am Grabe tot,
So brach ihr ein Hauch von meinem Schmerz
Das liederreiche, das treue Herz!

Die Anstrengungen der zehn letzten Jahre hatten die schwächliche Gesundheit Webers erschüttert. Ein Herzschlag machte dem Leben des Sechzigjährigen am 28. Februar 1858 ein jähes Ende, nachdem er Tags zuvor noch gepredigt und Beichte gehört hatte. Auf seinem Arbeitstisch lag der letzte ausgebesserte Bogen der aus dem Kirchenblatte zusammengestellten „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben". „Der Geistliche stand bereits auf der Kanzel", so erzählt Brühl, um die Predigt nach der heiligen Meßfeier zu beginnen, „als ein Kirchendiener zu ihm heraufstieg, um ihm einige Worte zuzuflüstern. In tiefster Erschütterung gab sofort der Geistliche in wenig Worten der zahlreich versammelten Gemeinde Kunde von dem schweren Verluste, der sie be-

Digitized by Google

troffen, und ein Wehruf, ein Schluchzen und lautes Weinen ging durch die ganze große Kirche. Das war die erste, aber auch erhabenste Anerkennung, welche dem priesterlichen, dem seelsorgenden Wirken des Dahingeschiedenen diejenigen darbrachten, denen er Hirt und geistlicher Führer in der vollsten Bedeutung des großen Wortes gewesen." Am 3. März fand die Beerdigung statt. Der nachmalige Bischof von Limburg, Dr. Klein, hielt die Leichenrede, Bischof Ketteler von Mainz führte die Geistlichkeit, Graf von Rechberg und Freiherr von Schrenk das diplomatische Korps, Generalmajor Josef v. Schmerling das Offizierskorps an.

Professor Wackernell führt nochmals all die vielen Gebiete vor, auf denen Beda Weber stets mit lauterer Absicht und in edler Gesinnung viel geschaffen und noch mehr angeregt hat, und schließt: „Er hat die Denkmale verdient, die man errichtet, um die Erinnerung an ihn wach zu halten. Und wenn Menschen je seiner vergessen sollten, werden noch die Steine des Frankfurter Domes sein Lob verkünden."

Du Geliebtes . . . / Von Ilse Franke

Du Geliebtes, nun suche ich dich
Bei den ewigen Sternen.
Eng an dein Seelchen schmiege ich mich
In lichtquellenden Fernen.

Glüht mir ein Leben friedsam und fremd
Tief im Geblüt. Wir Beide
Hüllen das Herz in dein Totenhemd,
Und im schimmernden Kleide

Geht durch des Alltags grauenden Trug
Hoffnungsselig mein Sehnen.
Meine Felder haben genug
Sonne und Tau der Tränen.

Digitized by Google

Zwischen Himmel und Erde

∴ Stimmungsbild von R. Fabri de Fabris ∴

Einsam schritt der Wanderer über die Hochheide. Kein anderer Laut war in der Weite als das Rauschen des Bergwassers und der schrille Singsang der Grillen. Der lief unaufhörlich neben ihm, wie ein Schrei unendlicher Sehnsucht zwischen Himmel und Erde.

In der Opferschale des abendlichen Firmaments flammte die Sonnenlohe; in rosenroten und silbernen Wölkchen stieg ihr Duft himmelan. Das Laub an den weißen Silbersäulen der Birken leuchtete in lichtem Golde. Und in düsterer Glut brannten die Weihekerzen vielarmiger Kiefernbäume dazwischen. Das Moos am Boden versprühte grüngoldenes Feuer; Thymian und Minze am Uferhang und in den Steinen des Bachbetts warfen aus zarten Händen ihren Willkommduft der Nacht entgegen. Und wie die Sonne ihre Goldschleier tiefer senkte, fingen auch die düstern Bergschluchten und Talspalten zu leuchten an.

In den Wasserwirbeln des wilden Bergbachs taten sich geheimnisvolle Goldtore auf, und tausend unsichtbare Arme kleiner und kleinster Kreaturen waren in stummer Sehnsucht zum Himmel aufgestreckt.

Da ward auch die Seele des Wanderers von der Gewalt eines todstarken Verlangens emporgerissen. Er öffnete weit die Arme, und seine Seele schwang mit in die Sehnsuchtsrythmen aller Kreatur.

Ein hohes Kreuz stand auf einer Hügelwelle.

Das letzte Licht des Abends liebkoste das steinerne Bildnis des Erlösers.

Ein kleiner Vogel hatte sein Nest im Querbalken des Kreuzes. Er regte sich im Schlafe und zirpte leise, und der Wind sang mit weicher Stimme in den Büschen der schirmästigen Föhre über dem Kreuze.

Etwas Unirdisches, über diese Zeit Erhabenes, umwehte den geheiligten Ort.

Es war aber zugleich unsäglich traut und heimlich da. Dem Wanderer dünkte es wie ein Versprechen der Erfüllung aller Sehnsucht. Wie ein müdes Kind im Schoße seiner Mutter sank er zu Füßen des Kreuzbildes nieder.

Das Abendleuchten war allmählich verblaßt, und aus grünsilbernem, zitterndem Licht tauchte jetzt die Mondsichel auf, schneeweiß und von noch verhaltenem Goldlicht schimmernd gleich dem flockigen Vließ eines jungen Lenzlammes im Osterlicht.

Und ein geheimnisreicher, mattweißer Silberschimmer lag nun auf allen Dingen, über denen soeben erst die starke Purpurlohe gebrannt hatte.

Digitized by Google

In dieser geheimnisschweren Stunde nahten sich dem Wanderer seltsame Wesen.

Sie kamen aus einer Felsschlucht über dem Bachbett.

Ihre Gestalten warfen keine Schatten im weißen Mondlicht, und ihre Füße schritten so leise wie Wolken gehen.

Aber unter den Tritten ihrer Füße verdorrten Moos und Gras wie unter lebendigem Feuer.

Und der Wanderer sah ihre Herzen unter den nebelgrauen, halb glimmernden Gewändern schlagen. Jeder Pulsschlag trieb seine Ströme lebendigen Feuers durch die zuckenden Adern. Ihre Gesichter aber waren bleich wie Christrosen im Winterschnee, und in aller Augen brannte das todstarke Licht einer reinen Sehnsucht.

Einige schritten aufrecht, die leuchtenden Augen zum Himmel gerichtet. Sie trugen hellere Gewänder als die übrigen, und neben ihnen waren öfters schöne Lichtwesen, die aus goldenen Schalen einen kühlen Tau über sie verstreuten. Davon ward die Luft rings angefüllt mit überirdischem Dufte.

Und der Flammenstrom im Innern der Besprengten ward bleicher und ruhiger, und neben der Sehnsucht leuchtete nun auch das schöne Licht der Hoffnung aus ihren Augen.

Andere schlichen gesenkten Hauptes, mutlos und beschämt einher. Sie streckten die Hände hilfesuchend in die Weite. Ihre Lippen bewegten sich: aber es formte sich kein Ton aus ihnen.

Sie schritten dicht neben- und hintereinander, und schien doch keines um das andere zu wissen.

Ihre Hände blieben ausgestreckt: keines Freundes Hand kam, sie zu fassen.

Die letzten schleppten sich nur mühsam.

Ihre Kleider waren die dunkelsten von allen; die Säume zerrissen und beschmutzt von langem schlimmem Wege. Der Feuerstrom in ihrem Innern war so stark, daß sie sich im Wandern krümmten wie junges Sommerlaub unter zehrender Flamme. Aber auch sie hatten neben der Sehnsucht das fromme Licht der Geduld in den Augen.

Keinen Augenblick verweilte der seltsame Zug. Weiter und weiter durch die stille Nacht zog er: nicht Fels noch Fluß wehrte ihm. Da ward des Wanderers Herz von einem gewaltigen Mitleid erfüllt. Und es war, als wöbe die Lohe in ihren Herzen auch um ihn ein unzerreißbares Band, und er müsse ihnen folgen, wohin immer ihr Weg sie führen werde. Er versuchte, ihnen die Hand zu reichen. Aber wie er sich nähern wollte, klaffte plötzlich ein Abgrund zwischen ihm und ihnen.

Am Himmel waren inzwischen düstere Wolken aufgestiegen und hatten das sanfte Mondlicht ausgelöscht.

Ein kalter Wind fegte über die Heide und umbrauste die Wände und Schroffen des hohen Schneeberges, vor dem sie jetzt standen. Aber keinen Herzschlag lang verweilte ihr Fuß davor: lautlos sprangen die Eistore des Berges auseinander, und der Zug schritt hinein.

Digitized by Google

Da fielen die Schauer des Unbegreiflichen und der nächtlichen Einſamkeit in des Wanderers Seele, und er zauderte, ob er folgen ſolle. Aber das unſichtbare Land des Mitleids zog ihn voran.

Sie ſchritten durch lange Gänge und Stollen im Berginnern, und es war kein anderes Licht da als das aus den flammenden Herzen und den glimmernden Gewändern; es war kein Widerhall der vielen ſchreitenden Füße als nur von den erdenſchweren Füßen des Wanderers.

Hinter den grünen und blauen Eiswänden, rechts und links vom Wege glitten Schatten und winkten mit geheimnisvollen Gebärden. Aber kein Laut entrang ſich ihren Lippen. Aus unſichtbaren Schlüften kam das ſtarke Rauſchen der Gletſcherſtröme. Das klang ſeltſam feierlich, wie uralter frommer Pſalmenſang in einer verſunkenen Kirche.

Aus einer nachtdunkeln Spalte ſchwebte jetzt ein Zug von Geſtalten herauf, die dasſelbe todſtarke Licht einer reinen Sehnſucht im Antlitz trugen. Auch ihre Herzen brannten in lebendigem Feuer. Ihre Gewänder aber waren aus grauem Eiſe; ſie leuchteten vielfarbig in der Lohe, ſchmolzen jedoch nicht.

Die Ankömmlinge geſellten ſich zu dem erſten Zuge, und auch bei einigen von ihnen ſtanden plötzlich die ſchönen Lichtweſen und labten ſie.

Wo ſie aus dem Berginnern wieder zu Tage traten, wußte der Wanderer nicht.

Es war jetzt völlig Nacht geworden.

Die Finſternis hielt die Erde mit ſchwarzen Schwingen zugedeckt, und am Himmel war auf einmal ein wildes Schneetreiben. Es war, als öffneten ſich die Eisſchlünde einer weißen Hölle. Geduldig ſchleppten ſich die Pilger gegen die weiße ſtiebende Flut, die ihnen das Gehen ſo unſäglich ſchwer zu machen ſchien, ohne doch Kühlung und Erlöſung zu bringen.

Nur der Wanderer ſpürte keinerlei Mattigkeit und Erſchöpfung. Aber das Herz in der Bruſt brannte ihm vor heißem, tiefem Mitleid, und er fing in ſeiner Ohnmacht an, den Allmächtigen um Hilfe für die Unglücklichen anzuflehen.

Da gewahrte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude, wie das falbe Leuchten aus den Kleidern der ihm zunächſt Gehenden ſchwand und die Feuerſtröme in ihren Adern bleicher und bleicher wurden.

Da faßte er Mut und fing an, mit lauter Stimme Gott dem Herrn ein Lob- und Danklied zu ſingen, mitten unter den ſtummen leidenden Geſtalten, mitten im wilden Schneetreiben der Eiswüſte.

Und ſiehe! Im ſelben Augenblicke ſtrahlte oben am Himmel der Mitternacht in der todſtillen Einſamkeit in roten, grünen und blauen Lichtern die zuckende Flammenkrone eines Nordlichts auf. Ein Zeichen der Erbarmung für die müden Pilger, die das Feuer der Sehnſucht verzehrte.

Freudiger und ſchneller wurden jetzt ihre Schritte und die Seele des Wanderers erbebte in himmliſcher Wonne. Die Pilger ſchauerten,

Digitized by Google

wie sie unter der zuckenden Lichtkrone hinschritten, deren Abglanz in Regenbogenschein auf der weißen Schneewüste lag. Dem Wanderer aber war es, als sollten sie durch das Lichttor geradenwegs in den Himmel einziehen.

Aber die Vordersten bogen in eine düstere Felsschlucht. Da lagen seltsame Gewaffen und Schmuckstücke umher, wie der Wanderer nie solche gesehen und dazwischen vermodertes Menschengebein.

Es war totenstill in der Runde. In regelmäßigen schnellen Abständen fielen Tropfen aus dem feuchten Gestein zur Erde nieder. So war es seit Anbeginn gewesen, und so würde es sein bis zum Ende aller irdischen Zeit. Dem Wanderer ging eine Schauer über die Seele. Es war ihm, als habe er den Strom allen Lebens in die Ewigkeit verrinnen hören.

Sie kamen in eine prächtige Königsstadt. Darin war aller Reichtum und Glanz, alles Glück und alle Lust, aber auch aller Jammer, alle Schuld und Not der ganzen Welt zusammengehäuft.

Und die Pilger mußten vorbeigehen am Glück und an den rauschenden Festen der Menschen. Aber an Jammer und Not mußten sie teilnehmen.

Der Wanderer aber sah, wie eine große Zahl von Händen aus dem Dunkel sich ihnen entgegenstreckte. Nicht um zu helfen.

Nur hilfeheischend. Und er sah, wie das Leuchten eines starken, freudigen und heiligen Wollens in die Augen der Pilger sprang.

Sie zerstreuten sich in die Gelasse der Armen, Kranken und Elenden, der Bedrohten und der Sünder, umfingen sie liebreich, trösteten sie wie eine Mutter ihre Kindlein tröstet, ermunterten, warnten, beschworen sie um der Liebe Gottes willen.

Sie hoben ihre in Feuersqual zitternden Hände zum Himmel und brachten dem Höchsten das Opfer ihrer Schmerzen und ihrer Sehnsucht. Auf daß er Erbarmen habe mit denen, die doch noch im Lichte des Tages wandeln durften.

Aber von all den vielen, die getröstet wurden von den Pilgern, war kaum ein einziger, der ihrer selbst gedachte, wie flehentlich in stummer Bitte sie auch ihre Hände ausstreckten.

Da stieg der helle Zorn auf in der Seele des Wanderers über die, deren Füße noch in der Sonne wandelten, und er rief zum Himmel hinauf: „Herr, hilf Du ihnen, da die undankbaren Menschen sie vergessen haben!“

Da waren plötzlich viele Lichtwesen bei den Pilgern und führten sie aus den Toren der Königsstadt. Sie schritten wieder über Berge und Moore, über Flüsse und Seen, durch dunkle Wälder und wilde Steppen und kamen an das weite Meer. Und ehe der Wanderer es gewahr wurde, waren sie über die Wellen geschritten wie über eine grüne Weideflur und standen in einem fremden Lande.

Eine Stadt mit schimmernden Palästen und ragenden Tempeln, mit Kuppeln aus edeln Steinen und köstlichem Metall lag auf schönem

Digitized by Google

Hügel in einem Kranze schlanker Palmen. Der Mond leuchtete am Himmel und die Sterne blühten wie goldene Blumen über der weißen Stadt.

Der Zug schritt eilig durch die schlummerstillen Gassen einen anderen Hügel jenseits der Stadtmauer hinan.

Von der Spitze des Hügels ragte ein Kreuz hoch in die Lüfte. Und unter dem Kreuze lag ein schneeweißes Lamm, das leuchtete herrlicher als die Sonne am Ostermorgen. Es leuchtete wie Gottes Herrlichkeit.

Aber das Herz des Lammes war durchstochen, und das rote Blut sprang daraus in seinem Strahl. Neben dem leuchtenden Lamme kniete eine hohe, ernste Frau in dunkeln Gewändern. Sie hielt eine Alabasterschale in den Händen, das Blut des Lammes darin aufzufangen.

Sie lächelte den Pilgern zu, und der Wanderer sah, daß ihre Blicke voll unsäglicher Güte und Mutterliebe waren. Sein Herz ward mächtig bewegt, er wollte herzueilen und den Saum ihres Kleides küssen.

Aber die Pilger waren ihm zuvorgekommen.

Sie lagen in dichten Reihen auf den Knien vor dem wunderbaren Lamme, hatten die feurigen Hände demütig über die Brust gekreuzt und wagten nicht aufzuschauen.

Da stand die Frau von ihren Knien auf, tauchte ihre Finger in die Schale mit dem Blute und sprengte es über die Pilger, bis jedes ein Tröpflein empfangen hatte.

Da begab sich das Wunder.

Die Flammenglut erlosch in Herzen und Adern der Gepeinigten; die Gewänder leuchteten in hellem und sattem Schein wie junger Bergschnee in der Lenzsonne, und ein Himmelsduften von Lilien und Rosen erfüllte die Luft.

Die hohe Frau aber neigte sich zu den Erlösten und sagte: „Selig, die ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen haben!“

Und ein wundersames Singen war auf einmal zwischen Himmel und Erde. Die Pilger aber sah der Wanderer nicht mehr. Auch die hohe Frau und das leuchtende Lamm waren nun seinen Blicken entzogen.

Er hörte plötzlich den Klang einer Glocke, die ihm heimatlich und vertraut vorkam. Und wie er sich umschaute, war er nicht mehr auf dem Hügel in der fremden Stadt. Er lag noch immer zu Füßen des Kreuzbildes auf seiner heimatlichen Heide wie vor wenig Augenblicken. Und aus seinem Dorfe im Tale drunten kam das Läuten des Totenglöckleins für eine arme Seele, die sich soeben auf die Wanderschaft zwischen Himmel und Erde hatte begeben müssen.

Digitized by Google

Kritische Warte

∴ Von Dr. Lorenz Krapp ∴

III. (Schluß)

Wir sehen an Dehmel, wie der Naturalismus noch immer nicht völlig tot ist. Sein typischer Vertreter in Deutschland ist heute Karl Schönherr, der Schöpfer des vielleicht nicht als antikatholisches Tendenzdrama beabsichtigten, aber sicher als solches wirkenden Schauspiels „Glaube und Heimat", von dem es nachgerade wieder merklich stille wird. Seine neue Sammlung von acht Skizzen „Schuldbuch"[1]) ist das restlose Bekenntnis zum Naturalismus, d. i. jener Kunstrichtung, die vor allem das Dumpfe, Triebhafte des Lebens mit photographischer Schärfe wiedergeben will, über der Schilderung der niederen menschlichen Natur aber alle lichten Ausblicke in eine darüber thronende Welt der sittlichen Ordnung verliert. Acht schrille Anklagen tönen uns entgegen. Da ist im „Fanghund" die Geschichte des jungen, frischen Gendarmen, dem der von ihm verfolgte Mörder im reißenden Wildbach das Leben rettet, und der diesen seinen Lebensretter doch kalten Blutes niederknallt, weil seine Dienstinstruktion es so befiehlt. Und nun, da der Instruktion Genüge getan ist, sieht der Gendarm erst ein, welche Roheit in seiner Tat lag: „als Gendarm gut — als Mensch ein Schweinehund", — und er schießt sich voll Scham vor sich selbst eine Kugel ins eigene Hirn. Da ist in „Gottes Schwiegermutter" die Anklage gegen die Strenge der Klausur, die es einer Mutter — angeblich — wehrt, ans Sterbebett ihrer Tochter zu eilen. Da ist die Anklage gegen die Rechts- und Gesellschaftsordnung, die der Engelmacherin („Fuhrmanns-Engele") ihr Handwerk nicht legen kann und in den „Lebensrettern" eine verhungernde Mutter mit ihren Kindern in den Tod jagt, während sie den zum Tod verurteilten Verbrecher, dem in der Nacht vor der Hinrichtung eine Gräte in der Kehle stecken blieb, durch die teuersten Spezialärzte erst noch gesund kurieren läßt, damit er wohlauf und vollgefüttert hingerichtet werden kann. („Henkersmahlzeit".) Gewiß: die Einzelheiten der Charaktere sind mit blitzartig wirkender Sicherheit geschaut und rund und voll hingestellt; daß hier ein starkes Talent schafft, — wer kann es leugnen? Aber sieht man näher zu, so spürt man die ganze Tragik des naturalistischen Schaffens, seine innere Unwahrheit trotz aller scheinbaren äußeren Richtigkeit. Der ganze Konflikt etwa im „Fanghund" ist aufgebaut auf der Prämisse, daß irgend eine Dienstesinstruktion der

[1]) „Schuldbuch" von Karl Schönherr, Leipzig, 1913, Staackmann, 1—5. Tausend. 141 Seiten, 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Digitized by Google

Welt einem Gendarmen gebietet, auf einen Fliehenden zu schießen. Wo in aller Welt — außer vielleicht in der Mongolei — aber ist eine Instruktion mit einer solchen Scheußlichkeit? Und so wie bei dieser besten der acht Skizzen ist es bei allen; die innere Unwahrheit ihres Problems höhlt sie von innen heraus aus. Sie beruhen auf der Überzeugung, daß die Welt und ihre Ordnung notwendig schlecht und verfault ist, auf der Theorie von der schlechtesten aller Welten.

Hat so der Naturalismus immer seine Nachzügler auch heute noch, so auch sein Gegenstück, der Symbolismus, dem wir schon bei Dehmel begegneten. Die große Kunst geht vom Wirklichen aus und schildert es, freilich im Abglanz ewiger Ideen; wo Dante Himmel und Hölle durchwandert, sieht er doch immer wirkliche Menschen, keine luftleeren Schemen. Der Symbolismus hingegen schildert nicht Wirkliches, sondern eine von der logischen und sittlichen Ordnung losgebundene Traumwelt. Der Münchener Historiker Albrecht Wirth weist öfters darauf hin, daß unsere an rauschender materieller Kultur fast schon übersatte Zeit bedenklich das Gesicht des Roms der Cäsaren annimmt; besonders auch durch die Schwarmgeisterei für orientalische, vor allem indische Kulte und Lebensanschauungen. Buddhismus, Karma, Nirwana, Seelenwanderung, dumpfes Walten des Schicksals anstelle der sittlich freien Tat: in diesen ungesunden in der Schwüle indischer Dschungeln zum erstenmal gepredigten Gedankenkreisen schwelgt der moderne Symbolist. Die dunstig schwelende Traumwelt des im Opiumrausch dahingekauerten Brahmanen ist sein Reich.

Wir sahen Dehmel im Bann dieser künstlichen Welt; ihre Führer waren der junge Maeterlinck mit seinen „Blinden" und bei uns Hugo von Hoffmannsthal. Aber die Ansteckungskraft solcher Modeströmungen wird einem doch erst so recht klar, wenn man einen Mann betrachtet wie den vielgepriesenen schwäbischen Bauerndichter Christian Wagner (geb. 1835 in Warmbronn-Württ.), aus dessen Werken Hermann Hesse eben eine Auswahl herausgab.[1]) „Vor einigen Jahren besuchte er mich und saß an meinem Tische, ein kleiner greiser Mann mit grauen Haaren, edler hoher Stirn und hellen reinen Augen. Er ging mit mir über Feld, unglaublich rasch und zähe, mit aufmerksamen Augen alles und alles sehend, und da wir Abschied genommen hatten, blieb ich stehen und sah mit Rührung und Verehrung den kleinen alten Herrn mit raschen starken Schritten im Wald verschwinden wie einen Zauberer." So schildert Hesse den Menschen Wagner, der keine weitere Schulbildung genoß als in den vierziger Jahren die einer dörflichen Volksschule, und der nun ein Leben lang als Bauer werktätig mit Pflug und Sense ins Feld zog. Und der Dichter? Man erwartet schlichte, warmherzige Bilder der Natur oder kraftvolle Mannesworte von eines deutschen Bauern hartem Arbeiten, Sorgen und Sterben. Und statt dessen?

[1]) Gedichte von Christian Wagner. 2. Auflage, München, Georg Müller, 1913. 110 Seiten.

Digitized by Google

Spätes Erwachen.

So wie ein Mensch nach lärmendem Gelag
Noch spät zu Mitternacht nicht schlafen mag
Und seine Ruh erst findet knapp vor Tag;
Und süß erst schläft beim hellen Morgenschein,
So reichte in die Jugend mir hinein
Versäumter Schlaf von einem vorigen Sein.
O wüßt' ich doch, was mich nicht schlafen ließ!
Ob mich ein Gott vom Bacchanal verstieß?
Ob ich betrunken kam vom Paradies?

So grübelt er übers Rätsel des Daseins. Man glaubt, indische Mönche am Ganges zu hören, Strophen der Veden zu lesen. Er will begraben sein wie die Parsen: auf einem hohen Turm, dem „Turm des Schweigens", wo die Adler seinen toten Leib zerhacken und damit über das Weltmeer fliegen, — und er will wiederkommen im „ewigen Kreislauf der Dinge". Wohl gelingen ihm auch Naturlieder, in denen das Herz der deutschen Landschaft sich ihm enthüllt, so in seinem herrlichen Lied von den „Anemonen am Ostersamstag", wo er die Anemonen im Wald wie weinende Frauen Jerusalems am Grab des Herrn stehen sieht:

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede,

* * *

Also trauernd
Innerlich vor Frost zusammenschaudernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.

Aber sonst gibt er sich fast immer wie der indische Seher, — bald in ungefügen, holpernden Versen, bald in einer Formglätte, die blendet. Meist ist es eine Welt, von der uns alles scheidet, vom Standpunkt unseres Glaubens aus wie von dem unseres Volkes. Aber ich weiß kein stärkeres Beispiel, um zu zeigen, wie selbst welt- und volksfremdeste Strömungen hereinbranden zu unserem einfachsten Volk und es verwirren. Noch verschließen wir viel zu viel die Augen vor dieser Tatsache; nicht bloß die Begriffe eines gröhlenden Asphalt-Atheismus drängen sich in die Gedankenkreise des Großstadtarbeiters, selbst so volksfremde Kulte wie jener des Buddhismus werben schon ums Herz unseres deutschen Volkes, und, wie dieser Warmbronner Bauer zeigt, nicht vergebens.

IV.

Zunächst freilich ist die alte Glaubens- und Gefühlswelt unseres Volkes auch in der Kunst doch noch stärker, als daß sie durch diese neuen Strömungen ohne weiteres über den Haufen gerannt werden könnte. Sie sind gute Trommler, die Naturalisten, Symbolisten, Mo-

Digitized by Google

nisten usf.; aber noch ist das Heer, das hinter ihnen marschiert, doch nicht Deutschland. Immer wieder tauchen doch Werke von Dichtern auf, die aus dem Herzen unseres Volkes, seinem Fühlen und Glauben, ihre beste Kraft schöpfen.

Der Erfolg Heinrich Federers redet da eine laute Sprache. Welcher weitere Umkreis kannte ihn noch vor fünf Jahren? Noch saß er da droben in seinen Bergen um die Pilatusgruppe, der schmale asthmatische Mann mit dem asketischen Gesicht und dem leisen Lächeln im Untergrund der Augen, — im Pult Berge von halbfertigen Manuskripten, — ein einsamer Benefiziat, um den sich lauschend die Kinder drängen, wenn er anhebt zu erzählen. Draußen lärmen die kleineren Geister, die Jahr für Jahr den Markt mit ihren Romanen und Geschichten versorgen; ihm aber ist am wohlsten, wenn er Kindern und alten Leuten erzählen kann. Einmal in Konkurrenz treten mit den fingerfertigen Bücherschreibern da draußen? Noch denkt er nicht daran; im Volke lebt er, von ihm lernt er, sein Denken, Fühlen und Glauben ist auch das seine.

Bis die Not des Daseins, die Sorge um einen Zehrpfennig fürs kranke, hüstelnde Alter ihn zwingt, all dies gesammelte Schreibwerk hinausflattern zu lassen. Da kam sein wundervolles, herzinniges Franziskusbuch mit den Bildern von Fritz Kunz, diesen farbegewordenen Träumen eines tiefen und guten Menschen; es kam das umfassende Lebensbild des Bergvolks „Berge und Menschen" (heute zwölftes Tausend), die „Lachweiler Geschichten" (siebtes Tausend) der Roman „Pilatus" (achtes Tausend) und heuer gleich zwei Werke in Buchform, der im Gral zuerst veröffentlichte Roman „Jungfer Therese" [1]), und die Erzählung „Sisto e Sesto" [2]).

Die „Jungfer Therese" ist jedenfalls eine Art Selbstbiographie. Denn dieser magere, schmale Kaplan Johannes Keng, dessen erstes Lachweiler Kaplansjahr wir hier vorüberziehen sehen, ist Federer selbst. Mit heiligem Seeleneifer wirft sich Keng hinein in seinen geistlichen Beruf. Eine Feuerseele, die nicht langsam zum Himmel wandern, nein, die ihn zu sich herabreißen will. Reform an Haupt und Gliedern, Freiheit und frische Luft in allen modrigen Stuben: diese die Luft durchschwirrenden Schlagworte fangen auch ihn. Und er hagelt Vorwürfe und zürnende Leitartikel nieder auf alle, die seinen Sonnenflug nicht begreifen wollen. Aber da schickt ihm unser Herrgott einen guten Lebensgeist auf seinen Weg: die stramme, viereckige, brillenblitzende Pfarrhaushälterin Jungfer Therese. Nüchtern bis zur nüchternsten Prosa, wo es eben nüchtern und nur das zu sein gilt, — im innersten Herzen aber eine goldene, reine, herrliche Seele: das ist diese alternde Jungfer, die mit rauher Hand Johannes Kengs Lebenswagen wieder ins rechte Gleis lenkt, ob die Räder auch knarren und knirschen und

[1]) Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler von Heinrich Federer. Berlin, 1913, G. Grote. 367 S., gbd. 4.50 M.

[2]) Sisto e Sesto. Heilbronn, Eugen Salzer. Gbd. 1 M.

Digitized by Google

brechen wollen. Und bei jenem De profundis, das in der schrecklichen Sturmnacht zu Ende des Buches Keng, dem Tode nahe, stammelt, löst sich endlich alles Wirre von Johannes los: Reform zuerst bei dir, armer Johannes, und alles wird gut.

Das ist der Grundgedanke des Buches. Wie arbeitet ihn aber Federer heraus! Selbstsicher lösen sich alle Gestalten vom großen Hintergrund der Bergheimat, mit dem sie in allen Fasern verwachsen sind. Diese Bergmenschen, — die reichen wie die armen —, diese Bergpfarrer in ihren so lange Zeit eingeschneiten Dörfern, wo der Mensch von selbst zur Einkehr und Tiefe gebracht wird, — diese frischen Bergbuben und zarten Bergmaidlein, die so quellfrisch lachen und so bitter weinen und so grundgescheidte Fragen und Antworten finden. Die Bergnatur, die in den „Bergen und Menschen" und vor allem im „Pilatus" oft überwältigend groß, kalt und hart anmutet, hat hier in Johannes Kengs jugendschwärmendem Geist etwas geheimnisvoll Liebes gewonnen; man lese nur die Sternennacht Seite 47! Auf und ab folgen wir dem Wogen der Gedanken und Gefühle in Johannes Kengs Brust, — eine psychologische Meisterschaft! Die Gestalt des alten Pfarrers Zyrillus Zelblein ist wohl die lebenswahrste, feinste Priesterfigur der heutigen Dichtung. Wie freut sich Federer an aller Kraft und Frische, am Liebreiz und dem kühnen Wagemut der Jugend; — wie holt er aus einer so nüchternen Figur wie Therese die verborgenen Schätze herauf und zeigt die verschlossenen Heiligtümer, die selbst im einfachsten Menschen ruhen! Kernig vermag er vor allem volkstümliche Frömmigkeit zu schildern: man lese den herrlichen Hymnus auf das Vater unser Seite 288 oder Johannes Kengs Meditation über die heilige Messe Seite 227! Von bedeutender Kunst ist seine Gesprächführung: bald blitzend und scharf, bald in den Gesprächen des Volkes mehr andeutend, abgerissen, sprunghaft und ein bißchen schwerfällig wie in der Wirklichkeit.

Das Größte an dem Werk aber ist der volle Zusammenklang von Idee, Natur und Menschen, den wir hier sehen. Nicht mit unsicherer, gebrochener Weltanschauung belastet keucht Federer einher; alles ist Einheitlichkeit, darum Kraft und Leben.

Das gilt auch von seiner Erzählung aus den Abruzzen „Sisto e Sesto". Da lebt drunten in der wilden Bergeinsamkeit von Paritondo ein verwegenes Räuberdorf. Der Raub ist den freien Bergbewohnern zu heldischen Kunst geworden, er bedrückt ihr Gewissen nicht mehr: sie plündern im gleichen Atem wie sie der Madonna ihre Lieder singen. Und das Kostbarste, was sie einmal erbeuten, einen silberdurchwobenen, in Duft und Glanz wehenden „Lilienschleier", bringen sie dem Madonnenbild ihrer Kirche. Aber sie haben dennoch ein gutes, unverbildetes Herz: als sie hören, daß im Nachbardorf Seuche und Hungersnot ausbrach, geben sie ihren armen Brüdern im Nachbardorf alles, ja selbst ihr abgöttisch geliebtes Kleinod, den Lilienschleier der Madonna, verpfänden sie und hungern, um den Brüdern zu helfen.

Digitized by Google

Doch in diese wilde und dann wieder so gewissensfriedliche Welt herein bricht das Verhängnis, und zwar von einem der Ihren selbst. Papst Sixtus V., — „il Sisto" —, der Sohn ihrer eigenen Berge und des Häuptlings dieses Räubergeschlechts, hat den Stuhl Petri bestiegen und rottet nun unerbittlich das Räubergezücht der Berge aus. Seine Truppen dringen auch nach Paritondo und fangen die jetzigen Räuberführer: die Gefangenen aber sind niemand anderes als sein eigener Bruder Sesto und dessen trotziger, wildbachfrischer Bube Poz'do. Im Kerker Roms schmachten sie nun dahin, und der eigene Bruder verurteilt sie zum Tode.

Aber: „Grazia ist besser als Justitia". In stiller Nacht denkt der Papst der göttlichmilden Tat dieser verwilderten Gewissen, wie sie für ihre hungernden Brüder alles opferten, selbst den Lilienschleier der Madonna. Da schmilzt das Eis in ihm, er begnadigt sie, und seine große Seele reißt sie und ihre Genossen empor aus der Verderbtheit; er gibt ihnen Geld, Pflüge, Sensen, — und diese Menschen, deren Seele gut blieb trotz aller Roheit, in der sie aufwuchsen, werden andere: sie zerreißen den Boden mit dem Karst, jäten, ackern, arbeiten, — sie werden ein armes, aber glückliches Volk friedlicher Bergbauern, in deren Schoß jeder landfahrende Kaufmann und goldglitzernde Burgenherr still und sicher sich schlafen legen kann.

Die Art, wie hier Natur und Menschen zusammenwuchsen, macht dies kleine Büchlein zu einem künstlerischen Kleinod. Das Problem von Federers meisten Werken: das Auferstehen natürlicher Güte aus dem Schutt von Selbstsucht, satter Gewöhnung, ererbter Wildheit der Triebe ist hier vielleicht am sinnfälligsten gestaltet. Wie prachtvoll selbstsicher leben diese Menschen der Berge, wie streicht er mit ein paar Worten die Tiefen ihres Wesens hin aufs tote Blatt! Solche Bücher geben nicht bloß dem dürren Schemen „Literat" etwas, sondern vor allem dem Menschen.

Die gesunde Bodenständigkeit gibt Federers Büchern ihr bestes Leben. Darin gleicht dem Schweizer einer der frischesten unserer heutigen Lyriker, der Altbayer Franz Schrönghamer (Heimdal), der als drittes Lyrikbuch eben „Ein deutsches Lied" herausgab[1]). Wohllautende, klingende Verse entrollen nur so seiner Hand; und kaum passiert es einmal, daß Wort und Gedanke sich nicht völlig decken. Er hat vor allem seine Freude an gesunder Kraft: er belauscht den Dorfschmied am Ambos, wo die Funken sprühen; er geht mit dem Sämann und Ackerer über die Schollen; die alten Germanenkönige taten es ihm an, auf deren Scheitel die Goldkrone, in deren Hand das Reichsschwert als Hort des Rechts und Schutz der Schwachen blitzt. Daneben zeigt er tiefes soziales Mitgefühl; die Feste des Vaterlands reißen auch ihn mit, etwa in seinem Hymnus auf die Toten von 1813. Und dann wieder klingt es wehmütig auf wie Hifthornsang im fernen Wald: aus Kind-

[1]) Paderborn, 1913, Junfermann. 163 Seiten.

Digitized by Google

heit und Jugend wandern die Erinnerungen zu ihm, die Hügel und alten Kirchen der Heimat ragen:

Alte Kirchen stehen versteckt im Land
Zwischen blühenden Linden, weißen Holunderbüschen
Mit verblendeten Fenstern, staubigen Heiligennischen,
Die zum Nisten ein Schwälblein fand.

In diesem Ton milder Erinnerung trifft er sich mit einem Dichter, dessen Harfe ganze auf Innerlichkeit abgestimmt ist, mit Thimoteus Kranich, der eben wieder zwei kleine Büchlein: „Gretal in der Heck" und „Licht und Leid"[1]) schrieb. Das erste entrollt in weichen, doch nicht überweichen Farben stimmungsschwere Bilder einer reinen Jugend; das zweite ist wieder eine Sammlung jener meist nur achtzeiligen kleinen Lieder, die an der Feinheit und konzentrierten Fülle der Greifschen Achtzeiler geschult sind. Wie könnte man sie eingehend analysieren? Man lese eine Probe und versenke sich in ihr Leben:

Des Lebens Erntelied.

Ich kann es nicht verstehen,
Daß alles sterben soll.
Die Stunden kommen und gehen,
Und jede ist lebensvoll.

* * *

Man sagt wohl, jede wetzte
Die Sense sichelfein —
Ich glaube, auch die letzte
Holt mich zum Leben ein.

Und manch anderes Buch mit solch reichem Gehalte wie die ebengenannten könnten wir aufzählen. Nein, es ist nicht an dem, daß nur die Brutalitäten des Naturalismus, die Verstiegenheiten des Symbolismus, die Leere einer sensationshaschenden Unterhaltungsschriftstellerei den Markt beherrschten. Nur ein Buch sei noch genannt: und zwar sowohl wegen seiner künstlerischen Werte wie wegen der Persönlichkeit des Verfassers. Es ist das Buch „Pia" von Kurt Martens.[2])

Der Verfasser ist der Romankritiker der „Frankfurter Zeitung". Seine Kritiken sind die eines klugen Kopfes, eines vielbelesenen, natürlich unserer Weltanschauung fernstehenden Mannes. Das Buch aber, das er hier schrieb, ist das Werk eines so unbefangenen Geistes und zugleich ein Beispiel so hochstehender literarischer Kraft, daß ich ihm dankend die Hände drücken möchte.

Im alten Adelshause Worryn wächst Pia heran. Ein katholischer Magnat von altem Schrot und Korn, ein feiner Geist, ein vollendeter Gentlemann, ein treuer Sohn seiner Kirche ist ihr Vater. Pia ist seine

[1]) Saarlouis, Hausen, 1913.

[2]) Pia. Der Roman ihrer zwei Welten. Von Kurt Martens. Berlin, 1913, Egon Fleischel. 407 Seiten.

Digitized by Google

Tochter: fein und vornehm, ihr ganzes Wesen die Verkörperung des starken und frommen Geistes dieser schlesischen Adelsgeschlechter. Und ins Leben dieses reinen Kindes tritt nun Graf Joachim Pelas, ihr Vetter. Er ist eine jener Naturen, wie sie das High-life bildet und verbildet: elegant, talentvoll, aber oberflächlich, eine blendende Schale über einer Leere, und dazu durch alle Tiefen sittlicher Verkommenheit gegangen. Er, der ganz anders ist als die konservative Welt hinter Worrhns Mauern, gewinnt im Sturm das von ihm faszinierte Kind. Sie flüchtet in Nacht und Nebel mit ihm nach London, wo sie sich zivil trauen lassen; und dann folgt sie ihm als sein Weib in sein Heim nach München. Als sein Weib vor den Menschen, aber nicht vor Gott. Furchtbar, immer riesiger anschwellend, steht die Schuld zwischen beiden. Und alles endet, wie es mußte: Joachim Pelas, der Übermensch, bricht zusammen, nachdem er seinem Weib die Treue gebrochen und sie ihn verließ; Pia aber kehrt wieder heim in ihre andere, heilige Welt, aus der er sie mit unreinen Händen gerissen hatte. Sie geht ins Kloster, sie widmet ihr Leben der Menschheit.

Mit unbefangener Treue ist der Gegensatz der zwei Welten gezeichnet: der starken, herrlichen, selbstsicheren Welt der katholischen Weltanschauung und der mürben, hohlen, gleißenden, verlogenen modernen Talmi-„Kultur". Selbst auf den Kardinal und Jesuiten des Werks ist die ganze Fülle dichterischer Liebe ergossen; überhaupt bleibt die katholische Weltanschauung in dem Buche Siegerin auf allen Strecken. Das Werk erfordert ganz reife Leser; denn es redet auch von unerquicklichen Dingen, aber nicht aus Lust an ihnen, sondern um in herbem Ernst zu zeigen, wie ungleich höher jene andere Welt ist, die Pia verlor, um sie reuevoll wieder zu suchen. Katholisches Glaubensleben ist dem Verfasser wohlbekannt, und er schildert es in hoher Ehrfurcht. Die Fabel ist gut geknüpft; die Personen sind greifbar lebendig.

Das Buch ist ein Zeichen, wie wirkliche künstlerische Objektivität und menschlicher Wahrheitssinn auch einen, der fern von uns steht, von selbst zur Ehrfurcht vor der Großartigkeit des katholischen Kulturideals führen müssen. Als solches ist es ein doppelt mutiges und tapferes Werk. Aus einer Literatur, die auf weite Strecken als dichterisches Problem nichts kennt als nur das vom Verhältnis der Geschlechter, hebt es sich auch deswegen weit empor, weil es kühn einmal ein neues, ungleich größeres Problem aufgreift, das man nicht vom Wege aufleſen kann, sondern das neuschöpferische Kraft fordert. Wirkliche Künstlerschaft führt eben nie in die Tiefen, sondern endet in einem Sursum corda.

Digitized by Google

Drei Kreuze

Von Richard v. Kralik

Sonntag den 8. Februar 1914 ist zu Wien im dreiundneunzigsten Lebensjahr der Dichter Adam Trabert gestorben. Nur kurze Zeit vorher sind ihm in die Ewigkeit Eduard Hlatky und Karl Domanig vorausgegangen. Von dem literarischen Freundschaftsbund, der seit etwa 1893 fünf katholische, in Wien lebende Autoren umfaßt hat — bekanntlich ist aus diesem Freundesbund der spätere „Gralbund" hervorgegangen — sind nur mehr zwei übrig, die wie die altdeutsche Dichterin Ava von Göttweig sagt, „noch leben und in den Arbeiten streben": nämlich Franz Eichert und der Schreiber dieser Zeilen. Es war in jener Zeit, am Anfang der neunziger Jahre, daß sich im katholischen Österreich eine mächtige religiöse, politische, soziale und literarische Bewegung kund tat, die auch jene fünf Freunde einander näherte zu gemeinsamer Mitarbeit. Bei allen Fünfen blieb das Interesse nicht allein auf die Literatur beschränkt, sondern die Literatur galt ihnen nur als eine Betätigung des gemeinsamen Lebensideals, als Ausdruck und Auswirkung der religiösen und sozialpolitischen Ergriffenheit. Es galt ihnen eine Erneuerung des ganzen Lebens, nicht nur eine Erneuerung papierener Literaturprobleme. Das war ja der Kern des Gralprogramms, den dann später Papst Pius X. selber in jenem herrlichen Brief an den Gralbund ausdrückliche bestätigte, indem er sagte, daß wir mit Recht das Wahre, das Gute und das Schöne als eine und dieselbe Sache in Gott erklärten und ausübten; womit der Literaturstreit für alle Zeit und für alle Katholiken erledigt war.

Jene fünf Freunde haben sich daher alle mehr oder weniger nicht nur literarisch, sondern auch religiös und sozialpolitisch betätigt, denn ihnen waren alle diese Erscheinungen des Lebens eine und dieselbe hohe heilige Angelegenheit.

Wie innig damals Religion, Politik und Poesie zusammenhingen, beweist folgende entscheidende Episode. Die christlich-soziale Partei in Österreich war bis ungefähr 1892 sehr klein, sie war auf die Kreise einiger Sozialpolitiker aus der Schule des Barons Vogelsang beschränkt. Sie konnte die Fühlung mit dem Volk nicht gewinnen. Da versuchte das übermütige Juden- und Freidenkertum einen törichten Vorstoß, die Abschaffung der Kruzifixe aus den Volksschulen. Da erst flammte die religiöse Begeisterung des unwilligen katholischen Volkes empor, es fand in Eicherts Gedichten sein innerstes Empfinden ausgesprochen und also religiös und poetisch durchglüht, warf es sich den christ-

Digitized by Google

lichsozialen Reformern in die Arme, es erfolgten Schlag auf Schlag die siegreichen Wahlschlachten bis zur Eroberung der Stadt, des Landes, des Reiches. Adam Trabert wirkte in jenen Tagen als unermüdlicher Volksredner ebenso sehr wie als patriotischer Dichter. Nicht ohne Beiwirkung mögen wohl auch die von der Leogesellschaft glänzend aufgeführten Weihnachtsspiele und Fronleichnamsspiele gewesen sein.

Hlatkys, Domanigs, Traberts Werke sind ganz von dem Ethos und Pathos dieser großen Bewegung getragen, deren Geist, wie mich dünkt, damals durch die ganze Welt ging. In Hlatkys „Weltenmorgen" ist mit höchster Kunst die ganze Fülle der damaligen Streitfragen niedergelegt. Es ist bewunderungswürdig, wie aktuell, wie zeitgemäß der prähistorische Stoff gestaltet ist; man findet alle Themen, alle Kulturprobleme religiöser, politischer, kultureller Art hier angeschlagen. Wie Dantes Göttliche Komödie die ganze Zeit und ihr Wissen spiegelt, so Hlatkys Weltenmorgen unsere Zeit. Es mögen noch Menschenalter dahingehen, ehe alle Tiefen dieses Werks ergründet sind. Das gleiche gilt von dem Gedicht „An der Schwelle des Gerichts." Es ist ein Spiegel der Zeit, wie wir sonst keinen zweiten haben. Domanig hat hinwieder seine ganze Kraft aus seinem Heimatland Tirol gezogen. Seine Heimat wird ihm zur Parabel der Welt. Mit Domanig verglichen, sind alle sonstigen Tiroler Dichter weniger Tiroler gewesen. Keiner vor ihm hat das, was der Tiroler zu sagen hat, besser und völliger gesagt, ohne Abfall von der Sache Tirols, in der Domanig mit Recht die Sache des Katholizismus, die Sache der tüchtigen Gesinnung im allgemeinen sah. Tirolisch sein, hieß ihm katholisch sein. Auch er hat in seiner Weise in den politischen Parteienkampf eingegriffen, zum Frieden zwischen Konservativen und Christlichsozialen mahnend. Er sah in dem Zwist etwas gänzlich Untiroleriches, etwas Fremdes, Hineingetragenes. Er suchte den Zwist beider Standpunkte in der eigenen tüchtigen Persönlichkeit vorbildlich zu überwinden. — Trabert, der Reichsdeutsche, hat vor allem die Stärkung der katholischen Sache in der Stärkung Österreichs gesehen. Die besten seiner Gedichte haben den Österreichern in dieser Beleuchtung die österreichische Geschichte wieder erstehen lassen. Er sah, wie einst Marco d'Aviano, der Türkenbesieger, in „Österreich das Fundament der Christenheit," das Bollwerk der Kirche mit seiner katholischen Dynastie, mit seinem katholischen Volk, mit seinen historischen Beziehungen zum Papsttum und zum alten heiligen römischen Reich deutscher Nation.

Es war nicht Kirchturmpolitik, was da getrieben wurde. Die Probleme, die in all diesen Dichtungen erörtert wurden, waren die Sache der ganzen Menschheit, gewiß auch die Sache des deutschen Volkes. Daher kam es, daß die Arbeit des Gralbundes und des Grals gerade im Deutschen Reich den reichsten Widerhall fand. Trotz kleinen Mißverständnissen, auf die ich hier nicht mehr eingehen will. All dies ist ja längst erledigt. Wir haben für unsere Sache gekämpft. Uns ist

Digitized by Google

von der Seite, die uns die maßgebende ist, vom Papste selber, die volle Zustimmung geworden. Jeder Streit ist für uns überflüssig, wenigstens mir erscheint es so. Die Sache steht fest, sie kann nicht mehr untergehen. Es verschlägt wenig, wie viele mit uns gehen, wenn wir uns nur unser selber sicher sind. Niemals war unser Freundschaftsbund durch die so mannigfaltigen Meinungsverschiedenheiten des Tages ernstlich gefährdet. Auch der Tod, der den Bund zerreißen will, kann es nicht ganz vollbringen. Unsere drei Toten bleiben uns lebendig vereint. Wir haben allen Grund, ihr Werk hoch zu halten, wenn sie auch damit nicht viel Geld verdient, sich nicht die Gunst maßgebender Kunstrichter erschmeichelt haben. Der Wert ihres Wirkens liegt in der hohen Gesinnung, womit sie die Poesie betrieben haben. Nicht als Geschäft, nicht um damit Glanz und Ehren zu gewinnen, nicht um ihrer eigenen Eitelkeit genug zu tun, sondern um Gottes willen, um der Sache willen. Das wird man immer diesen Dichtern und Werken ankennen, und darum werden sie bleiben. Richard Wagner hat einmal sehr schön gesagt: deutsch sein heiße, eine Sache um ihrer selber wegen betreiben, nicht aus Absichten, die der Sache fremd sind, nicht aus persönlicher Spekulation. Statt deutsch hätte er auch als gleichbedeutend: christlich-germanisch sagen können, oder noch treffender: katholisch. Katholisch sein, heißt schon dem Namen und dem Begriffe nach, sich der Allgemeinheit hingeben, ihr seine Persönlichkeit opfern. Je stärker die Persönlichkeit ist, die sich für die Allgemeinheit hingibt, sich „entselbstet", um mit den Mystikern zu reden, um so besser. Nur insofern ist Persönlichkeit höchstes Glück der Erdenkinder. Das Gegenteil davon ist das Geckentum dessen, der die Allgemeinheit seinem elenden Persönchen verknechten will. Dies Geckentum beherrscht seit geraumer Zeit den literarischen Markt, überschwemmt die Poetenbörse mit falschen Werten und führt von Krise zu Krise, von Krach zu Krach. Das Falsche ist oft glänzender als das Wahre. Die Fälscher von Kunstwerken und Altertümern machen das Falsche noch schöner als das Echte. Die „Mitra des Saitaphernes" übertraf an „Schönheit" alles, was die Antike hervorgebracht hatte, aber sie war eben falsch und daher wertlos. Fingerfertige Fälscher können noch schöner und tiefsinniger dichten als Goethe und Sophokles. Aber es ist doch unecht, Schwindel, und daher wertlos. Auf das Echte sind unsere drei abberufenen Freunde losgegangen, auf das Echte, wenn es auch schlicht war. Das ist ja eben das ästhetische Gralprogramm: das Schöne im Echten, im Wahren und Rechten sehen, im Kern, nicht im Firnis. Wer das tut, der ist ein Gralbündler, wenn er auch vom Gral nichts weiß. Gralritter sein heißt, ohne Rücksicht auf die Schwindelwerte des Marktes das einzig Wertvolle suchen, auch wenn es in Einsamkeit und Vereinsamung führt. Das Gegenteil treiben aber die, die der Mode folgen, mit Rechts und Links, mit Schwarz und Weiß, mit Jud und Christ liebäugeln, ihre ausstaffierten Puppen nach dem Belieben der kritischen

Digitized by Google

Gönner tanzen lassen, ihnen das Herz, das sie nicht im Leib haben, auf die Hosenträger und Mieder malen, damit es männiglich schaue und wisse. Gibt es solche Leute? Vielleicht nicht. Vielleicht höchstens bei den Antipoden. Es braucht sich bei uns niemand getroffen zu fühlen, denn ich will niemanden treffen. Ich habe meine Pfeile in den Köcher getan und ich weiß nicht mehr, wo ich Köcher und Bogen aufgehängt habe. Alles hat seine Zeit, Polemik und Apologetik, der Kampf und der Friede. Einst war der Krieg fruchtbar, nun sei es die Friedensarbeit. Einst haben wir verwundet, nun gilt es, die Toten zu klagen. Die heutige Polemik liegt in der Apologetik unserer Sache und der Männer, die unsere Sache zum Siege geführt haben. Unsere Sache war und ist die rechte, weil die rechten Leute, die echten Künstler für sie gearbeitet und geschafft haben. Denn ohne die rechten Leute können sich auch die rechten Ideen nicht durchsetzen. Wenn wir die Personen loben, die unsere Sache sachlich vertreten haben, so werden wir damit nicht persönlich; das ist keine andere Kameraderie als die pflichtgemäße Kameraderie mit der Wahrheit. Die katholische Demut und Bescheidenheit besteht nicht darin, daß wir die bescheidenen und demütigen Männer, die sich den katholischen Ideen wahrhaft geopfert haben, in den Winkel stellen und dafür jene loben und feiern, die mit der ganzen Erbitterung des Hasses die katholischen Ideen bekämpfen, oder die sich gleichgültig über sie hinaussetzen, sie „innerlich überwunden" haben. Ich weiß nicht, wo anders wir die „katholische Sache" in ihrer realen Erscheinung würdigen und ehren, fördern und pflegen können als in den katholischen Männern, die sich ihrer angenommen haben, in denen sie verkörpert ist. Die Kirche besteht aus Menschen, aus Personen, die der Person Christi und seines Statthalters anhangen. Katholische Wissenschaft und Kunst, katholische Kulturarbeit besteht nur in den Personen, die sie treiben. Es gibt keine Poesie ohne Poeten. Es gibt kein Gralprogramm ohne die Männer, die es auszuwirken suchen. Ehre darum der Persönlichkeit unserer geliebten Toten! Wer heute der Sache des Grals nutzen will, der braucht nicht mehr polemisch die falschen Sätze der Gegner zu widerlegen. Er braucht nur auf den Papstbrief an den Gralbund hinzuweisen und das sollte nach meinem sehnlichen Wunsch immer wieder geschehen. Die Apologie unserer Sache hat heut ihren Schwerpunkt in der Fruchtbarmachung der Werke, die aus dem Gralprogramm erwachsen sind, in der Würdigung jener Männer, die solche Werke hinterlassen haben. Der Gralbund, formlos, wie er seit jeher war, schließt keinen Gleichgesinnten, von wo er auch komme, aus. Er will sich weder in der Zahl der im Geiste Verwandten, noch in der Ausdehnung seines Arbeitsgebiets irgendwie beschränken. Heute vereinen wir uns alle in der Herzenspflicht, drei Kreuze auf die drei frischen Gräber der aufs engste uns Verbundenen zu pflanzen.

Drei Totenkreuze auf drei Gräbern: seht,
Wie gut der Schmuck den dreien Dichtern steht!

Digitized by Google

Kein Denkmal sonst aus Marmor oder Gold
Ist wie dies Zeichen ehrenvoll und hold.
Die einst die Kreuze trugen, ruhn im Grab;
Die Kreuze schauen mild auf sie hinab.
Drauf stehn die Worte über Gottes Sohn:
Im Kreuze Kampf, im Kreuze Sieg und Lohn.
Im Kreuze Leid, Verfolgung, Schmach und Pein;
Im Kreuze Sühnung, Seligkeit, Verzeihn.
Das Blut, das ich vergoß im Erdenlauf,
Ihr fingt es in der Gralesschale auf.
Euch leuchte nun im ewigen Himmelssaal,
Umschwebt vom Engelchor, der heilige Gral!

Stimmen der Zeit

Wieder einmal zu spät . . .

Im ersten Heft dieses Jahrgangs zitierten wir nach dem Tode Hlatkys aus dem „Aar" die Worte H. Federers: „Wir bekennen uns an der alten Schuld mitschuldig: diesen Mann bei Lebzeiten zu wenig gepflegt und zu wenig ins literarische Leben getragen zu haben . . . . Es ist die alte Sünde der Katholiken, aus Faulheit oder Zweifelsucht oder elender Scham das Eigene verstauben zu lassen und dafür jedem katzengoldenen Tagesgötzen den Staub von den Füßen zu küssen. Bessern wir uns!"

Jetzt, nachdem Domanig von uns gegangen ist, finden wir auch im „Hochland", das den Dichter bei Lebzeiten nur dann nicht übersehen hat, wenn es etwas an ihm zu tadeln hatte, das Schuldgeständnis: „Helfende Kritik hat seine Dichtung wenig beeinflußt, und wie falsch es war, ihn zu übersehen, so war es falsch, in ihm zuviel zu sehen" (Hubert Rausse, Karl Domanig der Mensch und der Dichter, Hochland XI, Heft 5). Freilich wird auf das „nur nicht zuviel sehen" in einer Weise der Nachdruck gelegt, daß man das „Übersehen" fast begreiflich findet:

„Größe war ihm versagt. Es ist ihm nie gelungen, Individuelles ins Typische zu gestalten. Wo seine Kunst dem Typischen nahe kommt, geht sie von ihm aus, nicht zu ihm hin.[1]) Das ist stets der Weg der Volkskunst gewesen, der Weg, den die alten Epen gingen, vielleicht der Anfangsweg jeder Kunst, die dann schließlich in ihren besten Individualitäten den Weg ins Typische wieder zurück fand. Do-

[1]) Ein Orakelspruch, der bei Domanig gewiß nicht zutrifft. Wenn das Wort einen Sinn haben soll, kann es nur bedeuten, daß er eben keine lebendigen Gestalten, sondern abstrakte Typen schuf, welche Behauptung jeder Kenner der Werke Domanigs — wenigstens in dieser Allgemeinheit — mehr als sonderbar finden wird. Freilich handelt es sich hier nicht um streng beweisbare Dinge, sondern um subjektive Anschauungen. Aber wenn man eine solche subjektive Anschauung als allgemein gültiges Urteil hinstellt, muß man sich auf Widerspruch gefaßt machen.

Digitized by Google

manig war ein Volksdichter, nicht nur in dem Sinne, daß er fürs Volk dichtete, auch in dem weiteren und höheren, daß seine Dichtung aus dem Volke erwuchs. War dieses Kunst, so jenes Tendenz (?); ihre Verbindung machte ihn zum Volksdichter von Beruf . . . Domanig hat nie für den einzelnen Leser geschrieben, stets für ein Volk, sein Volk. Er ist auch als Dichter stets Missionar, Volksprediger, dessen Stimme erst Kraft gewinnt, wenn er den Resonanzboden der Menge fühlt. Und deshalb ist es für den, der nicht dieser ‚Menge' angehört, so schwer, den tiefsten und reinsten Klang seiner Stimme überhaupt zu hören, denn die Bedeutung fast aller seiner Werke liegt mehr nach der Seite des Volkstümlichen, als nach der Seite des Dichterischen. Doch ist ihm in einigen Werken die Verschmelzung zur künstlerischen Einheit gelungen."

Wir wollen nicht darüber rechten, ob ein derart verklausuliertes Lob überhaupt ein Lob ist, ob es den Dichter Domanig nicht völlig zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt, um dem „Missionar", dem „Volksprediger" sein Recht zu geben. Immerhin ist auch diese halbe oder neunzehntel Anerkennung schon etwas wert, und es hätte Domanigs Lebenswerk gefördert, wenn sie ihm zu Lebzeiten von einer Seite zuteil geworden wäre, die ihm statt dessen die größten Hemmungen bereitet hat.

• • •

Über das Nackte in der Kunst

hat Carl Neumann in einem Aufsatze „Von einer Segeljachtfahrt in der Ostsee und von moderner Plastik" (Kunstwart XXVI, 22) Beherzigenswertes gesprochen. Er kommt, von rein künstlerischen Erwägungen ausgehend, inbezug auf die Verurteilung der häufigen unmotivierten Anwendung des Nackten in der modernen Kunst sogar zu weitergehenden Ergebnissen, als mancher christliche Ästhetiker aus religiösen und ethischen Gründen. Hören wir einige seiner treffenden Bemerkungen:

„Unsere Plastik ist Darstellung des Nackten. So wollen es die ‚ewigen' Gesetze der Antike, die die Akademie und eine überlebte Ästhetik galvanisiert hat. Das Nackte, Hauptaufgabe der Kunst! Haben wir diese Trivialität nicht von der Reichstagstribüne gehört? Unser Nacktes der Plastik ist aber Arbeit nach abgerichteten Modellen, denn nur natürlich Nacktes bietet das moderne Leben nicht. Dieses moderne Leben zeigt nur bekleidete Figuren. Das Nackte ist Schulaufgabe, Schulübung, Drill, Mittel und nicht Selbstzweck."

„Die Künstler, die heute nur die Nacktsprache reden, und die Laien, die vielleicht zum Teil (von anderen Beweggründen sehe ich ab) aus hygienisch-reformerischen Rücksichten eine ‚Nacktkultur' fordern, fordern, weil sie eben nicht da ist und in der modernen Welt, außer in Bereichen, die mit der Kunst schlechterdings nichts zu tun haben, nicht da sein kann, halten die Kunst auf ausgefahrenen Geleisen fest, die vom modernen Leben weit, weit wegführen. Und das erst recht, wenn sie unter der täuschenden Devise eines künstlerischen ‚Liberalismus' (sic!) fechten."

„Verlangt es denn so große Unbefangenheit, um zu erkennen, daß Michelangelos gedankenbrütender Jeremias der sixtinischen Decke in seinen Gewändern, den Kopf schwer auf die Hand gestützt, alles wesentliche und notwendige viel kürzer und schlagender gibt als seine verdrehten, gewaltsam kontrapostierten Nacktallegorien der Mediziergräber in Florenz? Der nackte Körper ist nun einmal kein Organ des Geistes und des Gemütshelldunkels, und nur die engen Kreise derer, die in der

Digitized by Google

Kunstakademie erzogen worden sind, hegen den Aberglauben, das Nackte sei das Ideale."

Neumann wendet sich nun gegen jene, die in den Muskelspannungen eines nackten Körpers den sichtbaren Ausdruck geistiger Bewegungen zu erkennen glauben, denn es sei nicht wahr, daß gekrampfte Zehen, nackte Schenkel und Arme mit dem Ausdruck gesteigerten Denkens etwas zu tun haben. Er stellt ein Beispiel vom Gegenteil auf:

„Nach dieser Seite gibt es in der Neuzeit kaum etwas, was an gewisse mittelalterliche Skulpturen heranreicht oder sie übertrifft. Ich meine die Werke des Klaus Sluter, die in der alten burgundischen Hauptstadt in Dijon, abseits von gewohnten Reisezielen, zu sehen sind. Es sind Phrophetengestalten in schweren Gewändern, es sind — wie man es heute noch nennt — Gugelmänner in dicken Kutten, die Kapuzen über den Kopf gezogen, die als Leichengefolge klagend das Grabmal eines burgundischen Herzogs umgeben. . . . In diesen „Pleurants", deren Klage das dicke Gewand durchzuckt, steckt etwas Unerhörtes, ein Äußerstes von Ausdruck, obwohl man kaum ihr Gesicht sieht, geschweige denn den ‚organischen' Aufbau der Gestalt oder etwas Nacktes. Die moderne Skulptur ist plötzlich da . . . . Die Werke Sluters sind von der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts. Eigentlich übertreffen sie alles, was die ‚moderne' Bildhauerei leistet. . . ."

Zum Schlusse hält es Neumann für nötig, ausdrücklich zu erklären, daß an diesen Vorwürfen auch keine Spur von „Prüderie" beteiligt sei. Er will bloß feststellen, daß das Nackte nirgends mehr im Stand der Unschuld und der Selbstverständlichkeit gefunden wird, ferner, daß es nirgends mehr bei unserer degenerierten Rasse im Stande der Vollkommenheit der Antike vorkommt — alles Tatsachen, die das Nackte, auch wenn man es wünschbar fände, künstlerisch ausschließen. Erst wenn man gelernt habe, sich diesen Tatsachen zu beugen, sei eine neue Plastik zu erhoffen. — —

Wir stehen hier vor einer bemerkenswerten Erscheinung. Daß die religiösen Bedenken, die sich aus der christlichen Moral gegen die unmotivierte Anwendung des Nackten in der Kunst ergeben, durch rein natürliche, kunstwissenschaftliche Erwägungen gerechtfertigt werden, ist nur eine sinngemäße Wiederholung der Tatsache, daß die echte Wissenschaft nach langen Irrwegen doch immer wieder die Glaubenssätze der katholischen Kirche bestätigen muß.

• • •

Eine Analyse des literarischen Erfolgs

versucht Oscar Ewald ein „Literarischen Echo" (16. Jahr, Heft 9). Zunächst scheint es ihm für jede Art des Erfolgs wesentlich, daß sein Objekt aus Gegensätzlichem, aus Altem und Neuem gemischt sei. Darum habe weder das absolute Original noch die absolute Kopie Aussicht auf Erfolg, weil sich das eine zu sehr von der Überlieferung entferne, die andere zu sehr auf ihr beharre. Auch ernsten, genialen Schöpfungen gereiche

Digitized by Google

es zu äußerem Nachteil, wenn es ihrer Aufnahme durch die Mitwelt an der nötigen Vorbereitung mangelt. Es genüge nicht, daß Werte geschaffen werden, sie müssen gleichsam fällig geworden sein, um sich durchzusetzen.

An zweiter Stelle ist es nach Ewald die kulturelle Struktur der Gesellschaft, die für den Erfolg bestimmend ist. Im Altertum war diese Struktur — im intellektuellen Sinn — eine aristokratische; der Komplex derjenigen, die geistige Werte zu beurteilen hatten, war dieser Werte auch wirklich mächtig; es war ein Gleichgewicht des Schaffens und Verstehens. Auch im christlichen Mittelalter, das wohl das demokratische Prinzip in seiner Weltanschauung, aber nicht inbezug auf die Struktur der geistigen Bildung zum Vorrang brachte, und späterhin blieb dieser aristokratische Charakter durch eine Bildungsvormacht des geistlichen Standes und die Entstehung von Kulturzentren um Höfe, Adels- und Bürgerkreise erhalten. Erst das Zeitalter der Revolution brachte durch Kapitalisierung und Mechanisierung der Gesellschaft eine Änderung hervor. An die Stelle fester geschlossener Kulturzentren trat die Verbreitung der Wirkung geistiger Werte auf die größte Masse: es bildete sich der früher nicht bekannte Begriff des Publikums, der Erfolg mußte sich der Breite der Fläche anpassen, auf der er sich zu entwickeln hatte. An die Stelle des auf den ewigen symbolischen Gehalt des Seins gerichteten Schaffens mußte der Tatsachenkult treten, denn die arbeitende Menge hat keinen Sinn für Genialität, für die höhere Deutung der Welt, sondern für genaue Kenntnis dieser Welt, für Tatsachen, besonders für die Neuigkeit. Daher die Wirkung der Presse, das Sensationsbedürfnis, Schaulust, Problemlust, Benutzung der Reklame als des wichtigsten Instrumentes des Erfolges. Der Tatsachenkult verlangt immer neue Reize, daher die gesteigerte Bedeutung der Mode.

Andererseits habe die Übersättigung mit dem Tatsächlichen eine Reaktion hervorgerufen, die sich damit befaßt, den Sinn der Welt und des Lebens zu ergründen, ihnen idealen Gehalt zu schenken. Aber auch nach dieser Seite habe bei der überreizten Menge hauptsächlich ein Übermaß, ein Superlativismus Erfolg. Das mag wahr sein, aber es interessiert uns hier weniger; und wenn wir auch gegen manche der früheren Aufstellungen berechtigte Einwände zu erheben hätten, so ist doch im ganzen wieder einmal aus dem Munde eines unverdächtigen Zeugen der falsche Weg unserer geistigen Kultur und ihre Unvereinbarkeit mit dem Streben nach wahrer und großer Kunst im Sinne der Ausschöpfung des ewigen Gehaltes von Welt, Leben und Sein nachgewiesen. Aber beileibe keine Umkehr! Weiter dem Abgrund entgegen! Es fehlt dieser Welt eben der Führer, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Digitized by Google

Kritischer Wegweiser [1]

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Literaturwissenschaft

* Reuter, Dr. W.: Literaturkunde. Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. 20. und 21. verbesserte Auflage, bearbeitet von Seminarlehrer Lorenz Lütteken. XII, 350 Seiten. Freiburg i. Br., Herder. Mk. 2.20, gebunden Mk. 2.80.

Der hauptsächlichste Vorzug dieses Leitfadens ist die Vereinigung eines recht übersichtlich gehaltenen, knappen Abrisses der Poetik mit einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte. Leider bietet auch dieses Büchlein in der neuen Bearbeitung nicht das, was wir brauchen. Besonders im 2. Teil bewegt sich die literarische Beurteilung ganz in den hergebrachten Bahnen, zwar nicht in so ausgetretenen wie der Abriß der Weltliteratur von Holtermann, aber doch immerhin mit Verzicht auf ein selbständiges, wenn auch gegen die Mode kräftig ausschlagendes Urteil. In dieser Beziehung steht die Frau, E. M. Hamann, unseren männlichen katholischen Literarhistorikern noch immer als unerreichtes Vorbild gegenüber.

Heinemann, Karl: Die deutsche Dichtung. Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. 2. Auflage. Kl. 8°, (IV, 300). Leipzig 1911, Alfred Kröner. In Leinen gebunden Mark 1.—.

Diese handliche Literaturgeschichte hat rasch Anklang und Verbreitung gefunden, da bereits nach Jahresfrist eine neue Auflage nötig wurde. Durch ihre übersichtliche Gliederung und erstaunliche Stoffbeherrschung, das sichere und treffend gefaßte Urteil und die gewandte Darstellung, hat sie diesen Erfolg verdient. Freilich hafteten ihr noch im einzelnen zahlreiche Mängel an, die in der zweiten Auflage zum Teil behoben wurden. Durch Weglassung einiger Proben sparte sich Heinemann Raum für die Würdigung übersehener Dichter. Aber auch jetzt bleiben noch zahlreiche Wünsche offen. Von fehlenden Dichtern, die auch in diesem schmalen Bande nicht unerwähnt bleiben sollten, wären nicht wenige zu nennen. Ferner sollte das Volkslied, die Gattung der Robinsonaden, die katholische Dichtung Berücksichtigung finden. Im Besonderen regen sich noch viele Wünsche, von denen ich in der Erwägung, eine für die

[1] Enthält auch einige noch eingelaufene Einzelbesprechungen.

Digitized by Google

breiteren Schichten gedachte Literaturgeschichte müsse den Charakter unbedingter Zuverlässigkeit anstreben, hier einige äußern möchte. Dahin gehört vor allem der Wunsch alles zu vermeiden, was irgend ein religiöses Bekenntnis verletzen könnte; Stellen, wie Seite 47, Zeilen 18—23 überschreiten die Kompetenz des Literarhistorikers. Dann sollte die Anführung des Geburts- und Todesjahres einheitlich durchgeführt werden, desgleichen die Druckhervorhebung der Dichternamen und der Büchertitel. Das Büchlein wird nur dann echte Volkstümlichkeit erlangen, wenn es überflüssige Fremdwörter meidet, in einem Anhang alle vorkommenden Ausdrücke der Poetik und Ästhetik erläutert und nicht über die Köpfe der Leser hinweg redet. Von einzelnen Dichterpersönlichkeiten verdient Raimund im Rahmen des Wiener Volksstückes, das Otto Rommel in der deutsch-österreichischen Klassiker-Bibliothek (Band 4, 10, 14, 16, 18, 23, 35) nun auch einer weiteren Leserschaft zugänglich gemacht hat, eine gerechtere Würdigung; die Prosa von Dreyer, Otto Ernst und Bahr ist zum Teil wertvoller als ihre dramatischen Arbeiten und sollte berücksichtigt werden; Schönherrs „Glaube und Heimat" ist wohl alles eher denn eine „ganz tendenzlose" Dichtung ohne jeden ästhetischen Makel, hier spricht Heinemann, sonst so selbständig, das modische Zeiturteil nach; bei der namenreichen Liste der Romanschriftsteller Seite 290 werden oft ganz uncharakteristische Werke genannt, mit denen der Laie nicht viel anzufangen weiß; „Jesse und Maria" spielt in Nieder-, nicht in Unterösterreich, das es gar nicht gibt; das Orthonym für Marriot heißt Matasja. Auch das Register ist nicht sorgfältig gearbeitet. Wenn sich ferner das Büchlein wirklich „an alle Schichten des deutschen Volkes wendet, wo immer ein Interesse für die deutsche Poesie vorausgesetzt werden darf" (Vorwort III), und nicht nur an den engen Kreis der Monisten, dann möge der Verlag auch die Anzeige der monistischen Bekenntnis- und Propagandaschriften fortlassen. Ich habe meine Ausstellungen deshalb so ausführlich geäußert, weil ich in diesem kleinen Grundriß die Grundlage einer vorzüglichen Literaturgeschichte für die weitesten Kreise erblicke. Wir sollten auf katholischer Seite auch ein derartiges Breviarium der Literaturkunde haben, das uns die Höhepunkte der deutschen Literaturentwicklung anschaulich vor Augen führte. Franz Ranegger.

Altdeutsch. Von Ulfila bis Leibniz. Zum Gebrauch für höhere Schulen ausgewählt und erläutert von Karl Hessel. 8° (VIII, 279) Bonn, A. Marcus & E. Weber.

Aus goldner Zeit. Ein Auswahl aus der alt-, mittel- und neuhochdeutschen Dichtung, herausgegeben von Heinrich Weitkamp. 8° (V, 400) München, Verlag der Jugendblätter. Gebunden Mk. 2.80.

Der Titel der erstgenannten Anthologie ist nicht im germanistischen, sondern im volkstümlichen Sinne gemeint und bringt Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Dichtung bis ins 18. Jahrhundert. Bei der Sichtung und Anordnung der Texte hatte der Herausgeber sich des trefflichen Rates des inzwischen verstorbenen Bonner Germanisten Wilhelm Wilmanns zu erfreuen. Da die Sammlung auch als Ergänzungsband zu Hessels achtteiligem Lesebuch für höhere Mädchenschulen gedacht ist, fehlen einige der dort aufgenommenen Stücke und auch Nibelungenlied und Gudrun sind nicht durch Proben vertreten. Sie will zunächst Bildungszwecken dienen und Wurzeln kennen lehren, aus denen unsere heutige Sprache entstanden ist. Darum gibt sie nicht zu umfangreiche, aber auch nicht zu zerstückelte Proben in der Ursprache mit gegenüberstehender Übersetzung des Herausgebers. Erläuterungen (225—263) und ein kurzes Wörterbuch (266—275) erleichtern das Verständnis. Neu ist die Einrichtung, den Volksliedern und geistlichen Gedichten die Singweisen beizugeben, um so die unteilbare Einheit von Wort und Weise zum Ausdruck zu bringen. Eine wertvolle, mit zureichenden und zuverlässigen Erklärungsmitteln — die Deutung des Gralsymbols (236) ist unrichtig — versehene Blütenlese, die einem tieferen Verständnis der älteren deutschen Literaturdenkmäler ausgezeichnete Dienste leiht.

Weitkamps Anthologie der deutschen Dichtung ist zunächst der Jugend zugedacht und führt von Ulfila bis Rückert. In der altdeutschen Zeit gibt sie — einige Proben in der Ursprache abgerechnet — gute Übertragungen. Gegenüber ähnlichen Samm-

Digitized by Google

lungen erhält sie eine besondere Note dadurch, daß sie in umfangreicher Weise auf das volkstümliche Gut Bedacht nimmt, das in Liedern, Rätseln, Sprichwörtern, Wetterregeln und gereimten Inschriften niedergelegt ist. Eine empfindliche Lücke klafft zwischen Luther und Klopstock. Die klassische Zeit ist ebenso reichlich vertreten (221 bis 354) wie die erste Blütezeit der deutschen Dichtung (23—161): Dies sind die beiden Brennpunkte der Blütenlese, die Epik, Lyrik und Didaktik in gleicher Ausführlichkeit zu Worte kommen läßt. Von der Dichtung des beginnenden 19. Jahrhunderts erhalten wir jedoch ein gänzlich unzulängliches Bild (354—396) und es wäre zu wünschen, wenn Weitkamp mit Hilfe der ihn beratenden Prüfungsausschüsse von Elberfeld und München einen zweiten Band der Dichtung von der Romantik bis zur Gegenwart widmen möchte. In buchästhetischer Hinsicht empfiehlt sich diese treffliche Auswahl durch vornehme Ausstattung. Möge ihr bei Jugend und Volk eine freundliche Aufnahme beschieden sein. Franz Ranegger.

Lyrik

* Eyck, Toni: Sonnige Stunden im Garten der Dichtkunst. Eine Mustersammlung moderner Dichtungen für Schule und Haus. 446 Seiten. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Diese Sammlung ist etwas, was sie nicht sein will, sie ist aber nicht, was sie sein will. Eine Mustersammlung für Schule und Haus ist sie nicht; denn die Auswahl erfolgte offenbar in erster Linie nicht nach literarischen und ethischen Gesichtspunkten, sondern vom Standpunkt der Vortragskünstlerin. Von diesem Standpunkt verdient die Sammlung Lob; sie enthält prächtige, wirksame Vortragsstücke. Die religiöse Dichtung ist, wenigstens für katholische Leser, nur in rhetorischen Stücken und allzu spärlich vertreten, als daß der Titel „Mustersammlung für Schule und Haus" gerechtfertigt sein könnte.

Drama

Wichner, Josef: Zwang. Die Tragödie eines Priesters. Drama in vier Akten. 84 Seiten. Wien, Gerlach & Wiedling. Mk. 2.—.

Das Drama behandelt die unseligen Folgen des Zwanges, der auf einen zum Priesterstand nicht berufenen Sohn seitens der verblendeten Eltern ausgeübt wird, den ungeliebten Beruf zu ergreifen. Dem Grundgedanken von der Verwerflichkeit eines solchen Zwanges muß man unbedingt beistimmen, aber mit der Durchführung können wir uns nicht befreunden. Vor allem vom literarischen Standpunkt, denn wir haben hier ein Tendenzdrama reinsten Wassers, in dem jeder Zug berechnet ist auf den endlichen Effekt — zudem ist der Schluß, der plötzliche Tod des Priesters vor der Primiz, ganz unvorbereitet und unmotiviert. Am ehesten könnte man noch an Selbstmord denken, doch auch das scheint gemäß der Charakterzeichnung ausgeschlossen. Zudem ist die Bigotterie der Bauersleute, zugleich mit einer hübschen Portion sittlicher Verkommenheit so abstoßend gezeichnet, daß damit auch die im Volke gewiß noch lebende wahre Religiosität und Sittlichkeit in Verruf gebracht wird. Zum Schlusse tritt eine edle Priestergestalt auf, aber das ist nur ein Lichtstrahl über einem Sumpf. Nein, das ist kein wahres Bild des Lebens.

Romane, Novellen

* Baumgartner, Julian; Die Glocken von St. Benedikt. 183 Seiten. Regensburg, J. Habbel. Gebunden Mk. 2.—.

Ein Erstlingswerk mit allen Schwächen eines solchen, aber auch mit Zeichen schöner Verheißungen. Auch in ethischreligiöser Hinsicht offenbar gut gemeint, aber der Zug nach oben war doch nicht stark genug, um ein so gefährliches Thema zu meistern. Ein Novize tritt aus dem Kloster, um dem verwitweten Bruder bei der

Digitized by Google

Feldarbeit zu helfen, bis jener wieder verheiratet ist. Nach der Heirat verliebt er sich in des Bruders Frau, will nicht mehr ins Kloster. Eifersuchtsszenen, der Bruder unternimmt einen Mordanschlag, der dem Novizen aber nur ein Bein kostet. Und als Krüppel geht er jetzt wieder ins Kloster. All das ist zu äußerlich, kein rechter Ausklang, keine volle Befreiung. Daneben läuft ein Verführungsroman — alles ist zwar dezent behandelt, aber derlei findet man doch reichlich genug in der modernen Literatur und die katholische hätte besseres zu tun. Schade also vorläufig um den Glanz der Poesie, den der Dichter — unsere Leser kennen ihn aus wertvollen lyrischen Beiträgen — an einem so spröden Stoff verschwendet hat. Ob er überhaupt ein zu starker Lyriker ist, um ein richtiger Epiker zu werden, muß sein nächstes Werk erst erweisen. (B, I, 2 R).

* Frank, Emil: Schulte Kneſtmanns Komplott. Erzählung aus dem Münſterlande. 165 Seiten. Eſſen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gbd. Mk. 2.50

E. Frank ist wohl einer der besten Kenner und Schilderer des münsterländischen Volkslebens. Die vorliegende humoristische Erzählung gibt wieder davon Zeugnis. Sie erhebt sich besonders durch die scharfe Charakterzeichnung, die keine Schemen duldet, sondern die so schwer zu ergründenden Bauern lebenswahr hinstellt, über den literarischen Durchschnitt. Der Humor ist nicht äußerlich aufgetragen, quillt von innen heraus. Vom ethischen Standpunkte aus ist kaum etwas zu beanstanden, das religiöse Leben bleibt außerhalb der Sphäre des Erzählers. (II, C, 2, R.)

Huggenberger, Alfred: Dorfgenoſſen. Neue Erzählungen. 1.—5. Tausend. 249 Seiten. Leipzig, L. Staackmann.

Wie wir schon sagten: Huggenberger ist ein Schauer, der ganz tief ins Leben sieht, und er ist ein Geſtalter, der das zutiefst Geschaute lebendig machen kann. So sicher, so fest und mit solch innerer Wahrheit bildet nur ein geborener Dichter echtes Leben. Was wird in Salon-Älpler-Romanen oft über das Leben der Gebirgsbauern zusammenphantasiert, um die sonst so grobbehackten Gestalten romanwirksam zu machen — hier wird nicht phantasiert, und doch welche Fülle urgesunder und tiefster Lebenspoesie! Nur die lauterste Quelle dieser Poesie läßt sich Huggenberger entgehen, die aus dem Glauben fließt. Der Dichter scheint selbst religiös indifferent zu sein und darum keinen Blick zu haben für diese Seite des Lebens. Darum stören auch den katholischen Leser gelegentliche Bemerkungen oder gewisse Freiheiten in der Behandlung des Erotischen, die leider auch jene rückhaltlose Empfehlung verhindern, die man einem literarisch so tüchtigen Buche gern auf den Weg mitgäbe. (B, IV—V, 3).

Religiöse Prosa

* Was iſt Wahrheit? Briefe an eine junge Dame. Herausgegeben von Joh. Schill. Brixen, Tyrolia 1910. (XVI und 426 Seiten.) Broschiert Kr. 3.60; gebunden Kr. 5.—.

Meine Rezension hat sich arg verspätet. Das tut nichts, da es sich nicht um eine Eintagserscheinung handelt, sondern um ein Buch, das dauernde Beachtung verdient.

Die aktuellsten Fragen über die tiefsten religiösen Probleme erquellen hier unter dem Drucke der modernen glaubensfeindlichen Erscheinungen in Leben, Wissenschaft und Kunst. Die Antworten sind originell, schlagend, oft die tiefste Seele packend, da die Briefform es gestattet, einen warmen persönlichen Ton zur Geltung zu bringen. Dabei sind die Klippen der Briefform vermieden. Nirgends eine leichte, geistreichelnde Plauderei, die uns spielend über Schwierigkeiten hinweghebt, ohne sie zu beseitigen.

Also eine Apologie, wie gebildete Katholiken sie eben brauchen? Hätte nur der Verfasser nicht so schlimme theologische Schnitzer stehen gelassen neben den glänzendsten Ausführungen!

Seine Freunde werden Belege fordern. Gut. „Das bewußte Ich des Menschen ist eine organische Einheit, also Persönlichkeit; das göttliche Prinzip ist organischer Geist." (S. 41.) Der Satz: „Recht und Sitte sind wandelbar" (S. 94) darf nicht so absolut hingestellt werden. „Seit dem Sündenfall versenkte sich die menschliche Seele

Digitized by Google

in das Sinnliche des Leibes; das göttliche Leben, das ihr vordem natürlich gewesen, ward ihr übernatürlich". (S. 137). „Jene Menschen, welche . . . zum Besitze der größten Zahl von Einzelwahrheiten sich durchgerungen haben, sind am gottähnlichsten unter uns allen und bedürfen beim Eintritt in die Ewigkeit der kürzesten Läuterung." (S. 182). „Die Möglichkeit, sie (die Freiheit) der Wahl des Bösen zuzuwenden, rührt von dem Verderbnis der menschlichen Natur seit der großen Sünde". (S. 287). Wie konnte dann die „große Sünde" zustande kommen? „Die Denktätigkeit Gottes schafft jeden Augenblick neue Ideen . . . Die sichtbare Welt ist ein Teil . . . des logischen Systems der Gottheit." (S. 295). „Die gesamte Schöpfung, der kolossale logische Weltenbau, der Riesendenkapparat des göttlichen Geistes, wächst, wie erwähnt, durch Gottes Denktätigkeit und Denkweisheit ohne Ende ins Ungemessene." (S. 298). Der Verfasser kämpft mit Heftigkeit gegen den Satz, daß Gott ohne die sichtbare Schöpfung „ganz gleich groß und heilig wäre, als er mit der äußeren Schöpfung ist." (S. 303). Er fragt: „Könnte die Lebensäußerung der Gottheit etwas anderes sein als ewig fortflutende Weltenherrlichkeit . .? Wäre es nicht Mangel an göttlich vollkommenem Sein, wenn die Gottheit nur nach innen lebte? . . . Für Gott muß die äußere Lichtfülle so notwendig sein wie die innere Größe und Pracht." (S. 304).

Weitere Proben stehen zur Verfügung. Es tut weh, solche Ausstellungen machen zu müssen an einem Werke, dem man so viel Anregung und Genuß verdankt. Der Herausgeber hätte uns das ersparen können durch energische Korrekturen. Wir hätten ihm dafür gerne sein überladenes „Vorwort" geschenkt. Alois Pichler, C. Ss. R.

* Cohausz, Otto, S. J.: Wege und Abwege. Gedanken zum Lebensproblem: 187 Seiten. Warendorf i. W., J. Schnellsche Buchhandlung. Mk. 1.80.

Das Büchlein ist aus Vorträgen hervorgegangen und so recht vermöge seines Ursprungs, als seiner Anlage für gebildete Katholiken, die infolge ihrer nahen Berührung mit den Mächten moderner Geisteskultur um die Grundwahrheiten des Christentums oft schwer zu ringen haben, eingestellt. Es behandelt somit ausführlich und oft in sehr geistreicher Rede die modernen Abwege und weist dann den einzig richtigen Weg aus der Wirrnis, den Christus gewiesen, ohne jedoch durch Eingehen in die Welt katholischer Theologie protestantische Leser, für die das Buch offenbar auch berechnet ist, mißtrauisch zu machen. Offenbar erforderte es der Zweck, das christliche Lebensideal nur in ganz allgemeinen Zügen dem modern-heidnischen entgegenzustellen.

* Märchen von der Mutter Gottes. Aus polnischen Volkssagen gesammelt. 105 Seiten. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Gebunden 80 Pfg.

Für die Jugend und das einfache Volk scheinen diese Märchen, obgleich schöne poetische Früchte eines frommen Glaubens, nicht recht geeignet; offenbar spricht aus ihnen viel gläubiger Sinn, aber auch viel religiöse Unwissenheit des Volkes, in dem diese Märchen lebten und das das Heilige sich näher brachte, indem es dasselbe vermenschlichte und nationalisierte. Wer aber dadurch sich nicht beirren läßt, wird in diesem Märchen einen reichen noch ungehobenen Schatz kindlicher Volkspoesie entdecken.

Verschiedenes

* Hättenschwiller, Otto: Aus Zeit und Leben. Ein Buch noch nicht edierter zuverlässiger Beispiele und Zitate. Erstes und zweites Tausend. 569 Seiten. Regensburg, F. Pustet. Mk. 5.40 Gebunden Mk. 6.50.

Eine Fundgrube des interessantesten Tatsachenmaterials für Vereins- und Kanzelredner wie auch für Schriftsteller. Der Wert eines solchen Buches beruht in der übersichtlichen Anordnung und in der verständigen praktischen Auswahl, die von den richtigen Gesichtspunkten ausgehen muß. Nach beiden Seiten hin befriedigt dieses Nachschlagewerk außerordentlich. Die Anordnung ist übersichtlich, praktisch und ermöglicht das leichte Auffinden des Gesuchten. Und die Auswahl ist reichlich und trefflich. Zumeist bringt der Herausgeber wirklich wertvolle, sachgemäße, dabei oft wenig bekannte Zitate und das Tatsachenmaterial scheint durchweg zuverlässig zu sein. Ein

Digitized by Google

vollſtändiges Verzeichnis aller Artikel erleichtert das Nachſchlagen. Es iſt nicht nur für Redner und Schriftſteller, ſondern auch für alle Gebildete ein wertvolles Nachſchlagebuch.

* Zach, Dr. F.: Das religiöſe Sehnen und Suchen unſerer Zeit. (Ideal und Leben. Herausgegeben von Dr. V. Klug. II. Band). 92 Seiten. Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 1.—

Der Verfaſſer will mit dieſem Buche beweiſen, daß das religiöſe Sehnen und Suchen der hervorſtechendſte Zug unſerer Zeit iſt. Jedenfalls beweiſt er, daß es ein nicht zu überſehender Zug im Rätſelantlitz unſerer Zeit iſt, ob gerade der hervorſtechendſte, bleibe dahingeſtellt. Inbezug auf die Maſſen einmal gewiß nicht. Aber es iſt doch außerordentlich intereſſant und belehrend, dem Verfaſſer auf ſeinen Entdeckungsreiſen zu folgen und die vielen, von ihm geſammelten Stimmen erleſener Geiſter zu hören, die alle in dem Sehnſuchtsruf nach „mehr Religion" zuſammenſtimmen. Aber erſt wenn zu dieſem meiſt wirkungsloſen Sehnen einſt der ſtarke Wille treten wird, dann nähern wir uns dem Zeitalter, das der Verfaſſer im Schlußwort heraufbeſchwört.

Muſikbuch aus Öſterreich. Ein Jahrbuch der Muſikpflege in Öſterreich. Redigiert von Joſef Reitler. Wien-Leipzig. Karl Fromme.

So ſehr das Unternehmen einem dringenden Bedürfniſſe muſikaliſcher Kreiſe entſpricht, iſt doch die Ausarbeitung in vielen Fällen ungenau und unzureichend. Bereits Verſtorbene werden noch unter den Lebenden geführt (trotzdem genügend Zeit zur Korrektur geweſen wäre), bedeutende Perſonen nicht an der rechten Stelle genannt, Adreſſen ausgelaſſen, und Verhältniſſe, die ſich ſeit bereits vier Jahren geändert haben, als noch beſtehend angeführt. Selbſtverſtändlich erfüllt das Buch in dieſer Form nicht den Zweck und iſt keineswegs verläßlich. Die vorausgehenden muſikwiſſenſchaftlichen Aufſätze „Über Parſifalſchutz und Parſifalſchützer" von Reitler, „Gegenwart und Zukunft der Oper" von Richard Specht, „Probleme der Muſik der Gegenwart" von Dr. Egon Wellesz können auch nicht über die Schwächen des übrigen Teiles hinwegtäuſchen. Jedenfalls iſt eine gründliche Reviſion bei Neuausgabe des Buches notwendig.

Joſ. Lechthaler.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Kloſtergaſſe 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiſerslautern (für Deutſchland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univerſ.-Profeſſor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I. Herrengaſſe 13. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunſt: Dr. Joſef Weingartner, Innsbruck, Muſeumſtr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkſtätte (Trierer Druckerei-Geſellſchaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

siebtes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. April 1914 :: ::

Friedrich Spe

II.

Seine Lyrik. Von Wilhelm Kosch

Einem Protestanten gebührt das Verdienst, Spes Poesie im deutschen Publikum und in der deutschen Wissenschaft unserer Zeit zur Geltung gebracht zu haben. Denn die katholischen Stimmen, die für des Dichters Bedeutung und Anerkennung eintraten, überhörte man in den herrschenden literarischen und gelehrten Kreisen, so lang es ging. Seitdem aber Gustav Balke für die von Karl Goedeke und Julius Tittmann geleitete Sammlung „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts" 1879 die „Trutz-Nachtigall" in einem eigenem Band herausgegeben und dazu eine ausgezeichnete Einleitung geschrieben hatte, war das Schweigen nicht mehr am Platze. Spe trat, von allen hochgewertet, vor dem Forum der akademischen Öffentlichkeit in die erste Reihe der vorgoetheschen Poeten.

Balkes Einleitung ist bis zum heutigen Tag kaum übertroffen worden, und so schließen sich auch die folgenden Ausführungen im wesentlichen jener Studie an. Tiefgründig, verständnisvoll, durch vorbehaltlose Weitherzigkeit für des Dichters Weltanschauung, durch klaren Blick und scharfen Verstand für alle Schwächen, durch herzlichen, offenen Sinn für alle Vorzüge seiner Muse ausgezeichnet, entwickelte sie eine ebenso richtige, wie schöne Charakteristik derselben.

Abgesehen von den Gedichten des „Goldenen Tugendbuches" enthält die „Trutz-Nachtigall" Spes ganzes lyrisches Lebenswerk. Bezeichnend für sein Wesen ist schon das Titelblatt, das die Originalausgabe von 1634 schmückt. Ein sorgfältig ausgeführter Stich zeigt eine Allee, an deren erstem Baum auf der rechten Seite ein Corpus Christi hängt in der Gestalt eines Engels mit Heiligenschein und Flügeln. Ein

Digitized by Google

Täflein besagt: „Meine Lieb ist gekreuziget.“ Davor sitzt ein Einsiedler. Seine andachtsvoll gefalteten Hände, sein himmelwärts gewandtes Antlitz, seine pfeildurchbohrte Brust vervollständigen den rührenden Eindruck des Bildes. In der Mitte der Allee befindet sich ein Springbrunnen. Von einer Säule herab singt eine Nachtigall. Dann folgt der Titel des sinnig-innigen Büchleins, dessen erbauliche Frömmigkeit, herzbezwingende Gemütstiefe und teilnahmsvolle Naturanschauung bereits angedeutet erscheint: „Trutz-Nachtigall oder geistliches poetisch Lustwäldlein, als noch nie zuvor in Teutscher Spraach auff recht poetisch gesehen ist. Allen geistlichen gottliebenden Seelen, und sonderlich der poetischen Kunst-Liebhabern zur Erquickung durch einen Priester der Sozietet Jesu . . . .“

Spe war es mit der Poesie heiliger Ernst. Er wollte nicht bloß dem Glauben, sondern auch der Dichtkunst und der deutschen Sprache dienen. Insofern unterscheidet er sich von vielen andern geistlichen Sängern vor allem in seiner Zeit, von denen das Gedicht oft lediglich als Mittel zum Zweck gebraucht wurde. Schon die vielfachen Fassungen, in denen uns Spes Dichtungen vorliegen, beweisen, mit welch eifrigem heißem Bemühen er um die Schönheit des Ausdrucks rang. Die meisten Verbesserungen betreffen die Metrik. Auf dem Gebiete des Versbaus erwarb sich Spe ein Hauptverdienst.

Den verwilderten Auffassungen der zeitgenössischen Metriker war schon Martin Opitz 1624 in seinem „Buch von der deutschen Poeterei“ wirksam entgegen getreten. Spe vertrat unabhängig von diesem ähnliche Grundsätze. Das deutsche Volkslied und der lateinische Hymnengesang lehrten ihn die Übereinstimmung von Wort- und Versakzent, die man bisher so gründlich vernachlässigt hatte. Die mittelalterliche Kirchenpoesie ahmte er auch in der Strophenform nach.

Während Opitz alle mundartlichen Eigentümlichkeiten entschieden verwarf, den Ausfall des E vor nachfolgendem Mitlaut ebenso ablehnte wie die Stellung des schmückenden Beiworts nach dem Hauptwort, nahm der volkstümlich geschulte Spe auf solche Lehren keine Rücksicht, ein Beweis mehr, daß er wirklich selbständig vorging. Er gebrauchte ruhig Formen wie „han“ und „schlan“; „die klare Sonn' dort oben“; „Rosen rot“ und „Wässer klein.“ Dabei erkannte er als der erste den verschiedenen Tonwert einsilbiger Worte und vermied es, auf diese den Hauptton zu legen, ausgenommen wenn der logische Akzent es erforderte.

Sprachlich erinnert Spes Poesie vielfach noch ans Mittelhochdeutsche. Dabei liebt er den Kehrreim, aber auch den Stabreim und Binnenreim. Die häufigen Verkleinerungsformen, oft abgeschmackt genug, hängen mit dem Charakter der Schäferdichtung zusammen, die im siebzehnten Jahrhundert blühte. Wir finden jene Mode heutzutage fast lächerlich. Spe zollte eben auch seiner Zeit den Tribut. Die Dichter der Gegenwart dürften hieraus lernen auf der Hut zu sein und gerade „das Moderne“ nur mit Mißtrauen aufzunehmen, weil es den Keim der raschesten Vergänglichkeit in sich trägt.

Digitized by Google

Der Inhalt der Speschen Dichtungen bezieht sich immer wieder auf die Religion, auf Gott, seine Schöpfung, die Bibel, die Heiligen und die christlichen Tugenden. Nur den Herrn will der Sänger lobpreisen, „den Lorbeerkranz ersingen in deutschem Gotteslob“:

Wolauf, wolauf, im Herren
Ich recht will fröhlig sein!
In weltlich schrei noch plärren
Ich nie will stimmen ein.
All meine Freud verborgen
In Jesu Seiten liegt,
Da sind ich heut und morgen
Noch manches rein Gedicht.

Mein Harf, so mir will schlagen,
Mein Geig und Citherſang,
Mein Lied in Freudentagen,
Mein Laut und Psalterklang
Soll sein, weil ichs erlebe,
Kreuz, Nägel, Speer und Blut;
Bis weg der Tod mich hebe,
Mir bleibt wol solcher Mut.

O Kreuz, gar schön gezieret
Mit Jesu, meinem Lieb,
Wer stets bei dir psallieret,
Wol stets in Freuden blieb.
Möcht nur zu dir ich steigen,
Ein Music richten an,
Zwar (= wahrlich) über alle Geigen
Es müßt in Wahrheit gahn.

Spe liebt die Natur, er freut sich über den Frühling und Sommer, ihn erquickt der Anblick von Wäldern und Wiesen, von Berg und Tal, er jubelt mit der unschuldigen Jugend, er besitzt eine heitere, kindlich offene Seele. Aber stets von neuem überkommt ihn ein tief männlicher Ernst. Die Überzeugung, daß die Welt nur ein Jammertal sei, eine Durchgangsstation voll Mühsal und Elend, eine Vorbereitungsstätte für das Paradies des Jenseits, läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Er sehnt sich nach Jesu dem Geliebten. Seine Seele empfindet die Brautlust ewiger Vereinigung und kann ihrer nicht froh werden, solang sie auf Erden verweilen muß. So überwiegen der Schmerz und die Tränen die Freude und das Jubilieren:

Heint (= heut nachts) spät auf braunen Rappen
Der Mon (= Mond) in starkem Lauf
Gund (= begann) Mitternacht erdappen,
Mit Ernsten triebe drauf;
Nit manglets an Trabanten,
An Sternen klar und hell,
An gleichen Lichtsverwandten,
Welch ihn begleiten schnell.

Digitized by Google

Da fand ich mich entlaßen
Von wunderschwerem Traum,
Blickt auf zun blauen Straßen,
Kennt Mon und Sternen kaum.
Bald Jesu dir von Herzen
Ich schickt ein Seufzer tief,
So gleich zum Himmelkerzen
Recht auf in Luften lief.

Ach treuer Mon und Sternen,
Zeigt an den schönen Held!
Von euch ich möcht erlernen,
Wo schlaget er die Zelt;
Mir thut von Jesu sagen,
Wo rastet er zur Ruh.
Denk nit ohn Graus und Zagen,
Was mich geträumet nu.

Manchmal verfällt Spe in eine Weichlichkeit, die uns mehr als wunderlich vorkommt. Fast grotesk wirkt es, wenn er die Tränen wie Flüsse aus den Augen stürzen läßt und sich in Zähren badet. Schließlich überträgt er diese Ausdrucksweise auch auf Gottvater und Gottsohn: „Zugleich dann er, zugleich dann der, Mit gleichem Brand befangen, Mit Seufzen hin, mit Seufzen her, Bezeugens ihr Verlangen." — „Aha! der Vater seufzen tut — Zu seinem Sohn geschwinde, — Aha! der Sohn auch seufzen tut — Mit ebenselbem Winde."

Lebensvoll schildert Balke an der Hand von Spes Gedichten die minnigliche Liebe zwischen der Seele, der Gespons Jesu, und ihrem himmlischen Bräutigam. Christus hat dem Kupido Pfeil und Bogen genommen und damit ihr Herz zu Tode verwundet. Hell lodert der Brand schmachtender sich verzehrender Sehnsucht nunmehr auf. Nur die Küsse, die sie von Jesu Lippen, Stirn und Wangen rauben kann, bringen ihrer Glut Linderung. Daher seufzt die Gespons nach ihrem Geliebten. Sie fordert die Nachtigall auf, ihn mit süßem Gesang herbeizulocken. Sie fleht ihn an, sie doch nicht so lange schmachten zu lassen. Unter dem Schatten eines Lorbeerbaums setzt sie sich nieder und schlummert ein. Als sie erwacht, ist Christus bei ihr. Als sie seiner zu genießen gedenkt, entflieht er; doch umarmt und küßt er sie, da sie ihn eingeholt hat. Mit aller Schönheit ist der Geliebte ausgestattet. Schon des Christkindleins Haare sind güldengelb, seine Augen perlenweiß, sein Mund honigsüß. Jesu Wangen aber sind rosiger als die Morgenröte, von seiner Stirn haben Sonn und Mond ihren Schein gestohlen. Um die Stirn trägt er einen Kranz roter Blümlein, sein Atem riecht nach Balsam und Bisam, sein Haupt duftet nach Zimmet und Zibet. In seinen Händen, die weiß wie Elfenbein sind, trägt er zwei Rosen, deren Geruch die verliebte Seele in Ohnmacht fallen macht.

Eine ähnliche überquellende Sprache des Gemüts, einen ähnlichen sozusagen exaltierten Stimmungsreichtum offenbart die damalige Poesie der Neulateiner, vor allem aber in Spanien, Italien und Holland. Einen ähnlichen Charakter zeigt selbst die Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, am typischsten Guido Reni nebst Anhang.

Gleich seinen dichtenden Glaubensgenossen in späteren Zeiten, gleich Stifter und Droste-Hülshoff erblickte der kindlich demütige Dichter die wahre Größe im scheinbar Kleinen. Der geringste Grashalm erinnerte ihn an den göttlichen Schöpfer. Und so wurde Spe in der Naturschilderung ein Meister der Kleinmalerei. Mit ein paar Strichen zeichnet

Digitized by Google

er ein ganzes Gemälde — dabei läßt er mehr ahnen als er wirklich ausführt. Eine ausführliche Naturbeschreibung kennt er nicht. Aber lieb und treuherzig stellt sich ihm alles dar, auch die Landschaft, auch die schöne Jahreszeit.

Die Form der Gedichte, ihr Rahmen und ihr Ton deuten auf eine vielseitige Begabung. Eklogen im antiken Stil finden wir häufig. Das Schäferkostüm kleidet ihn gut. Romanzenartige Gedichte sind seltener. Der „Abschied Xaviers" steht geradezu vereinsamt da. Auch das Lehrgedicht spielt kaum eine wesentliche Rolle, dagegen umsomehr der Wechselgesang.

Eigenartige Bilder und Vergleiche, gelungene Personifikationen zeichnen Spes Dichtersprache aus. Die Naivität so mancher Anschauung darf uns hiebei nicht stören. Auch die Vermischung heidnischer und antiker Elemente mit christlichen und deutschen mag uns nicht wundernehmen. Spe war eben, wie man immer wieder sagen muß, ein echtes Kind seiner Zeit.

Die Bibel, besonders das Hohelied, wirkte neben den alten Klassikern wie Virgil und Ovid, den mittelalterlichen Kirchenhymnen und dem deutschen Volkslied auf Spe überaus mächtig ein. Die Bibel dünkte ihm sicherlich als der Urquell aller Poesie. Aus diesem Urquell schöpfte er bis an seinen Tod. Die gläubige Anmut, die frische Jugendlichkeit, den gewöhnlich ebenso tiefen Gehalt wie klaren Ausdruck verdankte er nächst seinem angebornen Talent der Natur und der Bibel, den bedeutendsten Lehrmeistern seiner Entwicklungsperiode.

Noch eines hervorstehenden Zuges sei gedacht, der Begeisterung, mit der Spe seine Verse vorträgt, der Begeisterung, die er in andern entzündet. Die „Trutz-Nachtigall" predigt einen Kreuzzug in Versen, unaufdringlich, aber unablässig. Und so weckt nahezu jedes seiner Gedichte in uns den innern, den bessern Menschen. Das gehört zu Spes Apostolat. Sein ganzes Leben, seine ganze Dichtung ist ein einziges Te Deum laudamus:

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lusten wirds ergetzet,
Ergetzet wird fast jeder Sinn
Und alles Wunder schätzet.
Ohn Maß ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Drumb lobet ihn, ihr Menschenkind,
Bei nu so schönen Zeiten,
All Traurigkeit nur schütt in Wind,
Spannt auf die beste Saiten!
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Schneid an die süße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr erzeigen!
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Digitized by Google

Die große Harmonie

Von Marie v. Hutten

Der kalte Apriltag ging rot und leuchtend über dem Kahlenberg zur Neige. Die Luft war hell und bewegt. Der Wind riß an den grauen Mänteln der Ordensschwestern, die von der Brigittenstraße herkamen, und ließ die weißen Gewänder wehen. Neben ihnen ging eine Frau in schlicht elegantem Straßenanzug.

„Dort ist unser Besitz", sagte Schwester Maria Annunziata. „In ein paar Jahren wird dort unser Kloster stehen. Eine Zufluchtsstätte für die ganz Verlassenen — für die Heimatlosen. Eine Kirche, wo sie wieder beten lernen . . ."

Marianne Fryberg antwortete nicht. Sie ging mit leicht zurückgebogenem Kopf und sah über die Fläche, die sich vor ihr dehnte. Unbebautes Land — Fabrikschlote — rauchende Hochöfen — flatternde Wäsche. Im Hintergrund der Glanz der untergehenden Sonne. Im Osten die Ahnung einer violetten Dämmerung, die über die Stadt Wien kam.

In Marianne Fryberg war das leichte Vibrieren eines inneren Erlebens, das noch keine Gestaltung angenommen hatte, das nur in Stimmungen bestand — in Farben, Tönen.

Sie trat mit den Schwestern in die kleine freistehende Kapelle, um dem Segen beizuwohnen. Arme Gestalten füllten den Raum, saßen da mit müden Händen und verkümmerten Gesichtern. Vom Altar her kam Blumenduft und das Schimmern von Metall im Glanze vieler Kerzen. Marianne Fryberg war gewöhnt, den äußeren Verpflichtungen ihres Glaubens nachzukommen. Aber zwischen ihre Seele und den lebendigen Inhalt jener äußeren Formen hatte sich ein Schleier geschoben, der mit der Zeit immer dichter wurde und jetzt wie eine undurchdringliche Wand vor ihrem Ausblick stand.

Nachdem die kurze Andacht vorüber war, ging sie an die Pforte des kleinen Klosters, um sich von ihrer Kusine Maria Annunziata zu verabschieden. Die Farben im Westen waren erloschen. Eine Helle stand noch über den Bergen. Der Nordwind wehte kalt.

„Du wirst vielleicht wiederkommen?" sagte Maria Annunziata. Sie hatte eine weich modulierte Stimme und stille Augen, die doch wissend waren. Über ihr war die gefestigte Ruhe eines Menschen, der klare Wege geht.

„Vielleicht", sagte Marianne Fryberg mit einem leisen Zögern.

Auch sie galt als ein Mensch mit klaren Wegen. Dreißig Jahre alt — mit anscheinend gefestigten Anschauungen, scharf gezeichneter Ge-

Digitized by Google

schmacksrichtung. Aber sie selbst war sich der inneren Unklarheit bewußt — des Suchens nach Dingen, die doch notwendig zu finden sein mußten und ihr dennoch bis jetzt entgangen waren. In ihrer Seele war ein Aufhorchen bei allem Geschehen ihres täglichen Lebens.

Ein Mann kam mit unsicheren Schritten über den Kiesweg. Er hatte Kopf und Hals mit schmutzigen Tüchern umwunden. Gesicht und Hände waren starr von Schmutz. Er mochte vierzig Jahre zählen. Seine Augen gingen mit irrem Ausdruck nach allem, was er sah.

Maria Annunziata ging auf ihn zu.

„Sie wollen zu uns?" sagte sie mit warmer Freundlichkeit.

Der Mann starrte sie an — schien nicht zu verstehen. Er sagte ein paar böhmische Worte. Dann dämmerte ihm das Begreifen. Er nickte eifrig.

„Jo — jo", sagte er rauh.

Maria Annunziata hielt die Pforte offen, daß er hineintreten solle. Er tastete umher — fand den Eingang nicht und stand doch dicht davor. Aber er war nicht betrunken und nicht blind. Not und Verkommenheit hatten ihm das Wahrnehmungsvermögen abgestumpft. Der ganze Mensch war verstört und fast kein Mensch mehr zu nennen. Die Schwester nahm ihn am Arm und ließ ihn auf der Holzbank niedersitzen, die sich in dem Vorraum an der weißgetünchten Mauer entlang zog. Dann kam langsam, in tastenden zerrissenen Sätzen, halb böhmisch, halb in unverständlichem Deutsch, die Leidensgeschichte zu Tage.

Er war an der Bahn beim Kohlenschaufeln beschäftigt gewesen. Dann mußte er ins Spital. Unter den schmutzigen Tüchern, die er zur Seite schob, waren die Narben einer Operation sichtbar. Seit er entlassen war, konnte er keine Arbeit mehr finden. Er war noch schwach und elend. Seit zehn Tagen gehörte er den Obdachlosen an — schlief unter Brücken, in Kanälen. Die letzte Nacht hatte er unter Kehrichtabfällen geschlafen. Da war es wärmer. O, man fror — fror! Wenn ihm die Schwester etwas Warmes zu trinken geben möchte!

Der ursprünglich kräftig gebaute Körper des Mannes zitterte vor Frost. Seine Kleider waren zerfetzt. Niemand hätte ihm in diesem Zustand Arbeit anvertraut. Er war jetzt zufrieden, saß auf der Bank und starrte vor sich hin. Einen kurzen Augenblick hatte ihn die Not aufgepeitscht, daß er sich gewehrt hatte — um Hilfe geschrien — jetzt versank er wieder in die stumpfe Betäubung.

Marianne Fryberg nahm ein Geldstück aus ihrer Börse. Ihre Finger zitterten so, daß sie es kaum fassen konnte. Sie reichte es dem Obdachlosen und sah ihn an. Ohne daß sie es wußte, stand eine Bitte in ihren Augen — die Bitte um Verzeihung, daß sie geben durfte und er nehmen mußte. Er faßte nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Sie sah ihren sehr weichen Handschuh von feinstem Lammleder und zarter Farbe in seinen schwarzen rauhen Händen.

Da wallte etwas in ihr auf — heiß und stark — wühlte ihr mit scharfem Schmerz durch die Seele. Sie machte sich los und lief in die

Digitized by Google

Kapelle zurück. Dort saß sie auf dem ersten besten Platz und wußte kaum wie sie hierher gekommen war. Ihre Augen waren blind von stürzenden Tränen. Ihre Gedanken flogen wie aufgescheuchte Vögel wirr und ziellos gegen eine Mauer, die da stand.

„Mein Gott! mein Gott!" sagte sie mit einer hellen angstvollen Stimme in den leeren Raum hinein.

Aber es war kein Gebet. Es war eine halbunbewußte Abwehr gegen den Schmerz — gegen das Überwältigende. Warum litt sie — warum! Griff ihr eine eiserne Hand bis in die tiefste Tiefe der Seele und tat ihr weh?

Die Tränen, die sie nicht trocknete, brannten ihr auf der Haut. Ein Schluchzen schüttelte von Zeit zu Zeit ihren Körper. Dann kam es nicht mehr und sie saß und starrte mit weitoffenen Augen, die nichts sahen, auf den Altar. Das rote Licht wurde tiefer in der wachsenden Dunkelheit. Der Schein vor den Fenstern ging vom dunkeln Blau in farbloses Grün über.

Marianne stand langsam auf. Als sie ins Freie trat, sprangen am Leopoldsberg einzelne Lichter in die Dämmerung. Der Lärm der Stadt kam dumpf über das unbebaute Terrain. Das kleine, weiße Klostergebäude lag in tiefer Stille. Marianne ging der nächsten Straßenbahnhaltestelle zu. Schattenhafte Gestalten bewegten sich hier und dort auf der weiten Fläche, die sie überschauen konnte. Ihr schien, als trügen sie alle Ähnlichkeit mit dem Obdachlosen. Und das Herz schlug ihr wieder schwer und unruhig.

Ihr — der Intellektuellen — der Frau des Geistes und der Feder, der weiten Horizonte und tiefen Blicke.

Sie hastete der Stadt zu, den surrenden elektrischen Wagen, den weißen Bogenlampen, dem wirren Lärm und Drängen der Menschheit entgegen. Es war, als liefe sie vor etwas davon, das hinter ihr war und sie verfolgte.

* * *

Einige Tage später war der Frühling mächtig über die Stadt gekommen. Auf dem Ring fuhren die Sprengwagen. Der Geruch von heißem, feuchten Asphalt war in der Luft und der Duft von rotem Flieder, den ein Weib in großen Büscheln feilbot. Im Teesalon des Grand Hotel spielte eine Kapelle zum five o'clock.

Marianne Fryberg lehnte in einem tiefen Bambussessel in der Halle. Automobilschleier und Handschuhe lagen neben ihr. Das dunkle lebendige Gesicht hob sich vorteilhaft aus weißem duftigem Spitzengewirr. Sie sprach lebhaft mit ihren Freunden, Graf und Gräfin Ormisch, die sich, wie sie selbst, nur vorübergehend in Wien aufhielten. Sie besaßen keine Kinder und verwendeten alles, was sie an Liebe, Zärtlichkeit und Geld zur Verfügung hatten, auf die künstlerisch vollendete Ausgestaltung ihres Besitzes Orhausen.

Digitized by Google

„Ich habe Schätze für das Barockzimmer gefunden", sagte der Graf und strich langsam in tiefer Befriedigung mit der feinen Hand über den schon grauschwarz melierten, seidenweichen Bart. „Einen eingelegten Schreibtisch — wundervoll! Die Messinggriffe geradezu Kunstwerke. Einen Christus am Kreuz — schwerste Bronze, Edelsteine im Strahlenkranz. Sie müssen es sehen, Marianne. Auch zwei oder drei Stück Holländer Barock — etwas schwerfälliger als das deutsche, aber diese Linien!"

Die Gräfin erzählte von ihren Orchideen, ihrem Kopenhager Porzellan, ihren Gobelin-Sammlungen.

„Du kommst natürlich diesen Herbst, Marianne", sagte sie. „Wir werden ein paar sehr interessante Menschen in Orhausen haben. Dann wirst du ja selbst sehen, wie sehr unsere Veränderungen gelungen sind. Wir sind ganz glücklich darüber."

Marianne antwortete nicht gleich. Sie hatte die Erinnerung an viele genußreiche Stunden in Orhausen. Genuß geistiger Anregung, ästhetischer Freude. Das niedrigere Behagen intensiven Wohllebens. Es war die Atmosphäre, an die Marianne Fryberg gewöhnt war.

„Du hast doch keine andern Absichten?" fragte Karola Ormisch erstaunt. „Dein Herbst gehört ja immer uns."

„Ja," sagte Marianne. „Ich habe keine andern Absichten."

Aber sie fühlte dabei ein ihr selbst unverständliches Zögern.

Graf Ormisch nahm die Zeitschrift, die auf dem Tisch lag.

„Sehr schön — künstlerisch sehr wertvoll — Ihre letzte Arbeit, Marianne! Aber zu ernst — zu ernst. Was schreiben Sie da von den tiefen Unzulänglichkeiten des Lebens und stehen doch in einer Welt, die von Schönheit überfließt? Sie gehören doch wahrhaftig nicht zu den Bedauernswerten dieser Erde."

„Ich habe mich noch nie dazu gerechnet", sagte Marianne mit einem leisen Lächeln. Sie nannte diese Menschen Freunde. Aber im Grund — was wußten sie von ihr, außer den äußeren Tatsachen ihres Lebens? Daß sie altem deutschen Adel angehörte — daß sie Vermögen besaß und eine Villa — daß sie literarischen Erfolg hatte, für geistreich galt, vor mehreren Jahren eine Verlobung gelöst hatte, sich gut anzuziehen verstand . . .

Karola Ormisch hob den rötlichblonden Kopf und nahm die langstielige Lorgnette vor die kurzsichtigen Augen.

„Ich finde, deine Arbeiten haben in letzterer Zeit einen stark philosophischen und ethischen Einschlag, Marianne. Das paßt dir aber gar nicht. Deine Stärke ist die Satire, das geistreiche Flimmern. Ethik und derlei ist ja gar nicht aktuell. Du bist auch noch viel zu jung für eine solche Richtung. Und du weißt doch, daß Niko Frohkirch dir auf den Knien einen Antrag machen würde — lieber heute als morgen — wenn du ihm auch nur den leisesten Schimmer einer Ermutigung geben wolltest."

Digitized by Google

Marianne lachte. Es war die einzige Antwort, die sie auf den Gedankengang der Gräfin fand. Aus dem Tee-Salon kamen die ersten Akkorde des Parsifal-Vorspiels und man hörte schweigend zu. Karola Ormisch betrachtete durch die Lorgnette die junge Amerikanerin, die dicht am Portal in einem Sessel lag und die Straßschnallen auf ihren kleinen bronzefarbenen Schuhen blitzen ließ.

„A propos" sagte sie nach einer Weile. „Hast du eigentlich deine Kusine Hohas schon aufgesucht? Sie ist ja wohl hier in irgend einem Orden?"

„Sie ist bei den weißen Missionsschwestern, draußen im zwanzigsten Bezirk. Ich habe sie vor acht Tagen besucht."

„Wie sieht sie denn aus? Ich erinnere mich, daß sie sehr hübsch war. Sonderbare Idee für eine Gräfin Hohas, sich der Vagabundenfürsorge zu widmen. Übrigens kleidet die weiße Tracht vorzüglich. Ich sah gestern zwei dieser Schwestern vorübergehen."

Marianne hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und beschattete mit der Hand das Gesicht. Ihr war, als könne jedermann die seltsame Bewegung sehen, die sie ergriff, wenn sie an den Obdachlosen-Schützling ihrer Kusine Maria Annunziata dachte.

Und plötzlich stand vor ihren Augen das scharf umrissene Bild von zwei Welten, die abgrundtief voneinander getrennt waren. An der Welt des Genusses, der Schöngeistigkeit, der Ästhetik, einer ausgesprochenen Diesseits-Welt hatte sie selbst Teil durch die Gewohnheiten ihres dreißigjährigen Lebens. Aber da war noch jene andere Welt — Welt der Höhenluft, der Selbstentäußerung, der Liebe —

Während sie der Gräfin Gleichgiltiges antwortete, waren ihr zwei Dinge seltsam gegenwärtig, die nichts miteinander zu schaffen hatten. Ein Wort Paul Sabbatiers, das sie einmal gelesen hatte: „il avait la nostalgie de l'au-delà et de la Sainteté —". Und die Berührung mit den armen Händen des Obdachlosen.

Karola Ormisch unterbrach ihre Gedanken.

„Du bist doch auch bei Pallawitsch heute Abend, nicht wahr? Ich gehe mich ausruhen vor dem Ankleiden. Au revoir."

Sie stand auf und ging durch die Halle nach dem Treppenaufgang, eine zierliche Gestalt, von allen Raffiniertheiten einer bis zur Kunst entwickelten Toilettenpflege gehoben und getragen.

Marianne Fryberg lehnte sich in ihren Sessel zurück. Sie war jetzt allein in der Halle. Der Portier stand mit breitem Rücken und funkelnden Galons draußen auf dem Asphaltsteig. Die junge Amerikanerin war in das Lesezimmer gegangen.

Draußen strömte das Leben auf und nieder in tausend Farben und Tönen. Auf den junggrünen Kastanien lagen die langen Sonnenstrahlen im traumhaft webenden Hellgold des Abends. Liszt's „Präludes" klangen aus dem Konzertraum und brachten Träume der Sehnsucht mit sich herüber.

Digitized by Google

Marianne blätterte in dem Heft, das vor ihr lag. Ein Satz aus ihrer eigenen Arbeit fiel ihr in die Augen, gerade der Satz, an welchem Graf Ormisch Anstoß genommen hatte.

„Es waren Menschen, die in die Tiefen zu dringen suchten. Um Dinge daraus zu heben, die ihnen helfen sollten, die klaffenden Unzulänglichkeiten des Lebens auszufüllen."

Hatte sie selbst das geschrieben? Und woher kam ihr das Recht dazu? Klafften nicht diese Unzulänglichkeiten durch ihr eigenes Leben, weit und schmerzlich — und was tat sie je, um sie auszufüllen?

Eine Uhr schlug in klingenden Schlägen, die in der Luft nachzuzittern schienen. Marianne stand auf und ließ sich im Aufzug nach oben tragen. Sie fand, daß ihre Jungfer schon alles Nötige zum Ankleiden gerichtet hatte. Weiche Falten hellmaisfarbener Seide flossen über das Bett. An dem hohen Stehspiegel brannten die Wachskerzen. Marianne überließ sich schweigend den geschickten Händen, die auf sie warteten.

Dabei ging ihr der Tag noch einmal durch die Gedanken, den sie heute verlebt hatte. Nach dem ziemlich späten Frühstück Empfang des Schneiders, der zur Anprobe kam. Dann ein Gang durch die Kärnthnerstraße, den Graben, den Kohlmarkt — Einkäufe von Lingerien und Handschuhen und Spitzen und den hundert Einzelheiten in den Bedürfnissen einer vornehmen Dame. Ein Besuch in der Exlibris-Ausstellung mit sehr lebhafter Diskussion, ob zwischen den Waldegg-Scarbona eine Wappenvereinigung stattgefunden habe und in welchem Jahrhundert?

Das Gabelfrühstück und nachher eine Automobilfahrt mit Heini und Karola Ormisch, auf breiten Straßen, mit Qualm und Staub und häßlichem Geruch die Dörfer füllend, die aus blühenden Apfelbäumen wie aus rosigen Schleiern schauten. Jetzt zum Schluß des Tages große Toilette — ein Diner bei Pallawitsch, die den besten Koch in Wien hatten. Gespräche über die Auerhahnbalz auf den böhmischen Gütern des einen — über die kommende Rehpirsch in den slawonischen Wäldern des anderen — über die letzten Ereignisse im Kaiserhaus und das Gastspiel des russischen Ballets.

„Aber gnädiges Fräulein ziehen sich wieder aus?!" sagte die Stimme der Jungfer im Brustton eines maßlosen Erstaunens.

Marianne schrak auf. Sie hatte eben unbewußt angefangen, das maisgelbe Kleid wieder abzustreifen.

„Gnädiges Fräulein sind krank?"

„Nein — nein. Schließen Sie die Haken wieder, Elise. Ich dachte an etwas anderes."

Sie war rot geworden bis unter die dunkeln Haare, als habe man sie auf einem Unrecht ertappt. Und es war doch nur ein instinktives Beiseiteschiebenwollen gewesen, von Dingen, die anfingen drückend zu werden.

Digitized by Google

Aber im Gang hörte sie schon die Stimme von Karola Ormisch und das weiche Rascheln ihres schleppenden Kleides.

* * *

Der Zug hielt an einer kleinen Station der Südbahn. Marianne Fryberg stieg aus und stand auf der Plattform. Sie mußte erst den Weg erfragen, den sie zu gehen hatte. Der Flecken, der tief zwischen dunkelbewaldeten Hügeln gebettet lag, blieb hinter ihr und sie stieg aufwärts. Sie begegnete keinem Menschen. Der Föhrenwald stand in flimmernd verhaltener Mittagssonne. An den schmalen Pfaden taten sich blauduftige Fernen auf. Eine tiefe Stille war in all dem Frühlingsglanz.

Marianne Fryberg ging, um einen Freund aufzusuchen. Jahrelang hatte sie ihn nicht gesehen und keinen Briefwechsel mit ihm unterhalten. Aber was sie früher mit ihm verknüpfte, stand über der Notwendigkeit persönlichen oder schriftlichen Austausches — das starke Bewußtsein einer inneren Verwandtschaft, das Einanderverstehen ohne Worte. Früher war er der einzige Mensch gewesen, mit dem es ihr möglich war, über Dinge zu reden, die in die Tiefen gingen. Nicht in langen Reden und Diskussionen — oft nur in einem kurzen Wort, einer Andeutung, einem raschen Zusammenklingen zweier Töne.

Und jetzt war ihr plötzlich der Gedanke gekommen, ihn aufzusuchen. Vielleicht wurde ihr bei ihm das klare Wort zuteil, das die Nebel zerstreuen konnte. —

Als sie aus den letzten Bäumen trat, blieb sie stehen und der Atem kam ihr rascher. Das Tal lag vor ihr im grünen Schimmer, im Gewirr seiner weißen Blüten, lichtdurchzittert, über seinen Wäldern noch die feine Zeichnung brauner Äste. Der Schneeberg in weißem Glanz, die Hügel weich, blau verhangen.

Und wie Marianne Fryberg stand und schaute, wurde sie irre an ihrem Vorhaben — irr an dem Erleben der letzten Wochen und der Unruhe, die durch ihre letzten Jahre gegangen war.

Konnte denn auf die Dauer ein Zwiespalt durch ein Leben klaffen, so lange man sich mit leidenschaftlichem Lieben und Verstehen der Natur in die Arme werfen durfte? So lang es solche Dinge zu erfassen gab, wie diese blütenschwangere Luft und den Mittagsglanz auf diesen junggrünen Wiesen?

Sie stieg bergab. Das Dorf tauchte auf mit niedrigen weißen Häusern und grauschwarzen Schindeldächern. Hier ein Renaissance-Bogen über einem Hoftor, der von vergangenen Zeiten sprach — von einem Klosterstift oder dem Hofgut eines großen Herrn.

Marianne mußte sich nach der Wohnung ihres Freundes erkundigen. Er besaß keinen Titel, mit dem sie nach ihm fragen konnte. Er hatte Titel jederzeit verschmäht und alle äußere Bestätigung des

Digitized by Google

Erreichthabens. Sie hielt einen Jungen an, der mit nackten braunen Füßen durch den Staub der Straße kam.

„Kannst du mir zeigen, wo Herr Paul Wartegg wohnt?"

Er warf den strohblonden Kopf zurück und lachte.

„Die gnä' Frau möcht' wohl Spaß mach'n? I werd das Haus net kennen von unserm Herrn!"

Es lag da, weiß und langgestreckt im Grünen wie die andern Bauernhäuser, aber größer, mit höheren Giebeln und einer Holzveranda, von der tiefrote Blumen leuchteten. Eine verzauberte Stille lag über dem Hof und die alte Beschließerin, die öffnete, war wie eine Märchengestalt, mit dem feinen, blassen Gesicht unter dunkler Haube und dem mächtigen Haken, an dem sie klirrende Schlüssel am Gürtel trug.

Aber der Mann, den Marianne in einem der großen niedrigen Zimmer fand, stand mit beiden Füßen fest in der Wirklichkeit und sah ihr aus klaren blauen Augen hell entgegen. Augen, in denen keine Frage mehr stand und die kein Suchen mehr verrieten.

Sie saß bei ihm, ließ sich erzählen und tat freie Blicke in sein Leben. Er hatte sich der sozialen Tätigkeit gewidmet. Er gründete Vereine, zeigte Menschen die Wege der Pflicht, des Zusammenhaltes, der Organisation. Auf allen möglichen Gebieten — religiösen, politischen, wirtschaftlichen. Er sprach öffentlich zu ihnen, half ihnen zu klaren Anschauungen, zu festen Grundsätzen. Seine Zeit, sein Vermögen, sein Wissen und Können setzte er an diese Sache und füllte seine Tage mit Arbeit und Befriedigung.

„Das freut mich aber, daß Sie kommen und sich die Klause ansehen, der ich für den Rest meiner Tage verschrieben bin", sagte er herzlich und machte mit ungeschickten Händen ein wenig Ordnung, um ihr einen behaglichen Platz anzubieten.

„Das klingt ja ganz fertig mit dem Leben", sagte Marianne und sah ihn lächelnd an. „Haben Sie hier eine wirkliche Heimat gefunden, die nicht wieder los läßt?"

„Freilich — freilich. Ich gehöre nicht mehr mir — ich gehöre meinen Buben, die ich mit hinausnehme auf weite Wanderungen und sie lehre, die Natur zu lieben und zu hegen, statt zu jagen und zu zerstören. Und meinen jungen Leuten, denen ich ein wenig helfe, das Leben nicht nur von der Seite des Genusses anzuschauen. Und meinen Männern, denen ich vielleicht manchmal beibringe, wirklich Männer zu sein, statt Waschlappen. Und sobald man andern gehört, hat man auch den Boden, in dem man Wurzel schlagen kann."

Marianne dachte an den strohköpfigen Jungen — „I werd' das Haus net kennen von unserm Herrn! —" Die Worte gaben Paul Wartegg recht. Aber wie Marianne einmal der Augenblick gekommen schien, von den Dingen zu reden, die sie selbst beschäftigten — von der Verwirrung der eignen Seele — von der Sehnsucht, die hinter all ihrem Tun stand wie ein weiter tiefer Schatten — von dem Zerrinnen

Digitized by Google

zwischen ihren Händen von Genuß, Erfolg und Freude, — da stockte ihr plötzlich das Wort auf den Lippen und sie verstummte mit einem jähen Erschrecken. Ihr Ton klang nicht mehr zusammen mit den klaren Dur-Tönen, aus denen Paul Wartegg seine Lebenssymphonie zusammengefügt hatte.

Später, am Nachmittag, mußte er sie eine Stunde allein lassen. Er hatte eine wichtige Zusammenkunft mit den Behörden des Ortes betreffs Anschluß an eine elektrische Zentrale. Man tat nichts, beschloß nichts ohne ihn.

„Ich lasse Ihnen meine Bücher, meine Zigaretten, meinen Hof und Garten, meinen Hausdrachen — alles, was ich besitze", sagte er. „Es läßt sich gut ein Stündchen verträumen in der alten Bude."

Sie hörte ihn eilig fortgehen, mit festen raschen Schritten. Dann zog sie mechanisch ein Buch nach dem andern aus den reich besetzten Regalen. Aber ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie sah und las. Sie stand in der tiefen Fensternische und sah in den stillen Hof. Im Hintergrund stiegen die dunkeln Föhrenwälder auf. Davor ein weiß und grünes Leuchten aus den Obstgärten. Tauben gurrten auf dem langgestreckten Dachfirst. Eine flog aus der Schar hinweg, verlor sich schimmernd in Blau und geballten weißen Wolken. Dann war wieder die tiefe Stille. Goldner Löwenzahn blühte um den alten ragenden Ziehbrunnen. Ein brauner zottiger Hund kam aus seiner Hütte, setzte sich auf die Hinterpfoten und sah ernst zu dem fremden Gesicht empor, das aus dem Fenster seines Herrn schaute. Weiße Narzissen blühten in dem schlichten Küchengarten.

„Kann ein Mensch dem andern etwas geben — tief innerlich?" sagte Marianne plötzlich laut. „Etwas Neues — das er nicht schon ohnedem besitzt?"

Die Frage verhallte in der stillen sonnenwarmen Luft und dem Glanz der Blütenbäume. Marianne gab sich selbst die Antwort.

„Nein — in Ewigkeit nicht. Was man zu empfangen meinte, war nur was man schon besaß. Man streckt wieder die Hände aus — und diesmal bleiben sie leer." —

Und wie ein körperlicher Schmerz faßte sie die Erkenntnis der tiefen Einsamkeit, die jeder Menschenseele eigen ist — ihr wesentlichster Bestandteil — die Luftschicht, die sie umgibt und in der sie die tiefen lebenspendenden Atemzüge tun muß.

Ein Frost schüttelte Marianne Fryberg, mitten in der hellen Wärme des Tages. Ihre Augen brannten. Glanz und Schönheit ringsum taten ihr weh. —

Und nun wußte sie auch deutlich — Natur und Schönheit konnten den klaffenden Zwiespalt in einem Menschenleben nicht überbrücken. Wer sie mit leidenschaftlicher Liebe liebte, empfand noch tiefer den bangen, gestaltlosen Schmerz des Lebens, der wie ein Schatten hinter allen Dingen stand und ihnen den Glanz der Sonne nahm.

Digitized by Google

Der Duft der Narzissen kam zu ihr herauf.

So schön — so schön die Welt — sie schlich sich einem ins Herz mit tausend Wonnen und ließ dies Herz dann leer, mit der immer neuen fragenden Sehnsucht.

Marianne sah Paul Wartegg zurückkommen, fest und sicher wie er gegangen war. Sie mußte lächeln beim Gedanken, daß man ihm von Dingen der Sehnsucht sprechen solle, von Fragen, die ohne Antwort verhallten und Disharmonien, die keine Auflösung fanden.

Am Abend brachte er sie nach der Station zurück. Es fing schon zu dämmern an. Die weißen Häuser leuchteten durch das Dunkel, müde Menschen saßen unter den Blütenbäumen.

„Und Sie haben mir eigentlich nichts von sich selbst erzählt", sagte Wartegg plötzlich mit einem Ton des Vorwurfs. Marianne lächelte — ein wenig traurig. Aber er konnte es nicht mehr sehen.

„Es war nichts zu erzählen", sagte sie. „Sie haben mich vor fünf Jahren gekannt. Eigentlich ist alles noch wie damals. Ich bin schriftstellerisch tätig und habe einigen Erfolg. Ich wohne einen Teil des Jahres auf dem Land, daheim in der Villa im Frankenland, wo wir uns zuerst kennen lernten. Den andern Teil reise ich und bin bei Freunden zu Besuch."

„Sie lösten damals gerade Ihre Verlobung", sagte er zögernd. Es klang wie eine Aufforderung zu weiterem Vertrauen.

„Ja. Sie war ein Irrtum gewesen. Ich tauge wohl überhaupt nicht zur Ehe. Und ein Leben mit Alex Blitterstorff würde eine Enge bedeutet haben — ein Festgehaltenwerden in den Niederungen. Aber ich erkannte das erst nach einiger Zeit."

„Jede Frau taugt im Grund zur Ehe", sagte Paul Wartegg mit leisem Tadel. „Es ist das ihr ureigenes Gebiet. Und auf diesem leistet sie am meisten für die Menschheit."

„Vielleicht", sagte Marianne kurz. Sie hob den Kopf und atmete den Duft von Goldlack, der aus den Dorfgärten herüber kam. Die breite Straße lief zwischen Wiesen in perlendem Nachttau.

„Und Sie sind glücklich in Ihrer Tätigkeit — befriedigt?" fragte Wartegg warm. Er hatte noch das nämliche freundschaftliche Interesse für sie wie früher. Aber ihre Lippen waren jetzt verschlossen. Auch tauchten die Lichter des Zuges rot in der Ferne auf. Sie reichte ihm die Hand.

„Was ist Befriedigung und was Glück?" sagte sie leichthin, um der Frage die Bedeutung zu nehmen.

Dann fuhr sie in die Nacht hinaus und ihre Einsamkeit fuhr mit durch die blühenden Auen, an den Dörfern vorüber, die hinter ihren rosigen Schleiern, unter dem Schutz ihrer ragenden Kirchtürme schliefen, dem hellen Schein entgegen, den die Lichter von Wien auf den dunkeln Himmel warfen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

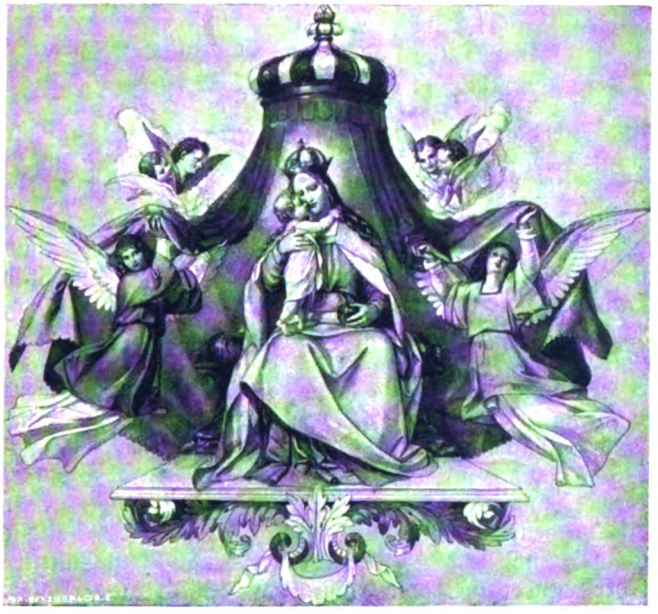
Gnade / Von Ferdinand Mayer

O heute will es meinen Augen ſcheinen,
Als ob ich in des Sternenhimmels Nähe
Schier einen Dom aus blauem Marmor ſähe,
Mit harten, undurchſichtigen Geſteinen.

Ein weißes Wölkchen ſchwebt wie eine Taube
Der heiligen Erleuchtung vor dem Dome
Und tropft mir Kräfte aus dem Sternenſtrome
In die erhobne Seele, daß ich glaube,

Aus goldnem Kelch im brünſtigſten Erregen
Die Perlen Blutes unſres Herrn zu ſchlürfen
Und keines Menſchen Herz mehr zu bedürfen
Auf meines Gralzugs ſteilen Höhenwegen.

Digitized by Google



Madonna mit Engeln unter einem Baldachin

Kunſtmaler P. Rudolph Blättler O. S. B.

Von Dr. Joſ. Scheuber

Am 19. April 1910 ſtarb im Kloſter Maria Einſiedeln Kunſtmaler P. Rudolph Blättler. Er hatte ein Alter von neunundſechzig Jahren erreicht. Dennoch ſchied er ſeinen Freunden und beſonders der Kunſt viel zu früh. Nie hat er nach dem Lorbeer des Ruhmes gerungen. Denn er wußte wohl:

„Der Lorbeerkranz iſt, wo er dir erſchienen,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks."

(Goethe, Taſſo.)

Aber früh hat er ſeinen Pinſel Gott geweiht. Auf ſeinem Bilde „Die Weihe an die heilige Kunſt" kniet er als jugendlicher Mönch mit Palette und Pinſel vor der Gottesmutter und dem Jeſuskinde, das ihn huldvoll ſegnet. Zwei Engel ſtehen ſchützend neben ihm: Humilitas und Contemplatio, Demut und andachtsvolle Verſenkung. Es ſind

Digitized by Google

die Genien seiner schlichten und frommen Kunst. Die Inschrift: Ecce servus tuus et filius ancillae tuae, sagt deutlich, daß des Künstlers Schaffen nicht um Gunst und Lohn dieser Welt warb.

Erst nach seinem Hinscheiden wurden sich selbst Freunde und Verehrer des Verewigten der reichen Sommer- und Segensfülle seiner Schöpfungen bewußt. Sein Biograph, Mitkonventuale und Jugendfreund Dr. P. Albert Kuhn, der sich selbst um die Kunst und ihre Erforschung die größten Verdienste erwarb, nennt ihn mit Recht einen modernen Fiesole.[1]) Denn er verband die sinnige, reine und anmutsvolle Kunst eines Fra Angelico mit einem ausgesprochen persönlichen und neuzeitlichen Gepräge. Er ist modern im edelsten Sinne, weil seine Kunst „aus den verborgenen Quellen der Seele, der Zeit und der Ewigkeit fließt".

Über dem Leben dieses Malers walteten freundliche Sterne. Buochs in Nidwalden, ein stilles Dorf am Vierwaldstätterse, in grüne Matten gebettet und beschattet von hohen Bergeshäuptern, war seine Heimat. Talent und Neigung und die Fürsprache eines frommen Seelsorgers öffneten dem Sohne schlichter, braver Landleute die Bahn zu den höhern Schulen. Durch tüchtige, erfolgreiche Studien an den Klosterschulen in Stans und Einsiedeln bereitete er sich vor auf den Eintritt in das Noviziat der Benediktiner von Einsiedeln. 1858 legte er die Ordensgelübde ab. Wenige Jahre bekleidete er das Amt eines Lateinprofessors an der Stiftsschule, später lehrte er kurze Zeit Ästhetik am dortigen Lyzeum. Als er sich in der Folge ganz der praktischen Übung der Kunst widmen konnte, behielt er noch den Zeichenunterricht an der Stiftsschule bei. —

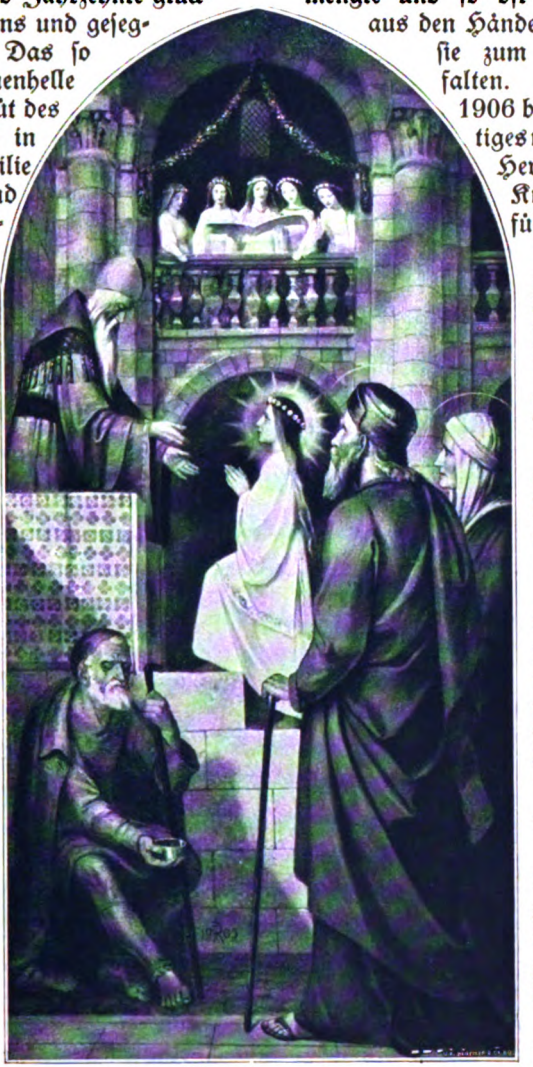
Schon in den Knabenjahren hatte Blättler auffallende Anlage und Vorliebe zum Zeichnen bekundet. Das Atelier des Malers Paul von Deschwanden in Stans, in das der Knabe zuweilen Zutritt fand und wo er sinnend und bewundernd die helläugigen, blonden Engelsköpfchen dieses Meisters schaute, hielt diese Neigung wach. Sie trat in der Stille der Klostereinsamkeit aufs neue und stärker hervor.

Abt Basilius Oberholzer erkannte das junge, sich immer reicher entfaltende Talent und schickte P. Rudolph zur weitern Ausbildung zuerst in das Atelier Deschwandens in Stans, später nach Beuron und München. Auf längere Zeit hielt die ernste, hieratische Kunst Beurons den jungen Meister in ihrem Banne. Das bezeugen seine Entwürfe zur Ausmalung des obern Stiftschores in Einsiedeln und die Wand- und Tafelmalereien in Willerzell und in der Propsteikirche St. Gerold (Vorarlberg). Es folgte eine längere Italienreise (1882—83) und eingehendes Studium der wichtigsten Kunststätten dieses Landes, besonders in Florenz und Rom. Eindrücke drängten sich in Überfülle. Ein Tagebuch und zahlreiche Skizzen sammelten den reichen Ertrag dieser Studien. Italien brachte ihm die Künstlerweihe und Künstlerreife. An der Formen-

[1]) „Der Maler P. Rudolph Blättler, ein moderner Fiesole", Benziger, Einsiedeln.

Digitized by Google

klarheit dieſes ſonnigen Landes und ſeiner Kunſt erhob ſich des Meiſters große zeichneriſche Begabung zu vollwüchſiger Schönheit. Es kamen nun Jahre und Jahrzehnte glücklichen Schaffens und geſegneter Ernte. Das ſo warme, ſonnenhelle religiöſe Gemüt des Malers fand in der Kloſterfamilie des Stiftes und in ſeinem Ordens- und Prieſterberufe ſtets neue Befruchtung, für ſeine Entwürfe einen kundigſten Berater in ſeinem ſpäteren Biographen P. Albert Kuhn. Chor- und Pſalmenſang und weiche Orgelſtimmen klangen in Stunden glücklicher Einſamkeit durch ſein Atelier nahe der Kirche. Betrachtung und Beſchaulichkeit nach der Regel des heiligen Benedikt führten den Geiſt des Malers auf die Höhenpfade ſeiner künſtleriſchen Eingebungen. Es war ihm beſchieden zu malen wie einſt dem Fra Angelico, der heiße Tränen des Mitgefühls in ſeine Farben mengte und ſo oft den Pinſel aus den Händen legte, um ſie zum Gebete zu falten. Im Herbſt 1906 befiel ein heftiges und tückiſches Herzleiden den Künſtler und führte nach vier Leidensjahren ſeinen Tod herbei. P. Rudolph Blätter war ein Künſtler von Gottes Gnaden. Sein Nachlaß umfaßt fünf Großfoliomappen Handzeichnungen. Darin finden ſich über tauſend Porträtſtudien, großenteils echte Kunſtwerke, dazu hundertfünfzig tüchtig ausgeführte Kartons, eine große Zahl von Ölfarbenſkizzen und Aquarellen und vierzig Skizzenbücher. — Zunächſt feſſelt uns die dekorative Kleinwelt



Mariä Tempelgang

Digitized by Google

seiner Zeichnungen: eine Menge von Zierleisten, Initialen, Neujahrskarten, schalkhaften Engelsköpfchen, humoristischen Momentaufnahmen, Reiseskizzen, Kontrast- und Titelbildern und Kalenderillustrationen. — Der Meister der Linie zeigt überall feinsinniges Verständnis für die intimsten Erscheinungen der Natur, für das heitere Spiel des Zufalles, für die verborgenste Formenschönheit. Damit paart sich oft ein harmloser, quellfrischer Humor. Schon die langbärtigen Faschingsgestalten des Luigi Vagabondi, Erstlingszeichnungen des jungen Künstlers, verraten hellste Gemütlichkeit und reiche Formenfantasie. Bedeutend charakteristischer und lebenswahrer getroffen sind bereits die verwegenen Gestalten des römischen Karneval: bunte und kecke Masken und stillvergnügliche Zuschauer. — Höchst ergötzlich sind die Neujahrskarten des Künstlers. Das Neujahr ist gerne als kleiner Putto verbildlicht, der hier erst aus dem Ei schlüpft, dort von Engelshand platterdings auf die Erdkugel gesetzt wird. Ein andermal lehrt ihn sein Engel die ersten Schritte, oder er tritt jugendlich froh vor das Christkind und erhält dessen Segen. Manchmal schildert die Neujahrskarte eine liebliche Weihnachtsszene: Engel, die Blumen und Früchte ausstreuen, dann wieder einen Pilgrim, der mühsam aufwärts schreitet, während ihm sein Engel das Kreuz voranträgt und ihn nach oben weist.

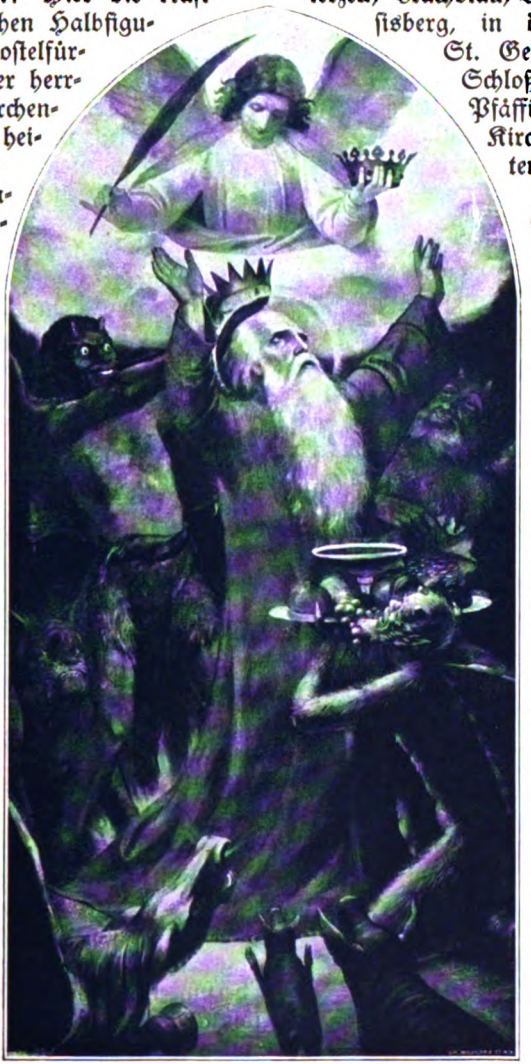
Köstlich ist die Galerie der Studienköpfe: Kinder vom Lande, voll unschuldsvoller Einfalt und Schüchternheit, daneben das dreiste Struwelköpfchen, das Spitzbüblein von der Dorfstraße, das nachdenklich lesende und das betende Kind, der geweckte Knabe mit kühnem Blick und wallendem Haar, als ob er spräche: „Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!" (Geibel). Und erst die Erwachsenen! Diese Charakterköpfe aus dem Volk und den Reihen der Gebildeten, Meisterwerke einer lebenswahren Porträtkunst: das greise runzelige Mütterchen mit dem rührendsten Ausdruck schlichter Herzensgüte und Frömmigkeit, der einfache Häusler in seiner ernsten Nachdenklichkeit, der altmodische Bauer mit den steifen Haaren, dem starren Blick und den Sorgenlinien um den Mund, der fortschrittliche Magistrat mit hoher Stirne und sicherem Weitblick, der würdige und tatkräftige Seelsorger mit dem entschlossenen Mund und dem hellen, überlegenen Auge, der jugendliche Benediktiner mit den gewinnendsten und vornehmsten Zügen der Welt, der Dominikaner, ein Gelehrtenkopf voll Geistesschärfe und Schlagfertigkeit, der Kapuzinerpater Theodosius Florentini selig, ein Kopf voll ehrfurchtgebietender, ruhiger Festigkeit.

Eine Menge von Federzeichnungen schildern Szenen und Gleichnisse aus der Bibel und die Geheimnisse des kirchlichen Festkreises; sie dienen noch immer zum schönsten Schmuck von Kalendern und Andachtsbüchern. Zeichnung und Komposition dieser Bilder sind gleich vortrefflich. Sie treten den gleichartigen, edelsten Werken eines Führich, Steinle, Itenbach würdig zur Seite. Dabei kommt dem Künstler seine tiefe theologische und asketische Bildung zu statten. Gedankenfülle und Formvollendung einen sich zu schönstem Gleichmaß.

Digitized by Google

Zahlreiche Tuſch- und Kartonzeichnungen und Aquarelle dienten als Vorlagen für Glasmalereien, für Goldſchmiedearbeiten und Paramentenſtickerei: Hier die kraftvoll männlichen Halbfiguren der Apoſtelfürſten, dort der herrliche Patriarchentypus des heiligen Abtes Magnus; daneben das Allerzarteſte, was Feder und Stift nur je geſtalten können: Das Blumenwunder der heiligen Eliſabeth, die lichte Jungfrauengeſtalt der heiligen Agatha, die allerlieblichſten Madonnen und Engel.

P. Rudolph iſt auch der Schöpfer einer bedeutenden Zahl großer Wandmalereien und Tafelgemälde. Die weihevollſten und ſinnigſten ſeiner religiöſen Schöpfungen ſind zerſtreut, meiſt in ſtillen, ländlichen Heiligtümern, weit im Umkreis der Waldſtatt Einſiedeln, in den Klöſtern Au, Fahr und Grimmenſtein, in den abgeſchiedenen Kirchen von Wilerzell, Trachslau, Bennau, Feuſisberg, in der Propſtei St. Gerold, in der Schloßkapelle in Pfäffikon, in den Kirchen von Rotenturm, Reußbühl und Ennetbürgen. Auch große Städte warben um ſeine Kunſt und bergen vereinzelte Werke von ihm: Baſel (S. Joſephskirche) und ſelbſt das einſt ſo kunſtſinnige Florenz. Für das Stift Einſiedeln ſchuf P. Rudolph einen Kreuzweg, mehrere Altarbilder und kleine Flügelaltärchen. Zahlreiche Entwürfe, Zeichnungen und Kartons ſind zur Beſichtigung in ſchöner Umrahmung in den Gängen des Kloſters ausgeſtellt.



Verſuchung des heiligen Antonius

Digitized by Google

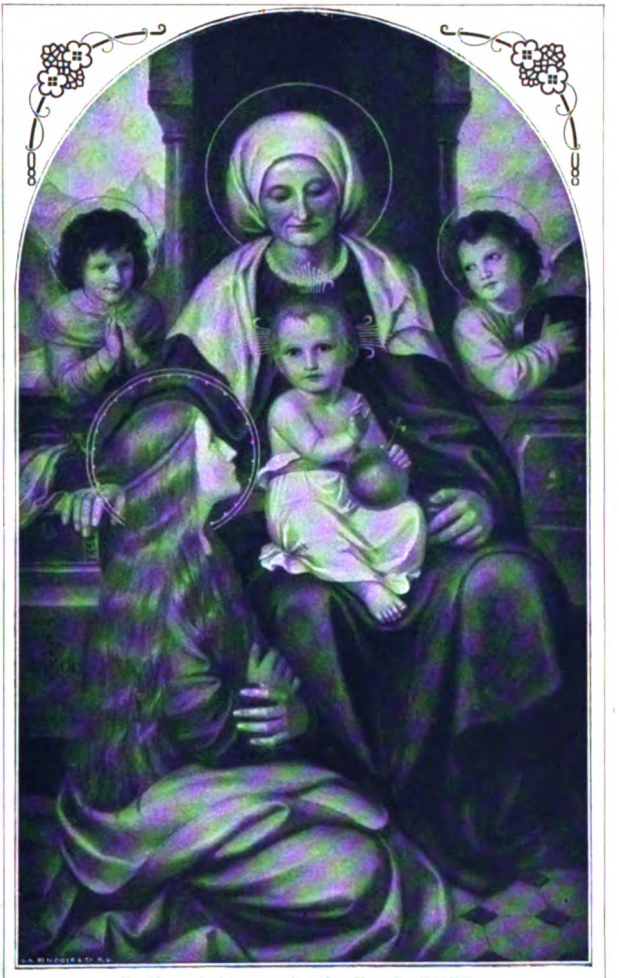
P. Rudolphs Kunstrichtung geht im ganzen einig mit der tieffrommen, idealschönen Auffassung, welche die Nazarener von der religiösen Kunst hegten. Dabei gibt er seine Eigenart nicht preis. Besonders die spätern Bilder zeigen bei aller holdseligen Andacht und Lieblichkeit manchmal einen großen Zug, reife Formenfülle und eine so harmonisch abgewogene Komposition, daß der Vergleich mit den besten Malern des Cinquecento naheliegt.

Für die Pfarrkirche in Rotenturm malte Blättler die Versuchung und den Tod des heiligen Antonius, Mariä Tempelgang und Entschlafung. Der heilige Einsiedler Antonius wird in der Versuchung rings von grimmigen Teufeln in den schrecklichsten Gestalten angefallen. Die grausigen Grimassen und grellen Farben erwecken Furcht und Verwirrung, aber alle diese grinsenden Schreckbilder überragt und bewältigt die hehre Greisengestalt des betenden Einsiedlers; ein Engel mit Krone und Palme bringt ihm den Siegespreis. Auf friedliche und feierliche Ruhe ist das Gegenbild gestimmt: Der heilige Antonius ist im Tode entschlummert auf die bloße Erde gebettet, ein Engel trägt seine Seele heim, zwei Eremiten, seine Schüler, knien neben ihm, Typen männlich schlichter Frömmigkeit. Mariä Tempelgang ist eine meisterhafte Komposition. Der Vorgang ist auf wenige Hauptgestalten zusammengedrängt und mit der großen Architektur aufs glücklichste in Einklang gebracht. Die heiligen Joachim und Anna und der am Tempeleingang harrende Hohepriester flankieren zu beiden Seiten die Pfeiler. Das holde Kind Maria, die weißgekleidete, unschuldsvolle Gottesbraut tritt die Stufen ansteigend in die Mitte des Bildes und der Architektur. Über ihr singen in einer Loggia weißgekleidete Tempelmägdlein, links in einer dunklen Ecke die sehr sprechende Gestalt des blinden Bettlers. Mariä Entschlafung lehnt sich an die Überlieferung an, aber die Apostelgesichter sind prächtig individuell gehalten; darüber erscheint in einem Strahlennimbus wie eine Vision die Krönung Mariens. Der Vorgang im Himmel wirkt als feine, im Hintergrunde matt aufleuchtende Ergänzung des Geschehnisses auf Erden.

Eine schwere Aufgabe für den Komponisten ist die Darstellung der heiligen Anna selbdritt. P. Rudolph hat zweimal dieses Problem in sehr eigenartiger und glücklicher Gestaltung gelöst. In der Kirche von Schindellegi, wo das Bild für einen hohen und schmalen Altarrahmen bestimmt war, behalf sich der Künstler durch die architektonische Anordnung. Die schöne Madonna mit dem Kinde erscheint in einer Thronnische, auf deren hohem Sockel die heilige Anna sitzt; sie hält die Arme ausgebreitet und ist in eine Vision versunken. In der Dorfkirche in Pfäffikon dagegen ruht St. Anna selbst auf dem Throne. Maria, die ihrer heiligen Mutter Thron und Gotteskind übergeben hat, kniet in jungfräulicher und jugendlicher Anmut verehrend zu ihren Füßen. Der Künstler selbst schätzte dieses Bild sehr hoch; es ist eine der schönsten und tiefsinnigsten St. Annadarstellungen in der Kunstgeschichte.

Digitized by Google

Sicherlich darf P. Rudolph wie ſein Lehrer Deſchwanden zu den Klaſſikern gezählt werden in der Wiedergabe der Madonnen und Engelsgeſtalten. Ihr anmutig holder Typus iſt durch die längſte kirchliche Überlieferung ſeit den Tagen eines Fieſole anerkannt, tief in das Volksgemüt eingedrungen und innerlich aufs beſte begründet; er gehört zur Ars perennis christiana, und die moderne Kunſt ſollte ſich nicht bemühen, ihn aus ihrem Kanon zu verweiſen.



St. Anna ſelbdritt in der Dorfkapelle Pfäffikon

Auch ganz großen Aufträgen war das Kompoſitionstalent Blättlers gewachſen. Sein letztes großes Werk am Chorbogen der neugotiſchen, ſchönen Kirche in Ennetbürgen (Nidwalden) vollendete er, obſchon ſchwer leidend, in rund fünfzig Arbeitstagen. Es iſt ein großartiges Allerheiligenbild: Oben in einer goldenen, von anbetenden Engeln beſäumten Mondorla die heiligſte Dreieinigkeit mit Maria und Johannes und den Stammeltern; zu beiden Seiten in ſymmetriſchen Reihen und Chören die Engelſcharen und charaktervollen Idealgeſtalten der Heiligen. Die Farbengebung iſt glänzend und lebensvoll. Das Bild hinterläßt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck; es fand den größten Beifall gewiegteſter Fachgenoſſen. Der Maler machte vor der Ausführung beſondere

Digitized by Google

Studien in München, namentlich an den hervorragenden Fresken Joseph Guntermanns in der großen Halle des neuen östlichen Friedhofes.

P. Rudolph beherrschte in seltenem Maße die Kunst des Zeichnens. Auch die Farbe wirkt in manchen seiner Werke ausnehmend frisch, harmonisch und feintonig. Besonders die Ausführung kleinerer Werke in Ölfarben und die Tönung der Aquarelle wirkt oft sehr duftig und reizvoll. Doch gibt es nicht wenige Bilder, in denen der Farbenvortrag etwas matt, zurückhaltend und gleichmäßig wirkt. Oft legte sich der Meister bewußt für die ernste religiöse Malerei Verzichte auf. Dazu kommt, daß er sich erst in den reifern Jahren seines Lebens dem eingehenden Studium der Farbentechnik widmen konnte.

Eines ist bei P. Rudolph Blättler besonders auffällig. Seine Kunst blieb lebenslang frisch wie eine Quelle. Es gibt bei ihm keine Alterswerke, die eine abnehmende Künstlerkraft verraten. Er war nicht eine jener rasch aufgeblühten und früh verwelkten Naturen, wie sie das heutige Geistes- und Kunstleben oft hervorbringt. Sein Talent entfaltete sich immer vollkräftiger, die letzten Werke gehören zu den allerschönsten Leistungen.

Wer das ganze Lebenswerk P. Rudolphs vorurteilslos würdigt, darf ihn zu den edelsten, reinsten und bestbegabten Künstlererscheinungen der Jetztzeit zählen.

Mariä Verkündigung

Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

IX.

(Fortsetzung)

„Volpertshausen liegt 7,6 km von Wetzlar in gebirgiger Gegend zwischen Obstgärten und Baumgruppen, am Abhang eines Berges. Es ist ein mittelmäßiges Pfarrdorf und hat dreihundertzweiundvierzig evangelische Einwohner. Volpertshausen hieß in alter Zeit Volprechtshausen, welcher Name zuerst im dreizehnten Jahrhundert genannt wird. Die Herren von Buseck waren daselbst begütert. Durch Teilung kam das Dorf 1585 an Nassau. Die tiefliegende Kirche ist alt und klein. Das Erbauungsjahr ist unbekannt ... Im Jahre 1688 wurde das Dorf von drei Regimentern Franzosen geplündert. In Volpertshausen lernte Goethe auf einem Ball Charlotte Buff (Werthers Lotte) kennen. Dieser Ball fand in dem Jagdhause statt, welches später die Gemeinde kaufte und als Schulhaus einrichtete."

So lese ich in der „Heimatkunde des Kreises Wetzlar", verfaßt von Wilhelm Lochau, Lehrer in Gleiberg, und erschienen in Wetzlar im Jahre 1901, gedruckt und verlegt von Ferdinand Schnitzlers Witwe und Kindern. Und mit der Karte des Buches als Führer wandre ich nachmittags gegen drei Uhr nach Volpertshausen zu.

Ich gehe durch die Oberthorstraße hinaus. Zuerst komme ich durch ein kleines Villenviertel, aber bald bin ich draußen, zwischen den Obstgärten des hessischen Landes. Längs des Grabenrandes schneiden kleine Mädchen Gras, vor mir sehe ich bewaldete Berge und ganz hoch oben einen Turm, höchstwahrscheinlich einen Bismarckturm, deren es so viele rings in Deutschland gibt. Eine Zeitlang geht der Weg durch den Wald, nicht durch dunkeln Buchenwald, sondern durch ein lichtes festliches Eichenwäldchen, dessen Boden von smaragdgrünem Gras leuchtet. Kleine Vögel fliegen hie und da durch das schöne, schnörklige Eichenlaub, ab und zu singt eins ein Liedchen. Sonst ist alles still; den Wind, der auf dem Wege so stark wehte, vernimmt man hier in dem waldigen Tale nur als ein Rauschen, das über dem Rücken des Höhenzuges dahinfährt.

Digitized by Google

Aber bald bin ich wieder oben auf der Höhe. Ich stehe still und sehe mich um. Am Wege entlang steht das Korn, säuselt und zischt im Winde; hinter mir und tief unten entdecke ich einen Schimmer von den blauen Dächern Wetzlars und seinem roten, zackigen Kirchturme. Und hinter der Stadt eine grüne Anhöhe, und hinter der Anhöhe blauende Bergreihen, „die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Täler", wie Werther sagt, bis ganz weit hinaus zur äußersten blaßblauen Woge.

Nach einer langen Wanderung über die offene Hochebene führt der Weg wieder zum Walde, erst am Waldessaum entlang, dann in den Wald hinein. Wieder ist es Eichenwald, hoch und golden und sonnenerfüllt. Der Weg ist breit, aber der Länge nach geteilt, von Grasstreifen mit Wegerich und weißem Klee, — wie von schmalen, grünen Bändern, auf denen Blumen gemalt sind. So waren die Wege zu Hause, im Grasholmerwalde . . .

Ich begegne keinem Menschen, es ist ja Wochentag, die Bürger und die Bauersleute haben besseres zu tun als spazieren gehen. Langsam gehe ich weiter, und es wird mir mit einem Male so still, fast so feierlich zu Mute. Es ist mir, als müßte ich an dieser Biegung des Weges jemanden treffen, den ich kenne . . . Ein wunderliches Erwarten ergreift mich und nimmt zu, als der Weg sich in einen kleinen, schmalen Steg verliert, in ein Gebüsch von Haseln und niedrigen Buchen, das mir über dem Kopf zusammenschlägt. Im Grase längs des Steges steht schlankes, blaßrotes Kuckuckskraut mit blanken, dunkelgefleckten Blättern, und hohes, goldenes Habichtskraut, und da ist die kleine, blaue Polygala, die Natternzunge, fast ganz im Grase verborgen, — alles gute alte Bekannte . . . Mehr und mehr heimelt mich es an, ich gehe wie im Traum und weiß kaum, wo ich bin . . . Habe ich die Welt umschifft und komme nun zu dem Ort zurück, von dem ich auszog? Horch, der Kuckuck ruft in der Tiefe des Waldes, — vor einigen Wochen hörte ich ihn in den frühlingslichten Wäldern bei Meudon; es war ein Sonntag-Nachmittag, und Pariser Liebespaare wanderten langsam dahin, bückten sich um Schlüsselblumen zu pflücken . . . Paris, Meudon! Wie ist das alles so weit fort von hier, von Goethes Jugendland! Gab es wirklich einmal einen unheimlichen Mann, der Baudelaire hieß und der in parfümierten, nach Puder duftenden Alkoven die fleurs du mal pflückte? Wie weit, weit ist er doch fort, der Unglückliche mit seiner gefurchten Stirne und dem verzweifelten

Digitized by Google

Munde! Ich bleibe stehen. Alles ist still, — niemand kommt mir entgegen. Der Kuckuck schweigt. Ich höre die Schläge meines Herzens — und über mir das Sausen des Waldes, sinkend, schwellend, schweigend, verstummend . . .

Noch ein paar Schritte, und ich bin auf dem Landweg, Volpertshausen gegenüber, das, wie das Buch sehr richtig meldet, auf einem Abhange liegt. Volpertshausen ist ein echt hessisches Dorf mit großen, stattlichen Häusern aus Fachwerk, mit Rosen in den Gärten, weißen Gänsen und blonden, reinen Kindern auf der Straße und breithüftigen, kurzröckigen Frauen in den Türen. Das Jagdhaus, das jetzige Schulhaus, ist das zweitletzte im Dorf — das allerletzte ist das Postamt.

Ich gehe in das Jagdhaus und sehe, daß es da nichts zu sehen gibt. Man zeigt mir das Zimmer, worin getanzt wurde; es ist jetzt eine Schulstube. Alles ist verändert, nur die Decke mit den zwei großen Querbalken ist die alte geblieben. Und im Erdgeschoß ist das Zimmer, in dem während des Gewitters Pfänder gespielt wurde; durch die alten, kleinen Fenster sieht man in einen großen Obstgarten mit tiefem, grünem Gras, und dahinter sind Felder, und Anhöhen mit Obstbäumen, und Wald. Ich trete ans Fenster und sehe hinaus durch das sonnenverbrannte Glas. Hier standen sie, Werther und Lotte, und sahen, wie das Gewitter sich verzog und wie der Regen hernieder rauschte und begegneten sich in dem Ausruf: Klopstock! . . . „Goethe", sage ich still und einsam vor mich hin.

„— Ja, hier kommen viel Leut', seinetwegen," sagt mir die Frau des Schullehrers, die herumführt. „Erst neulich war der englische Kriegsminister hier, im Auto, von Gießen heraus. Er hatte einen Professor aus England bei sich. Der Kriegsminister sprach gut deutsch, der Professor sprach nicht so gut. Sie haben einen Imbiß bei mir angenommen . . ."

Diese Andeutung, daß man im Hause bewirtet werden kann, ist mir nicht unwillkommen; und so sitze ich bald in der guten Stube bei Tisch. „Der Herr kommt vielleicht von der Regierung?" fragt sie vorsichtig, und auf meine verneinende Antwort setzt sie mir auseinander, daß ihr Mann, der Lehrer, gerade in diesen Tagen den Besuch eines Herrn von der Regierung erwarte, wegen einiger Reparationen, die gemacht werden müssen.

Mein Blick fällt auf eine Uniformjacke, die über einem Stuhl hängt. „Ja, das ist meinem Sohne seine," sagt die Frau, „er ist bei den Sol-

Digitized by Google

daten. Mein Mann ist heut in Wetzlar. Wenn er zu Haus' wär', könnt' er Ihnen alles besser erklären. Der hat nämlich das Buch gelesen, das Buch, das Goethe über die ganze Geschichte geschrieben hat . . . Hier war vor kurzem ein Prinz mit seinem Adjutanten, der war so zufrieden, daß er meinem Mann sein Porträt schicken wollte. Es ist aber noch nicht gekommen . . . Ja, solche große Herren haben ja auch viel zu denken. Und dann soll natürlich die Ordonnanz das besorgen, und solch einem ist's doch einerlei . . ."

Ich esse mein Brot und trinke meinen Wein, während die Frau weiter erzählt. In einer Pause lobe ich das Brot.

„— Ist auch hausbacknes Brot," sagt sie. „Das heißt, wir backen es selbst, aber im Dorf-Backofen. Wir haben nämlich alle zusammen einen Backofen. Zweimal in der Woche wird gelost, wer backen soll, Mittwoch und Sonnabend. Fünf können an einem Tag backen. Und so kann jede Familie im Dorf alle vierzehn Tage backen. Wir backen nächsten Sonnabend. Wir haben schon Freilos," fügt sie nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu. „Der Pfarrer und der Lehrer, die können backen, wann sie wollen . . . Aber Holz müssen wir selbst geben, — und die Arbeit dazu," schließt sie lachend.

Ich sehe mich in der netten, kleinen Stube um, während die Frau weitererzählt: von dem Sohn, dem Soldaten, der grade auf Urlaub ist, „er ist heut auch nach Wetzlar"; von der Tochter, die in Gießen dient; von den zwei Schweinen, die sie jährlich schlachten . . . Mein Blick fällt auf eine eingerahmte Inschrift an der Wand: „Im Glück nicht jubeln, im Leid nicht klagen, das Unvermeidliche mit Würde tragen." Ein großes Programm! Und schwer durchzuführen. Es ist dasselbe wie Goethes: „Ohne Rast und ohne Hast drehe sich jeder um die eigene Last." Es ist anders als des Apostels Ausspruch: „Ein jeder trage die Bürde des andern." Nach welchem dieser Prinzipien läßt sich's wohl am leichtesten leben? Und nach welchem wird wohl am meisten gelebt?

Als ich gehe, begleitet mich die Schullehrersfrau hinaus und zeigt mir den Garten und das Haus von außen. Die eine Fassade ist noch die alte, ganz mit blaugrauem Schiefer gedeckt, und vor den Fenstern sind Gitter aus Schmiedeeisen mit Stachelstäben. Nach dem Weg hinaus ist die unvermeidliche Gedenktafel angebracht, jedoch verborgen von großen Pflaumenbäumen. So sage ich Adieu. Der Dackel will mitlaufen und muß zurückgerufen werden: „Waldmann! Waldmann!" Noch einmal wende ich mich um und sehe das Haus: die silbergraue, schiefergedeckte

Digitized by Google

Mauer, das braunrote Dach, den roten Schornstein gegen den blaugrauen Himmel. Dann gehe ich durch das Dorf zurück. Jetzt sind noch mehr Kinder auf der Straße als vorher, und noch mehr Gänse. Ich gerate mitten hinein in einen großen Schwarm von Gänsen, der flügelschlagend und aufgeschreckt nach allen Seiten zurück weicht. Nur ein Ganter will nicht aus dem Weg gehen; er bleibt direkt vor mir stehen, schlägt dozierend mit den Flügeln und sagt, indem er mich scharf ansieht, eine ganze Masse in einer Sprache, wovon ich nichts verstehe. Sein Blick ist intelligent, die Bewegungen der Flügel so überzeugend, es ist etwas so Menschliches in dem gehobenen Kopf mit den schwarzen Augen, daß mir unwillkürlich der Gedanke kommt, ich stehe einem verzauberten Professor gegenüber. Da ziehe ich tief meinen Hut und weiche dem gelehrten Tier aus, das noch lange hinter mir seine Vorlesung fortsetzt.

Ich gehe nach Reiskirchen zu.

Reiskirchen ist keins der großen Goethe-Heiligtümer, nur ein geringerer Wallfahrtsort. Es ist sicherlich identisch mit jenem kleinen Dorf St. . . ., auf dessen von Nußbäumen beschatteten Pfarrhof Werther und Lotte zu Besuch kommen. „Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St. . . . zu besuchen," schreibt Werther, „ein Örtchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen viere dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute, alte Mann auf einer Bank vor der Haustür, und da er Lotten sah, ward er wie neu belebt, vergaß seinen Knotenstock und wagte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nötigte ihn, sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmutzigen, jüngsten Buben . . . Du hättest sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie sie ihm von jungen, robusten Leuten erzählte, die unvermutet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sei als das letzte Mal, da sie ihn gesehen." Werther und Lotte bleiben zum Abend dort, und Werther erzählt bei Tisch eine sentimentale Geschichte, die ihn selbst zum weinen bringt, weswegen ihn Lotte auf dem Heimwege ausschimpft.

Nach dem Schauplatz dieser kleinen Begebenheiten richte ich also meine Schritte. Es ist gegen Abend, der Himmel ist ganz klar geworden,

Digitized by Google

die Lerche singt. Von Schwalben umkreist, die dicht über den harten Boden dahin streichen, gehe ich vorwärts gegen den Wind, vorwärts in der frischen, reinen Luft.

Reiskirchen macht mir den Eindruck eines weniger ordentlichen, aber behaglicheren Dorfes als Volpertshausen. Überall stehen große Linden und Walnußbäume, und die gekalkten Giebel der Häuser sind mit Ornamenten geschmückt; primitiv wie bei den alten Etruskern, aus Palmen, Zweigen, Blumen und Sternen bestehend, sind sie in den noch feuchten Mörtel geritzt, oder mit einfachen Farben gemalt. Die Pfarre ist ein langes, niedriges Gebäude, teils ockergelb gekalkt, teils mit silbergrauen Schieferplatten gedeckt. Und ganz richtig! vor dem Pfarrhause liegt ein großer Platz, tief beschattet von Nußbäumen und einer einzelnen echten Kastanie. Unterm Kastanienbaum stehen ein Tisch und mehrere Stühle; in den wilden Wein gelehnt, der sich um die Tür des Pfarrhauses rankt, wartet ein Rad. Menschen sehe ich nicht, ich reiße ein Blatt von einem Nußbaum ab und lege es in meinen „Werther"; dann gehe ich weiter. Über das weite, stille Land hinweg, durch den Eichwald, den die Abendsonne vergoldet, erreiche ich das Dorf Nauborn, und von dort kehre ich nach Wetzlar zurück.

Es war ein langer Tagesmarsch, sechzehn, siebzehn Kilometer habe ich zurückgelegt, und ich bin müde. Und dennoch muß ich wieder hinaus, kaum daß ich mein Abendbrot verzehrt habe. Ich wandre den selben Weg wie den ersten Abend, am Wasser entlang, über die alte Brücke, durch die Treppengasse nach der Domkirche hinauf. In dem großen Hotel am Marktplatz sind die Gardinen nicht vorgezogen, ich sehe gerade in ein Zimmer hinein, wo ein junges Paar sich an festlich gedecktem Tische küßt. Und ich, — ja, ehe ich mich dessen versehe, bin ich wieder in der Pfaffengasse, auf dem Weg zum Lottehaus.

Es ist spät, die Uhr ist halb elf, die Gasse ist öde. Es duftet stark nach Holunder, und mitten in der Straße scheint der Mond auf eine weiße Mauer — wie jene Mondscheinsmauer, an der Goethe und Kestner standen und lachten . . .

Ich bleibe stehen, stehe ganz, ganz still . . . Und still ist es auch in der kleinen, schmalen, dunkeln Gasse. Ein großer, weißer, runder Prellstein leuchtet aus dem Schatten hervor, da setz' ich mich hin und schaue hinauf, über die dunkle Mauer und die dunkeln Bäume in die blaue Luft der Mondnacht. Am Ende der schmalen Gasse wirft die Laterne ihr blasses Licht auf das deutsche Haus. Hinter mir im Hofe

Digitized by Google

putzt jemand Stiefel, lange, unermüdlich. Dann schweigt auch dieser Laut, und alles wird ganz still. In der Ferne gehen Schritte, — ich denke an den Schutzmann. Wenn er käme und mich fragte, was ich hier tue und was ich hier vor der Türe fremder Leute zu sitzen habe, würde ich einfach antworten: „Ich träume von Lotte!"

Aber der Schutzmann kommt nicht, und ich bleibe sitzen. Jetzt schlägt eine kleine Uhr im Hause hinter mir, mit vorsichtigen, dünnen Schlägen; es ist dreiviertel elf. Ich bleibe sitzen, und der Holunder duftet, duftet, und die Gasse ist öde und dunkel, nur auf der weißen Mauer der Mondschein . . . Ich bleibe sitzen und träume von Lotte — „und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Tod."

X.

Bevor ich Wetzlar verlasse, will ich noch nach Atzbach hinaus, wo der Rentmeister Rhodius wohnte, und wohin Goethe wie ein Laufjunge mit einer Aprikose zu der kranken Frau Rhodius geschickt wurde.

Es ist sieben einhalb Kilometer bis Atzbach, und der Weg geht an Garbenheim vorbei. Es hat die ganze Nacht geregnet, jetzt am Tage wird es plötzlich warm, und das Lahntal dampft, grün und üppig von Wäldern und blauenden Bergen umgeben. Das Gras ist feucht und funkelnd, die Lerchen jubeln.

Unterwegs kehre ich in Garbenheim ein, und das hübsche Wirtstöchterlein zeigt mir im Giebel einer Scheuer eine Sonnenuhr, die aus Goethes Zeit herstammen soll, und über der Tür des neu erbauten Wirtshauses eine alte Holzschnitt-Arbeit, die Goethe selbst ausgeführt haben soll: ein Spaten und eine Hacke überkreuz, von einer Schleife zusammengehalten, und darüber ein geschwungenes Band mit der Inschrift: RURALIS FELICITAS — „ländliche Glückseligkeit" übersetzt sie es mir freundlichst.

Atzbach liegt jenseits der Lahn, die hier nicht breiter ist als ein dänischer Bach. Am Ufer entlang rauschen grüne Schilfwälder; zwischen gelben Seerosen schnattern Enten. Ich komme nach Dorlar. Die Kirche ist von Zisterziensern erbaut, jetzt ist sie lutherisch. Sie steht offen und ich gehe hinein. Als Hauptschmuck steht mitten drin ein kolossaler Ofen mit dazu gehörigem Rohr, das durch ein Fenster hinausgeht. Quer über dem Chor ist eine braungemalte Holzwand errichtet, und in der Mitte dieser Wand steht die Kanzel, auf der einen Seite derselben hängt ein Bild von Luther, auf der andern eins von Melanchton.

Digitized by Google

Den ganzen Weg nach Atzbach blühen wilde Rosen, die Luft ist von ihrem frischen, reinen Duft erfüllt. Und ich komme nach Atzbach und sehe, daß es ein großes Dorf (758 Einwohner nach Lochau) mit gut gebauten Höfen und krummen, anheimelnden Gassen ist. Der Platz vor der weiß gekalkten Kirche erinnert an den Kirchplatz zu Wahlheim, wie Werther ihn schildert: unter der großen Linde ein paar hingestellte Leiterwagen, Gerätschaften für die Ernte, stolzierende Hühner. Nachdem ich ein wenig gesucht und herumgefragt habe, finde ich die alte Rentkämmerei, wo die Familie Rhodius gewohnt hat, gegenüber der großen, neuen Gemeindeschule. Im Hauptgebäude ist ein Holzsägewerk, ein Kaufmannsgeschäft usw. Aber nach hinten hinaus befinden sich noch einige alte, mit braunroten Ziegeln gedeckte Nebengebäude. Jetzt sind es Ställe, aber es sind gewiß einmal Wohnräume gewesen, nach den schön geschnitzten Balken der einen Längswand zu schließen. Und das ist alles, was von der Familie Rhodius in Atzbach übrig geblieben ist.

Ich treibe mich ein wenig in den Gassen herum, sehe mir Land und Leute an. Ich treffe nicht wenige Bewohner des Dorfes, Männer und Frauen. Alle grüßen sie mit einem „Guten Tag", alle haben sie so merkwürdig ernste, würdevolle Gesichter, wie durchdrungen von der Verwunderung darüber, daß sie existieren und von der Ehrerbietung vor dem Dasein, von jenem Gefühl, das Goethe „Ehrfurcht" nannte.

Und wenn ich nach der Quelle dieser Ehrfurcht frage, so brauche ich nicht lange zu suchen; jedes Haus erzählt von dem Grunde, auf dem Atzbach gebaut ist. „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Psalm 107", steht über einem Tore, an dem ich vorübergehe. „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst", ist über dem nächsten zu lesen. „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Psalm 103", lese ich über einem andern Tor. Und etwas weiter: „Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele. Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang, von nun an bis in Ewigkeit. Amen. Psalm 121. Anno 1887. Erbaut Gott zur Ehr, dem Bösen zur Wehr."

Gott zur Ehr', dem Bösen zur Wehr! Unsre neumodischen Menschen lachen, wie's die Neumodischen zu allen Zeiten getan haben; sie lachen über den „Bösen". Aberglauben! sagen sie.

Ja, meine Verehrten, jedoch ein Aberglaube, der dem Leben selbst entsprossen ist. Wenn unsere Vorfahren so fest an den leibhaftigen Satan

Digitized by Google

glaubten, so war's, weil sie ihm tatsächlich begegnet waren: sie hatten ihn am eignen Leibe erfahren, er hatte sich ihnen in allen nicht fortzudisputierenden Qualen des Lebens, in dem durchaus reellen Graus aller Bosheiten offenbart. Dort, dort war er! — da stank es nach Schwefel! — dort flammte seine Fußspur in roten Wunden, und wie im Evangelium riefen sie entsetzt: „Das hat der Feind getan!"

Wir aber, die wir täglich zu unserm Morgenkaffee von noch mehr und weit fürchterlicheren Taten des Bösen lesen, wir bekreuzigen uns nicht wie jene naiven Geschlechter; wir trösten uns mit — ja, Gott weiß, womit wir uns eigentlich trösten! „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben", spottet Mephistopheles.

Abergläubisch? Nein, das sind wir auf keinen Fall. Ob eigentlich viele von uns wissen, was ein Mann wie Goethe, der doch nicht im Rufe eines Dunkelmannes steht, über den Aberglauben dachte? „Der Aberglaube ist ein Erbteil energischer, großtätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigentum schwacher, klein gesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen."[1])

Goethe hat sich nicht gescheut, das starke Wort „Aberglauben" zu gebrauchen, aber über seine wirkliche Meinung wird keiner im Unklaren sein. Der wirkliche Gegensatz des Unglaubens ist Glauben. Houston Stewart Chamberlain, der in seinem großen Werk über Goethe auf das vorher angeführte Wort aufmerksam gemacht hat, verdolmetscht es richtig, indem er sagt: „Wer nicht religiös ist, schrumpft auf seine bloße Monadenhaftigkeit zusammen." Und wieviel das ist — ach, sprechen wir lieber nicht davon!

Ich gehe nach dem Atzbacher Bahnhof; ein halbwüchsiges Mädchen im blauen Kleid, ein weißes Tuch um das blonde Haar gebunden, zeigt mir den Weg, ja, sie begleitet mich sogar: „Ich wohne ja selbst dort." Wir sprechen von Atzbach und ich frage sie, ob die Leute hier durchwegs wohlhabend sind. „Für Atzbach wohlhabend genug", sagt sie, lacht, knixt und nimmt nicht die Groschen, die ich ihr biete: „Es ist gern geschehn, und — hier wohn' ich."

Von dem hochliegenden Bahnhofsperron sehe ich hinaus über das grüne Land, sehe die Stadt mit ihren Obstgärten und dem ragenden Kirchturm, sehe in der Ferne die Wälder und Berge. Alles ist so rein und frisch, und überall in dem hellen Sonnenschein sind die Menschen

[1]) Naturwissenschaftliche Schriften, 3, 164, zit. in H. S. Chamberlain: „Goethe" München 1912. S. 667 f.

Digitized by Google

an der Arbeit; Frauen setzen Kohl, ein Mann pflügt mit zwei Ochsen, Mädchen kommen daher, aufrecht und blond, die Sensen auf der Schulter, den Hut im Nacken.

Dann führt der Zug mich fort, und mit einem wunderlichen Gefühl sehe ich das Land entschwinden, mit dem ich im Laufe weniger Tage so vertraut geworden bin, das Land, in dem man so schlicht und gut, so natürlich und patriarchalisch lebt, das Land des jungen Goethe.

Noch einmal sehe ich Garbenheim mit seiner unschönen Kirche unterm Lahngebirge; dann ist alles verschwunden.

Und ich fühle, wie überall etwas von mir hängen bleibt, — wie von dem, der sich durch ein Gebüsch von Rosendornen drängt.

(Fortsetzung folgt.)

O Herr . . . / Von Rudolf Hauer

O Herr,
Wie soll ich dir danken,
Wie soll ich dich preisen
Wenn ich schaue die armen, lechzenden Kranken,
Die nach dem Licht in der Irre kreisen,
In trauerndem Dunkel ewig schwanken
Und leben und schwinden
Und nimmer finden
Ihrer Seelen ärmste, kärglichste Not. —
Und mir,
Mir gabst du die leuchtende Schale,
Aus der meine dürstende Seele trinkt,
In deren tausendfarbigem Strahle
Mein Herz wie der junge Adler schwingt. —
O Herr,
Ohn' Maßen ist deiner Milde Flut —
Ich kann nur empfangen und jauchzend künden
Wie deine Gnade unendliche Wunder tut.

Digitized by Google

Der Bergsee / Von Josef Gangl

An dem einstigen Bette des Seebaches hatten wir unsere Hütten gebaut. Der Grund der tief ausgewühlten Felsenrinne war vor dem Bergwinde geschützt. Es konnten die Tannenriesen des Hochwaldes über so einen Unterschlupf hinfallen, ohne ihn zu versehren. Ich und Nazi, mein bester Kamerad, nisteten uns in einem breiten Risse des Gesteines ein, das sich hier noch vom Wasser glatt geschliffen zeigte, wie Marmor. Gegen den Berg zu bauten wir die Runse mit einer dichten Reisigwand ab. Wir wünschten uns kein wonnigeres Heim. Hinten war das Mooslager, davor der Tisch und etwas außerhalb des Einganges die steinerne Herdstelle. Talwärts von unserer Hütte sprang der Bach über wilde Geröllstufen. Auf seinem Laufe waren erst wenige Tannentempel angesiedelt, während hüben und drüben auf den Hängen schon hohes Stangenholz zu den stolzen Domen des uralten Mutterwaldes emporstrebte.

Aus der Tiefe sah man zwischen den mächtigen Baumsäulen den Riß, welchen wir elf Holzknechte in das feierliche schwarze Kleid des Berges gemacht hatten: den neuen Holzschlag. Fünf ähnliche Bauschaften wie die unsere reihten sich in dem Einschnitt hinauf. Wir lebten frei nach unserer Seelenwahl je zu zweit unter einem Dache. Nur der alte menschenfeindliche Ginner hauste in der obersten Hütte allein, die ein unnötig weites Stück von der vorletzten, schon nahe an dem alten Auslaufe des Sees lag. Weil zu Regenzeiten noch immer ein überschüssiges Wasser den alten Weg nehmen wollte, so hatten wir den Ausfluß bei unserer Ankunft tüchtig verdämmt. Das neue Bachbett ging jenseits eines reichlich neun Hirschsprünge breiten Steinriegels zu Tal. Den See umstanden graue schwarzspaltige Felsen, deren Höhe man nicht absah, weil sie oben in dem wilden Grün verschwanden, aus dessen Lucken es immer nachtfinster herabgähnte. Es fiel nie ein Sonnenblick in dieses tiefe stille Wasser, das ganz schwarz schien und doch am Ufer über dem weißen Steingrunde wie eine Krystallplatte anfing. Auch gab es in der kalten reinen Flut keinen Fisch und keinen Frosch, noch war ein anderes Tierleben an dem Ufer zu spüren, nur ein alter Uhu wohnte drüben als des Ginners nächster Nachbar in einer Felsenhöhle. Ich und Nazi schwammen aber doch alle Tage in dem Wasser, so kalt es war, oder wir ritten auf einem mächtigen Baumstrunke darauf herum, obwohl wir ein Grauen vor der unheimlichen schwarzen Tiefe hatten. Mit den anderen vertrugen wir uns recht gut, bis zu dem Tage, wo wir zwei das große Holzkreuz zimmerten und oberhalb unserer Hütte in den Boden rammten. Wir hatten keinen

Digitized by Google

Unfrieden damit stiften wollen. Nazi hatte sich nun plötzlich in unserer Wildnis nach so einem Zeichen unseres Christentums gesehnt. Er wollte zum Beten ein anderes Augenziel als nur immer den finsteren Waldesdom, durch den man von unserer Hütte gar nicht zum Himmel sah. Ich half dem guten Burschen gerne bei dem frommen freudigen Werke. Und die anderen hatten anfangs nichts dagegen einzuwenden. Einige halfen uns sogar am Feierabend den langen Waldblumenkranz flechten, mit dem wir das Kreuz verzierten. Aber als wir mit dieser Arbeit fertig waren, schrie der alte Ginner, der niemals mit etwas neuem einverstanden war, von seiner Hütte herab: „Jetzt schaut unsere Siedelung wie ein Friedhof aus. Die grünen Rasendächer müßt ich immer für Grabhügel ansehen, wenn das Kreuz stehen blieb'. Tut das Holz weg, wenn ihr mich nicht zufleiß an den Tod gemahnen wollt. Tut mir's weg!"

Ich und Nazi antworteten nichts, und die andern fanden nun wirklich auch, daß unsere Siedelung eine unheimliche Ähnlichkeit mit einem kleinen Friedhof habe.

„Einesteils hatte der Ginner recht," meinte einer. „Soll man denn allweil an den Tod denken. Bei unserem harten Holzknechtswerke steht er einem stündlich vor den Augen. So möcht' man doch da bei der Rast zeitweis auf ihn vergessen." Ich und Nazi fanden, daß ein deutlicher Schimmer des Lebens von dem Kreuze auf unsere Erdhügel fiel und wir suchten das zu beweisen.

„Wir räumen das Holz jetzt nimmer weg," erklärte Nazi schließlich. „Und wem es irrt, der soll halt hergehn und es umwerfen."

Darauf kam der Ginner langsam herab und sagte in seiner gewöhnlich spottvoll lächelnden Verbissenheit: „Es wird der Blitz nicht in mich schlagen, wenn ich das Holz wegtue."

Er legte seine braunen knochigen Hände an das Kreuz und begann daran zu reißen. Aber wir hatten es gar fest mit Bachkies in einen Steinspalt gekeilt. Es rührte sich nicht.

Da ließ der Alte wieder davon ab. „Plagen will ich mich jetzt nimmer," sagte er. „Gearbeitet hab' ich mir heut' schon gerade genug. Aber daß der Blitz nicht in mich geschlagen hätt', so viel hat man jetzt schon gesehen." Dann ging er wieder grinsend hinauf. Uns hatte es weh getan, als er an dem Holze riß. Aber wir wollten nicht streiten, und weil es auch gerade schwer zu regnen anfing, krochen wir in unseren Unterschlupf. Tagsüber gingen etliche Gewitterregen nieder, und jetzt kam bei sinkender Nacht einer, der stärker war und länger anhielt als die vorigen. Als wir kaum eine Weile nebeneinander auf unserem Moosbette lagen, ging schon das Tosen des von den Felsen in den See stürzenden Bergwassers an. Der See war schon vorher übervoll gewesen.

Das vorletzte Sturzwasser hatte viel Holz und Rasen mitgebracht und damit den Ausfluß hoch verschwellt. Wenn dieses Stauwerk plötzlich durchriß, bedeutete das für die Talleute ein schweres Unglück.

Digitized by Google

Ein ähnlicher Vorfall hatte schon einmal viele Leute im Tale, die gerade im besten Nachtschlafe lagen, jählings mitsamt ihren Hütten in den Wildbach geworfen, auf dem zu solchen Zeiten alle menschliche Schwimmkunst vergeblich war. Uns beiden gab es keine Ruhe, wir mußten sehen, wie es oben stand. In den anderen Hütten war es schon ganz stille, als wir durch die Finsternis hinaufstiegen. Oben hatte sich wirklich eine furchtbare Gefahr für die Talleute vorbereitet. Das Wasser baute aus dem von den Höhen gebrachten Allerlei einen förmlichen Berg vor dem Ausfluß. Unter dem sich kreuz und quer spießenden Holze rann wohl noch immer so viel ab, daß das neue Bachbett davon überlief, aber das hielt kein Maß zu den von den Felsen in den See donnernden Fällen. Wenn der Regen anhielt, erreichte die Flut bald die Höhe unseres Schutzdammes und erfüllte dann auch das alte Bachbett wieder einmal gehörig. Aber ehe dieses geschah, riß wohl drüben die wankende Schwellung durch, und das Verderben fuhr in das Tal. „Wir sollten dem Wasser langsam den Weg öffnen können, damit es das Hemmnis nicht jählings herausdrückt und dann auf einmal in das Tal schießt," meinte ich. Nazi schüttelte den Kopf. „Wenn du von heraußen an der Stauung reißt und das Wasser von drinnen daran drückt, geht vielleicht der ganze Teufel erst recht auf einmal los. Ich weiß wohl, wie die armen Leute unten am besten zu behüten wären —"

„Ich auch," meinte ich. „Wenn wir unseren Damm und unsere Hütten opfern würden, gelt?"

„Ja," sagte er. „Auf dem alten Wege hätte das Wasser wohl tausend Gruben und Löcher auszufüllen, da müßte sich der ärgste Schwall gar oft brechen und zuletzt hübsch gelinde verlaufen, ehe er in das Tal käme — der neue Bach ist übervoll — auf dem fährt jetzt schon ein Tropfen immer schneller wie der andere ab." Das leuchtete mir ein. „Komm schnell," sagte ich. „Wir holen das Werkzeug und wecken die anderen." Während wir an den Hütten vorübereilten, weckten wir deren Insassen mit lautem Geschrei. Wir riefen ihnen in der Schnelligkeit nur zu, was geschehen mußte. Daß sie damit einverstanden waren, schien uns selbstverständlich. Aber da hatten wir uns wieder geirrt. Ehe wir in der Hütte die unentbehrlichste Habe zusammenpacken und das Werkzeug suchen konnten, kamen die anderen Kameraden und hatten sich bereits gegen unser Vorhaben einhellig verabredet. Der Ginner war der erste voran. Er trug seine kleine Windlaterne und leuchtete uns damit spöttisch lächelnd an die Köpfe. „Was habt Ihr wieder für einen Traum?" fragte er. „Unsere Hütten sollen wir wildfremder Leute wegen preisgeben! Sind wir noch nicht arm genug? Für viel Reichere sollen wir unsere Hütten opfern, für Leute, die uns hernach deswegen verhöhnen würden!"

„So eine Dummheit wäre uns nicht zu verzeihen," meinte ein zweiter. Und ein dritter: „Da wären wir wohl wert, mit einem Holzschuh erschlagen zu werden."

Digitized by Google

„Also wollt Ihr zwei Euch das aus dem Kopfe schlagen?“ fragte der Ginner.

„Nein,“ erklärten wir beide. „Es geschieht wie wir gesagt haben. Es muß so geschehen. Und wenn wir zwei mit Euch allen raufen müßten.“

„Was tun wir denn mit den zwei Narren?“ fragte einer. „Die sind so verrückt und reißen unseren Damm ab, während wir in den Hütten liegen.“

„Da werdet Ihr schon zur rechten Zeit herauskommen,“ sagte ich.

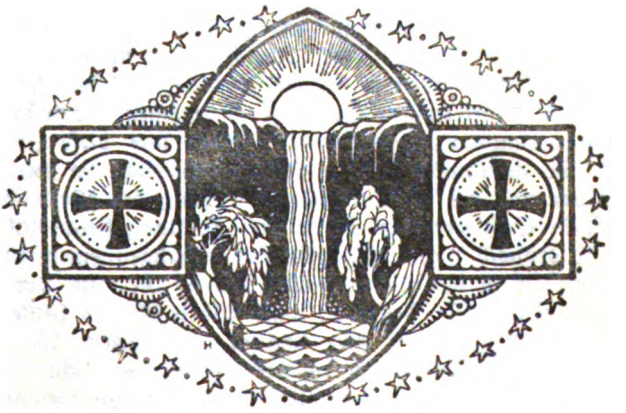
„Laßt eine Wacht bei den beiden,“ lautete ein Rat.

„Warum nicht gar,“ lächelte der Ginner. „Die Nacht wird jemand durchwachen der zwei Buben wegen. Bindet sie doch auf einen Klumpen zusammen und laßt sie so liegen bis zum Morgen.“ Die andern warfen sich nun wirklich gleich auf uns. Sie behandelten unsere Unschädlichmachung erst wie einen Scherz, griffen aber doch grob zu, und als wir uns ernsthaft wehrten, stachelten wir damit ihre Grausamkeit auf. Sie banden uns tatsächlich auf einen Klumpen zusammen, warfen uns auf das Mooslager und suchten dann lachend ihre Liegestätten auf. Mit einem der langen Seile, die wir zu unserem Geschäfte brauchten, hatten sie uns fest aneinander geschnürt. Meine Arme waren über den Rücken meines Freundes zusammengebunden und die seinigen über meinem Rücken. Aus dem Seile hatten sie einem jedem von uns einen festanliegenden Gurt gemacht. Dann banden sie meine Füße an seiner Mitte fest, und die seinen an die meinigen. Damit war die Weisung des Ginners genau befolgt. Uns schmerzte die Fesselung weniger als das Scheitern des Planes, die Talleute vor dem drohenden Unglück zu behüten. Ich weinte bald vor Zorn. Aber Nazi tröstete mich: „Der, dem wir draußen vor der Hütte das Holz gesetzt haben, der wird uns dafür alles recht machen.“ Ich wollte fast daran verzweifeln. „Ja, einmal macht er alles recht,“ sagte ich, „aber heute läßt er uns die Nacht hindurch leiden und die armen Talleute läßt er im Schlafe ertrinken. Einmal macht er gewiß alles recht, aber heute nicht, heute nicht.“ Dann weinte ich wieder, und Nazi, der Bessere, Gescheitere, tröstete. Er war mit seinen guten Belehrungen noch lange nicht zu Ende, als wir von oben her ein schweres, tiefes Rauschen hörten, das jäh in ein Dröhnen überging. „Unser Damm!“ schrie Nazi, während mir alles Blut in den Adern stockte. „Jetzt reißt er von selber! Und jetzt werden wir wohl sterben müssen, mein lieber Kamerad. Die im Tal bleiben verschont, und uns trifft es, vielleicht nur grad uns zweie. Aber wie der will, dem wir gehören, so ist es recht.“ Er fing zu beten an. Ich betete mit, und es kam dabei eine ziemliche Ergebenheit über mich. Dann fiel die festgeflochtene Reisigwand auf uns. Ich glaube, sie zog erst in dem Wasser über uns hinweg, und wir wurden dann von einem Schwalle auf sie hingeworfen. In einigen Augenblicken darauf hing die Reisigflechte an einem Baumstrunke oder einem Steine am Ufer fest. „Wir sind am Ufer,“ hörte ich Nazi sagen, der oben

Digitized by Google

auflag. „Jetzt brauchen wir uns nur ein paarmal nach rechts hinauf zu überkugeln.“ Das taten wir, dann lagen wir auf festem Boden. Gleich darauf hörten wir eine Stimme unsere Namen rufen, und unmittelbar darauf drang eine zweite und eine dritte gellend durch das Tosen der Hochflut.

„Sie suchen uns schon,“ sagte ich. „Jetzt könnten wir sie eine Weile in der Angst lassen, daß sie uns dem Tode überliefert haben. Aber so kleinlich sind wir nicht, gelt?“ Und wir schrien nun auch. Da kamen fünf von unseren Kameraden herzu. Sie jubelten und weinten bei unserm Anblick, gaben unsern Gliedern die Freiheit und wollten dann mit Kosen und Schmeicheln ihre Grobheit wettmachen. Wir verziehen ihnen gerne. Indessen hörte man vom anderen Ufer her das Schreien der anderen, die man in der Finsternis nicht zu sehen vermochte. Es stellte sich heraus, daß sich vier auf der drüberen Seite gerettet hatten. Der Ginner fehlte. Aber endlich hörten wir ihn auch schreien. Wir meinten erst, sein Ruf töne mitten aus dem Bache. Aber dann bemerkten wir, daß er rittlings oben auf dem Querholz unseres Kreuzes saß. Wir hatten das Holz mächtig fest in den Boden gekeilt. Die Flut, die alles mitnahm, riß es nicht um. Während des höchsten Schwalles ging das Wasser dem Manne bis an die Brust, aber er hielt sich fest an dem Stamme. Gegen Morgen konnte er dann herabklettern. Er lächelte nun nicht mehr wie vorhin, sondern nahm recht ernst meine Hand und diejenige meines Freundes und sagte: „Ich hab's zuerst nicht geglaubt, daß der, dem ihr das Holz gesetzt habt, davon was gewußt hat — aber jetzt glaube ich daran. Und ich sehe es jetzt wohl ein, daß es traurig für uns wäre, wenn man alle Zeichen, die dem gesetzt sind, umreißen könnte.“



Digitized by Google

Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums

Herr Pfarrer Heinrich Falkenberg möge uns verzeihen, daß wir den Titel seiner vor zehn Jahren erschienenen Schrift uns sinngemäß aneignen. Er hat eben für die Vorgänge, die wir hier charakterisieren wollen, die beste, treffendste Bezeichnung geprägt, die sich finden läßt. Was sich heute vor unsern Augen im katholischen Literaturleben, in den Organen der „fortschrittlichen" Richtung vollzieht, ist tatsächlich eine Selbstvergiftung und wir können darum auch keinen andern Namen dafür finden. Wahrlich, eine Selbstvergiftung ist es, wenn die schleichenden Zersetzungsstoffe, die fieberentzündend im Geistesleben unserer Nation kreisen, durch unsere eigenen, unser katholisches Denken und Empfinden nährenden Organe in unsern Lebenskreislauf als neue Lebenserreger eingeimpft werden. Wahrlich, Selbstvergiftung ist es, wenn wir im Reiche der Kunst und Literatur den Quell des lebendigen Wassers verschmähen und uns bei den trüben, durch die Auswurfstoffe aller geistigen Epidemien unserer Zeit vergifteten Zisternen der Welt zu Gaste laden; und daß das Gift umso sicherer wirke, nicht durch die Schutzvorkehrungen des gesunden Organismus in seiner Wirksamkeit gehemmet werde, lähmen wir unsern katholischen Mut durch die Schwäche menschlicher Berechnungen, unser Selbstvertrauen durch Selbsterniedrigung, unsere Schaffensfreude durch eine verärgerte, ästhetische Mücken seihende und ethische Kameele schluckende Selbstkritik.

Wir haben es bisher vermieden, zu den neuen Streitfragen und Problemen, die in jüngster Zeit von der ungeschwächten Fortdauer schärfster Gegensätze in unserem katholischen Literaturleben Zeugnis geben, in prinzipiellen Erörterungen Stellung zu nehmen. Erwägungen sehr ernster und verantwortungsvoller Art haben uns diese Zurückhaltung auferlegt. So notwendig es uns schien, anläßlich der viel erörterten Vorgänge vor und bei der Generalversammlung der österreichischen Leo-Gesellschaft in Salzburg aus dieser Zurückhaltung herauszutreten, verkannten wir dennoch nicht, daß in diesen Vorgängen jene persönlichen Momente stark in den Vordergrund traten, die aus der Diskussion auszuschalten stets unser Bestreben war. Wenn die bis heute unter dem Schein äußerer Ruhe noch viel schärfer gewordenen Gegensätze des Literaturstreites nun wieder in offener Fehde — nicht durch unsere Schuld — aufeinanderprallen müssen, so wollen wir wenigstens dafür Sorge tragen, daß in den Widerstreit der Prinzipien sich nicht die Armseligkeit persönlicher Fehden menge.

Digitized by Google

Einer der wichtigsten Grund- und Leitsätze unseres Gral-Programms ist die durch das Eins-Sein des Guten, Wahren und Schönen in Gott begründete Anschauung von der außerordentlichen Bedeutung des katholischen Glaubensideals für die wahre Kunst, welche Bedeutung für uns eine so große ist, daß wir uns höchste und vollendetste Kunst nur im Einklang dieser beiden Ideale, des katholischen und des reinkünstlerischen, — jedenfalls aber nicht im Widerstreit dieser Ideale vorstellen können. Weil nun aber der Weg der modernen Kunst von diesem Einklang weitab in den offenen Zwiespalt der beiden Ideale hineinführt, betrachten wir die Erhaltung und Belebung der katholischen, aus dem Einklang der beiden Ideale entspringenden Kunst nicht nur als eine religiöse, aus der Hinordnung des ganzen Menschen und seiner gesamten Tätigkeit auf das eine Ziel, auf Gott sich ergebende, sondern hauptsächlich als eine künstlerische Forderung. „Hauptsächlich" nämlich in dem Sinne, daß die Religion die Kunst nicht braucht, wohl aber umgekehrt.

Eine der ersten praktischen Erwägungen, die uns den Widerstand gegen die fortschrittlichkatholische Literaturbewegung (wie sie sich jetzt nennt), als eine von innerster Überzeugung diktierte Pflicht erscheinen ließ, war darum jene auf der Erkenntnis der inneren Notwendigkeit beruhende, daß die fortschrittliche Richtung sich unbedingt, unter dem Zwange logischer Entwicklungsgesetze, früher oder später zu einem praktischen Protest gegen die katholische Tendenz in der Kunst auswachsen müsse. (Das Wort Tendenz steht hier im Sinne von „Idee", „Charakter", also ohne die oft hineingelegte „unkünstlerische" Nebenbedeutung). Ich sage ausdrücklich: zu einem praktischen Protest. Denn bei den „Fortschrittlern" stehen Theorie und Praxis im Widerspruch. Theoretisch müssen sie als Katholiken — wie es jüngst in Salzburg geschehen ist — den Leitsatz unseres Gralprogramms unterschreiben, daß wahrhaft katholische (wir gehen weiter und sagen: wahrhaft große) Literatur ihre höchsten Inspirationen von der katholischen Kirche empfängt; praktisch aber müssen sie gegen eine solche lebendig katholische Literatur sich wenden, weil gerade dieser unverkennbare katholische Charakter das größte Hindernis zur Erreichung des Hauptzweckes ihrer Richtung ist, nämlich gemeinsame Literaturarbeit mit den Nichtkatholiken. Das ist so klar und durch die Tatsachen so einwandfrei bewiesen, daß man nur staunen muß, immer noch Leute auf der Seite der Fortschrittler zu finden, die unzweifelhaft eine wahrhaft katholische Literatur wünschen und fördern wollen. Das ist nur möglich, weil die Unvereinbarkeit der Theorie und Praxis jener Richtung nicht klar erkannt wird und weil man ihr Wesen in Äußerlichkeiten, so z. B. namentlich in einer heilsamen kritischen Strenge sucht, die geeignet sei, die katholische Literatur auf ein höheres künstlerisches Niveau zu heben. Wenn das Wesen der fortschrittlichen Richtung in nichts anderem als in dem Höchstmaß künstlerischer Anforderungen bestände, dann hätte

Digitized by Google

es niemals einen „Literaturstreit" gegeben; denn rein literarische Meinungsverschiedenheiten waren auch vor dem Streit immer da und werden immer da sein. In jenen Kreisen, die das immer noch nicht erkennen und an eine Gefahr, die der katholischen Literatur seitens der Fortschrittler droht, nicht glauben wollen, kann man nur durch den Hinweis auf typische Fälle der Bekämpfung hervorragender Werke wegen ihres katholischen Charakters aufklärend wirken. Ein besonders typischer Fall dieser Art, bei welchem das Zusammengehen der katholischen Literaturfortschrittler mit ausgesprochenen Gegnern der katholischen Weltanschauung sogar äußerlich in die Erscheinung tritt, ist die kritische Behandlung der von P. Alois Stockmann S. J. besorgten Neubearbeitung der Goethe-Biographie des Jesuitenpaters Al. Baumgartner, des genialen Autors der von Herder edierten „Geschichte der Weltliteratur". Lassen wir zunächst die Tatsachen reden.

Wenn man die „Stimmen der Presse" über dieses Werk zusammenhält und vergleicht, so kann man mit ziemlicher Sicherheit die Tatsache feststellen, daß die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Werkes und seine hervorragende Stellung in der Goetheliteratur fast allgemein, auch von jenen Kritikern anerkannt wird, die von ihrem nichtkatholischen oder katholikenfeindlichen Standpunkte aus die Art und Weise, wie die beiden Verfasser die Person und die Werke Goethes von ihrem katholischen Standpunkt aus kritisch werten und beurteilen, gänzlich verwerfen. Jene guten, naiven Seelen, die im „Literaturstreit" immer nur das Aufbäumen „gekränkter Leberwürste" gegen das Messer der kritischen Metzger sahen, (man verzeihe den „schönen" Vergleich, wir sprechen im Tone gewisser literarischer Freunde!), mag es darum gar seltsam anmuten, daß es der literarischen Revue der deutschen Katholiken (so nennt sich neuerdings mit Vorliebe die Zeitschrift „Über den Wassern") vorbehalten war, sich mit einem der bittersten, absprechendsten Urteile über das umstrittene Werk jenen nicht allzu zahlreichen akatholischen Preßstimmen anzuschließen, die kein Hehl daraus machen, daß sie aus konfessionellem Haß, aus prinzipieller Abneigung gegen den katholischen Standpunkt der beiden Verfasser das Werk in Bausch und Bogen ablehnen.

Zitieren wir aus dem Februarheft der erwähnten Zeitschrift dieses bezeichnende Dokument des katholischen „Fortschritts".

Nach einer kurzen Wiedergabe der absprechenden Urteile von Dr. Otto Hellinghaus und Dr. P. Expeditus Schmidt, auf die wir später zu sprechen kommen, heißt es hier[1]):

„Die genannten Kritiker und ihre Redaktionen verdienen für ihre Freimütigkeit hohen Dank. Es gibt also doch noch gewissenhafte Kritiker und urteilsfähige Redaktionen. (Natürlich, die Nicht-Fortschrittler sind weder gewissenhaft, noch urteilsfähig! Die Red.) Es ist wirklich empörend, was die katholische Kritik, darunter Namen von gutem Klang . . . an Oberflächlichkeit und Irreführung

[1]) Die Hervorhebung durch Sperrdruck stammt zumeist von uns. Gral-Red.

Digitized by Google

geleistet hat ... Ihre Unzuständigkeit haben die Referenten mit wenigen Ausnahmen durch die kritiklose Übernahme der hochgradig lächerlichen ... Angaben des Waschzettels über den Zettelapparat erwiesen (!!!)."

„Das Werk ist durchaus unerfreulich, heute noch viel unerfreulicher als vor dreißig Jahren, als die Verhältnisse, nicht zuletzt auch die Siedehitze des Kulturkampfes so manches entschuldigten. Gewiß hat der Bearbeiter das rein historische Material getreulich nachgetragen, aber im wesentlichen ist das Werk unverändert geblieben. Welch eine Fülle von Problemen sich in den letzten Jahrzehnten an den Namen Goethes geknüpft hat, besonders infolge der Fortschritte der ästhetischen und psychologischen Forschung, das wird mit keinem Worte verraten; Möbius z. B. wird siebenmal zitiert, aber nur in belanglosen Fußnoten. Wie die Goethe-Forschung mit einem Viertel-Jahrhundert sich bemüht, den Dichter und sein Werk immer richtiger zu erfassen, davon ist dem Zettelapparat auch nicht die Spur entnommen. Das Buch hinterläßt einen ganz falschen Eindruck, wie von Goethes Leben und Wirken, so auch von seiner Stellung im heutigen Geistesleben ... Es ist keine Biographie, sondern eine scharfe Streitschrift. Es ist nicht der Literaturhistoriker, der hier spricht, sondern der Novizenmeister ... der Exerzitienpater ... das Werk ist geschrieben ohne die nötigen Vorbedingungen. Es fehlt jede Spur von tieferem Verständnis, vom Mitleid ganz zu schweigen ... Es fehlt erst recht das Mindestmaß von Liebe; freilich zieht durch das Ganze sich wie ein roter Faden, mit peinlicher Absicht recht dick unterstrichen (!), die Liebe zu Goethe; aber das ist die Liebe der Art, wie einer sie hat für seinen Bruder, den er in der Hölle weiß."

„Baumgartner-Stockmanns Werk ist das Handbuch für Goethe-Verekelung. Wer das Werk durchgearbeitet hat, der ist mit Goethe fertig ..."

Besonders ärgert sich der Rezensent, daß das Werk den katholischen Studierenden empfohlen wird; das könne als Früchte nur zeitigen: „Entweder Inferiorität oder Verachtung der katholischen Literaturwissenschaft ..." Und mit einem Seitenhieb auf das katholische Deutschland, das zwei Auflagen schon gekauft hat und nochmals über 100 000 Mark zahlen wird für „literarische Bildung und Fortschritt", schließt er mit dem Ausruf: „Arme Katholiken!"

Retourkutschen sind zwar niemals erlaubt, aber hier kann man es doch kaum übers Herz bringen, den Ausruf „Arme Katholiken" jenen zurückzugeben, die sich von der Revue für die deutschen Katholiken ein derartiges Gemisch von Selbstüberhebung, Verhöhnung und Irreführung (wir nehmen an, unbewußte) vorsetzen lassen.

Und wer fällt ein so maßlos scharfes Urteil, das die Mehrheit der deutschen Katholiken und ihrer literarischen Wortführer entweder zu

Digitized by Google

liebedienerischen Schönfärbern oder zu literarischen Idioten stempelt, die in ihrer Dummheit ein boshaftes minderwertiges Machwerk — denn das ist das Goethewerk der zwei Jesuiten, wenn der Rezensent in „Über den Wassern" recht hat — für ein Säkular- und Monumentalwerk gehalten haben? — Schon diese Maßlosigkeit des Urteils würde den Namen des Verfassers verraten, wenn er auch nicht über dem seltsamen Mischmasch „Literarische Rundschau" stünde — es ist — Heinrich Falkenberg.

Man möge diese Bemerkung nicht als einen persönlichen Vorwurf auffassen. Im Gegenteil, wenn Falkenberg auch nicht vor zehn Jahren mit seiner „Katholischen Selbstvergiftung" die kritischen Speere und Dornen der damals noch viel zahmeren Literaturfortschrittler in seine Brust gerafft hätte und als tapferer Winkelried durch seinen Fall der Gralbewegung die Bahn gebrochen hätte — wir müßten ihn schon deshalb vor andern Gegnern achten, weil er stets offen und gerade sein Kredo herausſagt.

Aber wer würde es für möglich halten, daß Falkenberg selbst vor zehn Jahren sich noch viel entschiedener gegen den modernen Goethekult — den man bei Ungläubigen, aber nicht bei Katholiken begreift — gestellt hat, als das jetzt von ihm so geschmähte Goethewerk? Man will das nicht glauben? Gut: Schlagen wir die im Jahre 1903 bei Butzon & Bercker erschienene Broschüre: „Katholische Selbstvergiftung" von Heinrich Falkenberg, Seite 12 f. f. auf! Hier finden wir gegen die allzu weitherzige Empfehlung der Klassiker in katholischen Organen die scharfe Mahnung:

„Wenn man solche Äußerungen liest, so greift man sich an die Stirn und fragt: Haben die Referenten überhaupt selbst gelesen, was sie empfehlen . . . Es ist, als hätte ein Haffner, Baumgartner, Jungmann u. a. in den Wind gesprochen, in den Sand geschrieben, daß die Klassiker eine ernste Gefahr für den christlichen Glauben und die christliche Tugend sind." Weiter zitiert Falkenberg einen „modernen Heiden", um zu beweisen, daß die Klassiker nicht uneingeschränkt in das katholische Haus gehören, nämlich O. E. Hartleben: „In unserm Ringen nach einheitlicher Weltanschauung, die uns die alte von Jenseits, Tod und Teufel ersetzen könnte, ist uns der Goethe des neunzehnten Jahrhunderts ein mächtiger Bundesgenosse." Auch gegen jene wendet sich Falkenberg, die gegenüber den Zügellosigkeiten der Moderne die Klassiker als Wächter der Gesittung betrachten. Er sagt: „Mit Unrecht! Sie sind eine fruchtbare Quelle, wie des religiösen Indifferentismus, um nicht zu sagen, vollständigen Heidentums, so auch sittlicher Verderbnis, genauer: der Unkeuschheit".

So der Falkenberg der Vergangenheit gegen den Falkenberg der Gegenwart! Denn es ist doch unverkennbar, daß zwischen diesem wohl allzustrengen Urteil über die Klassiker und der erbitterten Verurteilung

Digitized by Google

des Baumgartner-Stockmannschen Goethewerkes eine Kluft gähnt, die man auch mit dem Hinweis auf die mit dem Alter und der Erfahrung zunehmende Reife des Urteils nicht ausfüllen kann.

Mit dieser Gegenüberstellung könnten wir eigentlich von dem neuesten katholischen Gegner der einzigen, aus katholischer Überzeugung heraus geschriebenen und dabei auch wissenschaftlich und literarisch wertvollen Goethe-Biographie scheiden, wenn es nicht Gewissenspflicht wäre, auf die höhnische, aufreizende Sprache hinzuweisen, die sich hier ein von Katholiken herausgegebenes Literaturorgan gewiß nur zum höchsten Gaudium unserer Gegner erlaubt, — die Sätze vom „Novizenmeister", vom „Exerzitienpater", von der mangelnden Liebe (ein alter Schlager gegen Katholiken, die ihren Glauben verteidigen) und von der Liebe zu einem, der in der Hölle bratet, könnten ebensogut in der „Wartburg" oder im „Freien Wort" stehen.

Und wie beweist Falkenberg sein absprechendes, ja vernichtendes Urteil über das Werk eines der bedeutendsten Literaturhistoriker, des Autors der auch von Gegnern als Monumentalwerk anerkannten „Geschichte der Weltliteratur"? Gar nicht! Er setzt sich einfach aufs hohe Roß, spricht allen andersdenkenden katholischen Kritikern die Gewissenhaftigkeit, Urteilsfähigkeit und Zuständigkeit ab, stellt Behauptungen auf, die keinen andern Wert haben, als daß sie seine, Heinrich Falkenbergs, subjektive Meinung wiedergeben — von einem Beweis keine Spur! Dieser Methode, die fehlenden Gründe durch Beschimpfung und Anrempelung aller Andersdenkenden zu ersetzen, kann der Vorwurf der Leichtfertigkeit nicht erspart werden. Solchen subjektiven Meinungsäußerungen und Temperamentsausbrüchen kann man aber nicht mit Gegengründen, sondern nur in gleicher Weise entgegentreten — und das wollen wir lieber nicht tun. Unsere Leser werden schon selbst wissen, was sie von einer derart maßlosen „Kritik" zu halten haben.[1])

[1]) Diese Zeilen waren — wie es ja im Hinblick auf den Redaktionsschluß einer Monatschrift selbstverständlich ist — bereits geschrieben, als mir ein „Eingesandt" in der „Frankfurter Volkszeitung" (die in ihrer Werbenummer einen langen Reklameartikel für „Über den Wassern" veröffentlichte) in die Hände kam, das beinahe dieselben Gedanken ausspricht, ohne daß ich mich mit dem unbekannten Verfasser irgendwie verständigt hätte. Es heißt dort u. a.: „Es handelt sich . . . darum, ob es mit dem geziemenden Takt, dem Solidaritäts- und Verantwortlichkeitsgefühl vereinbar ist, wenn eine katholische Literaturzeitschrift in der in Nr. 48 gekennzeichneten gehässigen Form über ein Werk herfällt, dessen Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit selbst den Gegnern Achtung abzwingt und auf das wir Katholiken mit Recht stolz sind. Ferner darum, ob es mit den Anforderungen des literarischen Taktes vereinbar ist, das ausfällige Urteil Falkenbergs, das die Beweisführung durch allgemeine Redensarten ersetzt, als einwandfreies und maßgebendes Urteil in die katholische Tagespresse Frankfurts zu bringen. Wenn derselbe das Goethewerk einer gründlichen und unbefangenen Durchprüfung unterzogen hätte, so würde er insbesondere gefunden haben, daß Stockmann den menschlichen Schwächen des Dichters soviel Nachsicht und Mitleid entgegengebracht hat, als Wahrheit und Gerechtigkeit dies zulassen. Gegen eine sachliche Kritik hat kein vernünftiger Autor etwas einzuwenden. Katholische Schriftsteller sind auch nicht empfindlicher, als andere Leute. Die Zeitschrift „Über den Wassern" hat aber mit ihrer Kritik, namentlich

Digitized by Google

Da ist Dr. P. Expeditus Schmidt doch ein mehr ernst zu nehmender Gegner, er sucht wenigstens sein absprechendes Urteil zu begründen. „Das Buch," so schreibt er im „Literarischen Ratgeber für die (für alle?) Katholiken Deutschlands", XII. Jahrgang, Seite 2, „ist ja ohne Zweifel von allen Goetheschriften wohl die, deren Verfasser weitaus das meiste Material zur Verfügung hatte — die Zahlen des Zettelkatalogs werden mit berechtigtem Selbstbewußtsein angeführt.[2]) Nur muß leider gesagt werden, daß das Material sehr ungleichmäßig verwendet wird. Im Faustkapitel . . . sind fast ausschließlich Zitate zu finden, die der vorher feststehenden Neigung, den Dichter und sein Werk unter allen Umständen zu verurteilen, einseitig dienen. Es gibt eben für den katholischen Kritiker eine doppelte Möglichkeit, die Arbeiten bedeutender Geister zu behandeln, die ihrer Geburt und Entwicklung nach nicht auf katholischem Boden stehen; entweder kann er hervorheben, was sie und ihre Werke dem christlichen Gedanken nahe bringt und so das Walten der Macht göttlicher Gedanken verehrend aufzeigen, was ihn natürlich nicht hindert, weiterhin auch ihr Abweichen von den großen Gedanken christlicher, katholischer Weltanschauung festzustellen — oder aber, er kann sich als ersten Gesichtspunkt wählen, diese Abweichungen vor allem zu geißeln, worüber er dann meist nicht mehr zur Darstellung des positiven Gehalts zu kommen pflegt. Stockmann-Baumgartner wählten den zweiten Weg. Wer ihn für richtig

mit der Zusammenfassung Falkenbergs über „Goetheverekelung" und „katholische Inferiorität" den Boden der Sachlichkeit verlassen. Den vollen Einblick in den Geist, der dort die Feder führte, bekommt man erst, wenn man den Artikel Falkenbergs zu Ende liest, namentlich dort, wo von dem, in mühseliger Vorarbeit geschaffenen Zettelkatalog, verächtlich als Zettelapparat bezeichnet, und von dem „Novizenmeister" und „Exerzitienpater" die Rede ist. Man muß schon die Organe des Evangelischen Bundes zur Hand nehmen, um eine solche Sprache zu finden. Ist das die „positive Arbeit", von der „Über den Wassern" im Januarheft in so hohen Tönen spricht? Oder heißt das nicht, zur Schadenfreude der Gegner, seiner eigenen Partei in den Rücken fallen? Wie Th. (der Einsender eines früheren Reklameartikels) bei dieser Sachlage von sachlicher Kritik sprechen kann, ist unbegreiflich." — In einer späteren Entgegnung kommt die Erbitterung über jene Kritik noch kräftiger zum Ausdruck: „Es ist geradezu ein Skandal und tief beschämend für uns Katholiken, daß eine Zeitschrift, die — leider — in der Werbenummer der „Frankfurter Volkszeitung" sich als „eine von Katholiken und in katholischem Geist geleitete" katholische Literaturzeitschrift empfiehlt, mit einem beispiellosen Mangel an Takt, Solidaritäts- und Verantwortlichkeitsgefühl gegen ein katholisches Werk eifert, das selbst von den Gegnern als wissenschaftliche Leistung ersten Ranges anerkannt wird, und daß sie diese Angriffe in eine Form kleidet, die den Stempel der Ungerechtigkeit und Gehässigkeit an der Stirne trägt . . ." (Hier folgt eine Stelle, die zu wiederholen wir Abstand nehmen.) „Der Erguß in der Zeitschrift „Über den Wassern" hat allerdings, ganz abgesehen von dem zweifelhaften Werte des literarischen Urteils, bei der geringen Verbreitung der Zeitschrift wenig Bedeutung." (O doch, denn er offenbart die Tatsache, daß heute literarische Werke wegen ihres katholischen Charakters von Katholiken — seien es auch wenige — heftiger angegriffen werden als von den Gegnern! Gralredaktion.)

[2]) Hier beweist also — nach Falkenberg — auch P. Expeditus Schmidt seine „Unzuständigkeit" durch die „kritiklose", ja sogar lobende Erwähnung des „Zettelapparates"!

Digitized by Google

hält, wird in ihrem Buche, das ganz ohne Zweifel mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet ist, auf seine Rechnung kommen."

Nun wollen wir hier die Frage nicht entscheiden, welcher dieser beiden Wege der richtige ist — P. Schmidt hält natürlich den ersten für richtig, — sondern lediglich feststellen, daß es ganz gewiß von den Umständen abhängt, welchen Weg in einem bestimmten Falle ein katholischer Literaturgeschichtschreiber einzuschlagen hat. Denn es können Umstände eintreten, unter deren Zwange es geradezu Pflicht wird, die Nichtübereinstimmung eines Dichters und eines Werkes mit den Gesetzen und Grundgedanken der ewigen Wahrheit ganz entschieden festzustellen. Und daß gerade ein katholischer Goethebiograph, der fürs katholische Volk schreiben, dieses vor Irrtum bewahren will, mehr oder weniger durch den modern-heidnischen Goethekult, der Goethes Persönlichkeit als Menschheitsideal, Goethes Werk als eine Art religiöser Offenbarung hinzustellen bemüht ist, auf den zweiten Weg gedrängt wird, ist doch kaum zu bestreiten. Wenn P. Schmidt gegenüber Baumgartner und Stockmann von vorgefaßten Meinungen spricht, so möge er doch sein Gewissen erforschen, ob nicht seine vorgefaßte Meinung, daß heute das einzige Heil für die Katholiken auf der gemeinsamen kulturellen, nationalen Arbeit mit den Nichtkatholiken beruht, die Quelle seiner Unzufriedenheit mit der getadelten Goethebiographie ist. Denn vom katholischen Standpunkt aus kann man nun einmal die Art und Weise, wie die beiden Jesuiten ihre Aufgabe lösten, weder tadeln noch bekämpfen. Wer sich auf einen andern Standpunkt stellen will — habeat sibi. Aber das Recht, uns dem Werk gegenüber vor allem auf den katholischen Standpunkt zu stellen, wird uns doch P. Schmidt nicht bestreiten wollen?

Gewiß, es erscheint auch uns als eine hohe und hehre Aufgabe, in dem Walten und Wirken großer Geister den unvertilgbaren Spuren der anima naturaliter christiana nachzugehen. Es ist echt katholisch, überall das Gute, überall die Spuren der Wahrheit zu sehen, wo immer jener Schimmer göttlicher Ausstrahlung webt und waltet, der in der Uroffenbarung die großen Geister der vorchristlichen Zeit umschwebte und auch in der Seele des modernen Heiden nicht ganz erloschen ist. Die Frage ist nun die: Haben Baumgartner und Stockmann das inbezug auf Goethes Werke nicht getan? P. Schmidt führt selbst ihr Urteil über Faust an: „Fast die ganze Tragödie läßt sich in katholischem Sinne deuten . . ." Aber dieses Suchen und Spüren nach christlichen Ideen muß eine Grenze haben in der selbstverständlichen Pflicht des Katholiken, den nackten, offenbaren Irrtum weder zu leugnen noch zu beschönigen, weil das ein Paktieren mit der Welt, mit der Lüge, mit dem Bösen wäre. Aber gerade in dieser selbstverständlichen, klaren, reinlichen Scheidung zwischen Irrtum und Wahrheit liegt etwas, was dem „modernen" Katholiken Unbehagen verursacht, was ihn gruseln läßt vor der schrecklichen Gefahr, vor der

Digitized by Google

Welt als rückständig, als nicht zeitgemäß, als nicht bündnisfähig zu erscheinen. Nun, das ist wahr, Baumgartner und Stockmann haben diese „Gefahr" nicht so sorgfältig vermieden, wie es die Anhänger eines Ausgleichs zwischen katholischer Kirche und moderner Kultur wünschen möchten. Sie legen einfach an Goethes Leben und Werk den unveränderlichen, jedem Kompromiß unzugänglichen Maßstab der katholischen Glaubens- und Sittenlehre an, und sie sagen es gerade heraus, wenn es nicht stimmt. Hinc illae lacrimae!

Sie klingt ganz schön, diese der modernen Welt so sympathische Forderung: In den Arbeiten bedeutender Geister vor allem dem Walten der Macht göttlicher Gedanken nachzuspüren, erst in zweiter Linie die Abweichungen von der katholischen Wahrheit festzustellen. Aber was muß in der Praxis bei Geistern, die dieser Wahrheit und ihren sittlichen Forderungen so unendlich fern standen wie Goethe, dabei herauskommen? Ein falsches, künstlich retouchiertes Bild, das entweder dem Dichter, oder was noch schlimmer ist, der katholischen Welt- und Lebensanschauung Gewalt antut. Wer in Goethes Leben und Werk *in erster Linie* das Walten christlicher, göttlicher Gedanken sehen wollte, würde dabei riskieren, daß diese christliche Gedankenwelt dem Betrachter entweder *verfälscht, entwürdigt* oder *zu einem leeren Schemen verflüchtigt erscheint*, — ganz im Sinne und unter dem Beifall der ungläubigen Welt und zum schweren Aergernis der Gläubigen. Daß die Baumgartner-Stockmannsche Goethebiographie nicht in diesem Sinn ein verzerrtes, gekünsteltes, freilich dem modernen Goethe-Menschheits-Ideal nahekommendes Bild vom Leben und vom Werk des Dichters zeichnet, das danken wir tausendmal den Verfassern und wir danken es ihnen umso nachdrücklicher, je lärmender aus dem Lager der katholischen Literaturfortschrittler die Anklagen und Verwerfungsurteile sich erheben. Denn wir *wissen*, wohin dort der Weg geht und wo er enden wird.

Es ist mehr als bloß „interessant", es ist bezeichnend und beschämend für die Wühlarbeit, die heute unter dem Deckmantel des „Fortschritts" im katholischen Lager geleistet wird, mit diesen absprechenden Urteilen von katholischer Seite die Kritik der Gegner zu vergleichen, die mit Ausnahme einiger fanatisch katholikenfeindlicher Organe durchweg vornehmer und gerechter ist als jene der „literarischen Revue für die deutschen Katholiken." So schrieb z. B. — um nur einige Stimmen zu erwähnen — die protestantische „Berliner Post" in ihrer Besprechung des Werkes:

„Vor uns liegt eine Goethe-Biographie, die an Universalität ihresgleichen sucht. Sie ist die Zusammenfassung alles dessen, was in der gesamten Weltliteratur irgendwie an Bedeutendem über den Weimarer Großen geschrieben ist. Was die Heranziehung des Quellen- und sonstigen Materials anlangt, ein universelles Werk, eines Universalgeistes würdig! . . . Wer nicht mit Forscher-Absichten, sondern

Digitized by Google

der eigenen Belehrung halber an das Baumgartner-Stockmannsche Werk herangeht, wird nicht recht froh seines Goethe. Sein Idealbild vom Dichter geht unfehlbar in die Brüche. Dafür gewinnt es aber entschieden an Klarheit, Glaubwürdigkeit und damit an größerer Lebenswirklichkeit. Beachtet der Leser diesen konfessionellen Standpunkt sorgfältig — denn schließlich ist jede Biographie über einen großen Mann von irgend einem Standpunkt aus geschrieben — so ist eine reichhaltigere, die Tatsache nüchtern, aber doch anziehend schildernde Lebens- und Charakterschilderung Goethes schlechterdings nicht denkbar. Die Biographie ist ein Monumentalwerk der katholischen Literaturgeschichtschreibung." —

Die „Akademischen Blätter" des Kyffhäuserverbands der Vereine deutscher Studenten rühmen an der Neubearbeitung des P. Stockmann (im Gegensatze zu H. Falkenberg) besonders die Verwertung der neuesten umfangreichen Goetheliteratur, wodurch das Werk Baumgartners neuerdings auf die Höhe der wissenschaftlichen Goetheforschung gebracht worden sei. „Goethe wird in diesem breit angelegten Werke als Künstler und einzigartiges Genie durchaus gerecht und allseitig gewürdigt." Mit der Beurteilung des Menschen Goethe ist der Rezensent freilich auch nicht einverstanden. Trotzdem klingt diese liberal-protestantische Kritik wesentlich anders als jene der „Revue der Katholiken Deutschlands".

Noch entschiedener spricht sich ein Rezensent der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" zugunsten des Baumgartnerschen Werkes aus, dessen Vorzüge er am Schlusse einer längeren Besprechung in dem Urteile zusammenfaßt: „durch all das wird dies Goethebuch zu einem Werk von starkem und einheitlichem, persönlichem Gepräge, über dem die Kultur eines feinen, arbeitsfähigen, gebildeten Geistes waltet." Ähnlich urteilen die nationalliberalen „Badischen neuesten Nachrichten", das Werk zeichne sich durch so große Genauigkeit und Vollständigkeit in den herangezogenen Quellen aus, wie kaum eine andere Biographie, und der Bearbeiter kenne die Literatur in ihrem ganzen internationalen Bereiche wie kaum ein zweiter. Das Werk biete die Möglichkeit, sich aus dem reichen Material eine eigene Meinung zu bilden — für das Verständnis eines Künstlers und Menschen der einzig richtige Weg.

Es ist ja ganz richtig, daß diese und andere Urteile aus dem nichtkatholischen Lager nur die wissenschaftlichen Vorzüge anerkennen, die Tendenz, bezw. die Grundidee des Werkes aber ablehnen, eben weil es die katholische ist — aber aus welchem Grunde, so fragt man sich vergeblich — stimmen auch Katholiken in diese, bei Gegnern der katholischen Kirche so selbstverständlichen Urteile ein? Nun, wir hören es ja! Nicht aus wissenschaftlichen Gründen: Kein Punkt, kein Strichlein der historischen Feststellungen des umstrittenen Werkes ist als unwahr nachgewiesen worden. Nicht oder doch nicht ausschließlich aus literarischen Gründen: Nicht über die Baumgartner-Stockmannsche Kritik der Werke des Dichters entladet sich der Zorn des „Fortschritts" in erster Linie, sondern — das wird

Digitized by Google

von H. Falkenberg in „Ueber den Wassern" klar ausgesprochen: — gegen die angebliche Fälschung des Menschen- und Dichterbildes, gegen die Goethe-Vereklung, also gegen die Zerstörung des modernen Goethekultus, mit einem Wort: gegen das von Baumgartner gefällte ethische Werturteil über Goethes Persönlichkeit und Werke. Nun ist aber dieses ethische Werturteil des angegriffenen Werkes unabänderlich gegeben und bestimmt durch den katholischen Standpunkt seiner Autoren; es ist nichts anderes als die praktische Anwendung der katholischen Glaubens- und Sittengesetze auf Goethes Leben und Werk. Und gegen das Recht, diesen katholischen Maßstab an ein von der Welt vergöttertes Genie anzulegen, richtet sich also in letzter Linie das Verdammungsurteil der Fortschrittler.

Wenn man das alles im Zusammenhange betrachtet: Den fast unverständlichen Aerger über das jedem unbefangenen Katholiken aus der Seele gesprochene, auf warmkatholische Ueberzeugung und auf ein überragendes Wissen gegründete Urteil Baumgartners über den verhätschelten Liebling des modernen Heidentums; die Oberflächlichkeit der Kritik, die ihre wissenschaftliche Armseligkeit, ja Nacktheit mit massiven Schimpfklecksen zu übertünchen sucht; die Schwierigkeit, man möchte fast sagen Unmöglichkeit, für das alles einen anderen Grund zu finden als den Aerger über den „unmodernen" Jesuiten, der in das zarte, empfindliche Rühr-mich-nicht-an-Gewebe der Fortschrittler, das mit Mühe ausgespannt wurde, um die Gunst der R. M. Meyer, O. Walzel, Witkowski usw. einzufangen, mit seinem höchst unzeitgemäßen, ostentativ-katholischen Katechismusstandpunkt hineintappt; wenn man das alles betrachtet, wird die Frage wohl erlaubt sein: Ist das die positive Arbeit, die in den himmelhoch jauchzenden Werbeprospekten der Zeitschrift „Über den Wassern" in allen Tonarten — natürlich gegenüber der „negativen" und „unfruchtbaren" des „Gral" — versprochen wurde? Verhält es sich mit dieser Zusage nicht etwa ähnlich wie mit der schreienden Ankündigung der glänzenden äußeren Ausstattung, die „von einer deutschen Zeitschrift kaum mehr übertroffen werden" kann — und nun dieser enttäuschende Gegensatz zwischen „Wahrheit" und „Dichtung"? — Denn auch das muß einmal gesagt werden, um das katholische Schrifttum vor der Entweihung durch eine „aufdringliche Reklame" zu bewahren, die wir doch lieber unsern Gegnern als einen nicht beneidenswerten Schnörkel ihrer um Nichtigkeiten tanzenden Weltanschauung ausschließlich überlassen sollten.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Kunstform

Eine der wohltätigsten Folgen des „Literaturstreites" ist die unzweifelhaft eingetretene Klärung schiefer und falscher Anschauungen über das Wesen der Kunst; Anschauungen, die teils auf Unkenntnis, teils auf kritiklosem Nachbeten der modernen ästhetischen Irrlehren beruhen. Wenn man bedenkt, daß sich diese Irrlehren folgerichtig und notwendig aus der modern-antichristlichen Weltanschauung entwickelt haben, so wird man leicht ermessen, welches Unheil und welche Verwirrung sie eben deshalb in katholischen Kreisen anrichten mußten. Besonders die irrigen Anschauungen über das Wesen und die Bedeutung der „Kunstform" haben diese Verwirrung gefördert, und darum ist es wohl an der Zeit, die Lehren des Streites und die Ergebnisse der Klärung festzuhalten.

Um klar zu sehen, müssen wir von der — leider von so wenigen erkannten! — Grundursache des Literaturstreites ausgehen.

Das Gralprogramm

Die Grundlage des „Gralprogramms" ist die feste, in ihrer völligen Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche durch das bekannte Päpstliche Schreiben an den „Gralbund" bestätigte Überzeugung, daß das Kunstschöne untrennbar mit dem Wahren und Guten verbunden und in dieser organischen Verbindung positiv, oder doch wenigstens negativ insofern eine Einheit darstellen muß, daß das vom Künstler dargestellte Schöne unseren Begriffen von Wahrheit und Schönheit nicht als etwas Feindliches, Unvereinbares sich entgegenstelle. Weil es aber für den Katholiken nur eine absolute Wahrheit und nur ein absolut sittlich Gutes gibt und weil das Wesen dieser einen Wahrheit und Güte durch die katholische Glaubenslehre bestimmt wird, so kann es für ihn keine vollkommene Kunstschönheit, also keine wahre Kunst im Widerspruche mit dieser Glaubens- und Sittenlehre geben — vielmehr kann er sich eine solche Kunst nur auf dem Boden und Grunde seiner katholischen Welt- und Lebensanschauung vorstellen. In dieser Auffassung liegt ebensowenig eine Engherzigkeit als in der Lehre, daß die katholische Kirche die allein seligmachende ist; denn wenn zu dieser allein seligmachenden Kirche auch der unverschuldet im Glauben irrende, aber ehrlich nach der Wahrheit strebende und Gott suchende Nichtkatholik gehört, so fällt in den Bereich einer solchen „katholischen Kunst" auch die Kunstschöpfung der Nichtkatholiken, sofern sie nur das große Naturgesetz der

Digitized by Google

allgemeinen wahren Kirche, die unverfälschte Empfindung der anima naturaliter christiania zum Ausdruck bringt.

Es ist klar, daß auf dem Boden dieser Anschauung, nämlich, daß es nur eine wahre, große Kunst gibt, die das Schöne im Einklang mit dem Guten und Wahren — diese Begriffe im katholischen Sinn erfaßt — darstellt, eine tatsächliche Versöhnung, ein durch Kompromisse erkaufter Ausgleich zum Zweck einer gegenseitigen Befruchtung mit der sogenannten modernen Kunst nicht möglich ist, soweit diese Kunst das Gepräge ihres Ursprungs, der modernen antichristlichen Weltanschauung trägt. Dieses Gepräge trägt sie aber mit ganz vereinzelten Ausnahmen.

Notwendige Vorbedingungen der Ausgleichsbestrebungen

Wenn nun die sich „fortschrittlich" nennende katholische Literatengruppe ausdrücklich diese Versöhnung, diesen Ausgleich, die gemeinsame Arbeit mit den Trägern der modernen Weltanschauung auf dem Gebiete der Nationalliteratur als ihr grundsätzliches Ziel proklamiert, so kann sie das nur unter einer Voraussetzung: daß nämlich die strenge, notwendige Verbindung der Idee des Kunstschönen mit den (katholischen) Ideen des Wahren und Guten gelockert wird, indem der Kunstschönheit ein mehr selbständiges, von den beiden andern dieser Ideendreiheit mehr oder weniger unabhängiges Existenzrecht eingeräumt wird. Es ist einerlei, ob diese Lockerung tatsächlich ausgesprochen wird oder ob man trotzdem behauptet, unverändert im Prinzip auf der Ideendreiheit zu beharren, — in der Praxis wird sie unbedingt proklamiert durch das tatsächliche „Zusammenarbeiten mit den Trägern der Nationalliteratur", durch die ungemessene Bewunderung der modernen Kunstwerke mit gleichzeitiger Geringschätzung der Leistungen der katholischen Kunst, sowie durch Öffnung so mancher Schutzdämme, die bisher das Überfluten des gesunden katholischen Empfindens durch die Ströme moderner Kunst und Literatur verhinderten. Denn nur auf Grund der Voraussetzung, daß es selbständige, von Wahrheit und Sittlichkeit unabhängige Schönheits- und Kunstwerte gibt, ist die Überschätzung der modernen Kunst und Kultur als eines, für das geistige Leben der Katholiken unumgänglich notwendigen Entwicklungs- und Bildungsfaktors möglich. Vom Standpunkt des Gralprogramms ist eine Kunst, die den Menschen und insbesonders den Christen von seiner Höhe in den Staub des Irrtums und der Niedrigkeit herabzieht, anstatt ihn zu erhöhen, nur wert, daß sie je eher je besser zugrunde geht. Jeder Versuch, einer solchen Kunst die Rolle eines Kulturfaktors im geistigen Leben der Katholiken zuzuteilen, ist ein stiller aber wirksamer Protest gegen die Lehre von der unzertrennlichen Einheit des Kunstschönen mit der reinen, geoffenbarten Wahrheit und Sittlichkeit, einerlei ob dieser Protest offen ausgesprochen oder vielleicht gar nicht beabsichtigt wird. Im letzteren Fall hilft man sich gewöhnlich über auftauchende Schwierigkeiten mit dem Einwand hinweg, daß man nur

Digitized by Google

die äußere schöne Form, die Technik, die verfeinerten Darstellungsmöglichkeiten der modernen Kunst als nachahmenswert und als einen Bildungsquell für die katholischen Künstler anpreist.

Unvereinbare Gegensätze

Zu demselben Ziele kommt man aber auch auf dem Wege der Erfahrung und der Beobachtung, wenn man die beiden Entwicklungsreihen der in obigem Sinne katholischen und der aus der Verneinung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre geborenen modernen Kunst einander gegenüberstellt:

Die katholische, das ist die Bejahung; die moderne, das ist die Verneinung. Die katholische, das ist das positive Prinzip, die Einheit der Idee, die Sicherheit des Glaubens, der Aufbau; die moderne, das ist das negative Prinzip, die Vielheit des Zweifels, der Skeptizismus, die Zerstörung. Denn eine einigende positive Idee, — das ist doch unumstößliche Tatsache, — hat die moderne Weltanschauung nicht aufzuweisen; was sie einigt, ist nur etwas negatives, der Haß gegen die katholische Wahrheit. Es wird also auch die Kunst, die aus dieser Weltanschauung geboren wurde, diesen Charakter des Wechselnden, Unklaren, Zerfließenden, Negativen an sich tragen. Ihr fehlen die großen Ideen, es fehlt ihr die Einfachheit, die Harmonie, das Monumentale; und um dieses fehlende Innerliche zu ersetzen, hat sie all ihre Kraft auf die glänzendste und vollkommenste Entwicklung der äußeren Form konzentriert und infolge dieser einseitigen Kraftentwicklung auch wirklich alles bisher in dieser Richtung Geleistete übertroffen. Und weil selbstverständlich die äußere Erscheinung als das Sinnfällige die Menschen umsomehr blendet und hinreißt, je mehr in ihrem Leben das Innerliche, Übernatürliche zurücktritt und das rein Sinnliche, Natürliche dominiert, so mußte dieser veräußerlichten und durchsinnlichten Kunst auch ein größerer äußerer Erfolg beschieden sein als der ganz verinnerlichten und deshalb schwerer den Sinnen nahe zu bringenden Kunst der Idee, die nur auf dem Boden positivreligiöser, also hauptsächlich der positivsten, der katholischen Weltanschauung gedeiht.

Die Formfrage

Jene katholischen Literaten, die — wie wir immer wieder betonen, in guter Absicht — die katholische Literatur durch die Einführung neuer, dem Ideenkreise der modernen Weltanschauung entnommenen Ideen und Kräfte verjüngen, der Zeit näher bringen und in den Bau der Gesamtliteratur einfügen wollten, mußten also notgedrungen zunächst die Formfrage aufrollen. Denn mit der Ideenwelt, mit dem geistigen Gehalt der katholischen Literatur war im anderen Lager nichts anzufangen, damit konnte man drüben nur abstoßen und Widerspruch erregen; aber vielleicht — so meinte man — würde sich

Digitized by Google

die moderne Welt weniger schroff gegen eine katholische Dichtung abschließen, die gleich der modernen das Hauptgewicht auf die schöne Form legt und dafür ihr inneres Wesen, die dem Unglauben so verhaßte katholische Idee, etwas mehr zurücktreten läßt. So wurden die „Fortschrittler" im katholischen Lager ganz naturgemäß dazu gedrängt, an der Spitze ihres Programms, das die Wiedergeburt der katholischen Dichtung bezweckte, diese zwei Hauptforderungen zu stellen: Aneignung der modernen Kunstformen und Zurücktreten der „ostentativen" katholischen Tendenz. Daraus ergaben sich von selbst die anderen Wünsche, wie Befreiung der Dichtkunst aus den Banden der „Prüderie", Abstreifen der Furcht vor der Schilderung sittlicher Konflikte, also Eintreten in die bevorzugte Stoffwelt der modernen Literatur usw.

Wir haben es aber hier nur mit der einen Frage zu tun: Ist es überhaupt, oder wie weit ist es möglich, daß der katholische Dichter sich in seinem Schaffen die modernen Kunstformen aneigne, also zu den „Modernen" in die Schule gehe? Um diese Frage zu beantworten, ist es vor allem nötig, zu untersuchen, was unter „Kunstform" zu verstehen ist.

Was ist Kunstform?

Die Kunstform ist offenbar die äußere sinnfällige Erscheinungsform des Kunstwerkes, also das Kleid der Idee, wie der menschliche Körper das Kleid der Seele ist. Vielleicht paßt auch dieses Bild nicht ganz, denn die künstlerische Idee schafft in viel eigentlicherem und höherem Sinne sich selbst ihre Erscheinungsform, wie die Seele den Körper zu verändern und sich anzupassen vermag.

Die Kunstform ist also mehr als das äußere Ausdrucksmittel der Dichtkunst, die Sprache. Eine kunstvolle, schön gedrechselte, fein ziselierte Sprache ist noch nicht „die Kunstform". Zwar hat es unter den Hypermodernen auch eine Richtung gegeben, die tatsächlich das Wesen der Dichtkunst in der Schönheit des sprachlichen Ausdruckes, im Ton, im Wohllaut, in der Musik der Sprache zu sehen meinten. So entstand ein Versgeklingel ohne Sinn und Verstand, der Idee nach Gestammel des Wahnsinns, der Form nach eine schönklingende Schelle. Aber diese Narrheit scheint sich jetzt überlebt zu haben.

Die Kunstform im höheren, eigentlichen Sinne ist vielmehr etwas zum Wesen des Kunstwerkes gehöriges, ja sie ist in gewissem Sinne sogar das Wesentliche, denn die erhabenste, die schönste, die herrlichste Idee kann sich erst zum Kunstwerk gestalten durch die ihr entsprechende, sie zum vollkommensten adäquaten Ausdrucke bringende Kunstform. Es ist also purer Unverstand, wenn uns Bekennern einer konsequent katholischen Kunstlehre vorgeworfen wurde, daß wir das Wesen des Kunstwerkes in der gut katholischen Tendenz suchen. Man kann der katholischen Tendenz eines Schriftstellers, der kein geborener Künstler ist, einen hohen ethischen oder religiösen Wert beimessen, ohne damit

Digitized by Google

ein künstlerisches Werturteil zu verbinden, denn Religion und Kunst sind eben doch zwei verschiedene Gebiete.

Wenn nun die Kunstform zum Wesen eines Kunstwerkes gehört, weil durch sie die auf einem andern, z. B. dem religiösen Gebiet an sich schon vollgültige Idee erst Kunstwert und in der Verbindung mit der Form erst den Charakter eines Kunstwerkes erlangt, so kann sie unmöglich etwas von der Idee äußerlich Trennbares sein, etwas was man beliebig durch eine andere Form ersetzen und auswechseln kann. Man kann im Gegenteil sagen: Je notwendiger, je unersetzlicher die Form zur Idee gehört, je stärker in dem das Kunstwerk genießenden Geiste der Empfindung lebendig wird, daß gerade diese Form unter tausend möglichen die einzige der Idee ganz entsprechende ist, desto größer ist der Kunstwert dieses Werkes. Das ist vollendetste Kunst, der Idee die ihr wesentliche, notwendige, also auch die anschaulichste, bezeichnendste und einfachklarste Form zu schaffen.

Ein unmögliches Verlangen

Wenn dem aber so ist, wie soll man das Verlangen bezeichnen, der katholische Dichter solle zu den Modernen in die Schule gehen und sich ihre Formkunst anzueignen trachten? Es sind da nur zwei Fälle möglich: Entweder die moderne Kunst ist wahre Kunst, dann ist ihre Form notwendig aus der Idee herausgewachsen und es wäre ein ganz unkünstlerisches Beginnen, diese hier organisch erwachsene Form auf eine ganz wesensfremde Idee aufzupfropfen. Oder die Form ist bei der modernen Kunst nicht notwendige Gestaltung der Idee, entweder weil keine Idee vorhanden und das leere Gespenst der Form eine künstlerische Wirkung nur vortäuscht, oder weil die Ideen keine festen Formen haben und darum in allerlei Erscheinungen herumgeistern können. Dann ist aber die moderne Kunst keine vorbildliche Vollkunst und wir jagen einem Phantom nach, wenn wir sie nachahmen wollen. Und wie kann eine katholische Vollkunst entstehen, wenn wir ihr die fertige Form vorschreiben und sie darauf festlegen, da doch das ernste künstlerische Schaffen den umgekehrten Weg gehen und die Idee in der ihr genau angepaßten und nicht vorausbestimmbaren Form verkörpern muß?

Technik, nicht Kunstform

Man muß jedoch den Vertretern der Forderung, daß sich die katholische Literatur der modernen Kunstform anzupassen, bei ihr in die Schule zu gehen habe, einen Entschuldigungsgrund zubilligen. Sie haben bei ihrem Wirken fast ausschließlich die Belletristik im engeren Sinne, den Roman und die Novelle im Auge gehabt. Es mag nun zugestanden werden, daß bei dieser Dichtungsform, eben weil sie nicht den höchsten Gipfel der Kunst erklimmt, der Zusammenhang zwischen Inhalt und

Digitized by Google

Form ein etwas loserer ist, wie bei den höheren Dichtungsformen, und daß inbezug auf die Technik, die Anschaulichkeit der Schilderung, die feine Beobachtungsgabe etc. der katholische Romanschriftsteller manches von den Modernen lernen kann.

In diesem Falle handelt es sich aber nur um eine Seite der Darstellung, um die Technik, nicht aber um die Kunstform. Daß man von der Methode, der Technik, von der Art und Weise, das geistige Handwerkszeug des Künstlers in der raffiniertesten Weise zu gebrauchen, immer etwas lernen und daß somit in diesen Dingen, aber auch nur in diesen, der katholische Künstler zu der Moderne in die Schule gehen kann, wird niemand bestreiten. Aber hier handelt es sich doch mehr um handwerksmäßige Routine als um das eigentliche Kunstschaffen.

Gedanken eines Dichters über „Kunstform"

Der modernste und zugleich der tiefste unserer heutigen katholischen Lyriker, Ernst Thrasolt, drückt diese Gedanken in etwas anderer, aber im Wesen ganz dasselbe sagender Fassung aus:

„Die Kunst, die Kunstform besteht wesentlich in zwei Dingen: in der äußeren und inneren Erfassung und Wiedergabe eines Gegenstandes: Die Kunst gibt ihren Gegenstand als Ganzes, als Naturganzes wieder, seine äußere Gestalt und seinen inneren Sinn. Die Kunstform besteht in der Verkörperung und Beseelung, oder in der sinnlich anschaulichen, ähnlichen Nachbildung eines Gegenstandes und einer persönlichen Belebung und Durchblutung desselben. Das Gedankliche kommt nicht zu kurz, und ihm zuliebe wird gerade der packende Ausdruck verlangt.

Lassen Sie den Künstler in innerer Selbstzeugung, in der großen Ergriffenheit glühend und innerlich von dem Stoffe flüssig sein, dann stößt er ihn aus und er hat innere und äußere künstlerische Form, die individuell geprägte, prägnante Anschaulichkeit, die ergreift und Eindruck macht. Das Verlangen nach dieser Kunstform ist nicht Verlangen nach Künstelei oder Überkunst.

Gerade die sogenannte formlose Kunst, z. B. die des Volksliedes, ist höchste Kunstform, ist von innerer Empfindungsfülle überquellende Anschaulichkeit, innere und äußere Lebenswahrheit. Und die Novellen Brentanos und der Droste, die Erzählungen Hansjakobs u. a. haben trotz aller Formlosigkeit das, was im Grunde die künstlerische Form ausmacht. Ohne diese Form laßt einen Stoff, laßt die Herchenbach u. a. von frommen Reden und Gefühlen und Katholizismus übertriefen, — sie sind wertlos. Es ist zu einem Kunstwerke nicht genug, daß ein Werk katholisch oder sonst gut gemeint ist, es ist nötig, daß der Künstler es aus innerster Überfülle und schwangerster Seelentiefe zu einer durch seine lebendige, seelenvolle Anschaulichkeit hinreißenden Gestalt geboren hat."

Mit diesen Ausführungen ist wohl überzeugend nachgewiesen, daß der katholische Künstler von der Kunstform der Modernen nichts zu lernen, noch weniger sich dieselben anzueignen hat; er muß vielmehr

Digitized by Google

für seine katholische Kunst sich eine eigene wesensnotwendige Kunstform schaffen, die von jener der Modernen sich sehr wesentlich unterscheiden wird.

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Romane, Novellen, Erzählungen

Fischer, Wilhelm, in Graz: Alltagszauber. Novellen. 352 Seiten. München und Leipzig, Georg Müller. Mark 4.—. Gebunden Mark 5.50.

In den vier Novellen, die hier zu einem Bande vereint sind, zeigt sich der Grazer Poet wieder als Licht- und Sonnenbringer, zwar etwas nachdenklich, fast immer selbst aus seinen Gestalten sprechend, so daß diese mitunter etwas Steifes, namentlich für Bauernmenschen allzu Besinnliches, Philosophisches erhalten. Am reichsten strömt die Poesie in den eingestreuten, köstlichen Märchen. Obwohl sich fast alles um die Liebe dreht, findet sich doch für reife Leser kaum etwas Anstößiges, umso peinlicher verletzt aber die letzte Novelle — bei Fischer eine seltene Ausnahme — das christliche Gefühl durch eine poetische Verherrlichung des Doppelselbstmordes zweier unglücklich Liebender.
(A-B, IV, 2, R)

*Garrold, P. Richard: Echte Jungen. Eine Schülergeschichte. Mit sechs Bildern. Zweite und dritte Auflage. 534 Seiten. Gebunden Mark 4.—.

Die Vorzüge dieses Buches bestehen — wie in den früher erschienenen Erzählungen aus dem Schülerleben — in einer wahrhaft meisterlichen Kenntnis der Psychologie dieses wenig verstandenen und so schwer zu behandelnden Alters. Auf dem Gebiet der Seelenkunde und der meisterhaften Charakteristik liegt auch vorzugsweise die Kunst der Darstellung, weniger in der Handlung und im Aufbau, obwohl es nicht an spannenden Episoden und köstlichen Schilderungen aus dem Schülerleben fehlt. Auch Erwachsene können und sollen das Buch mit Genuß und Nutzen lesen. (B, I, 1, J.)

Bredow, Heinrich: Jugendstreiche. Humoristische Novellen. 247 Seiten. Leipzig, Xenien-Verlag. Mark 3.—.

Digitized by Google

Ein Referent, der die Bücher nur halb liest oder nur Stichproben macht, würde die „Jugendstreiche" wahrscheinlich als harmlose, mitunter von echtem Humor durchblitzte Lektüre empfehlen. Glücklicherweise wird aber hier stets auf Grund der Lektüre des ganzen Buches geurteilt und infolgedessen muß konstatiert werden, daß sich ganz am Schlusse einige Stücke im Stil der leichtfertigsten Halbweltsmoral befinden, die den katholischen Kritiker zwingen, das Buch auf die Warnungstafel zu setzen. (C-D, V, 3)

Gangl, Josef: Mein Amsellied und andere Erzählungen, 124 Seiten. Neurode Leipzig, Verlagsanstalt Dr. Ed. Rose. Mark 2.50.

Gangl ist ein ganz seltener Typus unter den lebenden Dichtern. Seine Dichtungen sind meist von einer Herbheit, Eckigkeit, Absonderlichkeit, die wohl die große Masse jener abstößt, die in der Belletristik nur Unterhaltung suchen. Die andern aber fühlen, daß hier ein Starker mit großen Ideen ringt und daß die herbe, oft ungeglättete Form eben dieses schwere, zu schwere Ringen anzeigt. So kann nur einer schreiben, der hart mit dem Leben kämpft, fast über seine Kräfte. So reckt sich Gangl oft zu einer Höhe empor, wo er neben den Großen steht, neben Stifter zumal, dann wird er wieder klein, sinkt zusammen ins Alltägliche. So hebt auch dieses Buch mit ganz großem, tiefen Schauen an, mit Bildern, wie nur ein echter Dichter sie malt, wie „Mein Amsellied", „Seine Hütte", „die kalte Trud", sinkt aber im Ausklang „Landsleute" zu einem etwas alltäglichen Symbol des österreichischen Nationalstreites herab. Durch seinen tiefen sittlichen Ernst, sein stolzes Erheben über alles Niedrige und Gemeine und sittliche Reinheit steht Gangl uns Katholiken so nahe, daß wir ihn mit Recht zu den Unsern zählen können. (A-B, II, 2, R.)

Hauser, Otto: Der liebe Augustin. Altwiener Schelmenroman. Mit Buchschmuck von Rudolf Hanke, Wien. 284 Seiten. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. Mark 4.—.

Die politischen Freunde Otto Hausers werden über diesen Roman entzückt sein, die literarischen sind es nicht. Daß er durch den Wiener Sackpfeifer aus der Zeit der großen Pest und der Türkennot, den lieben Augustin, menschliche Schwächen und Torheiten satirisch beleuchtet, ist sein gutes Recht, aber die Ehre eines ganzen Standes (der katholischen Geistlichkeit) in den Kot zu zerren, das hat weder mit Satire, noch weniger mit Humor etwas zu tun. Die starke antikatholische Tendenz und sittlich anstößige Stellen ersticken alle vorhandenen Schönheiten des Buches. (D, VI, 3)

Fischer, Marthe Renate: Die Blöttnertochter. Roman. 345 Seiten. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. Mark 4.50.

In ihren früheren Werken schildert die Verfasserin mit treffender Charakteristik und großer Anschaulichkeit das Volk im Thüringer Wald. Starke und harte Bauernnaturen zeichnet sie gerne und dazu gehört auch Güntherine, die Blöttnertochter, die den Mann unter ihre Herrschaft bringen will, bis sie zur Erkenntnis kommt, daß die starre Herrschsucht ihr nicht zum Segen gereicht. (C, II, 2)

* Gondlach, K.: Maurus der letzte Römer. Erzählung aus der Zeit der Römerherrschaft am Rhein. 296 Seiten. Mainz, Kirchheim & Co. Mk. 3.—, gebunden Mark 4.—.

Man muß dieses Buch nehmen wie es ist, als historische Erzählung, nicht als historische Dichtung. Die letztere ist neuerwecktes, neugestaltetes oder neugeschaffenes Leben und nur ein großer Dichter, wie z. B. Handel-Mazzetti, kann sie uns schenken. Wenn wir in diesem Buche nicht Dichtung, pulsierendes Leben, sondern nur historische Erzählung suchen, so kommen wir auf unsere Rechnung. Die Erzählung ist — sobald sie einmal in Schwung kommt, denn die ersten achtzig Seiten bieten fast gar keine Handlung, sondern nur Schilderung — spannend und lebendig und die Darstellung besonders in kulturgeschichtlicher Beziehung durchaus richtig und interessant, die Gestalten gut charakterisiert und erfaßt in ihrer schlichten Größe, von der genug religiöse und ethische Erhebung ausstrahlt, um dem Buche auch höhere als reinliterarische Wirkung zu sichern. (E, I, 1)

Digitized by Google

* Heidet, Abbé L.: Der letzte Einsiedler Palästinas. Übersetzung von P. Maurus Gisler O. S. B. 148 Seiten. Köln, J. P. Bachem. Mark 3.40, gebunden Mk. 3.80.

Aus der Flut phantastischer und unwahrer Romane heben sich solche Bücher, die ein Menschenschicksal in seinen verschlungenen Wegen einfach und wahr vor uns hinstellen, wie kräftiger Naturwuchs aus Papierblumen hervor. Sie haben auch nicht bloß literarische Wirkungen, sondern Lebenskräfte gehen von ihnen aus. Und wenn das erzählte Lebensschicksal noch so merkwürdig und verschlungen ist, wie das des „letzten Einsiedlers" von Palästina, dann liest sich ein solches Buch spannend wie ein wirklicher Roman. (E, I, 1)

Engel, Georg: Die vier Könige. Roman. 441 Seiten. Leipzig, Grethlein & Co. Mark 5.—, gebunden Mark 6.—.

Mit diesem Buche wollte Engel jedenfalls einen großen Wurf tun, es schwebte ihm die Aufgabe vor, den Widerstreit der vier Mächte im deutschen Volke: Adel, Geistlichkeit, Bürgertum und Sozialdemokratie dichterisch zu lösen. Ob und inwieweit ihm diese Aufgabe gelungen, kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls bewährt sich Engel wieder als begabter, kraftvoller Erzähler, dem eine oft hinreißende Schilderungsgabe zu Gebote steht, der aber seine Begabung völlig in den Dienst der „modernen Weltanschauung" gestellt hat. Der Leser stößt darum ohne Ende auf brutalsinnliche Stellen, die es fast zweifellos erscheinen lassen, daß das Buch für katholische Leser zu den verbotenen gehört, denn an der Wirkung solcher Stellen ändert es offenbar nichts, daß der Verfasser augenscheinlich nicht um des pikanten Reizes willen sich in solchen Schilderungen ergeht, daß er vielmehr auf dem Standpunkte jener Modernen steht, für die es in sexuellen Dingen überhaupt nichts zu verbergen gibt; auch die Art, wie die Heldin des Buches, eine fast tierisch-sinnliche Dirne, von ihrer Schuld „geläutert" wird, nämlich durch starke, aber wieder „freie" Liebe, schlägt allen christlichen Moralbegriffen ins Gesicht. Daß ein solches Buch ohne die geringste Andeutung dieser Dinge im „Literarischen Ratgeber" von einem katholischen Pfarrer (J. Mumbauer) durch eine nur in literarischer Beziehung etwas einschränkende Besprechung empfohlen werden konnte, spricht mehr als Bände über die Zustände unserer katholischen Kritik. (B, VI, 4)

Lienhard, Friedrich: Der Spielmann. Roman aus der Gegenwart. Zweite Auflage. 225 Seiten. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. Mark 3.—, gebunden Mark 4.—.

Ein auch dem katholischen Leser sympathisches Buch! Seine Vorzüge sind: der Dichter rührt an hohe Dinge, und an solche, deren Bedeutung ihm wohl nicht ganz aufgegangen, wie Lourdes, rührt er mit menschlicher Ehrfurcht; seine Erotik wird nie gemein; hinter den Erdendingen sieht er immer die Welt des Ewigen, manchmal freilich in einer Weise, wie in dem Kapitel „Der Gralsberg Montserrat", die dem Katholiken etwas bizarr erscheint. Aber das ändert nichts an dem Urteil, daß die Gefühle der Sympathie, der Freude, einer auf anderem, schwereren Wege zum Höchsten strebenden Dichterseele zu begegnen, den katholischen Leser bis zum Ende des Buches begleiten, und daß er sich an dem tiefen Sinn der edlen reinen Dichtung vielleicht mehr erbaut, als an manchem saftlosen Werke eines Namenskatholiken.
(A-B II, 2, R)

Grazie, M. E. delle: Das Buch des Lebens. Erzählungen und Humoresken. 318 Seiten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Mark 3,—; gebunden Mark 4.50.

M. E. delle Grazie ist eine vollblütige Dichterin, voll Kraft und Feuer und Phantasie. Farbenschimmernd, formprächtig sind ihre Dichtungen, aber sie stammen aus jener modernen Welt, die katholisches Denken und Fühlen abgestreift hat. So kann auch der katholische Leser dieses Buches nicht froh werden, denn bei aller funkelnden Pracht der Poesie fühlt er sich auf Schritt und Tritt in seinem Heiligsten verletzt, ja abgestoßen. Auch mit dem christlichen Sittengesetz nimmt es die Dichterin nicht genau. Sie steht auf dem Standpunkt der modernen Welt, in der es, wie auf der Alm „ka

Digitized by Google

Sünd gibt". Hie und da „macht" sie auch aufdringlich im Geiste jener Presse, für die sie mit Vorliebe schreibt, im Antiklerikalismus. (B, VI, 4)

Watzlik, Hans: Im Ring des Ossers. Erzählungen aus der Vergangenheit des Böhmerwaldes. 211 Seiten. Leipzig, L. Staackmann. Mark 3.—; gebunden Mark 4.—.

Der Name des Autors war bisher unbekannt. Er wird es nicht lange bleiben. Denn in diesen „Erzählungen" rührt ein gewaltiger Geist die Schwingen. Es ist etwas Schöpferisches darin. Besonders in der Sprache, die voll Leuchtkraft ist und Bilder erstehen läßt, wie mit flammendem Pinsel gemalt. Nur sind die Bilder meist schauerlich und düster. Der außergewöhnlichen Bildkraft der Sprache entspricht der Flug der Phantasie. Einige der Erzählungen haben unverkennbar symbolisch tiefere Bedeutung. Einige behandeln auch katholische Stoffe, allerdings in einer unserem Empfinden ganz fremden, manchmal abstoßenden Art. Auch die Behandlung erotischer Szenen spricht dafür, daß der Dichter in seiner Weltanschauung uns fern steht. (A-B, IV, 3)

* Herwig, Franz: Jan von Werth. Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege. 335 Seiten. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. Mark 4.—, gebunden Mark 5.—.

Das ist wieder einmal ein Buch, an dem man seine helle Freude haben kann: frisch und lebhaft, wie Jan der Schenkknecht vom „Blauen Hecht" zu Köln, der es durch seine Tapferkeit und durch sein Draufgängertum bis zum gefeierten und viel besungenen Reitergeneral brachte. Rasch und doch mit einer unglaublichen Anschaulichkeit eilen die Ereignisse vorüber, die nur einen Teil des gewaltigen dreißigjährigen Ringens bilden und im Mittelpunkt steht Jan von Werth, der derbe Soldat mit dem grimmigen Humor und dem edlen Herzen, der es dem Leser ebenso antut wie seinerzeit den Pariserinnen. Mag auch der Historiker manchmal ein wenig den Kopf schütteln, der Leser wird auch ein zweites- und drittesmal nach diesem frischen Buche greifen. (B, II, 2)

Albrecht, Paul: Germanen. Roman. 290 Seiten. Xenien-Verlag, Leipzig 1913. Mark 4.50.

Eine flotte, spannende Handlung finden wir in diesem Roman nicht, wohl aber ein anschauliches Kulturbild der Germanen im ersten Jahrhundert n. Chr. Wir werden bekannt mit dem Leben der kraftstarken und sittenreinen Nordlandsvölker, mit ihren Tugenden und Fehlern, dem die Überkultur der entnervten Römer gegenübersteht. Der Roman ist sicher geeignet, das sittliche Empfinden der Leser zu fördern und mag daher besonders der reifern männlichen Jugend empfohlen sein. (C, II, 1—2)

* Winterfeld-Warnow, Elise v.: Die Blinde. Roman. 283 Seiten. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Gebunden Mark 5.—.

Diese schlichte Erzählung mit der Widmung an Carmen Sylva, der „Mutter der Blinden", schildert das Schicksal eines von Geburt blinden Mädchens, das durch eine Operation geheilt wird und sich durch Leid und Enttäuschungen zum Glück durchringt. Die Handlung ist wohl recht äußerlich, doch macht der warme Ton die Erzählung sympathisch. (E, I—II, 1)

Waser, Maria: Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des siebzehnten Jahrhunderts. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913. Mark 5.—, gebunden Mark 6.—

Ein gutes Buch, voll tiefer Weisheit und ernster Lebensauffassung; ein Buch für denkende Menschen, reine Charaktere, für andächtige Leser, nicht für sensationslüsterne und neugierige. Ein Frauenleben wird uns geschildert in einer Umwelt, die uns etwas fern liegt örtlich und zeitlich. Wir werden nach Bern und Zürich geführt und lernen Menschen kennen, die im Geiste des siebzehnten Jahrhunderts denken und handeln. Anna Waser, eine Malerin, wird dreimal getäuscht in der Liebe zum Manne, sie entsagt und wird eine große Künstlerin. Liebe und Kunst haben in einem Frauenherzen nebeneinander nicht Platz. Ihre Schicksale sind so anschaulich und lebendig

Digitized by Google

vorgeführt, daß wir das lebhafteste Interesse und Mitgefühl mit dieser vornehmen, reinen Menschenseele empfinden. Aber auch die übrigen Charaktere sind getreu dem Geiste der Zeit entworfen und durchgeführt. Die Sprache ist überaus gewählt, dichterisch und erhaben. Weisheitssprüche, Gedankenblitze, Sentenzen finden sich zahlreich. Der Roman ist für Geist und Herz gleich wertvoll. In religiöser Hinsicht wird zwar das Bekenntnis Zwinglis stark verherrlicht, aber ohne Angriffe oder Spitzen gegen die katholische Religion. Ein christlicher Zug geht durch den Roman. Wenn ich auch einen Fehler an dem Buche nennen darf, so ist es die Weitschweifigkeit, die sich in einzelnen Teilen bemerkbar macht. (B, III, 2)

* Resmy, Jean: Das Licht des Hauses. Sozialer Roman. Autorisierte Übersetzung von F. Mersmann. 352 Seiten. Mark 2.—, gebunden Mark 3.—.

Ein Zweckroman, der mit gesunder Realistik die Bekehrung einer durch Laster und sozialistische Lehren in das moderne Heidentum versunkenen Familie durch werktätige, aufopfernde Liebe des Pfarrers schildert, die trotz der Hindernisse, die ihr von einem starrsinnigen Betschwestertum und politischer Vorurteile bereitet werden, siegreich bleibt. Die Reflexion tritt manchmal stärker hervor, als nötig wäre und auch die Absicht ist manchmal zu sehr unterstrichen. Doch das sind nur kleine literarische Fehler, die eine warme Empfehlung dieses zeitgemäßen, namentlich für Volksbibliotheken sehr geeigneten Buches nicht hindern. (C, I, 1)

* Künsberg, Sophie Freiin von: Die fossile Tante und andere Novellen. 217 Seiten. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Mark 2.20, gebunden Mark 3.—.

Sophie von Künsberg gehört zu den Erzählerinnen der guten alten Schule, die statt Geschraubtheit trauliche Einfachheit, anstatt der verzwickten „Probleme" gerade gute Menschen und die Poesie des Alltags, anstatt der Häßlichkeit und Gemeinheit die Schönheit und den Adel der Natur und der Seele, anstatt der gekünstelten Form die schmucklose Sprache des Herzens lieben. Nachgerade kriegt man die Modernität heute schon gründlich satt und kehrt gern zu diesen lieben alten Büchern zurück, besonders wenn wie hier eine gute edle Menschenseele mit ihrem Hauch von Poesie, echter Frömmigkeit und edler Weiblichkeit uns anweht. (B, I, 1)

Lyrik

Wolff, Richard: Gedichte. 2. Band. 102 Seiten. Boll und Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Der Waschzettel trägt für diesen 2. Gedichtband Richard Wolff's das Prädikat: „glänzend". Warum? Das Buch ist eine Banalität von der ersten bis zur letzten Seite, Versgestammel kläglichster Sorte. Man erspare uns Zitate: im Notfall stehen eine Masse zu Gebote, die beweisen, daß Richard Wolff neben dichterischer Unzulänglichkeit in dritter Potenz ein nicht minder erstaunliches, unbegreifliches und brutales Selbstbewußtsein zur Schau trägt. Otto Walter.

* Hoß, Franz: Am Wegrand. Gedichte. 131 Seiten. Joseph Dossenbach, Buchdruckerei, Baar, Schweiz, 1913.

Franz Hoß ist Eisenarbeiter. Sein Werktag und Leben war hart, der Klang von Amboß und Hammer stäubte darin. Und blieb doch ein Poet, ein rechter, gesunder, wenn sein Können auch nicht an Huggenberger heranreicht, der gleich ihm unter der Fron der Arbeit seine Lieder schafft. Das Büchlein enthält ein paar dichterische Köstlichkeiten, die einen staunen machen. Die paar Dialektstücke sind vielleicht die besten, originellsten und stärksten des Werkleins. Wünschen möchten wir nur, Franz Hoß mache sich eine noch nachdrücklichere und ganz unerbittliche Sorgfalt und Pflege der Form zur Pflicht. Etwa ein Dutzend Stücke gehören formlicher Unbeholfenheiten wegen nicht in das Büchlein. Otto Walter.

Digitized by Google

* Rampe, Gualbertus Joh. P. Ord. Carm.: Klänge aus Italien. 120 Seiten. Wiesbaden, Verlag von Hermann Rauch. Mark 180; gebunden Mk. 2.75.

Das Büchlein trägt eine hübsche und gute Ausstattung. Auch die Gedanken des Verfassers stehen gut und schön auf dem soliden Papier. Leider aber vermag die Tatsache, daß Vers und Reim in dem Büchlein recht geläufig und klingend sogar gehandhabt werden, nichts daran zu ändern, daß die Gedanken eben nicht — zu Gedichten reichen. Dem Buch fehlt das Feuer, das aus jeder Zeile eines wahren Poeten sprüht. Daß nicht viel neues in dem Buche über Italien gesagt werden kann, läßt sich leichter verwinden. Die Zitrone ist beinah ausgepreßt. Ein paar fröhliche Humorstücklein am Schluß versöhnen etwas. Otto Walter.

* Eisenlohr, Fr. M.: Des deutsch'en Arbeiters Herz- und Hammerschläge. 92 S. Volksvereins-Verlag. Wort und Bild Nr. 23—26. M. Gladbach 1912. In Pappband Mark 1.20.

Eine kleine durchaus gelungene Anthologie Arbeiter-Dichtung. Novalis, Dransfeld, Eschelbach, Weber, Herbert, Paul Keller sprechen darin neben Uhland, Lilienkron, C. F. Meyer, Hebbel usw. Die Auswahl ist gut. Der Herausgeber schreibt ein rassig und kernig Eingangssprüchlein an die Arbeiter: Wir wollen bei der Arbeit singen! Wer ein Ideal hat, braucht nicht fluchen und toben! Helf das Büchlein dem deutschen Arbeiter ein frohes, helles, gottvertrauendes Gesicht wieder kriegen!

Otto Walter.

Religiöse Prosa

* Himmelsreichtum. Reichhaltiges Ablaß-Gebetbüchlein für das katholische Volk von einem Priester der Erzdiözese Freiburg i. Br., Caritas-Verlag. Mk. 1.—.

Das Büchlein verdient aus der Flut der Gebetbücher-Literatur hervorgehoben zu werden. Erstens weil es so viele wunderschöne, alte, kräftige Gebete, Perlen der Gebetspoesie enthält. Zweitens wegen seiner vorzüglichen Druckausstattung die auch dazu beiträgt, daß man das Büchlein mit Freude in die Hand nimmt.

* Der goldene Strom. (Eine Sammlung von Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten zum Preise der Eucharistie.) 182 Seiten. Köln, Verlag des St. Josephsvereins.

Getreu seinem Arbeitsplane, altes und neues Gold und Kupfer der katholischen Dichtkunst in kleiner Münze unter das Volk zu bringen, sammelt der St. Josephsverein in diesem Büchlein Erzählungen, Skizzen, Gedichte usw. von verschiedenem literarischen Wert, die das ewige Licht unserer Altäre in verschiedenfarbigen Strahlen reflektieren und so im ganzen ein schönes Bild bieten, indem die bescheidenen Lichtchen von den heller Leuchtenden mit gehoben werden.

* Kempen, Thomas von: Das Buch von der Nachfolge Christi. Übersetzt von Bischof Joh. Mich. Sailer, neu herausgegeben von Dr. Franz Keller. Mit 56 Bildern von Joseph v. Führich. 503 Seiten. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Mark 1.80 und höher.

Die Sailersche Übersetzung der „Nachfolge Christi" ist als eine der vorzüglichsten anerkannt, denn er ist wie wenige in den Geist des Buches tief eingedrungen. Nach Ausscheidung veralteter Formen und Anmerkungen wird diese beliebte Übersetzung in einer künstlerisch vollendeten Ausstattung mit den herrlichen Führichbildern dem katholischen Publikum geboten.

* Könn, Joseph: Jugendpflege und Charakterbildung. 199 Seiten. Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung.

Kaplan Könn, dessen frühere Schriften hier warm empfohlen werden konnten, berührt in dieser Schrift den wundesten Punkt unserer Jugendpflege, den Mangel an tüchtiger Charakterbildung. Ohne eigentlich viel davon zu reden, zeigt er mit seinen gedankentiefen Ausführungen klar, daß diese Charakterbildung heute fast nur noch auf katholischem Boden möglich ist.

Digitized by Google

* Mathies, Msgr. v.: Mehr Ernst. Eine Anleitung zur Gewissenserforschung. 76 Seiten. Regensburg, F. Pustet. Mark 1.20, gebunden Mark 1.80.

Hier spricht ein Mann, der die Welt und ihre Irrwege kennt, aber ebensogenau die Wege Gottes und der von Gott erleuchteten Seele. Weil er die Welt kennt, kann er ihr den Spiegel vorhalten; weil er die Wissenschaft der Heiligen kennt, vermag er die schwere Kunst zu lehren, das Krumme gerade zu machen. Weil er geistvoll zu plaudern weiß, hört ihn wohl auch der Weltmann gern, der eine „Gewissenserforschung" und „mehr Ernst" am nötigsten braucht.

* Oer, Sebastian von: Des Herzens Garten. Briefe an junge Mädchen. VI und 128 Seiten. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Gebunden Mark 1.50.

Das Buch ist ein trefflicher Beitrag zur Selbsterziehung junger Mädchen; der erfahrene Seelenkenner zeigt unter dem Bilde des unkrautüberwucherten Gartens, die gewöhnlichen Fehler der weiblichen Jugend und die Mittel, sie auszurotten und die Keime des Guten einzupflanzen.

Verschiedenes

* Keiter, Heinrich: Die Kunst Bücher zu lesen. 6. Auflage neu bearbeitet und erweitert von Dr. Aug. Wibbelt. 176 Seiten. Essen a. Ruhr, Fredebeul & Koenen. Gebunden Mark 2.—.

Im allgemeinen sind Bücher, die uns sagen, wie und was man lesen soll, insbesondere wie man aus Werken der Dichtkunst größten Nutzen ziehen kann, heute notwendiger als je, einerseits infolge der „Lesewut", andererseits wegen des mangelnden literarischen Verständnisses. Im besondern ist die Treffsicherheit und Nützlichkeit der Anweisungen, die Keiter in diesem Büchlein niederlegte, genugsam anerkannt worden. Die Neubearbeitung bringt das Büchlein wieder ganz auf die Höhe seiner Aufgabe und vermehrt seinen Wert bedeutend. Es sollte in den Händen aller sein, die sich berufsmäßig oder zu Bildungszwecken mit schöner Literatur befassen; besonders der reiferen Jugend sollte man es in die Hand geben.

* Kellen, Tony: Das Buch als Lebensbegleiter. 166 Seiten. Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung. Mark 2.80, gebunden Mark 4.—.

Dieses treffliche Werkchen ist eine Ergänzung des soeben genannten von Heinrich Keiter; es behandelt nicht allein die Kunst, ein Buch richtig zu lesen, sondern sucht Wesen und Wert eines guten Buches zu erläutern, gibt praktische Winke zur Einrichtung von Hausbüchereien, über die Behandlung der Bücher, verfolgt überhaupt den Zweck, die Freude am guten Buch zu wecken und zu nähren, indem es aus der Geschichte, den Aussprüchen der Dichter und Denker und dem technischen Betrieb des Buchdruckergewerbes eine Menge interessanter Notizen zusammenträgt.

* Steeger, A.: Friede und Freude. Trostworte für ängstliche Seelen. 200 Seiten. Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung. Gebunden Mark 3.50.

Angesichts der erschreckenden Verbreitung der Nervenschwäche in unserer Zeit ist ein solcher Führer und Tröster für das Heer der Nervösen eine Notwendigkeit. Aus diesem Büchlein spricht die Weisheit der Kirche in der Leitung der ihr anvertrauten Seelen, die Erfahrung eines bewanderten Seelenarztes und nicht zuletzt die Liebe eines aufrichtigen Menschenfreundes.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion

P. H. P. in W. Wie ich aus Ihren Mitteilungen, die mir von anderer Seite bestätigt wurden, ersehe, sind einige Sätze in Kraliks Nachruf „Drei Kreuze" irrig aufgefaßt worden. Wenn z. B. Kralik davon spricht, die Arbeit des Gralbundes habe

Digitized by Google

im Deutſchen Reiche reichſten Widerhall gefunden „*trotz kleiner Mißverſtändniſſe*", ſo will er ſelbſtverſtändlich damit nicht ſagen, daß ſich der Streit nur um *Kleinigkeiten* gedreht habe (er würde ſich ja damit ſelbſt Lügen ſtrafen), ſondern daß gewiſſe „Mißverſtändniſſe", die ja nicht ſo ſehr in der falſchen Ausdeutung unſeres Programms, als vielmehr in der Verkennung und Mißdeutung unſerer *Abſichten* und *Beweggründe* beſtanden, klein waren im Verhältnis zur großen Sache; klein, weil es ſich dabei um *Perſönliches*, den Kern der Sache nicht Berührendes handelt, wie das z. B. bei dem ſoweit verbreiteten und heute noch nicht ganz geſchwundenen „Mißverſtändniſſe" der Fall war, daß der tiefſte Grund unſerer Stellungnahme gegen die „fortſchrittliche" Richtung nur unſere verletzte Autoreneitelkeit ſei.

Und wenn Kralik ſchreibt: „*Jeder Streit iſt für uns überflüſſig*, wenigſtens mir erſcheint es ſo", ſo kann das nur einer falſch auffaſſen, der Kraliks wiederholt ausgeſprochene Anſchauungen über die entſcheidende Bedeutungen des päpſtlichen Schreibens an den Gralbund nicht kennt. Auch hier kann es im Zuſammenhange mit dem vorhergehenden keinen andern Sinn haben als den: Wir ſind unſrer Sache jetzt ſicher, wir laſſen uns darüber in keinen Streit mehr ein, weil der Streit *für uns entſchieden iſt*. Früher hatten wir kein anderes Mittel, unſer Programm zur Geltung zu bringen, als dafür zu ſtreiten, wir mußten uns jede Anerkennung erkämpfen — jetzt iſt es von maßgebender Seite als richtig anerkannt, *es ſteht auch ohne Streit feſt*. Es wäre aber widerſinnig, anzunehmen, Kralik wolle damit ſagen: „Jetzt rühren wir uns nicht mehr, komme was da wolle; wir wollen nun ruhig zuſchauen, wenn andere unſere Sache bekämpfen, das Gegenteil für wahr und richtig ausgeben, unſere Arbeit zunichte machen." Nein — je ſicherer wir überzeugt ſind, daß unſere Sache auch ohne weiteren Streit feſt ſteht, deſto mutiger müſſen wir ſie gegen Angriffe verteidigen und deſto nachdrücklicher müſſen wir uns dagegen wehren, daß eine Richtung in unſerem Literaturleben entſcheidenden Einfluß gewinne, die genau das Gegenteil von allem tut, was wir als feſtſtehend, über allen Streit erhaben anſehen. Gewiß, *für uns* — das ſagt ja Kralik ausdrücklich — iſt jeder weitere Streit *überflüſſig*, wir brauchen ihn nicht mehr; wird er uns aber *aufgedrängt*, indem man unſere Arbeit vernichten, hemmen, in ihr Gegenteil verkehren will, dann müſſen und werden wir ihn aufnehmen — das iſt doch ſelbſtverſtändlich, auch wenn es nicht beſonders geſagt wird. Und daß der Gral nicht gedenkt, die Rolle des „ſtummen Hundes" zu ſpielen, erſehen unſere Leſer aus dem Inhalt dieſes Heftes.

F. Eichert.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Kloſtergaſſe 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiſerslautern (für Deutſchland) / Dr. Wilhelm Oehl, Univerſ.-Profeſſor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I. Herrengaſſe 13. / Otto Walter, Trier. Petrus-Verlag — Für bildende Kunſt: Dr. Joſef Weingartner, Innsbruck, Muſeumſtr. 13
Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H.. Druck: in der eigenen Werkſtätte Trierer Druckerei-Geſellſchaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

achtes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Mai 1914 :: ::

„Mit Recht leugnet ihr, daß die Religion, die unsere ganze Kultur hervorgebracht hat und die den ganzen Menschen umfassen soll, keine Beziehung zu den Musen habe ... Wie denn das Schöne in Gott eine und dieselbe Sache ist wie das Wahre und Gute ..."

Papst Pius X. an den Gral, 16. Februar 1911.

Zu Gedichten Friedrich Schlegels. Aus den Tagen nationalen Unglücks (1803—1807).

Von Dr. Richard Volpers

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht.
(Novalis.)

In Zeiten der Erniedrigung reckt der Mensch sich gewaltsam empor und baut ein Reich der Zukunft. Das schmückt er dann aus mit dem Morgenglanz seiner Träume. So war es noch immer. Der Einzelmensch in den Tagen der Trübsal, die Nation, wenn die schlummernde Volksseele erwacht, aufgescheucht von der gemeinen Not, bauen ein solches Reich. Und der Traum der Zukunft ist es dann, der die Hände stark macht, die sich anschicken, das glücklichere „Morgen" vom Himmel herabzuziehen. Der Traum ist es, den Gott der Herr segnete.

Mit einer großen Inbrunst erwarteten die Menschen an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts das neue dritte Reich, das neue Evangelium, das kommen sollte, die unbefriedigte Welt zu erneuern. Lessing schon hatte es in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" verkündet, und er hatte geglaubt, sich dabei auf die Bibel stützen zu können. — Dann kam die Revolution und der chemische Charakter der Zeit wurde

Digitized by Google

offenbar. Die Menschenwelt schien sich in ein Chaos auflösen zu wollen. Und mit stummer Scheu und mit Staunen zugleich beobachteten die gebildeten Deutschen das Phänomen der Auflösung in Frankreich. Nun erwartete man bestimmt den Anbruch einer neuen Welt und die Dichter waren die Boten, welche die neue Zeit ansagten. Johann Jakob Mnioch, der romantische Freund von Zacharias Werner, begrüßte das neue Jahrhundert mit solchen Worten:

„Vermagst du etwas Großes,
Das auch gut ist, o so laß den Hymnus,
Den ich dir singe, prophetisch, o Jahrhundert,
Laß ihn hinüberschweben aus dem alten
Testament in das neue, daß man ihn dort begrüße,
Nicht mehr als Propheten, sondern als Evangelisten."

Wie die Renaissance versuchte, den Hellenismus zu erneuern und die Sinnenfreude emporhob, so hatte auch die Romantik zunächst im Sinnenmenschen den Vollmenschen zu umfassen geglaubt. Aber nach Zeiten des Irrens kam sie bald zur Besinnung. Und Novalis zuerst senkte hinab den Blick, über die Sinne hinaus oder vielmehr durch sie hindurch in mystische Tiefen. Auch er sah das neue Reich, aber unendlich weit von den Gefilden der Erde — und unendlich nahe doch für den, der es in sich selbst zu fassen vermöchte.

„Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen
Als unser altes Vaterland,
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt."

Der Dichter aber, der am greifbarsten und endlich auch am tiefsten jenen Gedanken von dem neuen Reich erfaßte, war Friedrich Schlegel. In frühromantischer Zeit schon war er im Kreise der Genossen der eigentliche Reformator, vom wallenden Prophetenmantel umkleidet. Wie ein Schlag mußte es den sinnenden Denker durchzucken, als er, mit dem Studium der Werke Lessings beschäftigt, auf jenes Wort vom neuen Evangelium stieß. Da hatte er die Formel, nach der sein immer grübelnder Geist gesucht, worin er seine Sehnsucht bergen konnte. Da hatte er den Zauberspruch, aus dem er der Zukunft Sinn erkannte. „Es wird das neue Evangelium kommen!" Das waren die Worte Lessings, die er nun in einem Gedichte laut verkündete. Und keines seiner Gedichte hat er häufiger veröffentlicht als jenes „Lessings Worte". Novalis aber richtete einen Brief an ihn in jenen Tagen, in dem es heißt: „Vielleicht hast Du noch die Wahl, mein Freund, entweder der letzte Christ, der Brutus der alten Religion, oder der Christus des neuen Evangeliums zu sein."

Digitized by Google

Der Traum von dem Neuen und Unerhörten verrann, und an seine Stelle trat immer mehr das Christentum, der Katholizismus, anerkannt in seiner alten Macht und Größe. Den ganzen Katholizismus, das Christentum in seiner Wesenheit zur Herrschaft bringen, hieß ihm dann das „neue Evangelium" verwirklichen. Weil aber die Gegenwart sich so übermäßig dem entgegenstellte, mochte ihm der Glaube kommen und sich festsetzen, daß nur ein sichtbares göttliches Eingreifen die „neue" Zeit heraufführen könne. Und so verkündete er den Heiland, der kommen soll, die Gerechten zu retten, den Erneuerer der Welt — in Gedichten, denen wir gerade deswegen eine besondere Stellung in der nationalen Dichtung jener Tage einräumen möchten.

Das Gedicht „An den Befreier" stammt schon aus dem Jahre 1803. In einer wuchtigen Sprache, mit Worten, die deutlich das Studium der Bibel verraten, erfleht er die Wiederkunft des Herrn, der das neue Reich stiften und sein Volk erlösen soll.

„Eile herbei, zu retten,
O Menschensohn, und brich des Fremdlings Ketten!
Laß dich den Tod gelüsten,
Zum zweiten Male dich mit Sieg zu rüsten!
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Als König wirst du kommen,
Des Herzens Opfer ist schon angeglommen;
Nicht ferne sind die Zeiten,
Da man dir wird die Lagerstatt bereiten.
Als Löwe wirst du siegen,
Als Adler in der Sonne Lichtglanz fliegen.
Strafend den Fürst der Bösen,
Wirst du vom schlimmen Joch dein Volk erlösen."

Es ist nicht Napoleon, den Friedrich Schlegel hier meint, wenn er von dem Fürsten der Bösen spricht und auf ihn die strafende Hand des Herrn herabruft. Es ist der Geist der Zeit, der Fürst der Finsternis, der überwunden werden muß. Nie hat Friedrich Schlegel aufgehört, den Zeitgeist als den eigentlichen Feind zu bekämpfen. Nur nach einer sittlichen Umkehr, so betonte er in jenen Jahren der Not immer wieder, könne die politische Wiedergeburt der Nation erfolgen. Ganz ähnlich, wie sich heute die Gralbewegung dem Zeitgeist entgegenstellt und eine Wiedergeburt der Literatur und Kunst nur von der inneren religiösen Wiedergeburt des einzelnen und der Natur in Christus erwartet. Oder wie der große Papst sagt: Alles erneuern in Christus!

Österreich war von Napoleon niedergeworfen worden (1805). Und schon drohte der neue Krieg. Preußen, das den deutschen Bruderstaat treulos im Stich gelassen, kam nun selbst an die Reihe und stand dem Franzosenkaiser machtlos gegenüber. Nur der Übermut konnte noch von einem Siege reden, den Besonnenen erschien der Krieg von vornherein aussichtslos. Warnend erhob auch Friedrich Schlegel seine Stimme

Digitized by Google

in dem Gedichte „Frieden" (1806). Und er fordert Einkehr und Sühne zunächst — und Vorbereitung für den großen Tag des Herrn.

„O laßt das wilde Streiten,
Wollt kindlich nur bereiten
Euch auf den großen Tag,
Wo wieder hier zu kommen,
Zur Rettung aller Frommen
Der Herr uns einst versprach.
Vom Herzen reißt den Wurm,
Seid wieder Gottes Kinder,
So wird die Zeit gelinder,
So schweigt der wilde Sturm."

Doch Preußen kämpfte und mußte kämpfen. Auf den Schlachtfeldern an der Saale brach der Staat Friedrichs des Großen zusammen. — Kurz vor den blutigen Oktobertagen weilte Friedrich Schlegel längere Zeit in Würzburg in der Nähe des edlen Konvertiten Karl von Hardenberg. Es ist dies ein Bruder Friedrichs von Hardenberg (Novalis), dessen tiefgründigem Geiste Friedrich Schlegel so nahe stand, daß er noch viele Jahre später Tränen vergoß, wenn er des allzu früh dahin geschiedenen Freundes gedachte. Hier in Würzburg geschah es damals, daß auch Friedrich Schlegel lernte, im katholischen Glauben unbedingtes Genügen und ein volles Vertrauen zu finden.

Dieses neu gewonnene Vertrauen offenbart sich besonders in den Gedichten, die er neu schuf und die sich scharf abheben gegen alle früheren, in denen eine oft eisige Resignation sich kundgibt. Wie sicher und glaubensstark beginnt jenes „Gebet", von dem der Bruder August Wilhelm Schlegel sagte, es sei von einem religiösen Ernst durchdrungen wie die besten Gedichte der Vorzeit.

Wie könnt ich, Vater, noch wohl zagen,
Da deine Hand mich sichtbar führt?
Das Unglück soll mich nicht zerschlagen,
Dankbar hab ich es oft gespürt.
Nun fühl ich recht ein fest Vertrauen,
Ruhig, auf was da kommt, zu schauen;
Dein Wink ist, was mich trifft, dein Ruf,
Dir hab ich ganz mich übergeben,
Vollführend treu, was mein Beruf,
Und darf nach anderm Gut nicht streben.

Kraftvoll nimmt das Gedicht seinen Fortgang. Die Endstrophe aber bringt wiederum den Hinweis auf Christus, den „Kommenden".

„Mit Mut soll sich der Mann umkleiden
In dieser wilden Zeiten Sturm,
Standhaft dastehn in allen Leiden,
Im wüsten Meer ein Felsenturm;
Je grimmiger die Feinde schnauben,
So fester an den Retter glauben,
Der uns den Frühling wiederbringt,
Wenn einst die irdsche Pforte offen,
Der Geist hinauf zum Vater dringt,
Erfüllt wird, was wir alle hoffen."

Digitized by Google

In jener bewegten Zeit, wo der politische Wirrwarr und die größte nationale Erniedrigung zusammentraf mit der religiösen Bewegung in seinem Innern, drängte der Gedanke an die Verheißung vom Ende der Tage sich Friedrich Schlegel immer stärker und immer nachdrücklicher auf und mischte sich in alles Sinnen seines grübelnden Verstandes. Hielt er den Abstand des in der Zeit wirklich Seienden von dem, was seiner Idee, was der Wahrheit nach sein sollte, für so groß, daß er glaubte, nur ein Wunder könne es überbrücken? Oder kam es nur, weil er im Schatten jenes religiösen Ereignisses stand, der Umwandlung zutiefst in seiner eigenen Brust? — In dem Gedichte „An seinen Freund" (Karl von Hardenberg) nennt er den Glauben an des Herrn Wiederkunft das einigende Band, das alle Guten umschlinge.

„Der Spiegel unsres Bundes,
Im Schrein des Herzensgrundes,
Sein inniges Gebet;
Und die verborgne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entsteht;
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Er kettet unsre Einung
Der Glaub an die Erscheinung
Des Gottes Wiederkunft.
Die Heil'gen vor'ger Zeiten,
Und die noch künftig streiten,
Sind Bürger einer Zunft;
Wo zwei in Gott beisammen,
Leuchten der Allmacht Flammen.

Im Prophetenton aber kündet er die Tage der Erlösung in dem Gedichte „Anruf. Zu Beginn des Jahres 1807". Verzaget nicht! ruft er den Zeitgenossen zu, denen, die einig mit ihm sind in gleichem Streben. Verzaget nicht! der Herr kommt, die Zeichen der Zeit deuten auf seine Ankunft. Der große Kampf am Ende der Tage ist angebrochen, der Herr des Lebens wird kommen, uns zu helfen und zu erretten.

Nein, es hat der Herr des Lebens
Nicht vergebens
Göttlich für sein Licht gestritten
Und den Tod erlitten,
Das Gespenst der Hölle zu zerstören!
Er, der all' vereinet,
Die den Ruf der Liebe hören,
Wird so weit der Himmel scheinet,
Seiner Kämpfenden Gebet erhören.

Ja, es nahen schon die Tage,
Wo die Klage
Sich in Wonn und Schreck entfaltet,
Wenn der Richter waltet,
Finsternis und Gutes ernst sich scheiden,
Sich vereint das Gleiche,
Lichtumkränzt der Frommen Leiden,
Angstvoll klagt der irdisch Reiche,
Gottes Trennung keiner mag vermeiden.

„Die Felsen, die jetzt brechen,
Alle sprechen
Von der göttlichen Erscheinung.
Selige Vereinung
Ernten bald, die treu dem Ziel ausharrten.
Noch im Sturm und Dunkeln
Woll'n wir drum des Morgens warten,
Mutig ob der Hoffnung Funkeln,
Das zur Sonne wird in Gottes Garten."

Was wir auch zu allem sagen mögen: daß einem aufgeklärten Geschlechte in der Not der Zeit dämmernde Fernen um so vieles näher rücken konnten, ist gewiß etwas Eigenartiges und Ergreifendes. Es zeigt am besten, bis zu welchen Tiefen die Bewegung jener Tage die Menschen aufzurütteln vermochte.

Digitized by Google

Phanuel

Erzählung von Marie von Gebsattel

Von den Hügeln, die südwärts ihre Quellen dem Jabbok zusenden, zog eine Karawane herab. Sie kam vom Nordosten, von Haran, jenseits des Euphrat. Auf der Karawanenstraße, die Babylonien mit Ägypten verbindet, war sie an Damaskus vorübergezogen, hatte den schneebedeckten Hermon zur Rechten gelassen und war nun, den südlichen Ausläufern des Antilibanon folgend, bis auf jenen Höhenzug gelangt, an dessen südlichem Fuß der Jabbok sich seinen Weg zum Jordan sucht.

Der Zug der Herden, die von den Höhen ins Tal hinabstiegen, schien kein Ende nehmen zu wollen: schon war die Vorhut in der Niederung, und immer noch traten am Hange neue Herden von Rindern, Schafen, Ziegen, Eseln und Kamelen aus den sonnigen Staubwolken hervor, welche von den Füßen der Tiere aufgewirbelt wurden. In den frühesten Morgenstunden war die Karawane aus dem letzten Lager aufgebrochen, um noch vor der Mittagshitze ihre Zelte am Jabbok aufschlagen zu können.

Von der Vorhut sonderten sich die Gestalten von vier Kamelreitern ab, dreier Männer und eines Knaben. Sie trieben mit lautem Zuruf ihre Tiere zu schärferer Gangart an und suchten flußabwärts nach einem Lagerplatz. Langsamer folgten die Herden.

Durch die Schönheit seines Tieres, durch die blendende Weiße seines Gewandes, vor allem durch die Ehrfurcht, mit der die anderen zu ihm sprachen, kennzeichnete sich der eine jener Männer als der Emir der Karawane. Zu seiner Linken ritt der Knabe, schlank und hochgewachsen, mit raschen Bewegungen.

„Vater!" rief der Knabe, bog sich vornüber und beschattete die Augen mit der Hand um besser zu sehen.

„Was siehst du, Ruben?" fragte der Emir.

„Sieh, Vater, ein Zelt!" — Und des Knaben Hand wies in der Richtung nach dem Jordan.

„Wenn es Leuten aus diesem Lande gehört, so können wir uns vielleicht mit ihnen verständigen, daß sie uns einen Lagerplatz anweisen," meinte der Emir. — Sein Zuruf beschleunigte noch mehr den Schritt der Kamele.

Bald sahen die Reiter, daß der Fluß sich hier teilte und mit seinen Armen eine breite Insel umschloß, deren Ende sich den Blicken entzog. Nun konnte man schon vor dem Zelte Männer unterscheiden in der Tracht der wandernden Amoriter; also, — Leute des Landes, wie der Emir es gehofft hatte.

Digitized by Google

Noch mußte eine Waldstelle durchquert werden, die für kurze Zeit Insel wie Zelt den Blicken der Reiter entzog. Wo die Karawanenstraße wieder aus dem Dunkel des Waldes heraustrat, hielten der Emir und seine Begleiter ihre Tiere an.

Ein weites, gutes Weideland lag die Insel vor ihnen, groß genug, all ihre Herden darauf zu lagern, reich genug um längere Zeit das Vieh dort zu weiden, und vom Wasser wie von einer Schutzmauer umgeben. Vom Zelte und den Amoritern aber war keine Spur zu erblicken.

Im Gesicht des Knaben malte sich Erstaunen darüber, im Gesicht der Knechte Furcht. Scheu sprachen diese unter einander als von einer Geistererscheinung und mutmaßten, ob sie ihnen nicht Unheil bedeuten solle.

Ruben wandte seine Augen dem Vater zu und sah, daß dessen Ausdruck froher war, als er es in den ganzen Wochen der Reise gewesen. Da lenkte er sein Kamel näher zu dem Emir und suchte mit leiser Stimme dessen Aufmerksamkeit zu erregen:

„Vater" —

Der Emir sah die Frage in den Augen seines Sohnes und ermunterte ihn: „Ja, Ruben?"

„Vater, was ist das mit dem Zelt, daß wir es nicht mehr finden? War es ein Bild der Luft? Wie ich das erstemal mit dir in Haran die Herden hütete, hast du mir von Bildern der Luft erzählt, die du vor zwanzig Jahren — als du nach Haran zogst — am Rande der syrischen Wüste gesehen hast."

„Ich weiß es nicht, Kind. Mir will scheinen, Gott habe seine Engel vor uns hergesandt uns dieses Lager zu zeigen. — Ein Lager Gottes," fügte der Emir sinnend seinen eigenen Worten hinzu; und der Klang seiner Stimme war froh wie der Blick seines Auges.

Dann sandte er den einen Knecht zurück, der Vorhut entgegen. Er selbst mit dem Knaben und dem anderen Knechte ritt zum Flußbett hinunter und fand bald eine Furt, durch die sie auf die Insel gelangten. Dort hieß er den Knecht die Ballen von schwarzen Tierfellen und die Stäbe abschnallen, die ihren Tieren aufgeladen waren, und ein erstes Zelt errichten etwas abseits der Furt auf einer kleinen Anhöhe. Von dort aus konnte man die Insel ganz überschauen.

Noch stand die Sonne nicht über dem Scheitel der Männer, als schon die letzte Herde durch die Furt gegangen war und einen Ort auf der Insel zugewiesen erhalten hatte; als auch neben dem Zelte des Emirs sich andere Zelte erhoben, teils wie dieses aus Tierfellen, teils aus groben Wollstoffen. Wie der Emir es am Morgen gewünscht hatte, also war es möglich geworden: nachdem seine Leute das Mittagsmahl bereitet und verzehrt hatten, konnte die ganze Karawane ruhen bis zum nächsten Morgen.

Nur zwei Knechte rief der Emir heran und hieß sie südlich auf der Karawanenstraße jordanwärts reiten, daß sie die Boten, die er seinem Bruder Esau entgegengesandt, bei ihrer Rückkehr zu ihm brächten.

Digitized by Google

Die Hitze des Mittags war groß; die Herden lagerten gesondert, und an einem anderen Tage hätten wohl auch die Knechte der Ruhe gepflegt. Nun aber hatten die Begleiter des Emirs von dem Zelte der Amoriter erzählt, das sie gesehen und dann nicht mehr gefunden hatten. Es standen die Knechte zu zweien und dreien und in größeren Gruppen und sprachen; und der Furchtsamen wurden immer mehr, deren Blicke zum Zelte des Emirs wanderten, des Mannes, der es wagte, das Heiligtum der Götter des Landes zu betreten und sich mit all seiner Habe darin niederzulassen ohne zu opfern.

Da trat er aus seinem Zelt hervor. Die Knechte zerstreuten sich, wie des Emirs Augen über das Lager schauten. Er hatte wie immer selbst die Arbeit überwacht, die dessen Errichtung und die Verteilung der Herden erforderte; und über der Sorge um sein Gut war die Freude wieder von seinem Angesichte gewichen, die es am Morgen beim Anblick der Insel erhellt hatte.

Seine Augen schweiften zu den ferneren Herden und kehrten zurück zum Zeltlager. Da stand neben seinem Zelte eines, größer und schöner als die anderen. Er schlug dessen vordere Bahn zurück und trat ein. Auch innen war es reicher, als man es erwartet hätte von einem Zelte, das für eine Nacht nur aufgeschlagen ward. Teppiche verhüllten den Wollstoff der Zeltwände, schieden den Innenraum in zwei Gemächer und überdeckten eine Liegestatt im vorderen Teile.

Bei des Emirs Eintritt fiel einen Augenblick das helle Licht der Mittagssonne auf eine Gruppe: in der Mitte des Zeltes saß am Boden ein Weib, das mit einem etwa sechsjährigen Knäblein spielte. Schön war dies Weib. Und seine Bewegungen waren lieblich wie die einer Blüte, die sich im Winde wiegt. Es stand auf, als der Emir hereintrat, und nahm das Knäblein bei der Hand. Er aber sah nicht die Schönheit der Frau, nicht die Anmut ihrer Gestalt, nicht den Liebreiz des Kindes; er ging auf die Liegestatt zu, setzte sich auf ihr unteres Ende und stützte den Kopf in die Hand. Da beugte sie sich nieder zu dem Kinde und sprach leise zu ihm: „Geh, Josef, suche die Brüder! vielleicht schneidet Ruben dir wieder Pfeifen.“

Sie hob die vordere Zeltbahn und ließ den Knaben hinaustreten; und die Ringe an ihrem jungen Arme blitzten im Sonnenlicht.

Dann trat sie zurück ins Dunkel, kauerte neben der Liegestatt nieder und legte ihre Hand auf des Emirs Knie. Er hob den Kopf, seufzte, und seine Hand umschloß wie schützend die ihre:

„Rachel, mein Weib.“

Da fragte sie ihn: „Herr, warum ist deine Seele so traurig und worüber betrübst du dich?“

„Sieh, Rachel“, begann der Emir und hielt ihre Hände in den seinen, „als wir noch in Haran waren bei deinem Vater Laban, trat der Engel Gottes im Traume zu mir und sprach: Jakob! — und ich antwortete: Hier bin ich! — Und er sprach: Ich habe alles gesehen,

Digitized by Google

was dir Laban getan hat. So mache dich nun auf und ziehe aus diesem Lande und kehre in das Land deiner Geburt zurück. — Du aber, Rachel, sprachst am Morgen zu mir: Tu alles, was Gott dir befohlen hat. — Da lud ich euch Weiber und die Kinder auf Kamele und nahm meine Herden und was ich sonst in Mesopotamien erworben hatte und zog fort. Und der Gott Abrahams und Isaaks war mit uns, daß Laban uns ziehen lassen mußte; und kein Lämmlein, kein Zicklein, kein junges Kalb und kein Füllen unserer Eselinnen haben wir verloren auf dem Wege. Gottes Engel zeigten uns dies Lager, um das die Wasser stehen wie eine Schutzmauer. Und doch ist meine Seele traurig und fürchtet sich wie die Hindin vor dem Löwen. Denn ich habe meines Bruders Erstgeburt von ihm gekauft und ihn um unseres Vaters Segen betrogen. Zwanzig Jahre habe ich in Haran gedient und Reichtum erworben. Nun wird mein Bruder kommen und nehmen, was mein ist."

Rachel legte ihre Wange auf Jakobs Hände. Eine Weile schwiegen sie. Dann sprach Rachel:

„Wenn mein Herr hören will auf das Wort seines Weibes, so teile er die Knechte und auch die Herden: die Schafe, Rinder und Kamele in zwei Heere und lasse das eine Heer nördlich, das andere südlich der Insel zum Jordan ziehen. Wenn Esau zu einem Heere kommt und es schlägt, so bleibt doch das andere erhalten."

Als sie noch sprach, hörte man vor dem Zelte die Stimmen der Knechte, die nach dem Emir fragten. Er trat hinaus und fand jene zwei Knechte, die er ausgesandt hatte, und die Boten, welche von Esau zurückkamen.

Die Boten meldeten: „Wir kamen zu Esau, deinem Bruder, und sieh, er eilt dir entgegen mit vierhundert Mann."

Da dünkte Jakob das Wort seines Weibes gut. Noch an demselben Abend schied er sein Volk und seine Herden in zwei Heere und gebot ihnen zu ruhen und in der Mitte der Nacht aufzubrechen, das eine südlich, das andere nördlich der Insel, wie Rachel es geraten hatte.

Als der Sonnenball rotglühend den Horizont berührte und blaues Licht der Dämmerung über das Lager fiel, zündeten die Knechte nach ihrer Gewohnheit die Wachtfeuer an. Da geschah es hier und dort, daß einer etwas hineinwarf in das Feuer: einen Ring, ein Amulett, einen kleinen Götzen, den er aus Haran mitgenommen hatte und nun den Göttern der Insel opferte, damit sie sein schonten, wenn das Strafgericht hereinbrach über den Emir, der der Götter Eigentum mißachtet hatte.

Hoch über den Menschen und den schlafenden Herden, hoch über den brennenden Feuern zogen klar die leuchtenden Sterne.

Und in seinem Zelte lag der Emir auf den Knien und betete zu dem einen Gott:

Digitized by Google

„Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, Herr, der du zu mir gesagt: Kehre zurück in dein Land und an den Ort, wo du geboren wurdest; ich will Gutes an dir tun: zu gering bin ich all der Gnade und Treue, die du erfüllt hast an deinem Knecht. Mit meinem Stab bin ich über diesen Jordan gezogen, und mit zwei Heeren kehre ich jetzt zurück. Errette mich aus der Hand meines Bruders Esau; denn ich fürchte ihn sehr, fürchte, er möchte kommen und die Mutter mit den Kindern erschlagen. Du aber hast gesagt, daß du Gutes mir tun wolleſt und meinen Samen vermehren wie den Sand am Meere, den man nicht zählen kann vor Menge." —

War es nicht doch möglich auf friedlichem Wege Menschen und Habe vor Esau zu schützen? — Der Emir beschloß, von dem, was er hatte, Geschenke auszuwählen und seinem Bruder zu schicken: Herden von Ziegen und Schafen, von Rindern, Kamelen und Eselinnen — vielleicht würden die Geschenke Esau zum Frieden stimmen.

Dann legte er sich zur Ruhe. Aber um Mitternacht stand er auf, und von dem Heere, das südlich ziehen sollte auf der Karawanenstraße, sonderte er Herden ab, wie er es sich vorgenommen hatte. Diese hieß er vor dem Heere in Abständen herziehen. Jedem der sie begleitenden Knechte schärfte er ein, was er Esau sagen sollte: „Dein Knecht Jakob sendet mich und diese Herde meinem Herrn Esau zum Geschenk."

Das Zeltlager wurde abgebrochen und wieder den Tieren aufgeladen. Der Emir brachte Rachel, die Weiber und Kinder und das ganze zweite Heer durch die Furt auf das nördliche Ufer des Jabbok und hieß sie dort seiner warten bis zur Morgenröte. Er selbst kehrte wieder auf die Insel zurück. Er wollte in der Einsamkeit nochmals zu Gott um Schutz flehen; denn sein Herz hing an seinem Reichtum und er fürchtete Esau.

Als er die Anhöhe hinaufstieg, auf der die Zelte wieder abgebrochen worden waren, sah er einen Mann dort stehen. Er hielt ihn für einen seiner Knechte und rief ihn an. Aber er erhielt keine Antwort. Wie er näher kam, sah er an der Kleidung, daß es ein Fremder war. Er erschrak. War der Fremde Esau? Die Züge konnte er nicht erkennen, denn die Nacht war dunkel und die Morgenröte noch nicht angebrochen. Da grüßte er ihn, bückte sich nieder zur Erde und sprach:

„Der Friede sei mit dir! Habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so komm mit mir und ruhe dich aus in meinem Lager. Und hast du Knechte bei dir, so befiehl ihnen, daß sie mit uns gehen."

Der Fremde antwortete ihm — und seine Stimme war voll Wohlklang:

„Nicht dazu bin ich gekommen. Ich kam, damit du mein Knecht werdest und mir gebest, was dein ist."

Das war wohl eine Forderung, wie Esau sie hätte aufstellen mögen. Aber die Stimme war nicht Esaus Stimme. Und in dem Emir stieg der Zorn auf:

Digitized by Google

„Bist du der König dieses Landes, daß du also zu mir sprichst?" fragte er, „und wo liegt dein Volk?"

„Ich bin es," sprach der Fremde; „mein Volk aber kennt mich nicht."

In dem Emir kämpfte das Grauen mit seinem Zorn. Wer war der Fremde, der König, den sein Volk nicht kannte, der Mann, der kam, ihn, den reichen Emir, zum Knechte zu dingen? — Als wolle er das Grauen damit von sich stoßen, lachte er auf.

„Was lachst du?" sprach der Fremde: „Ringe mit mir; und wenn du unterliegst, sollst du mein Knecht sein."

Der Emir maß des Fremden Glieder mit den Augen; er sah, daß der Mann schlank war und nicht größer als er selbst, und dachte bei sich: es ist nicht Esau, der größer ist und stärker als ich. — Der Zorn schüttelte ihn, daß er auf den Mann zusprang und ihn mit den Armen umfaßte um ihn zu Boden zu werfen. Jener aber umschlang ihn seinerseits und sie begannen zu ringen.

Es zeigte sich, daß die Kräfte der beiden gleich waren; und sie rangen mit einander, bis die Morgenröte anbrach.

Als der Fremde sah, daß er den Emir nicht zu überwinden vermochte, berührte er mit der Hand dessen Hüfte — und der Emir fiel ins Knie. Doch seine Arme gaben den Fremden nicht frei.

Wieder war in ihm die Frage: Wer ist der Mann? Seine Macht war größer als Menschenmacht. — Der Zorn war von ihm gewichen und seine Gedanken gingen wie die Blitze: Wer ist der Mann? Ein Engel Gottes? Dann soll er mich segnen und kein Unheil wird mich treffen und Esau wird mir nichts anhaben können.

Fester umschlossen seine Arme den Fremden und er bat ihn: „Segne mich!"

Dieser sprach: „Laß mich; denn die Morgenröte bricht an!"

Jakob gedachte der Worte, die der Fremde geredet: Ich kam, damit du mein Knecht werdest und mir gebest, was dein ist. — Er sprach bei sich: ich will tun, was er begehrt; sein Segen ist mehr als all mein Reichtum. Und er bat ihn dringender: „Nimm mir alles und tu mit mir nach deinem Willen. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

Da löste der Fremde seine Hände von ihm. Jakob sah, daß sein Angesicht leuchtender war als der Schein der Morgenröte; und er blieb auf den Knien vor ihm liegen.

Der Fremde sprach: „Welches ist dein Name?"

Er antwortete: „Jakob."

Jener sprach: „Nicht Jakob sollst du heißen, sondern Israel[1]): denn da du Gott besiegtest, wieviel mehr wirst du über Menschen siegen!"

Jakob fragte ihn: „Sage mir, wie heißest du?"

Er antwortete: „Warum fragst du nach meinem Namen?"

Und er segnete ihn und verschwand. —

[1]) Kämpfer Gottes.

Digitized by Google

Und alsbald ging die Sonne auf. —

Jakob erhob sich und ging zur Furt; er hinkte beim Gehen; denn eine Sehne seiner Hüfte war verdorrt.

Wie seine Knechte ihn kommen sahen, sprachen sie:

„Ihm ist Unheil widerfahren, weil er die Götter der Insel beleidigt hat. Seht, er hinkt."

Und die am Abend ihre Amulette und Götzen in die Wachtfeuer geworfen hatten, priesen sich glücklich.

Als Jakob dann durch die Furt ging und näher zu ihnen kam, sahen sie aber, daß sein Angesicht voll Freude war, wie das eines Menschen, dem großes Heil geworden ist; und sie wunderten sich.

Er kam zu dem Orte, wo er Rachel und die Weiber und Kinder gelassen hatte und wo die Aufseher der Knechte auf ihn warteten, und bestieg sein Kamel. Keiner wagte ihn zu fragen, warum er hinkte; denn sie sahen alle die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

Er befahl den Aufsehern: „Ziehet nicht nördlich der Insel, wie ich es gestern gesagt habe. Gehet durch diese Furt und durch die südliche und ziehet auf der Karawanenstraße wie das erste Heer."

Rachel fragte ihn: „Fürchtest du Esau nicht mehr?"

Da erzählte er ihr von seinem Kampfe mit dem Fremden. Er führte sie zu der Stelle, wo er geschehen war und nannte den Ort Phanuel[1]) und sprach: „Ich habe Gott gesehen von Angesicht zu Angesicht und bin nicht gestorben, und meine Seele ward befreit von Furcht."

Und also zog Jakob seinem Bruder Esau entgegen.

[1]) Gottes Angesicht.

Das Wunder / Von Peter Bauer

Die goldne Abendflut bespült das Land,
Auf dem das bleiche Winterlaken liegt
Und langsam loht es rings wie Rosenbrand,
Der über Wipfel, Hang und Wege fliegt:
Als hätte jäh des Sommers Sonnenhand
Den weißen Tod besiegt.

Digitized by Google

Frederi Mistral / Von Dr. K. Decurtins

Unter den Sprachen, welche auf dem Boden des alten Reiches nach dem Untergange der lateinischen Sprache und Kultur emporwuchsen, fand das Provenzalische zuerst eine sorgliche Pflege. Die altprovenzalische Literatur wurde das Vorbild der übrigen neulateinischen Völker.

Sie waren Meister in der Kunst Reim an Reim zu flechten, die Minnesänger der Provence, und noch heute bewundern wir ihre formvollendeten Dichtungen.

Rasch, nach kurzer Vorbereitung, erreichte die provenzalische Dichtung ihre Höhe. Sie hatte keinen Frühling und keinen Herbst und sie glich den dunkelroten Rosen, wie sie in den heißen Hochsommertagen aufblühen.

Die Liebes- und Kampflieder der Troubadours erzählen uns von einem reichen Leben, von mutigen Rittern und liebreizenden Frauen; aber sie dauerte nur kurze Zeit, diese üppige Kultur der Provence, die in Blut und Feuer ihren Untergang finden sollte.

Mit Frankreich vereinigt, verlor die Provence ihre politische und kulturelle Bedeutung. Allmählich ward das Provenzalische, einstens die Sprache der Sänger und der Chronisten, aus der Schule, aus dem Stadthause verdrängt, wo mit den siegreichen Nordfranzen ihre Sprache einzog. Was der Absolutismus Ludwig XIV. verschont, das zerstörte die Herrschaft der Jakobiner.

Das neue Weltreich des korsischen Imperators weckte aber bei den großen und kleinen Völkern das Gefühl für ihre Eigenart und ließ diese in ihre Vergangenheit zurückgreifen.

Verhältnismäßig spät erwachte bei den Provenzalen die Liebe zur eigenen Sprache und eigenen Literatur.

Der Dichter, der zuerst wieder provenzalisch sang, war Jóusè Roumanille. Die neuprovenzalische Literatur wuchs aus den Tränen einer Mutter hervor. Als Roumanille der Mutter seine französischen Gedichte vorlas, weinte die arme Frau, weil sie nur provenzalisch sprach und die fremden Laute nicht verstand. Darum dichtete Roumanille in der Muttersprache.

Es ist eine tief empfundene echte Poesie, rein wie der Himmel seiner Heimat, die aus den Dichtungen Roumanilles spricht. Roumanille begeisterte seinen Schüler Frederi Mistral für die eigene Sprache und ihre ruhmreiche Vergangenheit. In seinen Erinnerungen erzählt uns Mistral, wie er sein Leben der verachteten Muttersprache, ihren Rechten und ihrem Ruhme zu weihen beschloß.

Digitized by Google

Miſtral entſtammte einer alten Bauernfamilie, die eine treue Pflegerin echt provenzaliſchen Geiſtes, auch in den bewegten Tagen der Revolution dem Glauben, den Sitten und den Anſchauungen der Ahnen treu blieb. Es erinnert uns an das Buch Rut, wenn Miſtral erzählt, wie ſein Vater ſeine Mutter fand. Als Miſtrals Vater ſtarb, da

Jugendbildnis von Frederi Miſtral

ſammelten ſich die Armen von nah und fern und ſie beteten am Grabe: „ſo viel Brode, wie er uns gab, ſo viel Engel mögen ihn in den Himmel begleiten.“ Die fromme Geſinnung des Hauſes erklärt uns den friſchen tiefen Glauben, der in Miſtrals Dichtungen waltet. Was der junge Student verſprochen, das hat der Mann treu gehalten. Miſtral wurde der Schöpfer der neuprovenzaliſchen Bewegung und führte mit „Mirèio“ das Neuprovenzaliſche, die verachtete Sprache der Bauern und Hirten, wieder auf den Ehrenſitz des Altprovenzaliſchen zurück.

Um Miſtral ſcharten ſich eine Anzahl von hochbegabten jungen Dichtern und Schriftſtellern, entſchloſſen in der verachteten Mutterſprache zu ſingen und zu ſagen. Wie bei jeder Neuſchöpfung einer Literatur, fehlten die

Digitized by Google

Kämpfe um die richtige Sprache und die beste Orthographie auch im Neuprovenzalischen nicht; so vieles erinnert uns an den J und Y-Streit bei den Jungtschechen, aber die frische reine Begeisterung siegte über die bösen Kobolde des Unfriedens und am 21. Mai 1854 fanden sich am Tage der hl. Estella die Dichter Aubanel, Brunet, Giéra, Anselm, Mathieu, Mistral, Roumanille und Tavan zusammen, um einen Bund zur Pflege der provenzalischen Sprache und Literatur zu gründen. Sie nannten sich Felibres. Noch heute streiten sich die Philologen über die eigentliche Bedeutung dieses Wortes. Mistral hatte ein altes Lied gehört, das von den „sèt Felibre de la léi", die mit Jesus im Tempel waren, sang und er hatte vorgeschlagen, daß man sich nach den Schriftgelehrten nennen wolle. Die reiche Tätigkeit des jungen Bundes sorgte dafür, daß der vergessene Name zu neuem Ansehen kam. Ein einfacher Kalender, l'Armana prouvençau, war das Organ des jungen Bundes. Wenn wir die vergilbten Blätter der verschiedenen Jahrgänge der heute so gesuchten Sammlung dieses Almanachs nachlesen, wissen wir nicht, was wir mehr bewundern sollen: die herrliche poetische Begabung oder die reine selbstlose Begeisterung der jungen Schule. Sie haben es verstanden, die Liebe für die Muttersprache zu wecken und die Erinnerung an die eigene herrliche Vergangenheit wieder aufleben zu lassen. Bald fand man den Almanach im Hause des Bauern wie im Schlosse des Grafen, im bescheidenen Pfarrhofe wie im abgelegenen Kloster. Das provenzalische Volk erwachte zu neuem Leben, und man war wieder stolz sich „provenzal" zu nennen und in den süßen Lauten der Muttersprache zu reden. Das eifrige Studium der provenzalischen Volkspoesie war wie bei so vielen anderen großen und kleinen Völkern der Jungbrunnen eines neuen reichen Lebens. Immer wieder bewundern wir in Mirèio die tiefe Kenntnis des Denkens und Fühlens des provenzalischen Volkes, wie es nur die Vertrautheit mit Lied und Sage eines Volkes vermittelt. Man würde Mistral nicht ganz kennen, wenn man in ihm nur den Dichter und den Verfasser der Erinnerungen verehrte. Mistral war noch etwas mehr. Er war der berufene Vertreter des provenzalischen Volkes, ja die Verkörperung der provenzalischen Volksseele. Gewiß liebte er das große Vaterland Frankreich, und Gaston Paris, der gründliche Kenner romanischer Sprachen und Literaturen, bemerkt vom Bußpsalm Mistrals nach der Niederlage von 1870: „Es ist vielleicht das aufrichtigste Gebet, das unser Unglück erzeugt." Aber er verlangte für das Provenzalische Ebenbürtigkeit mit dem Französischen, und wünschte, daß es wieder im Stadthause und in der Schule, in der Kirche und in der Volksversammlung geredet werde. Die übermütige rücksichtslose Gewalt, welche mit dem Recht des Starken den kleinen Völkern und Sprachen ihr gutes Recht weigert, fand in Mistral einen mutigen, unversöhnlichen Gegner. Während er mit der einen Hand das gute Recht der Muttersprache verteidigte, baute er mit der anderen am stolzen Bau neuprovenzalischer Literatur.

Digitized by Google

In der Widmung der Mirèio an Lamartine nennt sich Mistral „einen Schüler Homers" und mit Recht, denn aus diesem Gedicht spricht die gewaltige Kraft der Volksseele, welche Mythen schafft und Epen singt. Die einfache keusche Erzählung der Liebe des Korbers zur schönen Bauerntochter weitet sich zu einem Bilde der sonnigen Provence und ihres biederen Volkes. Hier singt Mistral das hohe Lied vom Volke der Provence, seiner Arbeit, seiner Freude, seiner Trauer. In dem Sange flutet ein volles reiches Leben wie in den Epen, die sich die Völker sangen. Nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes stört die Weihe dieser Homerischen Dichtung. Im letzten Gesange hat Mistral dem frommen Glauben seines Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt. So häufig wir den Schluß von Mirèio lasen, wurden wir an jene italienischen Meister erinnert, in welchen die religiöse Kunst einer gläubigen Zeit ihre schönsten Triumphe feierte.

Wer Mirèio nicht in der Ursprache lesen kann, dem empfehlen wir die ebenso treue als formvollendete Übersetzung von Aug. Bertuch.

Wir nennen hier noch die Isclo d'or (Goldinseln), die Sammlung von Mistrals kürzeren Gedichten, in welchen sich das reiche Können dieses vielseitigen Dichters zeigt.

Als Verehrer des Dichters und Freund des Mannes, bei welchem Kopf und Herz, Moral und Poesie in einem so idealen Verhältnisse zu einander standen, schrieben wir bei der Nachricht seines Todes diese Zeilen — eine karge Gabe auf das frische Grab.

Zu Gott / Von Leo Sternberg

Das war oft in jenen Jahren,
Daß ich aufschrie wie ein Tier zur Nacht.
Aus dem Schlafe bist du aufgefahren,
An mir rüttelnd — ich bin nicht erwacht.

Weil zu glücklich meine Tage waren,
Haben mir die Träume Leid verliehn,
Meiner Seele nicht den Schmerz zu sparen.
Denn sie will zu Gott am Ende hin.

Digitized by Google

Du bist Orplid, mein Land

Von Hans und Gabriele Eibl

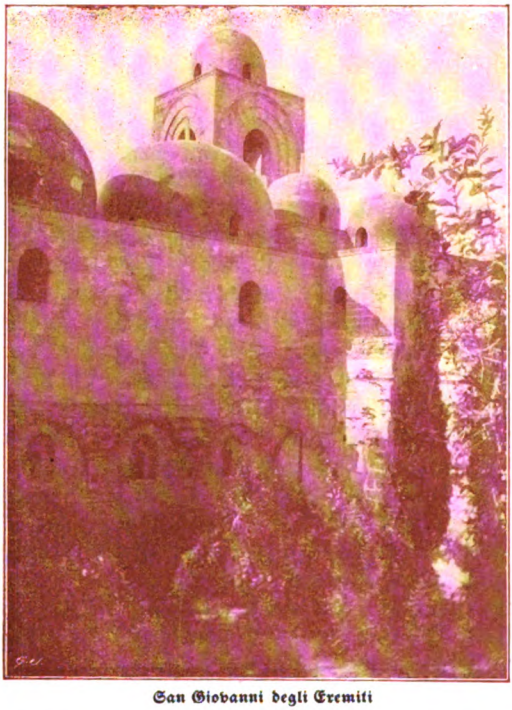
Am Nachmittag verließen wir Rom. Neapel lag im roten Abendlicht, das unheimliche Riesendreieck des Vesuv drohte violett. Das Meer zitterte in kleinen Kräuselwellen, ein warmer Wind wehte vom Süden, während wir auf dem Deck auf und ab gingen. Als wir am nächsten Morgen den Monte Pellegrino und die Bucht von Palermo vor uns sahen, war der erste Eindruck der, daß wir uns der afrikanischen Küste näherten; schmerzendes weißes Licht, weißer Staub und Gluthauch empfing uns, ein — Sciroccotag.

Das Museum ist ein altes Kloster. Steinportale, Fenster in gotischem und Renaissancestile; Marmorstatuen mit bemalten Augen und Haaren blicken von den Wänden in den ersten Hof herab. Den zweiten größeren Hof, den alten Kreuzgang, beleben Palmen und hohe Papyrusstauden. In einem kleinen Vorraum liegen Gipsabgüsse von ungeheuren dorischen Kapitellen aus Selinunt und einem des Riesen von Akragas. Die größte Freude verdanken wir griechischen Vasen. Eine von ihnen stellt die Sendung des Triptolemos dar, auf einer andern ist ein mächtiger Dionysos abgebildet. — Die Luft wird immer unerträglicher, der Himmel grau, starke Windstöße tragen den Straßenstaub in die rauschenden Palmen des Gartens.

Im Dom, den wir am nächsten Vormittage betraten, stehen die Porphyrsarkophage sizilianischer Könige unter Baldachinen, die den Versuch zeigen, antike Tempelform nachzuahmen — ein Vorzeichen der Renaissance. Nordwestlich vom Dom jenseits des Corso liegt ein großer Platz, in einen Garten verwandelt. Die Beete sind üppig von buntfarbigen Anemonen, Schwertlilien und Narzissen, roten, blauen, gelben, weißen. Es ist eine Wonne zu schauen. Dann erhebt sich das Terrain gegen den königlichen Palast. Die dreischiffige Capella Palatina ist ein Musterbeispiel von Kulturverschmelzung. Byzantinische Säulen tragen maurische Spitzbogen, die Flächen zeigen Mosaiken auf Goldgrund, die Decke ist ein Stalaktitengewölbe, sogar mit arabischen Inschriften geziert. Die Dekoration der Seitenschiffe ist unten maurisch, in der oberen Hälfte byzantinisch. Das Ganze wirkt einheitlich und drückt selbstbewußt das Programm der normannischen Herrscher aus, die es verstanden, Lateiner, Griechen und Orientalen gleich zu achten und zu beherrschen. Der um fünf Stufen erhöhte Altarraum ist von einer Kuppel überwölbt, durch die das Licht einfällt; sonst ist es dämmerig in der Kapelle. Die Kanten sind überall abgerundet und mit Mosaik

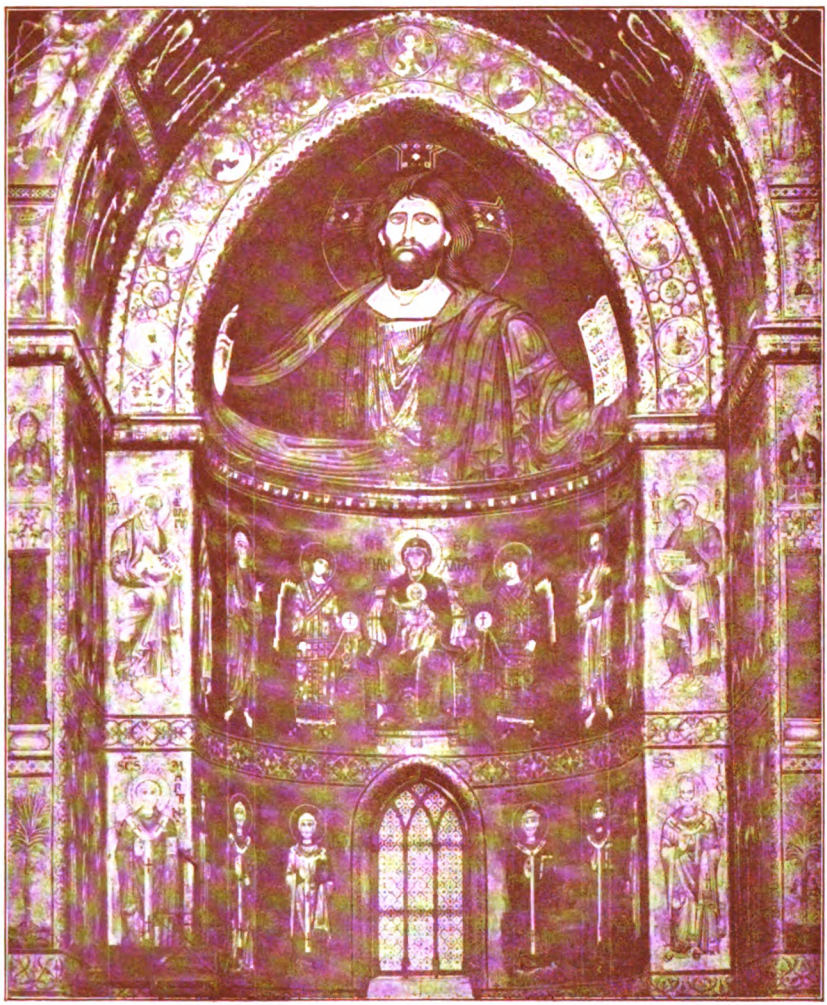
Digitized by Google

überzogen; keine verkleidenden Bogen oder Scheinbalken. So kommt etwas eigentümlich Weiches in die Bauform. Der über dem arabiſchen Sockel der Seitenſchiffe und den Säulen des Mittelſchiffes ſtehende Teil der Architektur hebt ſich deutlich von der ſtützenden Grundlage ab; er ſelbſt erſcheint weder tragend, noch getragen. Die Moſaikdekoration im Zimmer des Königs Roger iſt in Grün und Gold gehalten. Jagende Zentauren verraten den Nachklang antiker Phantaſie oder eine Vorahnung der Renaiſſance? Vom Dach aus genoſſen wir bei hellem Vormittagswetter die Ausſicht auf das Meer, die Vorgebirge fern im Oſten, den Monte Pellegrino fern im Norden und auf die Bergzüge, die im Weſten und Süden die Conca d'oro, die goldene Schale begrenzen, in der Palermo geſegnet liegt. Der Wind hat nachgelaſſen; der Himmel iſt hell, das Meer glänzt, der Pellegrino freut ſich ſeiner würdevollen Schönheit, er ſchwebt über Palermo wie eine königliche Krone und das reiche Goldgrün lacht fröhlich herauf. In der Nähe des Palaſtes liegen die Ruinen der Kirche St. Giovanni degli Eremiti. Sie iſt ſchmucklos und hat rein geometriſche Form: zwei in der Geſtalt eines kopfloſen Kreuzes zuſammengelegte vierſeitige Prismen und darauf fünf Halbkugeln. Das weiße Gemäuer zeichnet ſich klar vom Himmel ab; im Garten ſtehen ſchwellende Kaktusſtauden mit fleiſchigen Blättern und grellroten Blumen; ein Mandelbaum wiegt ſich mit ausgebreiteten Armen, überſät von roſa Blüten. In den erſten Nachmittagsſtunden ſetzt der Wind wieder ein, der Himmel wird trüb, das Meer grau. In einer abgelegenen Ecke des botaniſchen Gartens ließen wir uns auf der ſteinernen Einfaſſung einer Ziſterne nieder und ſahen auf die Stadt. Die Berge braunviolett; am Weſthimmel erſcheinen leuchtend rote Streifen. Auf dem Heimweg längs des Meeres ſteht der Monte Pellegrino vor uns, ſeine geſchwungene Profillinie ſpricht an wie das Wort Anadyomenos. Es iſt eine Auferſtehung aus dem Meere.



San Giovanni degli Eremiti

Digitized by Google



Apsis des Domes von Monreale

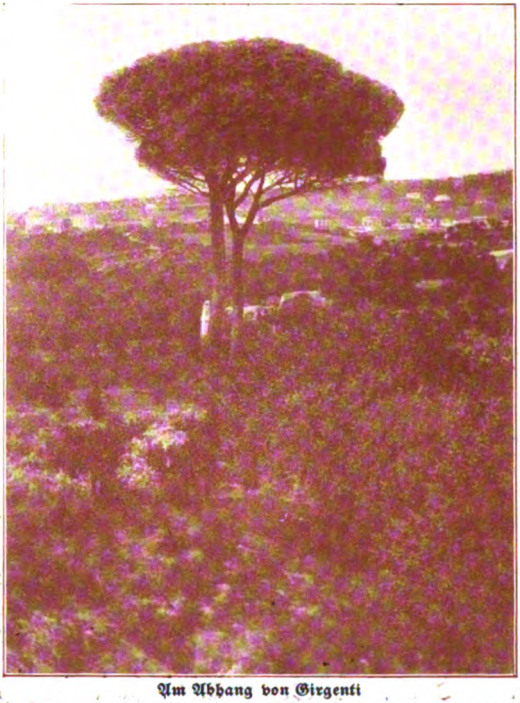
Wieder ist der Morgen schön und klar. Wir sind in Monreale. Der große Christus in der Apsis ist eine gewaltige Konzeption; er füllt allein die ganze Wölbung aus. In der Geste der Hand liegt etwas von erhabener Gleichgültigkeit, Herablassung. Das Gesicht ist fast zu ernst; Mund und Nase überaus fein gezeichnet, das Haupthaar reich und die ambrosischen Locken des Königs wallen ihm vorwärts von dem unsterblichen Haupt. Mit einem Worte: der christliche Zeus. Die Schöpfungsbilder an den Wänden sind den Kompositionen der sixtinischen Kapelle ähnlich; offenbar benützte

Digitized by Google

Michelangelo die Tradition. Der runde Himmelsball, der auf dem zweiten römischen Schöpfungsbild vereinsamt vorkommt, hat hier eine Menge Genossen. Auch ist er dekorativ reicher ausgestattet: die Kreise sind in Scheiben zerlegt und verschieden gefärbt. Packend ist Sodoms Ende veranschaulicht, im linken Teil des Bildes türmt sich ein Haufen von Feuer, Totengebein und nackten Schädeln. — Lange Zeit saßen wir im Klostergarten. Er liegt auf einer steilabfallenden Terrasse, die von Blumen in allen Farben prangt; die Blüten wiegen sich auf einem Walde hoher Stengel. Vom Rand der Mauer schauen wir in die Conca d'oro. Das Meer nahe der Küste ist dunkelblau, Windstreifen versilbern es strichweise; gegen den Himmelsrand wird es immer silberner, eine Lichtwoge steigt von ihm ans Land, fliegt über die Ebene, schwirrend aus unzähligen sonnendurchwärmten Orangen- und Zitronenbäumen und schwingt in steilem Bogen aus über den bräunlichen Bergen. In einem Hochtal zieht ein Weg, lange Zeit zwischen Matten sichtbar, dann verschlingt ihn eine vorspringende Kante. — Vom rechten Oratorium der Capella Palatina sieht man ein merkwürdiges Mosaik; es stellt die Anbetung des Christkindleins durch die Magier dar. Die Komposition ist einem Bild aus der Klosterkirche von Daphin ähnlich, nur ist die Figur der Gottesmutter hier auffallend verrenkt. Ein Vergleich der beiden erklärt dies und gewährt Einblick in das traditionelle und mehr handwerksmäßige Verfahren der byzantinischen Mosaikkünstler. Die heilige Maria lag in der ursprünglichen Gruppe auf einem Ruhebett, den Oberkörper auf den linken Ellbogen gestützt, herumgedreht und aufgerichtet. Das Motiv ist klassisch und erinnert an Gestalten wie sie vorkommen zum Beispiel auf dem Bilde der aldobrandinischen Hochzeit. Die horizontale Ausdehnung des Bildes hat der Künstler, dem an jener Stelle eine nur schmale hohe Fläche zu Gebote stand, ziemlich gewalttätig abgeändert, indem er die der wagerechten sich annähernde Wellenlinie der liegenden Figur, soweit es ging nach oben und unten abbog, den Oberkörper steiler aufrichtete, die Füße herabzog. Von diesem Bild verfertigte ich eine Kopie. Beim Nachzeichnen schien mir, als wäre der Linienführung etwas von der Federzeichnung eigen. Die Striche sind geschwungen, setzen stark an, werden allmählich schwächer und enden in Spitzen. Gerade so sind die Bilder in romanischen Handschriften und die gotischen Glasfenster gezeichnet. Es drängt sich ein Zusammenhang auf. Die Kompositionen wurden auf Pergament oder Papier mit der Feder entworfen, und die fertigen Bilder bewahrten den Charakter der Federzeichnung. Die gleiche Methode erklärt das Gemeinsame im Stil der byzantinischen, romanischen und gotischen Strichführung. Ganz anders ist die griechische Linie, die wir aus Vasenbildern kennen. Sie ist in die stehende Fläche mit freischwebender und zugleich fester Hand eingeritzt. Die Figur wird dadurch stabiler. Beim Schreiben dagegen eilt die Feder leicht über das Papier, sie verlockt zu elliptischen Kurven. Schnörkel dieser Form kennzeichnen den kalligraphischen Stil der verschiedensten Schriftsysteme. Sie kommen in den Manuskripten

Digitized by Google

aus abendländischen Klöstern genau so vor, wie in persischen und japanischen. Schon in Venedig war uns angesichts der Blumen und Felsen des Ölberges die Ähnlichkeit mit dem japanischen Stil aufgefallen. Diese Linienführung — aber nicht die Komposition und Zeichnung der Japaner und Byzantiner — ist für den Mosaikstil vorbildlich, weil zufälligerweise die mit dem Pinsel oder der Feder gezeichnete Kurve in ihrem An- und Abschwellen einen Charakter offenbart, der zum Mosaik paßt. Denn das Material verlangt eine einfache Umrißlinie, die zugleich Leben haben soll. Beides vereint die kalligraphische Kurve. Sie ist einfach und erzeugt den Eindruck des Lebens durch ihre verschiedene Stärke. Ferner trennen die deutlichen und starken Striche die Fläche so, daß es dem Auge schon von weitem möglich wird, die Gliederung aufzufassen. Der Blick läuft die Umrisse ab und ordnet sie zusammen, nachdem er ihren Rhythmus verkostet hat. So entsteht eine Wirkung von Deutlichkeit und Eindringlichkeit, die das vollkommen ersetzt und überbietet, was die Malerei sonst durch Modellierung zu erreichen trachtet. Wie überzeugend der alte Stil ist, das zu beobachten hat man in Venedig Gelegenheit, wenn man die byzantinischen Mosaiken mit den, nach Tiepolos Entwürfe gefertigten vergleicht. Diese sind in Ölfarben gedacht und sehen an der Wand leblos aus. — Die Grotte, in der die Madonna ruht, ist mit parallelen Strichen schattiert, so wie der bekleidete Körper. Bei der Gewandung ist diese Strichführung gerechtfertigt. Die Schattenseite eines Kleides läßt sich durch verstärkte Faltenlinien natürlich wiedergeben; und werden diese durch Federstriche stilisiert und abgerundet, so entstehen daraus parallele Schraffen. Von hier aus ist vielleicht die Schraffierung auf andere glatte Flächen übertragen worden, die im Schatten liegen. Nur in der Strichbehandlung sind die Byzantiner und mit ihnen die Gotiker Lehrmeister eines künftigen Mosaik- und Glasbilderstiles, nicht im Aufbau der Figuren und Gruppen. Hierin müssen wir von den



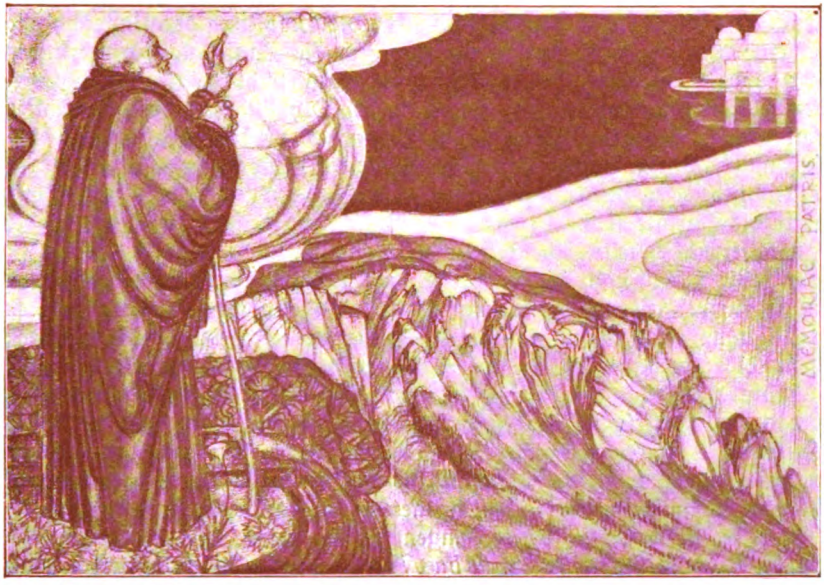
Am Abhang von Girgenti

Digitized by Google

Griechen lernen. Wenn ich im Geiste die byzantinische Kompositionsweise überblicke, so sehe ich eine mannigfach gebogene Wellenlinie vor mir, die sich durch das Bild webt: die Achsen der Figuren lehnen sich aneinander, der Rhythmus wird wilder in den Gemälden der romanischen und gotischen Zeit; und doch geht die ganze mittelalterliche Zeichnung auf die Antike zurück. Aber wie einfach, gemessen, besonnen ist diese neben jener. Hier wird das Gesetz der Stilentwicklung illustriert, welches besagt, daß ein folgender Stil den blühenden Endzustand eines früheren als starre archaische Ausgangsform begreift und weiterentwickelt. Die schön bewegte Figur war das Endergebnis der griechischen Kunst; am Anfang stand die vertikal symmetrisch aufgebaute Gestalt, die allmählich und sehr vorsichtig gelenkiger wurde und gehen lernte. Das Archaische der letzten Kulturperiode ist die Vergröberung des Endzustandes der vorausgehenden, das Barbarische liegt in der Übertragung. Das leichte Tanzen vom Spielbein bis Standbein und wieder zurück, wurde zum Stürzen und Taumeln, das Senken, Heben und Drehen des Kopfes bekam etwas krampfartiges. Hier wirkt neben der Barbarisierung auch der kalligraphische Stil, der zum Linienspiel verführt. Ganz ähnlich den abendländischen sind auch die zeichnerischen Exzesse der japanischen Kunst. Ich halte die Rückkehr zur Vertikalen für eine notwendige Ergänzung; wir brauchen eine Gleichgewichtslage, in der die Bewegung ausruhen kann. Ein Streben zur Vertikalen macht sich in der neuesten Kunst bemerkbar. Dies ist nicht gesagt, um die Wellenlinie und die schwingende Komposition zu bekämpfen, nur allein herrschen soll sie nicht. — In der Kapelle wurde es rasch dunkel und so mußte ich darauf verzichten, noch ein anderes Bild abzuzeichnen: den heiligen Johannes in der Wüste. Eine hagere Figur, dahinter eine hohe Wellenlinie, alles goldig: der Prophet in einer weiten leuchtenden Wüste, einer Wüste aus funkelndem Gold. — Am Abend unternahmen wir noch einen Spaziergang gegen den Norden, fuhren bis an den Fuß des Monte Pellegrino, dann wandten wir uns nach Osten; der Weg steigt langsam an. Plötzlich biegt er um, unter uns liegt das Meer. Welche Farben! Kein Überschwang, sondern maßvolle Nuancen von Blau, in der Nähe grün, rotbraun und graugelb. Die Straße steigt in gleicher Richtung mit der Küste. Wie sie sich hinaufzieht und an einer entfernten Ecke des Berges vom Himmel abhebt, scheint sie wie ein Sinnbild des Überganges in die Ewigkeit. Der Himmel ist nahe dem Horizont hinter Wolkentürmen verborgen, die fast senkrecht von der sinkenden Sonne getroffen werden. Der Schatten des Berges fällt weit hinaus ins Meer.

Die Fahrt von Palermo nach Girgenti bewegt sich anfangs längs des Meeres, an Riffen und kleinen Buchten vorbei. Der Monte Pellegrino bleibt lange sichtbar. Die Klarheit seiner meerbeherrschenden Linie, das durchsichtige Wasser und die buntfarbigen Felsen, dazu Licht und Luft vereinigen sich mit der Erinnerung an Homers Gleichniswelt. Wir sehen den Hirten, der seine Herde hoch oben hütet und über die

Digitized by Google



Der sterbende Moses / Entwurf von Hans Eibl (S. 475)

Länder und die See hinausschauend, von dem ragenden Berge, dem Wohnsitz des Zeus, der aus dem Gefilde aufsteigt, weithin sichtbar; dann wieder umschüttet seine Gipfel der donnerfrohe Nebelsammler bei heiterem Himmel mit weißem Gewölk. Diese Naturerscheinung hat der bilderreiche und epische Sinn der alten Griechen zu dem Mythus von der Geburt der Pallas Athene ausgedichtet; sie, die Walküre und Wolkengöttin ist die blitztragende Wolke, mutterlos geboren aus dem Bergesgipfel, dem Haupte des Zeus. Mutterlos ist sie, denn die Wolken drängen sich um den Scheitel des ätherragenden Bergriesen, man weiß nicht woher; sie scheinen aus seinem Innern hervorzugehen. — Der Pellegrino entschwindet; ein anderer Berg schiebt sich vor, wir verlassen die Küste. Das Binnenland gleicht einem Garten. Wogende Getreidefelder, Wiesen voll Blumen; von niederen Umfassungsmauern hängen die roten Blüten der Kaktusstauden und Pelargonien schwer und saftig herab. Girgenti ist auf dem hohen Kamm einer Terrainwelle gebaut, die gegen das Meer in sanften Schwingungen ausläuft. Wir wohnen mitten im Grünen an dem Abhang zum Meer; unter Mandel- und Oelbäumen, die sich aus Getreidefeldern erheben, steigen wir hinab zu den alten Heiligtümern. Der Tempel der Concordia steht vor uns, auf mäßiger Anhöhe, von der Spätnachmittagsonne gerade ins Antlitz getroffen. Auf der Seeseite fällt das Terrain steil ab. Drunten liegen wieder Felder, weiter draußen plätschert behaglich das Meer an die flache Küste; leise klingt das Rauschen durch die große sonnendurch-

Digitized by Google

leuchtete Stille. Der Tempel verdankt seine Erhaltung der Umwandlung in eine Kirche; hier, wie so oft, hat sich die Taufe als Jungbrunnen der Antike bewährt. O, warum hat man nicht auch den Jupitertempel auf dem Kapitol, den Zeustempel in Olympia und die ungezählten mit Gold, Bronze, Marmor und Gemälden geschmückten, unvergleichlichen, prächtigen Tempel der alten Zeit zu Basiliken geweiht? — Gegen Osten liegt ein zweites Heiligtum, weniger gut erhalten; hinter ihm fällt die Terrasse steil ab; ihre stützenden Mauern sind zerklüftet, in der Tiefe herrscht bereits Abendschatten.

Wir kehren nach Westen zurück, von der sinkenden Sonne geblendet. Nach kurzer Zeit stehen wir im Bezirk des Zeustempels, des größten Heiligtums, das Griechen geplant haben: es ist nie vollendet worden; denn die Karthager fielen ins Land und zerstörten die Stadt. Ungeheure Kapitelle, Gebälkstücke, Triglyphen, Gesimse liegen durcheinander, Gras und Gestrüpp bahnt sich zwischen ihnen den Weg zum Licht des Himmels. Falken schweben im Blauen hoch über uns, aus einem nahen Oelwäldchen tönen Kuckucksrufe neckend herüber. Bienen summen in dem alten Gemäuer. Im Grünen ausgestreckt ruht einer der gebälktragenden Riesen von seiner langen Mühe aus. Bei den drei Eckſäulen der Dioskuren senkt sich das Terrain zum alten Fischteich. Jetzt wogt drin das Grün eines Orangengartens.

Mehrere Stunden des Vormittags verbrachten wir sonneatmend auf der Terrasse im Garten, die Augen nach Süden, hingegeben dem Einhauchen warmer Blumendüfte und dem Schauen.

Im Süden lag am Morgen ein feiner gelblicher Nebelstreifen, vom Meere nicht zu trennen; ferne Wolkenwipfel Schneebergspitzen ähnlich, erhoben sich wie die Verheißung einer Insel der Sehnsucht. — Du bist Orplid, mein Land! — Später zerrannen sie und bildeten bräunlich grauen Dunst, in den Himmel und Wasser ohne ausgesprochene Grenze übergingen. Abends gewann ich eine Skizze vom Tempel der Concordia. Die Säulen, hellbeschienen, waren rotgelb, die Schatten purpurblau. In dem grünen Rasen um den Tempel wachsen dunkelblaue Irideen.

Frühmorgens Girgenti verlassen. Die beiden Tage dort waren ein Traum, ähnlich schön wie die von Assuan. Nachdem wir dem Gebiet der gelbrauchenden Schwefelquellen entronnen sind, fahren wir wieder durch den Garten Siziliens, der blumenpflückenden Proserpina gedenkend, durch die Klause von Castro giovanni, endlich der östlichen Ebene zu. Lange Zeit sehen wir im Nordost und dann im Norden den flachen Kegel des Aetna. Er erhebt sich weit und breit, behaglich und sicher zu gewaltiger Höhe. Seine Hänge ringsum sind ein kleines Königreich. Wir versuchen, ihn auf einen Farbenholzschnitt hin nach Art der Fuji-Bilder des Hokusai anzusehen. Man müßte seine Gipfelkontur hoch hinauf gegen den oberen Bildrand rücken, dem schmalen Himmelstreifen rasch in tiefes Dunkelblau, den von weißen Schneestreifen durchbrochenen Lavaberg allmählich aus Graurot in Graugrün

Digitized by Google

übergehen lassen. Vor der Ankunft in Syrakus führte die Bahn um das Hochplateau im Norden der Stadt und aus dem Schatten der Ostseite unerwartet in den Bereich der Abendsonne. Vom goldbraunen Lichtstaub des Abends umzittert, erweckte die Stadt ein Bild des Orients.

Der Himmel umzieht sich in den Vormittagsstunden. Im Museum erfreuen besonders altjonische Architekturfragmente; sie erinnern an das Peisistratidendenkmal in Athen. — Der Himmel wird wieder hell; zu der Stunde, wo das weiße Licht der Sonne dem goldenen weicht, fuhren wir die Ciani hinauf. Sie ist so breit wie tief, die Ufer fallen senkrecht ab, hohe Papyrusstauden säumen sie ein. Wie der selige Ti im Nildschungel dünken wir uns in dem dichten Röhricht. Ganze Büschel und einige gelbe Irideen pflücken wir zu unserem Strauß. Fiori di San Guiseppe nannte sie unser alter Bootsmann. Freudig glänzend schweifen unsere Augen über das durchsichtig grünlich spiegelnde Wasser, dessen rasche Strömung mit den seidenweichen Blättern der Trauerweide spielt, längs der dünnen Säulenschäfte der Papyrusstauden hinauf zum reinen blauen Himmel. Feine Sonnengeister flirren um die roten Quasten und durch die Baumwipfel. Ueber dem Bach liegt Schatten. Abends zeichnete ich nach den mitgebrachten Pflanzen. Die Hüllblätter des Schilfes, seine regelmäßige Gestalt, seine Farben sind schon von der Natur stilisiert. Man braucht nur Säulenschaft und Kapitell mit solchen Hüllen versehen und die schönste ägyptische Säule prangt.

Die Tage in Syrakus reihen sich denen von Girgenti würdig an und die Erinnerung an Assuan ist durch die ägyptische Mahnung der Papyrussäulen befestigt worden. Mehrere Stunden des Vormittags verbrachten wir auf dem Grunde der Latominen, die in Gärten verwandelt sind. Das weiche Material, das sich mit der Säge bearbeiten läßt, hat man in früheren Zeiten an verschiedenen Stellen angeschnitten und aus der Tiefe herausgehoben; so sind größere Löcher mit vertikalen, manchmal überhängenden Wänden entstanden. An vielen Stellen sind diese ganz weggeräumt worden, an anderen bloß durchbrochen. Die schmalen Brücken zwischen den Kesseln überziehen jetzt lange Blumenbeete, an denen jetzt die Folgen der zunehmenden Tageshitze schon bemerkbar werden. Auf dem Grunde aber grünen die fruchtreichen Orangen und Zitronen, Lorbeerbäume, Rosensträuche, Zypressen. Von den Wänden hängen stachellose, reichblättrige Kaktusstauden. Wir sitzen am Eingang einer Zypressenallee. In der Sonnenwärme spielen graugrüne Eidechsen. Husch! sind sie da, husch! wieder fort. Nur für Augenblicke liegen sie auf dem warmen Sandboden, die Köpfchen klug aufgerichtet. — Hoch oben guckt über die Wandkante eine schwarze Ziege herunter, einem Dämon gleichend, klettert halsbrecherisch ein Stück herab und kehrt wieder um. — Natur-Inbrunst! — Bei Katania fährt die Bahn durch Lavagebiet. Bis ins Meer hinaus liegen die wulstigen, zerquetschten, verrenkten Leiber der toten Lavaschlangen. Dann durchqueren wir in

Digitized by Google

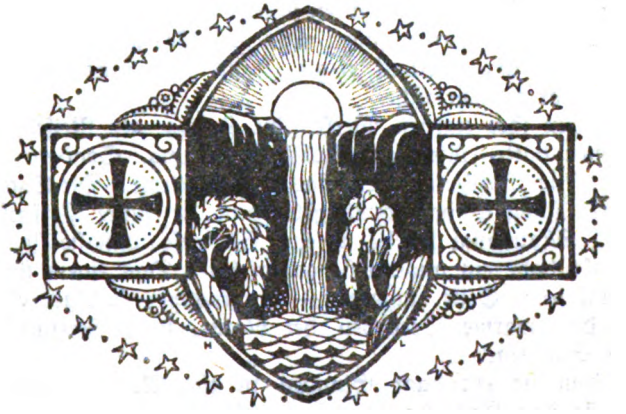
langsamer Steigerung den Ätnarücken. Ungeheuer liegt er da, ganz übersät mit Mandel- und Orangenbäumen, Dörfern, Feldern und Gärten. Die gedrängte Menge der bebauten bunten Flächen erhöht das Riesenhafte und mahnt an die phantastische Schilderung, die Selma Lagerlöf von dem königlichen Giganten und seinen tragfähigen Schultern gegeben hat. Sein Haupt ist uns entzogen; schwarze Gewitterwolken verdüstern es, ein Gewitter blitzt aus der Höhe. Die Einbildungskraft vergrößert das Unsichtbare ins Unendliche und gestattet, den Gipfel in die Höhe und Weite beliebig hinauszuverlegen. Im offenen Wagen beobachten wir den Wolkenkampf um die Krone des Berges. Bei unserer Ankunft hat sich der Regen auf das Gewitterzentrum zurückgezogen, über uns ist der Himmel frei, die letzten Sonnenstrahlen vergolden die Säume des zerfetzten Gewölkes. Von der nördlichen Terrasse unseres Hotels sieht man die steil ansteigende Küste Unteritaliens, die südliche liegt dem Vulkan gegenüber. Abends weilten wir auf der nördlichen; sie liegt hoch über dem Meere; vor uns stürzt die Tiefe jählings ab. Die blutrote Mondscheibe lugt über die schwarze Wasserkante; langsam trennt sie sich von ihrem flirrenden Spiegelbild. — —

Der Abgrund erschien im Morgenlichte mit verschiedensten Farbenschatten von Grün, Braun, Grau und Gelb, den Tönen des seltenen Erdreiches, der ausgedehnten Pflanzendecke und des herrschenden Gesteines, bemalt. Die Wurzel der Steile senkt sich ins Meer. Es ist nur Platz für Straße und Bahn. Wir sehen hinunter auf den Grund des klaren Wassers; die Steine sind gelb, mit einem zarten grünen Farbenhauch überzogen. In größerer Tiefe verfließen die Umrisse; Graugrün überzieht sie. Weiter draußen wird das Meer glatt blau, den durchbohrenden Blicken verschlossen und wandelt sich zum Spiegel. Die Tiefe lockt uns, wir steigen hinab und rudern zu den drei Grotten. Die eine hängt bodenlos über dem Wasser; sie leuchtet in azuren; die hineintauchenden Seitenwände nehmen die Farben an und werden nach unten immer heller, als ob sie in blaue Glut gesteckt und von ihr durchdrungen wären. Die zweite Grotte ist hoch und schmal, Kulissen treten hervor, sie gleicht einer phantastischen Spätgotik. Die dritte Höhle ist ganz flach gewölbt. Wir mußten uns bücken, als wir tiefer hineinfuhren. Zur Zeit der Flut steht sie unter Wasser. Die Wände prangen in wildesten Farben: Purpur, schreiendes Rot, Orange, Grün, lebendig und glänzend schleimig-glatt, treten aus dem Grau des Felsens hervor. Eine Böcklinische Orgie; es erfordert keine große Arbeit der Phantasie, um in dem grünlichen Halbdunkel die bewegten und verschwimmenden Umrisse der Felsenklötze als seltsam gezackte oder gewundene Seegötter sich regen zu sehen. Auch an das platonische Gleichnis vom Meergott Glaukos, dem Blauen, erinnert die Kahnfahrt durch die stille Bucht. Träge streckt er sich auf seinem Lager in der Tiefe und legt sich wieder ruhig hin, überkrustet mit Muscheln, überwachsen mit Polypen, Korallen und Seetang, einem Steinblock ähnlicher als einem Gotte. Ihm vergleicht der Philosoph unsere ver-

Digitized by Google

wilderte Seele in ihrem irdiſchen Zuſtand; kaum iſt ihre Natur zu erkennen. Wie ſie in Wirklichkeit iſt, verrät ſie ſelten; nur wenn ſie aus der ſalzigen tränenreichen Tiefe auftaucht und ihr Auge ſehnſüchtig zum Sonnenglanz der Idee des Guten aufſchlägt. — Abend auf dem Theater. Der Ätna iſt noch immer bewölkt; der Himmel blau. Wir ruhen auf den Steinbänken, von ſproßendem Grün umgeben. Auch von hier wäre der Vulkan als Farbenholzſchnitt ſchön zu nehmen. Die Sonne verſchwindet hinter dem Binnenland Siziliens, der Bergſchatten kriecht weit ins Meer hinaus. — —

Die Muße in Taormina, unſerer letzten Station in Sizilien, benutzte ich, um Eindrücke aus Natur und Kunſt zu einem Entwurfe für Moſaik zu verdichten. Der ſterbende Moſes ſieht das gelobte Land, das er in dieſem Leben nicht erreicht, das Jenſeits, die Inſel der Sehnſucht, die ewige Stadt Gottes. Noch trennt ihn ein hoher Gebirgswall vom Ziel. Er richtet ſich mit wankenden Kräften an ſeinem Stabe auf, ſeine Linke greift taſtend nach der Viſion, die ſein brechendes Auge ſchaut — ein Symbol des Menſchen, der bis in den Tod treu der Idee folgt, die ſich ihm in gnadenvollen Augenblicken ſtrahlend geoffenbart hat.



Digitized by Google

Die große Harmonie

Von Marie v. Hutten

(Fortsetzung statt Schluß.)

Das Auto knatterte vor der Auffahrt des Westbahnhofs an. Die Jungfer von Marianne Fryberg fand nur eben noch Zeit, die Fahrkarten zu lösen und nach dem Gepäck zu sehen. Graf Ormisch hatte Marianne zur Bahn begleitet.

„Wir fahren übermorgen nach Aussee", sagte er. „Es wird zu heiß in Wien. Wir erwarten Sie bestimmt im Herbst in Orhausen, Marianne."

Er reichte ihr den Strauß von großen zartgelben Nelken und ein Paket Witzblätter und Tageszeitungen.

„Man muß doch den Tag irgendwie herumbringen", meinte er.

Marianne war allein in dem Abteil erster Klasse. Sie ließ das Paket Zeitungen uneröffnet liegen, saß am Fenster und schaute regungslos hinaus. Der Wiener Wald stand in tiefsommerlichem Grün. Die Ortschaften sahen wie Träume der Weltverlorenheit aus roten Rosen hervor. Sonnenflecke und Schatten tanzten auf den einsamen Lichtungen, an denen der Zug vorüberfuhr. Als die Gegend flacher wurde und St. Pölten sich am Horizont zeigte, stand Marianne auf und nahm Bücher aus ihrer Reisetasche.

Es waren ihre eigenen Werke, die sie da als Reisebeschäftigung mitgenommen hatte. Nicht zur Selbstbespiegelung. Sondern zum Zweck einer Gewissenserforschung. Sie las und blätterte. Die Sachen waren ihr teilweise schon wieder fremd geworden, sie hatte Perspektive dazu gewonnen. Manchmal fesselte sie eine Stelle so, daß sie sie mit Interesse las, als habe ein anderer sie geschrieben. Das eigene starke Talent trat ihr auf jeder Seite entgegen — ein knapper farbiger Stil, Weltkenntnis, das warme Verstehen der Natur, heller Verstand und die Gabe des Schauens.

Nachdem sie ein paar Stunden in ihre Arbeit vertieft gewesen war, ließ sie das Heft, das sie eben hielt, langsam sinken. Draußen tauchten schon die waldigen Hügel von Passau auf und das Wasser der Donau ging breit flimmernd dahin. Marianne hatte keine Augen dafür.

„Was soll das alles — was wollen und sind meine Gestalten, — welche Lebensanschauung habe ich eigentlich?"

Die Fragen gingen ihr laut und zwingend durch Herz und Gedanken. Ihre Gestalten waren Gestalten des Zusammenbruchs am Ende. Menschen, die nichts erreichten, denen nicht viel übrig blieb als der Selbstmord. Menschen, auf denen kein Glanz der Sonne lag. Ein leiser Ton der Dekadenz ging durch ihre Arbeiten. Was sie schrieb,

Digitized by Google

war einfach, was sie sah, mit dem Auge des Dichters geschaut, mit dem Griffel des Künstlers wiedergegeben. Aber stand dahinter ein Mensch mit großen Gedanken — ein Mensch der auf den Höhen ging? Einer, dessen Leben wert war gelebt zu werden?

Heiße Schauer liefen Marianne Fryberg über das Herz. Ein dreißigjähriges Leben, an das man noch diese Frage stellen mußte. — —

Der Zug hielt. Die Wagentüren wurden aufgerissen. Die Reisenden drängten sich im Korridor. Die Unterbrechung war Marianne willkommen. Sie schob hastig die Gedanken von sich, stand auf, ließ ihre Hefte am Boden liegen und stieg aus, um am Bahnsteig auf und ab zu gehen. Die Mittagshitze war drückend geworden. Ueber Stadt und Flüssen und Wald stand graues dunstiges Licht. Kirschen und Erdbeeren wurden angeboten, der Pikkolo lief mit Biergläsern von einem Wagen zum andern. Marianne sprach einen Augenblick mit ihrer Jungfer, die von der Gepäckrevision zurückkam. Dann war es wieder Zeit zum Einsteigen und der Zug fuhr ab.

Marianne ging nicht in ihr Abteil zurück. Sie wollte Menschen sehen und beobachten, sich zerstreuen. Auf dem Gang vor den Abteilen der zweiten Klasse war niemand, die Vorhänge hinter den Türen zugezogen. Die Reisenden schienen die Mittagshitze zu verschlafen. Marianne ging nach den Wagen der dritten Klasse und stand da auf dem Gang am offenen Fenster.

Alles überfüllt. Tabaksqualm aus dem ungenügend geschlossenen Raucherabteil. In einem kleineren Abteil saßen Frauen, die offenbar zusammengehörten. Marianne entnahm ihren Reden, das es die Familien von Wiener Orchester-Mitgliedern waren, die nach Kissingen fuhren zur Sommersaison. Kinder und Gepäck in jedem möglichen Winkel. Eine Böhmin aus Budweis hielt ein Kleines in jedem Arm. Sie war müde und heiß, die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, sie hatte die bunte Waschbluse aufgeknöpft. Aber ihr großer Mund lachte freundlich in die Welt. Eine andere, die nur gebrochen deutsch sprach und dem „Chokolade-Mädchen" von Liotard sprechend ähnlich sah, schien keine Kinder zu haben. Sie sorgte eifrig für die Sprößlinge der anderen und hatte ein schönes Leuchten auf dem stillen Gesicht. In dem großen Nichtraucher-Abteil lagen ein paar Mädchen müde in ihre Ecken gekauert. Sie waren in modernstem Putz, hatten verwachte Augen in den blassen Gesichtern. Augen, die mit zynischer Stumpfheit umherblickten, wenn sie nicht in unruhigem Schlaf geschlossen waren. In einer Ecke saß ein Liebespaar, eng verschlungen und glänzend vor Glück. Ein junger Mensch mit schwindsüchtigen Flecken auf den hageren Wangen saß daneben und schien etwas zu berechnen. Er schaute immer wieder von seinem kleinen Buch in die Höhe, die Augen voll Freude und Zuversicht und dachte und rechnete und machte Notizen. Dann nickte er froh und lachte vor sich hin und sein Gesicht war plötzlich in einen Totenkopf verwandelt. Zwei französische Chansonniers aus einem Varieté-

Digitized by Google

Theater schickten sich eben an, die Langweile der Fahrt durch eine kleine Vorstellung zu verkürzen. Einer hatte die Guitarre auf den Knien liegen, der andere hatte die buntbebänderte Laute.

„Dansans la capucine,
y a pas de pain chez nous,
y eu a chez la voisine
mais ce n'est pas pour nous."

Erst waren es nur spielende Kunden, die da sangen. Aber plötzlich kam der tiefe Klagelaut — zögernd — dem Weinen nahe: Hungrig — und nicht wissend wie den Hunger stillen —.

„Y a pas de feu chez nous —
y eu a chez la voisine —
mais ce n'est pas pour nous!"

Marianne wandte sich mit einer raschen Bewegung und ging wieder in ihr Abteil zurück. Sie konnte es nicht mehr hören und sehen. Ueberall war die tiefe Traurigkeit. —

Ihre Nelken lagen welk auf dem Sitz. Nichts würde sie wieder beleben können. Draußen flog flaches Land vorüber — Felder, die im heißen Mittagswind wogten. Der erste gelbliche Hauch der Reife glitt schon darüber hin.

Marianne lehnte sich in ihre Ecke und schloß die Augen. Sie wollte schlafen. Nicht denken — nicht sich abmühen. —

Aber die Gedanken kamen wieder wie vorher.

War ihr Leben wert gelebt zu werden?

Und auch die tiefen Fragen, die über jedem Menschendasein standen — wo war die Antwort?

Sie saß ganz still — die Hände leicht gefaltet. Ihr Gesicht war tiefblaß. Sie suchte noch immer nach dem Schlaf. —

Aber plötzlich war etwas gegenwärtig — ihr fast greifbar — das vorher nicht da gewesen war. Ein Licht, das vorher Verwirrung gewesen.

Sie glaubte noch an Gott.

Ja — an Gott! Nicht in leerem Begriff — nicht nur in gewohnten Zeremonien, an denen sie auch jetzt festgehalten hatte. Sondern lebendig und tief innerlich. An den großen Gott des Lichtes und der Güte und aller Schönheit und aller Vollendung. An die große Sonne, die über allen Schatten stand und über aller Dunkelheit.

Der Glaube war in ihr verschüttet gewesen — unkenntlich geworden durch den Staub, der auf den Straßen des Lebens wirbelte.

Aber er war noch da — er lebte. Sie fand ihn wieder in diesem Augenblick der tiefen suchenden Herzensnot und erkannte ihn.

Marianne hatte die Hände über die Augen gelegt. Sie war ganz still — hielt nur ihre Türen offen und ließ das Licht hereinströmen.

Als sie wieder aufschaute, fielen schon die Sonnenstrahlen schräg über das Frankenland und aus den ernsten Kiefernwaldungen, die der Zug durchflog, stieg die grüne Abendkühle duftend empor.

* * *

Digitized by Google

„Ich begreife Dich einfach nicht", schrieb Karola Ormisch. „Launenhaftigkeit gehörte nie zu Deinen Fehlern. Du schreibst uns einfach für den Herbst ab und Du mußt gestehen, daß Du nicht einmal einen stichhaltigen Grund dafür angegeben hast."

„Nun ‚Freiheit für den einzelnen' war immer unsere Devise und vielleicht ist gerade deshalb jedermann gern in Orhausen. Du wirst noch bedauern, daß Du uns untreu wirst, Marianne — es kommen Menschen, die Dich hochgradig interessiert hätten. Denk Dir — Pietro Cousasso, der italienische Musik-Futurist. Mein Mann hat ihn in Venedig getroffen, als er ein paar Tage dort war, um einem Tintoretto nachzugehen, der ihm als noch unbekannt verraten wurde. Natürlich war es dann kein echter Tintoretto. Aber die Bekanntschaft mit Cousasso ist wohl die Reise wert. Er wird uns Vorträge halten über Wesen und Zweck der futuristischen Richtung. Seine Kompositionen — ein Gegenstück zu den Gurre-Gurre-Liedern — sollen äußerst originell sein. Und Ellen Christie kommt — Du kennst natürlich ihre Bücher? Ich muß sagen — sie geht ein wenig zu weit. Aber schließlich, ein interessanter Mensch ist sie jedenfalls. Nun, und außerdem die gewöhnlichen Herbstgäste von Orhausen, — Du kennst sie ja. Kannst Du an unsere entzückenden literarischen und musikalischen Abende denken, ohne doch noch schwankend zu werden und Dich in letzter Stunde anzusagen? Dein Zimmer soll für Dich bereit gehalten werden. Wir haben Dir nämlich viel zu zeigen. Hinter dem großen Saal zu ebener Erde wird ein kleines Eugen-Bracht-Zimmer eingerichtet. Man geht ein paar Stufen hinauf — in dem Kabinett ist nichts — absolut nichts als die Landschaften an den einfarbig ruhig gehaltenen Wänden — wir sind uns über die Schattierung noch nicht klar — und ein Harmonium in der entferntesten Ecke. Kannst Du Dir nicht vorstellen, daß dies geradezu ein kleines Heiligtum sein wird — eine Kultstätte?"

„Wir haben in München prachtvolles Nymphenburger gekauft und die obere Bibliothek bekommt einen ganzen Zyklus von französischen Farbenstichen aus dem siebzehnten Jahrhundert."

„Wenn ich Dir jetzt nicht Lust gemacht habe, trotz Deiner Absage zu kommen, so gebe ich die Hoffnung auf."

Marianne Frtyberg ließ die schweren gelblichen Briefblätter auf den Tisch sinken und hob die Augen zu der Türe, die mit weiten Flügeln nach dem Garten offen stand. Sie lächelte. Ach nein — italienische Gurrelieder und die erotische Kraft der Christie'schen Muse hatten momentan keinerlei Gewalt über sie. Wohl durchlief sie ein leiser Schauer der tiefen künstlerischen Empfindung bei der Vorstellung der ernsten Bracht-Landschaften an den ruhig getönten Wänden. Aber sonst — was sollte die Atmosphäre von Orhausen einem Menschen, der neue Lande entdeckt hatte und damit beschäftigt war, sich darin zurechtzufinden!

Marianne sah über ihren samtigen Rasen hinweg, über die breite Herbstblumen-Rabatte, die sich in tiefen Farben in das satte

Digitized by Google

Grün der Sommerlandschaft malte. Vollwipfelige Baumgruppen verschlossen dem Blick die Ferne. Ein leichter Südwind bewegte die roten Zweige einer Blutbuche und zitterte in den Akazienblättern. Auf dem gelblichen Kiespfad war ein lautloses Spiel von Licht und Schatten. Man hörte den Gärtner, der Wasser in seine Gießkanne laufen ließ.

Der tiefe Friede ihrer Umgebung drang Marianne ans Herz. Ihre Augen verloren sich in dem stillen Glanz. Und ihre Gedanken in den Wegen, die sie sich zu gehen gewöhnt hatten, seit Marianne nach Hause zurückgekommen war.

Auch auf ihnen lag der stille Glanz.

Die letzten Wochen waren für Marianne Fryberg das größte Erleben ihrer dreißig Jahre. Nicht gewaltsam und erschütternd. Sondern in langsam unaufhaltsamer Besitzergreifung ihres ganzen Seins und Denkens.

Jahrelang war durch alles, was sie sah und erfuhr und erlebte, eine Dissonanz gegangen, ein Nicht-in-Einklang-bringen-können aller Dinge und Erscheinungen.

Und nun war die große Harmonie da und die ganze Welt tönte in tiefen Akkorden.

Marianne hatte sich als Kind einmal verirrt und war in einem fremden Wald umhergewandert, wo alle Wege wirr und ziellos ineinander zu laufen schienen und am Abend die Käuzchen zu klagen begannen und zwischen den Stämmen die enge Hitze brütete wie ein unheilvolles Wesen.

Dann war plötzlich der Mond aufgegangen, voll und groß, und Marianne vergaß nie, wie mit einem Schlag der Wald verwandelt war, wie die Pfade klar und sicher dem Ausgange zuliefen und die Bäume als treue Hüter am Wegrand standen.

Und war, was sie jetzt erlebte, nicht das nämliche? —

Sie hörte die elektrische Schelle schrillen an der Haustüre und gleich darauf kam das Stubenmädchen herein, bewegte ihr zierliches Persönchen in schwarzem Kleid und weißem Batisthäubchen lautlos über den Teppich und reichte der Herrin eine Visitenkarte auf kleiner silberner Schale.

Ach ja — Marianne erinnerte sich. Ludwig Reyter hatte angefragt, ob er auf der Durchreise bei ihr vorsprechen dürfe. Er war der Chef der Verlagsfirma, die ihre Bücher herausgegeben hatte.

„Ich lasse bitten", sagte sie ein wenig zerstreut, stand auf und trat unter die offene Altanentüre. Aber sie sah nicht mehr, was draußen vor ihr lag. Ihre Gedanken waren schon bei der kommenden Unterredung. Ein Gefühl, daß der Augenblick für sie bedeutsam sei, machte ihr das Herz rascher schlagen.

Der Mann, der mit schnellen kleinen Schritten eintrat und aus dunkeln Augen scharfe, kaum bemerkbare Blicke umherwarf, war Marianne persönlich noch unbekannt.

Digitized by Google

„Ich habe mir erlaubt, bei Baronin vorzusprechen", sagte er mit einer sehr höflichen Verbeugung. „Die mündliche Unterredung ist dem schriftlichen Verkehr so sehr vorzuziehen."

„Gewiß", sagte Marianne und nahm den weit ausbuchtenden Schreibsessel ein, der hinter ihr stand. „Bitte Platz zu nehmen, Herr Reyter."

Ludwig Reyter setzte sich, schwieg ein paar Sekunden lang und sah dann mit rasch entschlossener Bewegung zu Marianne hinüber.

„Baronin gestatten, daß ich sofort zur Sache komme. Ich möchte um Aufschluß bitten über die mir rätselhafte Zurückziehung des Novellenbandes, den wir im Herbst herausbringen wollten. Ich bin darüber sehr bestürzt. Haben wir uns etwas zuschulden kommen lassen? Baronin haben keine Gründe angegeben."

Er wartete gespannt auf Antwort. Marianne war das Blut leicht ins Gesicht gestiegen.

„Die Gründe entziehen sich der Mitteilung, Herr Reyter. Ihnen und Ihrem Verlag habe ich aber nicht den geringsten Vorwurf zu machen — die Gründe haben mit beiden nichts zu tun."

Reyter verbeugte sich.

„In diesem Fall darf ich Baronin wohl ersuchen, den gefaßten Entschluß nochmals zu erwägen. Ich glaube dem Buch einen sehr entschiedenen Erfolg versprechen zu können. Ich würde sehr bedauern, es in einem anderen Verlag —"

„Ich habe an keinen andern Verlag gedacht", unterbrach ihn Marianne rasch. Ich will die Novellen überhaupt zurückziehen. Oder wenigstens in ihrer jetzigen Form."

Der Mann fing an, sich zu ereifern.

„Aber warum, Baronin — warum! Die Form ist ausgezeichnet. Sie haben noch nirgends Ihre fein satirische Gabe so vorteilhaft ausgenutzt. Ihre Feder wird zur Geißel — eine leichte zierliche Geißel, die aber dennoch scharfe Streiche führt und mit Sicherheit die Menschen trifft."

„Ah—" sagte Marianne Fryberg nur und lehnte sich in ihren Sessel zurück. Sie sah ihn beinahe mitleidig an. Sie hatte diesem Mann nichts — so gar nichts zu sagen.

Er schaute auf beim Klang ihrer Stimme, und wie er ihren Augen begegnete, kam ihm zum Bewußtsein, daß hier Dinge waren, die er nicht verstand.

„Ich weiß nicht, ob ich mich irgend einer Rechtsverletzung schuldig gemacht habe durch das Zurückziehen der Novellen", sagte Marianne mit einem freundlichen Lächeln. „Vielleicht bin ich einer Entschädigungspflicht verfallen? ich habe mich nie mit solchen Fragen beschäftigt. Aber ich bin sofort bereit zu tun, was da irgendwie von mir verlangt werden kann."

Der Verleger stand auf mit einem hilflosen Achselzucken.

Digitized by Google

„Nein", sagte er. „Der alte Vertrag ist abgelaufen. Der Novellenband sollte ja die Basis eines neuen Vertrages bilden, der noch nicht unterschrieben ist. Ich wollte eben Baronin das Angebot noch vorteilhafterer Bedingungen machen. Aber ich sehe —"

„Nein" — sagte Marianne und reichte ihm die Hand. „Es wäre umsonst. Aber ich verspreche Ihnen meine nächste Arbeit, sobald sie fertig sein wird. Vorausgesetzt, daß sie Ihnen paßt."

Reyter sah sie wieder scharf an. Er suchte unter die Oberfläche zu dringen und es gelang ihm nicht.

„Ich zweifle nicht daran", sagte er kurz. „Aber sicher wird sie die Novellen nicht überbieten."

„Vielleicht doch", sagte Marianne, und wieder fand er ihr Lächeln rätselhaft. Er verabschiedete sich mit erneutem Ausdruck des Bedauerns und ging.

Marianne Fryberg öffnete ein Fach ihres Schreibtisches und entnahm ihm das ursprüngliche Manuskript der eben besprochenen Novellen. Ihre Augen flogen hier und dort über die rasche große Schrift. Ja — Ludwig Reyter hatte Recht gehabt in zwei Punkten — die Novellen waren das Beste, was sie bisher geschrieben hatte. Und was ihnen den prickelnden Reiz verlieh, war die Art, wie die Verfasserin die Menschen dargestellt hatte — als scharf gezeichnete Silhouetten der Lächerlichkeit, der Eitelkeit und der Schwäche auf dem unbarmherzig hellen Hintergrund moderner Lebenskenntnis.

Ein Buch, das ein Mensch nicht in die Welt senden durfte, dem die große Harmonie geklungen hatte. Ein Buch, das in dieser Harmonie nur eine Dissonanz bedeuten konnte.

Aus dieser Erkenntnis heraus hatte Marianne das Buch zurückgezogen. Sie legte jetzt das Manuskript wieder fort. Die Hand, die den Schlüssel drehte, war unsicher. Sie sprach dem eigenen Werk das Todesurteil, ehe es noch ans Licht gebracht war. Es war vielleicht das größte Opfer, das sie je gebracht hatte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums

(Schluß)

Ein Kennzeichen unserer heutigen Geisteskämpfe ist die Abneigung gegen grundsätzliche Erörterungen. Der moderne Mensch haßt die Grundsätze, weil sie seine schrankenlos freie Selbstbestimmung einengen. Etwas von dieser Abneigung ist auch unvermerkt in die Denkweise unserer modernen oder vielmehr modern sein wollenden Katholiken übergegangen. Darum wurde während des Literaturstreites soviel über „unfruchtbare" Polemik geklagt. Grundsätze sind nämlich heute ebenso unmodern als „unfruchtbar". Es wurde uns damals in allen Tonarten nahe gelegt, doch diese „unfruchtbaren" Erörterungen beiseite zu lassen und uns auf Tatsachen zu beschränken: Wenn irgendwo oder irgendwie gegen die katholischen Grundsätze in unserem Literaturbetrieb verstoßen würde, dann sei die Kritik, die Polemik erlaubt, ja notwendig; aber immer nur — konkrete Fälle! Nichts Theoretisches, nichts Grundsätzliches!

Gut! Nehmen wir einmal diesen Faden auf. Halten wir uns an die Tatsachen! An die konkreten Fälle katholischer „Selbstvergiftung"!

Diese „Selbstvergiftung" geht in zwei Akten vor sich. Im ersten vereinigen sich alle Bestrebungen, die gewollt oder ungewollt die Einführung jener Literatur in das Geistesleben des katholischen Volksteils bewirken, welche hemmend oder schädigend die religiöse oder sittliche Entwicklung dieses Geisteslebens beeinflußt. Solche hemmende und schädigende Wirkungen können nicht bloß von einer Literatur ausgehen, die aktiv unsere katholische Glaubens- und Sittenlehre bekämpft, sondern auch von einer religiös ganz indifferenten, alle religiösen und sittlichen Beziehungen aus dem menschlichen Leben praktisch ausschaltenden Literatur. Die letztere, die Literatur des religiösen Indifferentismus, der reinen Diesseitskultur mag sogar für den Großteil katholischer Leser als das größere, wenigstens näherliegende Übel gelten, weil ihre Wirkungen gewöhnlich unterschätzt, ihre Gefahren gar nicht erkannt werden.

Der zweite Akt der Selbstvergiftung ist gekennzeichnet durch den Kampf gegen die Schutzstoffe, die das katholische Geistesleben, wie jeder gesunde Organismus, aus sich selbst hervorbringt, um eingedrungene Gifte unschädlich zu machen. Wenn die Literatur, wie es ja heute fast allgemein geschieht, mißbraucht wird, um Unglauben und Sittenlosigkeit zu verbreiten, ist es für uns Katholiken geradezu eine religiöse

Digitized by Google

und ethische Pflicht, die aus katholischem Geistesleben erwachsene, somit gewollt oder ungewollt dieses Leben wieder nährende und verbreitende Literatur zu stützen und zu befördern. Wir sehen aber heute im Gegenteil, daß diese Literatur, und zwar im letzten Grunde wegen ihrer katholischen Tendenz, von Katholiken planmäßig verkleinert, totgeschwiegen, bekämpft und vernichtet wird. Ob man es dabei offen herausſagt, daß man gewisse Bücher wegen ihres katholischen Charakters bekämpft oder ob man ihre Bekämpfung mit ästhetischen, künstlerischen Bedenken zu rechtfertigen versucht, ändert nichts an dem schließlichen Ergebnisse dieses Kampfes. Die Wirksamkeit der katholischen Ideen auf dem Gebiete der Literatur wird unterdrückt und ausgeschaltet, während gleichzeitig die Dämme geöffnet werden, um den verheerenden und zerstörenden Mächten der Literatur des Unglaubens und des religiösen Indifferentismus auch im katholischen Geistesleben freie Bahn zu schaffen.

Betrachten wir nun im Lichte dieser Erkenntnisse und Erfahrungen die Wirksamkeit des literarischen Organes unserer katholischen Literaturfortschrittler, der fälschlich als „die literarische Revue der deutschen Katholiken" sich ausgebenden Zeitschrift „Über den Wassern".

Wir beginnen unsere kritischen Feststellungen an der Hand der Mitarbeiterliste, von der jüngst Werner E. Thormann, wohl einer der jüngsten auf dieser Liste, schrieb: „Der Mitarbeiterstab von ‚Über den Wassern' ist, abgesehen vom ‚Hochland' (warum? Hochland führt doch eine Reihe der „glänzendsten" Namen der Liste nicht!), der bedeutendste Kreis von Autoren, der sich jemals um eine katholische Zeitschrift scharte. Die bedeutendsten Dichter (nach Werner E. Thormann!) nicht nur Deutschlands, wie Thomas Mann, Alfons Paquet, Johannes Schlaf, sondern ganz Europas, wie Emile Verhaeren, Paul Claudel, gehören zu ihren Mitarbeitern. Von katholischen Autoren von Namen und Ruf fehlt, abgesehen von einigen extremen ‚Integralen', kaum einer." (Wie man weiter unten sehen wird!)

Die Versuchung liegt nahe, zu fragen, ob es denn wirklich eine so überragende Tat ist, eine solche Mitarbeiterliste zusammenzustellen, besonders wenn man Autoren hinein nimmt, die bisher nur Zukunftsversprechungen, aber noch keinen einzigen Beitrag geliefert haben, wie z. B. E. Verhaeren, Paul Claudel, Enrica v. Handel-Mazzetti, Paul Keller u. a. m. Wir glauben, daß es weder für „Hochland", noch für den „Gral", noch sonst für eine andere Zeitschrift von Bedeutung mehr als ein Kinderspiel wäre, diese Liste noch mit einigen Dutzend Namen zu übertrumpfen — wenn, ja wenn nicht ein ganz kleines Hindernischen wäre, so etwas wie ein Prinzip, ruhend auf der katholischen Selbstachtung und auf dem katholischen Verantwortlichkeitsgefühl. Die berechtigte Selbstachtung sträubt sich dagegen, daß katholische Zeitschriften von Autoren, die mit ihrem ganzen Schaffen der

Digitized by Google

katholischen Geisteswelt so fremd und feindlich gegenüberstehen, wie ein Verhaeren, ein Thomas Mann, Paquet, Lissauer, Stefan Zweig, die jedenfalls auf unsere religiösen Anschauungen nur mit mitleidigem Achselzucken oder gar mit Hohn und Spott herabsehen, von unsern katholischen Zeitschriften um das Almosen ihrer Mitarbeit angegangen werden. Doch das ist schließlich mehr Gefühlssache. Gewissenssache aber ist es, zu vermeiden, daß solche Autoren dem katholischen Publikum gegenüber gewissermaßen als uns nahestehende legitimiert werden, wie es durch Einreihung in die Mitarbeiterliste einer katholischen Zeitschrift geschieht. Denn jeder normal urteilende Katholik, der diese Schriftsteller nicht näher kennt, wird sich doch sagen: „Die sind ja Mitarbeiter unserer katholischen Zeitschrift, also kann ich ihre Werke unbedenklich lesen." Es entspricht nun einmal dem unausrottbaren gesunden Empfinden des katholischen Volkes, auch der Gebildeten, daß man die Nichtzulassung von Autoren, die unsere katholische Weltanschauung leugnen und bekämpfen, zur dauernden Mitarbeit an katholischen Zeitschriften als etwas Selbstverständliches ansieht. Es läßt sich also gar nicht vermeiden, daß die Aufnahme eines Autors in die Mitarbeiterliste einer katholischen Zeitschrift einer Empfehlung oder doch einer Unbedenklichkeitserklärung dieses Autors gleichkommt. Dies umsomehr, wenn diese Autoren als die „bedeutendsten" Dichter Deutschlands (!) oder ganz Europas (!!) angepriesen werden. Mag also der Redakteur einer solchen Zeitschrift noch so energisch darüber wachen, daß in den Beiträgen dieser Autoren die religiösen und sittlichen Gefühle und Überzeugungen der katholischen Leser nicht verletzt werden — er wird es doch nicht verhindern können (und umsoweniger, je zahmer die Beiträge sind), daß die Leser auch nach den anderen Werken dieser Autoren greifen. Und was finden sie da? — Bei Emile Verhaeren z. B. die Poesie des Atheismus, des Umsturzes, bei Mann die „Poesie" der verfaulten Dekadenz, bei Paquet „künstlerisch" drapierten Pantheismus, bei Richard Moses Mayer das vornehme Nasenrümpfen des modernen Juden oder doch das verächtliche Hinwegschauen über alles Christliche, als wäre es nicht in der Welt. Freilich, so denkt wohl mancher, könnte der kritische Teil der Zeitschrift die Dinge ins rechte Licht setzen! Aber dem Kritiker sind in diesem Fall von vornherein die Hände gebunden — zeigt er die „bedeutenden" Mitarbeiter in ihrer wahren Gestalt, warnt er, wie es Pflicht der katholischen Kritik ist, vor gefährlichen Anschauungen in ihren Werken, so stellt er einerseits die katholische Redaktion bloß, andererseits muß er gewärtigen, daß die in ihrer wahren Gestalt Gezeichneten für die Zeitschrift keine Zeile mehr schreiben.

Noch ein anderer wunder Punkt dieser Mitarbeiterliste muß hier berührt werden. Überall regt sich nicht nur der christliche, sondern der nationale Geist gegen die drohende Gefahr der „Verjudung" unserer Literatur. Man braucht durchaus kein Antisemit zu sein, um

Digitized by Google

diese Gefahr als etwas Reales, tatsächlich Vorhandenes zu sehen. Ein Angehöriger des jüdischen Volkes, M. Goldstein, hat seinerzeit im „Kunstwart" die „ungeheuerliche Tatsache" festgestellt, daß das deutsche Kulturleben immer mehr in jüdische Hände übergehe. (Vgl. Gral VI, S. 421 ff.) Es ist hier nicht der Ort, auf die Folgen dieses Besitzwechsels einzugehen, aber es genügt festzustellen, daß sie nicht nur für den nationalen, sondern auch für den religiösen Besitzstand der Katholiken und aller anderen Konfessionen nur katastrophal, verhängnisvoll sein können. Wer erklärt nun auf dem Boden dieser unbestreitbaren Tatsache die mehr als seltsame Erscheinung, daß „die literarische Revue der deutschen Katholiken" diese Verjudung unseres Literaturlebens sozusagen zu ihrem Programm erhebt? Denn unter einem Dutzend nichtkatholischer Schriftsteller der Mitarbeiterliste finden wir fünf, also fast die Hälfte Juden. Ja, gibt es gar keine deutschen Schriftsteller mehr, die uns deutschen Katholiken näher stehen als die Säulen des literarischen Judentums? Wir haben bisher geglaubt, daß in dem Programm der Literaturfortschrittler das Hauptgewicht auf die gemeinsame literarische Arbeit für die Nationalliteratur gelegt werde. Die Nationalliteratur ist aber doch deutsch, nicht jüdisch?

Werden wir nun noch „tatsächlicher", als wir es schon bisher waren — betrachten wir einmal den Inhalt des letzten Jahrgangs der Zeitschrift, die „positive Arbeit" im katholischen Sinne zu leisten so feierlich versprochen hat. Bevor wir aber weitere Tatsachen feststellen und Folgerungen daraus ziehen, wollen wir ausdrücklich erklären, daß wir das Urteil über den katholischen Charakter der Zeitschrift im kirchlichen Sinne den zur Fällung eines solchen Urteils berufenen kirchlichen Stellen überlassen. Eine solche Stelle hat schon gesprochen. Der Bischof von Chur hat in seinem Diözesan-Amtsblatt offiziell erklärt, er könne die Zeitschrift „Über den Wassern" nicht empfehlen, weil sie mit vollen Segeln den Gewässern des vom Papst Pius X. im Prinzip verurteilten Interkonfessionalismus zusteuere. Es ist also nicht richtig, wenn Werner E. Thormann in seiner oben erwähnten Apologie behauptet, die Katholizität der Zeitschrift sei noch niemals von kirchlichen Obern beanstandet worden. Doch genug davon — wir wollen nun die positive Arbeit im katholischen Sinne, die seit Umgestaltung der Zeitschrift in ein Parteiorgan der katholischen Fortschrittler geleistet wurde, in Augenschein nehmen.

Abgesehen von der Auswahl der belletristischen Beiträge, spricht sich der Charakter, die leitende Idee, die Weltanschauung einer literarischen Zeitschrift vor allem in den kritischen und literarhistorischen Aufsätzen aus.

Wenn wir von der „Rundschau" und den „Anmerkungen" absehen, finden wir in den neun Heften des VI. und den ersten fünf Heften des VII. Jahrgangs folgende Aufsätze (die nichtkatholischen Autoren

Digitized by Google

sind im Sperrdruck hervorgehoben und ebenso wie jene Aufsätze, die ausgesprochen nichtkatholische Literatur behandeln, mit (*) bezeichnet): O. Walzel(*); Hebbels Kunstanschauung (*); — Dr. F. Castelle, Gustav Falke(*); — Dr. Exp. Schmidt, Zur Psychologie des Bauernspiels; — Dr. O. Katann, Zur Würdigung der Gesamtpersönlichkeit R. Kraliks; — Dr. Exp. Schmidt, Gerhardt Hauptmann(*); — Graf F. v. Pocci, Das Münchener Stadttheater(*); — Dr. J. Ranftl, Die Herdersche Danteausgabe; — Dr. F. Schmitz, Richard Wagner als Dichter(*); — Dr. J. Eckardt, Thomas Manns(*) Novelle „Der Tod in Venedig"(*); — Graf F. Pocci, Eine neue Ausgabe der Werke Wilhelm Buschs(*); — Br. Willram, Das Passionsspiel von Brixlegg; — Dr. J. Eckardt, Gerhard Hauptmanns Festspiel(*); — Dr. Exp. Schmidt, Erich Schmidt†(*); — Dr. Joh. Eckardt, Die Wandlungen des Herrn R. H. Bartsch(*); — Prof. Dr. J. Seipel, Der heilige Ambrosius von Mailand; — H. v. Pier, Anna v. Krane; — Dr. Jos. Hofmiller(*), Die Tagebücher von Alban Stolz; — Joh. Jörgensen, Im Zeichen des Sieges; — Detlev v. Liliencron(*), Unveröffentlichte Briefe(*); — Thomas Mann(*) Versuch über das Theater(*); — Dr. E. Korrodi, Die Schwester C. F. Meyers(*); — Dr. M. Deutinger, Bilder des Geistes in Kunst und Natur (Neudruck); — Werner E. Thormann, Alfons Paquet(*); — Dr. J. Seipel, Die beiden Richtungen in der katholischen Literaturbewegung; — Dr. R. Günther(*), Agnes Günther(*); — M. Herbert, Zum 60. Geburtstage von E. M. Hamann; — Anna v. Krane, Carmen Sylva(*); — R. Knies, Von „Armsünderin" zu „Notwehr" ein Abstieg?(*); — Dr. Eckardt, „Der Bogen des Odysseus"(*) von G. Hauptmann(*); — Dr. E. Korrodi, Die Zeitgenossen in der Literaturgeschichte(*); — Ernst Lissauer(*), „Kritische Wirksamkeit"(*).

Neben vereinzelten lyrischen Gedichten finden wir an dichterischen Beiträgen: Einen Bauernroman von Hans Schrott-Fichtel (Zweitdruck), je eine Ballade von Lulu v. Strauß und Torney(*), von Hedda Sauer(*) und von Anna v. Krane, ein Intermezzo „An G. Hauptmann" von Ilse Stach(*), zwei kleinere Dichtungen von H. Federer, eine Novelle von Isab. Kaiser (Zweitdruck?), eine kleine Erzählung von Camille Lemonnier(*), Übersetzungen lyrischer Gedichte von Rabindra Rath Tagore(*), die „Geschichte des Gassenoriginals" Molly Hopphopphopp von R. Knies. Von folgenden Autoren werden Partien aus bereits erschienenen Werken im Neu- oder Nachdruck vorgeführt: Gustav Falke(*), F. A. Holland(*), Ed. Hlatky, Rich. Schaukal(*), Ernst Lissauer(*), Leonh. Adelt(*), Alf. Paquet(*), Seb. Rieger, Agnes Günther(*).

Von nichtkatholischen Autoren und ihren Werken wurden also hier mehr oder minder ausführlich gewürdigt: Gerhart Hauptmann (in vier Fortsetzungen), Hebbel, Gustav Falke, Rich. Wagner, Thomas Mann Wilh. Busch, G. Hauptmanns Festspiel, Erich Schmidt, Alfons Paquet

Digitized by Google

(22 Seiten), Agnes Günther, Carmen Sylva, die Schwester C. F. Meyers, G. Hauptmanns Bogen des Odysseus; von katholischen nur einer ausführlich (R. Kralik), dann Anna v. Krane, E. M. Hamann, der heilige Ambrosius, E. Hlatky in einer kurzen Notiz über sein Ableben, endlich die Herdersche Dante-Ausgabe. Noch spärlicher erscheinen die katholischen Dichter im belletristischen Teile vertreten, besonders in den Proben aus neueren und älteren Werken treten sie fast vollständig zurück.

Aus dieser trockenen Zusammenstellung geht unzweifelhaft hervor, daß die Zeitschrift „Über den Wassern", wie sie jetzt ist, ihrem Wesen nach als ein interkonfessionelles Organ anzusprechen ist. Eine Literaturzeitschrift kann die Berechtigung, sich katholisch zu nennen, aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten herleiten. Entweder beschäftigt sie sich ausschließlich oder doch vorwiegend mit katholischer Literatur, oder sie betrachtet und beurteilt die gesamte Literatur ausschließlich vom Standpunkte eines gläubigen Katholiken, also, soweit die Literatur Weltanschauungs-Ausdruck ist (und das ist sie überall und immer), im Lichte der katholischen Weltanschauung oder, klarer gesprochen, der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Daß der erste Grund — vorwiegende Beschäftigung mit katholischer Literatur — bei der Zeitschrift „Über den Wassern" nicht zutrifft, ergibt sich aus dem graphischen Bilde (Sperrdruck und Sterne) der summarischen Inhaltsübersicht, die im Gegenteil das völlige Zurücktreten der spezifisch katholischen Interessen erkennen läßt. Daß der zweite Grund auch nicht immer zutrifft, werden wir gleich beweisen. Wir wollen uns dabei nicht bei der allgemeinen Tatsache aufhalten, daß eine Beurteilung literarischer Fragen im Lichte und im Geiste katholischer Weltanschauung von vornherein überall da ausgeschlossen ist, wo nichtkatholischen, ihrer Geistesrichtung nach freisinnigen und im kirchlichen Sinne ungläubigen Autoren die Behandlung solcher Fragen, die für den Katholiken neben der literarischen eine tiefe sittlichreligiöse Bedeutung haben, zugeschoben wird (z. B. Thomas Mann, Versuch über das Theater, E. Lissauer, Kritische Wirksamkeit). Wir müssen uns darauf beschränken, einige besonders krasse Fälle von Irreführung des katholischen Publikums herauszugreifen.

An der Spitze des zweiten Heftes des siebenten Jahrgangs der Zeitschrift „Über den Wassern" steht ein 22 Seiten langer Aufsatz: Alfons Paquet, ein Ausdruck der literarischen Gegenwart Deutschlands, von Werner E. Thormann. Der, wenn wir nicht irren, zwanzigjährige Autor (sein Name steht weder im Kelter, noch im Kürschner), sieht in der neuen Dichtergeneration, zu der er Paquet rechnet, den Gipfel der künstlerischen Entwicklung, welcher das eigene Leben die Grundlage groß angelegter synthetischer Werke ist, in der die „neuen Menschen" vom „neuen Leben" erzählen. Den früheren Generationen sei das Höchste versagt gewesen, sie seien unfähig gewesen (!) zur großen dichterischen Synthese, zur intuitiv geschauten und schöpferisch gestalteten Wiedergabe des großen

Digitized by Google

Erlebnisses einer neuen Zeit, eines neuen Menschen (!). Es ist ganz unmöglich, alle die schiefen, unbewanderten, katholische Leser irreführenden Urteile, die der Aufsatz enthält und die nur mit der großen Jugend des Verfassers entschuldigt werden können, auch nur anzudeuten; nur der Schlußsatz sei noch zitiert: „Er (Paquet) bemüht sich, die Eindrucksbuntheit einer ganzen Welt harmonisch zu einen und in Worte zu formen . . . und über alledem mitzuschwingen in der großen abgetönten Einheit, die die Welt in sich zusammenfaßt und die wir Gott nennen." Klingt das nicht wie monistischer Pantheismus? Wir wollen aber doch lieber annehmen, daß die Verstiegenheit Paquetscher Impressionen[1]) die durch Erfahrung noch nicht geordnete Gedankenwelt des jugendlichen Autors vorübergehend verwirrt hat. Das „Literarische Echo" ist im vorliegenden Falle für Katholiken jedenfalls ein weit verläßlicherer Warner, wenn es über die Paquetsche „Mystik" urteilt: „Sie lehrt nichts, sie stellt keine Behauptungen auf, sie fragt nichts nach dem Jenseits; . . . sie hält sich fern von allem Kirchenglauben (die Sympathie für armes und gedrücktes Sektierertum bleibt charakteristisch), . . . sie ist nichts als eine tiefe, eine unerschütterlich demütige Frömmigkeit dem Alltag und seinen Nichtigkeiten gegenüber." Und in dieser Frömmigkeit nicht Gott, sondern dem Alltag gegenüber sieht Thormann „nahezu franziskanische Inbrunst", die in andächtigem (!) Staunen alle Dinge als Offenbarungen desselben Schöpferwillens umfängt! Eine solche an Blasphemie grenzende Zusammenstellung des seraphischen Heiligen mit dem „allem Kirchenglauben fernen" pantheistisch-mystisch-jüdischen Stammler wagt ein katholisches Organ seinen gutgläubigen Lesern zu bieten!

Es ist Pflicht aller, die unverkünstelt katholisch denken und fühlen, gegen eine derartige Irreführung der katholischen Leser, wie sie in diesem Aufsatz zutage tritt, energisch zu protestieren. In dieser Auffassung bestärkt uns die Aufforderung einer mit hoher geistlicher Würde bekleideten Persönlichkeit, die uns schrieb: „Sie sind verpflichtet, eine grundsätzliche ruhige Auseinandersetzung dieser Irrwege im „Gral" zu bringen."

Der Verherrlichung des Paquetschen Impressionismus steht das über den „Roman der Ungeborenen" von Nanny Lambrecht gefällte Urteil würdig zur Seite.

[1]) Zur Kennzeichnung dieser Impressionen zitieren wir eine auch in „Über den Wassern" zitierte Stelle:

Da baut' ich meine Kirche aus zwei gekreuzten Eisenbahnbrücken
und ein Riesenteleskop und eine Riesenkanone hinein.
Damit schoß ich die alltäglichen Wolken zu Stücken
und schaute hell in den Saal der Planeten hinein.
Und riß Beethoven aus seinem Schlaf, in den Weltraum zu hören,
und schloß sein ergriffenes Herz an die singende Bogenlampe an,
und sie sang und wälzte eine Flut und einen Bergsturz von zerschmetternden
auf das Volk, und da löste sich endlich der Bann. [Ehören

Digitized by Google

Nanny Lambrecht, die eigentlich wohl nie mit ihrem ganzen Herzen eine „katholische" Schriftstellerin war und wenn sie es war, jedenfalls schon mit ihrer „Armsünderin" auf diesen Ehrentitel Verzicht leisten wollte, hat seither einen „Roman der Ungeborenen" verbrochen, eine einzige große schmetternde Anklage gegen die Praxis der katholischen Kirche, überhaupt der christlichen Konfessionen in einer höchst modernen und für viele Leute „brennenden" Frage, in der Frage des Malthusianismus. In schreienden Farben und in den verzerrtesten Linien malt sie das Elend, die Verkommenheit und den Niedergang der Familien, die eine Beschränkung des Kindersegens mit unerlaubten Mitteln in ihrem christlichen Stumpfsinn für Sünde halten und ebenso grell und und unwahr wird das Gegenbild gemalt: Das Glück der klugen Familie, die es so einzurichten versteht, daß die Kinder nicht zur unrechten Zeit und nur in beschränkter Zahl kommen. Diese Andeutung genügt, um zu erkennen, daß eine Kritik, die ein solches Buch, wenn auch nur indirekt, empfiehlt, sich außerhalb der katholischen, überhaupt der positiv-christlichen Grenzpfähle stellt. Auch wenn der ganze Roman nicht von schwüler sinnlicher Glut durchhaucht, die Sprache nicht gespickt mit widerlichen Brutalitäten wäre, auch wenn da nicht ein gehässiger Ausfall gegen das Sakrament der Buße den katholischen Leser beleidigte, kann es schon wegen der offenkundigen Tendenz, eine schwere Auflehnung gegen das christliche Sittengesetz als erlaubt, als notwendig, als einzig menschenwürdig hinzustellen, für den katholischen Kritiker kein anderes Urteil geben, als ein energisches: „Weg damit!"

Nun hören wir, was „die literarische Revue der deutschen Katholiken" über diesen „Roman der Ungeborenen" zu sagen hat.

„Man ist aber immer wieder zur Verzeihung geneigt" — so läßt sie ihren Mitarbeiter Richard Knies schreiben („Über den Wassern" VII, 5, S. 299 ff.), „weil man fühlt und erkennt, welch große Menschheitsliebe die Dichterin auf der andern Seite wieder beseelt. Ein wahres Abbild ihrer selbst nach dieser Richtung hin hat sie in dem ‚Spaniul' ihres Romans ‚Notwehr' gegeben. Ein Prachtmensch (der notabene mit einem „Kesselflickermensch" herumzieht, in der ersten Nacht seines Aufenthalts im Hause Morimont die Hausfrau überfällt und als Apostel der Kinderzahlbeschränkung auftritt! Gralredaktion), der aber leider aus seiner großen Liebe zu den Menschen (!) verkehrte Schlüsse zu Glücksmaßnahmen zieht. Außer dem Gold der Eifel möchte er ihnen nämlich das ‚Glück' des eingeschränkten Kindersegens vermitteln. Man hat es N. Lambrecht verübelt, daß sie als Frau zu diesem Thema die Feder ergriffen hat. Eugen Kalkschmidt wird da eher das Richtige getroffen haben, wenn er sagt: ‚Alle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der eine Frau gerade diese Notwehr der Ungeborenen auf eine ethische Formel schreiben möchte.' Allein es gibt für den Malthusianismus keine ethische Formel schlechthin, weil er, in die allgemeine Praxis übertragen (also für den Einzelnen nicht?

Digitized by Google

Gralredaktion) etwas höchst Unethisches, Unmoralisches und für wirklich natürlich empfindende Menschen auch etwas sehr Unästhetisches ist. Der Roman der Ungeborenen ist eine Verirrung der großen Liebe Nanny Lambrechts zum Kinde." In diesem Tone geht es fort. Für jedes widerwillige halbe Zugeständnis einer „schweren Irrung" gleich ein entschuldigendes Pflästerchen: „Eine unethische Dichternatur ist sie deshalb noch lange nicht, ihre Anschauungen über das Verhältnis der Geschlechter sind so rein und idealistisch, wie es unter den schreibenden Frauen unserer Tage selten ist. (Dabei bricht fast aus jeder Zeile, die dieses Verhältnis im Roman behandelt, flackernde Sinnlichkeit!) Diese Reinheit dokumentiert sich durch alle Bücher und zwar so augenscheinlich, daß man Nanny Lambrecht da, wo man sie als Dichterin ablehnen muß, als Ethikerin hochachtet." Und wieder: dieser Spaniul und diese Madame Morimont, „das sind zwei Prachtgestalten . . . Zum erstenmal ein Mann, in den sie wirklich etwas Heldenhaftes gelegt hat. Eine Edelnatur, die man lieb gewinnt."

Das genügt. Wer von den Lesern der literarischen Revue der deutschen Katholiken jetzt noch nicht hingeht und sich diese zwei „Prachtgestalten" zu Gemüte führt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Das bißchen Malthusianismus . . . na, „in die allgemeine Praxis übertragen", etwas Unethisches, Unästhetisches. Wirklich, sonst nichts? — Wie spricht die katholische Kirche? Haben die Leser der Revue für die deutschen Katholiken nicht ein Recht, das zu erfahren? Ach — da möchte man wohl sagen: „Arme Katholiken", die sonst nichts als „ihre" literarische Revue lesen und daraus nicht einmal erfahren, wie gefährlich gewisse dort mit der größten „Weitherzigkeit" besprochene Bücher für Sitte und Glauben sind!

Noch ein anderer Fall völliger Umkehrung der Begriffe sei nur kurz angedeutet. Im 1. Heft des 7. Jahrgangs wird für das Buch „Der Flieger" von Leonhard Adelt in einer überschwenglichen Besprechung und durch Abdruck einiger Kapitel Reklame gemacht. Es heißt da u. a.: „Adelt hat die Worte für die trunkenen Schauer dieser Größe gefunden . . ." Das Buch ist ein „Hymnus auf die Macht und Größe unserer Zeit . . ." „In seiner Dichtung wird das Fliegen gleichsam zum Gottesdienst, religiöse Inbrunst spricht aus allen Stellen, in denen das Hochgefühl des Fliegers . . . gefeiert wird". Gott, was ein frommes Buch! — Aber die liberale „Kölnische Zeitung" erklärt diese in einem katholischen Organ so hochgepriesene Frömmigkeit und religiöse Inbrunst als — — — „aufdringliche monistische Tendenz!" — Geht es noch höher? Müssen sich die Leser der katholischen Revue von einem großen Organ des Freisinns darüber belehren lassen, daß das, was ihnen als „Frömmigkeit" angepriesen wird, aufdringliches Werben für den Monismus, also die Quintessenz modernen Heidentums ist? — — — —

Digitized by Google

Wie man aus diesen Beispielen sieht, scheint sich in der Revue für die deutschen Katholiken die bedenkliche Sitte eingebürgert zu haben, die Worte: „Religion, Frömmigkeit, franziskanische oder religiöse Inbrunst" ohne klare Kennzeichnung ihrer wahren, vom katholischen Sprachgebrauch ganz abweichenden pantheistischen, pseudomystischen oder monistischen Bedeutung auf geistige Bestrebungen anzuwenden, die mit dem, was die katholische Kirche unter Religion, Frömmigkeit usw. versteht, gar nichts mehr zu tun haben. Der unbefangene katholische Leser, der doch in einer katholischen Zeitschrift nicht die Terminologie der modernen Irrlehren sucht, muß diese Worte selbstverständlich in katholischem Sinn auffassen und dadurch vollständig irrgeleitet werden. Der Versuch, die moderne Geisteswelt, mit der man sich verbünden und gemeinsame Arbeit leisten will, dem katholischen Publikum möglichst sympathisch darzustellen, ist ja eine notwendige Vorbedingung der „Aussöhnung" des Katholizismus mit der modernen Kultur; aber soweit darf dieses Bestreben doch nicht gehen, daß die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Irrtum verwischt wird. Daß man aber schließlich soweit kommt, das Unstatthafte einer solchen Verwischung gar nicht mehr zu empfinden, kennzeichnet scharf die Gefahren der interkonfessionell-fortschrittlichen Geistesrichtung.

Wir müssen diese höchst unerquicklichen, aber leider unvermeidlichen Auseinandersetzungen schließen, obgleich noch Material in Hülle und Fülle vorläge. Wir haben lange darauf gewartet, daß sich die katholische Tagespresse zur Zurückweisung jener Tendenzen ermanne, die sich seit geraumer Zeit in der „literarischen Revue der deutschen Katholiken" geltend machen — leider vergeblich. Daß es sich wahrlich nicht um Kleinigkeiten, nicht um vereinzelte Entgleisungen, die in jeder Zeitschrift vorkommen, sondern um ein planmäßiges, grundsätzliches Abschwenken von den bisher geltenden katholisch-kirchlichen Richtlinien unserer literarischen Tätigkeit handelt, davon kann sich jeder überzeugen, der unsere Ausführungen auf Grund des vorliegenden, allgemein zugänglichen Materials nachprüft. Unter diesen Umständen wäre längeres Schweigen gleichbedeutend mit tatsächlicher Verleugnung unserer Grundsätze. Wer den traurigen Mut findet, hinter diesem pflichtgemäßen Eintreten für die Erhaltung des katholischen Charakters unserer Literaturarbeit ein „Konkurrenzmanöver" zu suchen, der möge uns zuerst die Gegenfrage beantworten: Warum sollte sich dieser Konkurrenzneid gerade gegenüber einer Zeitschrift äußern, die seit Jahren besteht, ohne der Verbreitung des „Gral" merklichen Eintrag getan zu haben, weil sie nur jene Kreise um sich sammelt, die sich niemals zur geringsten Förderung des „Gral" verstehen werden? Nein! Man nehme diese Auseinandersetzung, die wir herzlich gern andern überlassen hätten, als notwendige Äußerung unseres Verantwortlichkeitsgefühls. Man verlasse die falschen Bahnen, und der „Literaturstreit" wird endgültig begraben sein! F. Eichert.

Digitized by Google

R. Fabri de Fabris

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken

Wie man auf seine alten Tage sich selber korrigieren lernt! Da krame ich, zur eigenen subjektiven Anregung und zur objektiven Beleuchtung meines Themas, in einem Pack alter Besprechungen verschiedener Autoren und stoße auf eine aus dem Jahre 1902, die ihre Spitze gegen — mich richtet. Ich hatte damals in den „Dichterstimmen" zum ersten Mal über R. Fabri de Fabris geschrieben, hatte versucht, ein gewissenhaft ausgeführtes Persönlichkeits- und Schaffensbild dieser Dichterin zu geben. Und da lese ich jetzt, nach mehr als zehn Jahren, auf dem irgendwie in meine Hände geratenen Ausschnitt, der sich zunächst über die „Stimmungskünstlerin" R. Fabri de Fabris verbreitet, meine Verurteilung: „Die Würdigung ihres innersten Dichtergemütes vermissen wir jedoch in dem flott hingeworfenen Begleitartikel, den E. M. Hamann geliefert hat; wer . . . „Was die Blumen erzählen" und „Am Wichtelborn" gelesen hat, möchte gern etwas tiefer in das goldlautere Gemüt der Verfasserin eindringen. Das erleichtert einem E. M. Hamann nicht." Na, da soll doch! . . . So etwas wie empörter Zorn will in mir aufstehen. Ich erinnere mich in diesem Augenblick genau, wie ausgerechnet dieser mein Fabri de Fabris-Artikel mir verschiedene Angriffe wegen „Ueberschätzung" usw. zugezogen hatte (es war damals die Periode der flammenden Gerechtigkeit gegen alles, was an „katholischem" Talent sich zu regen wagte). Diesen Kritikern also erschien ich zu parteiisch, jenem — Männlein oder Weiblein, ich weiß es heute noch nicht, — dagegen zu sachlich. Wer kann's jedermann recht machen? . . .

Plötzlich besinne ich mich: „Irren ist menschlich, — oder nur nicht auf eigener Seite?" Also: ich drücke auf den elektrischen Knopf am Schreibtisch und lasse mir sofort alle Bücher von R. Fabri de Fabris bringen, die ich sämtlich bereits kenne, versteht sich. Und ordne das Gebrachte zeitlich und wesentlich: die Novellen- und Skizzensammlungen für sich, die einheitlichen Erzählungen desgleichen, die Jugendbücher unter „Angelika Harten" ebenso. Und lehne mich behaglich zurück in meinem bequemen Stuhl und lese, lese, lese. Tagelang. Das Ergebnis? Zunächst hinsichtlich des Themas: im folgenden meine Ausbeute. Und hinsichtlich des erhobenen Tadels: Er traf und traf nicht: weil das „goldlautere Gemüt" sich bei R. Fabri de Fabris von selbst offenbart. Traf: weil man für nicht ganz Klaräugige in solche reiche Tiefen möglichst ergründend hineinleuchten soll.

Digitized by Google

Und so geschehe jetzt, was sich damals nicht genügend verwirklichte: R. Fabri de Fabris Bestes und Tiefstes werde in das ihm zukommende Licht gestellt. In helles Licht also, und so sei gleich zu Anfang betont: der Hauptborn dieses schönen und liebenswürdigen Talents ist das Gemüt. Der ganze Entwicklungsgang liefert den Beweis dafür.

Anna Maria Angelika Schmitz (dies der Mädchenname der Dichterin) wurde geboren am 26. Februar 1858 zu Neuß am Niederrhein als erstes Kind hoch- und feinsinniger Eltern. Der Vater, Philologe am Neußer Gymnasium, war ein großer Natur- und Literaturliebhaber, der diese edlen Neigungen früh auf seine eigenen Kleinen — sie bildeten bald eine vielköpfige Schar — zu übertragen suchte. Ein Wald- und Heidespaziergang mit ihm galt stets, trotz der Häufigkeit, als besonderes Fest. Fast schöner noch gestalteten sich die Erzählstunden, in denen er, der selbst dichterisch Veranlagte, der aufhorchenden Runde die Helden und Heldinnen deutscher Märchen- und Sagenwelt wie in lebendigem Leben vor das geistige Auge führte. Wohl am empfänglichsten war die Aelteste, seit kleinauf die selbstschöpferische Märchensaga der jüngeren Geschwister. An der Hand des geliebten Vaters erschlossen sich ihr immer mehr blühende Reiche: nicht nur der Phantasie, sondern auch des Gemütes. Schon in sehr früher Jugend hatte sie, nach eigenem Bekenntnis, ein heißes, „unverstandenes Mitleid mit Bettlern und Heimatlosen"; die zärtlichste Teilnahme ihres Kinderherzens aber gehörte dem am Niederrhein besonders oft anzutreffenden fahrenden Musikantentum. In der Natur galt ihre leidenschaftliche Bewunderung vor allem dem Abendrot. Sonne und Mond waren ihr „wie lebende Wesen", die sie liebte und zugleich, wie ein Grausen, fürchtete. „Die ganze große Welt", erzählt Nanny Lambrecht in einem sehr schönen, zarten R. Fabri de Fabris-Artikel der „Christlichen Frau" aus dem Jahre 1906, „wurde in dem Kopfe der kleinen Maria eine phantastische Kinderstube mit vielen heimlichen wunderbaren Erlebnissen und Blumenbekanntschaften. Das Aurikelchen hat einmal ihre ganze Kinderliebe gehabt. Sie weiß und fühlt es heute noch, wie sie über den duftigen Samt der Aurikelblätter strich und da etwas in ihre Kinderseele überfloß, das unaussprechlich und so gewaltig nachzitternd war, daß sie damals mit Blumen spielen konnte wie mit Puppen und mit ihnen redete wie mit Menschen". Diesen Hang zur Verpersönlichung von Pflanzen, leblosen Dingen und Naturkräften, den sie dann später in ihrer Dichtung bis zur „ausgesprochensten Eigenart" auswertete, mochte sie in der ursprünglichen Veranlagung dem Gesetze der Vererbung danken: als geistiges Erbteil eines Urahnen väterlicherseits, eines gelehrten Arztes und Naturforschers.

1869 wurde Dr. Köhler als Gymnasialdirektor in das weltferne Städtchen Obereifel versetzt. Ein ehemaliges Jesuitenkolleg mit großem Klostergarten und schattigen Terrassen bot Raum für Studienanstalt und Amtswohnung. Zuweilen durfte Maria den Vater auf die ehemalige Klosterbibliothek begleiten, wo er die Handschriften und Incunabeln

Digitized by Google

ordnete und zugleich dem Kinde die kulturhistorische Vergangenheit auferweckte. Da sah sie in der hohen Bücherei die Mönche sitzen und schaute in das Dulderantlitz Friedrich von Spees, des Sängers der „Trutznachtigall". Aber Köstlicheres noch boten die alten Sagenbücher der Schülerbibliothek. Die Nibelungen, Gudrun, König Laurin und Kriemhildens Rosenhag zu Worms wurden lebendig, desgleichen die Götter- und Heldenwelt germanischer Vorzeit mit ihrer tiefsinnigen Naturssymbolik.

Plötzlich schriller Kampfruf aus der eigensten Zeit: Krieg mit Frankreich! In der unklaren Furcht vor dem was kommen mochte, vermerkt die Dichterin selbst, wurde auf die leeren Blätter eines Erzählungsbuches eine Art Familienchronik über „allhier anno domini 70 wohnhafte glückliche Menschen, die der Krieg vernichtete," geschrieben und der Band dann unter einem losen Steine der obersten Gartenterrasse versteckt. Ein Jahr darauf entdeckte der Vater nach einem heftigen Regen das völlig durchnäßte Buch und verhängte über diesen als solchen unerkannt gebliebenen „ersten schriftstellerischen Versuch" die gebührende Strafe „für grobe Nachlässigkeit".

Vierzehnjährig kam Maria in das Münstereifeler Klosterpensionat der Salvator-Schwestern zur Vorbereitung auf das höhere Lehrerinnenexamen. Hier setzte sie, hauptsächlich angeregt durch die Lektüre Eichendorffs und Brentanos, die begonnene Autorschaft heimlich fort, doch unter wachsender Selbsterkenntnis, die endlich alle erzeugten Gedichte, Skizzen und Novellen dem Feuertode überlieferte. — Die Achtzehnjährige bestand das Examen, trat auf ein Jahr einen Posten an der Bochumer Töchterschule an, unterrichtete dann vier Jahre lang an der St. Leonhard-Anstalt in Aachen. 1882 schloß sie mit dem dortigen Fabrikdirektor Joseph Schmitz einen überaus beglückenden Lebensbund. An der Seite des edlen Gatten sah sie viel von der schönen Gotteswelt. Waldgebirge, Heide, Moor und Dünen des Vaterlandes, Venedig und die blaue Adria, Tirol, die Salzburger und die Kärntner Alpen, die Seen Bayerns und Oberitaliens, die Niederlande und das nördliche Frankreich.

Liebe Kinder erblühten ihr im trauten Heim und mit diesen die alte Lust zum Fabulieren. P. Kreiten war es, der ihr den Richtweg zeigte zu einer Zeit, da das Leidenskreuz seine Schatten auf sie und den geliebtesten Menschen zu werfen begann. Ihr Gatte kränkelte, und zu seiner Erholung suchten beide alljährlich das nahe Kirchrath auf, wo der ebenfalls schwer leidende Kritiker und Literaturhistoriker lebte. Ein festes Band der Freundschaft umschlang die drei verwandten Seelen. P. Kreiten erkannte bald das starke und eigenartige Talent, das sich bisher nur in der Verborgenheit entfaltet hatte, und gebrauchte seinen ganzen Einfluß, um es für die Oeffentlichkeit auszuwerten. So viel ich weiß, gab er auch das Pseudonym R. Fabri de Fabris, unter dem dann, 1895, das erste Werk erschien: „Was die Blumen erzählen!

Digitized by Google

Geschichten und Bilder,"[1]) Der Untertitel (für „Bilder" dürfte „Stimmungsbilder" stehen) ist bezeichnend; mit Recht wurde der glänzendere Gattungsname „Novelle" vermieden. Den Leser dieser biographischen und kritischen Skizze kann der Haupttitel selbstverständlich nicht mehr wundernehmen. Das Doppelerbteil des natursinnigen und -wissenden Urahns sowie des dichterisch veranlagten Vaters zeigt sich im Inhalte anmutig frisch, zum Teil ergreifend ausgelöst. Unbedingt reine Zartheit und Tiefe des Gemütes leuchtet aus jeder Seite und der Hochflug einer ebensolchen Fantasie, die eine feste, klare Lebensanschauung und -beobachtung unter sicherer Führung hält. Keine Komplikationen des Aufbaues, sondern im Gegenteil helle, durchsichtige Einfachheit; desgleichen keine schweren Konflikte, aber auch kein ängstliches Zurückscheuen vor dem kalten Schattendunkel im Dasein. Und ein echt poetischer Blick für das Alltägliche, für dessen Großes im Kleinen. Dazu als Untergrund, als Licht- und Kraftquell eine große Menschen- und Gottesliebe. Gleich die erste Erzählung: „Das Blumenbuch des alten Fräuleins", macht das alles lebendig; nicht nur der geliebte Blüten- und Erinnerungssammelband einer edlen Einsamen, sondern auch deren schmückende engere Umgebung: die Rokoko-Figürchen, das Spinett, die Stutzuhr und die alte Vase rollt das Schicksal der dem letzten Freunde Entgegenschlummernden vor uns auf. Die Wehmut herrscht vor — wie im Gesamtbande —, aber ein halb verträumter, leiser und doch auch neckischer Humor wirft seine goldschillernden Schleier darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond / Von Hedwig Kiesekamp

Aus den Fernen ewiger Tiefen
Steigt er sacht herauf.
Wunder, die dort unten schliefen,
Deckt er strahlend auf!

Weißt Du, was mit Zaubermächten
Dir den Sinn umflicht.
Wenn in einsam stillen Nächten
Seine Seele spricht?

[1]) Verlag J. P. Bachem-Köln, in dem die meisten Bücher dieser Autorin erschienen.

Digitized by Google

Literaturgeschichtliche Neuheiten

I.

Josef Nadlers Literaturgeschichte

Von Dr. Wilhelm Oehl

Nadlers Buch[1]) ist ein kühner, geistreicher Versuch, die deutsche Literaturgeschichte auf gänzlich neuer Grundlage und aus neuen Gesichtspunkten darzustellen. Mit den übrigen Literaturgeschichten hat dieses Buch kaum mehr gemein als ganz in großen Umrissen denselben Stoff, sonst aber ist es in der Tat ein „neuer Typus". Nicht irgendwelche Perioden und die üblichen dichterischen Gattungen Epos, Lyrik, Drama, Prosa usw. geben hier, wie sonst überall, Grundplan und Gerüste dieser Literaturgeschichte, sondern, wie es der Titel in knappster Form sagt, die deutschen Stämme und Landschaften und ihr Genius. Es ist Literaturgeschichte auf Grund der Literaturgeographie und der Volkskunde. — Nicht vom Ganzen des „deutschen Volkes" geht Nadler aus, denn dies ist eine erst spät aus den verschiedenartigsten Grundbeständen teils natürlich zusammengewachsene, teils künstlich oder gar gewaltsam zusammengeschmiedete Einheit. Lange bevor es ein deutsches Volk, ein Deutsches Reich gab, gab es die einzelnen deutschen Stämme, politisch selbständig und geistig inkommensurabel. Nadler geht über die halb unhistorische, erst spät wirklich zutreffende Fiktion des „deutschen Volkes" hinaus und zurück bis zu den wirklichen Elementen und Komponenten, deren Resultante das deutsche Volk des Mittelalters und der Neuzeit ist. Die Grundfaktoren sind anthropologische und geologische: die Volksstämme und die Landschaften. So weit als nur möglich geht Nadler bis auf die älteste Besiedlungsgeschichte der einzelnen Landschaften ein und sucht die unendlich verwickelten, im Grunde unlösbaren Mischungsverhältnisse des Bevölkerungsgrundstocks und der jeweiligen Kolonisationen, Nachschübe und Grenzeinflüsse anderer Stämme zu bestimmen und die psychische Summe all dieser tausend Ursachen zu errechnen. Urgeschichte, Dialekt, Staatsform, Wirtschaftsverhältnisse, Religion, Kunst, geologische Land-

[1]) Josef Nadler. Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. I. Band: Die Altstämme (800–1600). Mit 5 Karten und 91 Abbildungen auf 50 Beilagen. Regensburg, 1912. J. Habbel. 404 Seiten. Gebunden 10 Mark.

Digitized by Google

schaftsformation, — dies alles und vieles andere wirkt Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang zusammen, um den psycho-physischen Charakter des Volkes und jedes einzelnen zu formen. Je nach dem ererbten Blute und der Heimatart entwickeln sich geistige und körperliche Stammesmerkmale, und darunter als eines der wichtigsten die künstlerisch-dichterische Grundanlage. Die geistige Tätigkeit, hier zunächst die Dichtung, ist Produkt der Stammes- und Landschaftsverhältnisse. Die „zwingende Gewalt stammestümlicher Triebe" (S. 224) liegt letztlich jeder Dichtung zu Grunde. Es ist „der Mensch in Wahrheit ein Sohn seiner Erde" und sein geistiges Schaffen „läßt sich restlos (!?) aus der Heimat ableiten". (219.) Und auch umgekehrt: der einzelnen Landschaft werden jeweils gewisse dichterische Notwendigkeiten inhärent und immanent. „Die Landschaft forderte diese Künstler und solche Motive." (75.) (Ganz in diesem Sinne hat ja vor kurzem Maurice Barrès, der französische Akademiker, in seinem Roman La colline inspirée geschildert, wie die Menschen unbewußt im Banne ihrer Dorflandschaft stehen und wie der einstige Druidenhügel, auf dem jetzt die Kirche steht, mystisch-dämonisch auf die Umwohnenden wirkt und immer wieder gewisse seelische Zustände weckt.) — Die letzte Konsequenz von all dem ist, daß die Literaturgeschichte, ja die ganze Geistesgeschichte schließlich zum mathematisch-physikalischen Exempel wird oder doch wenigstens theoretisch werden sollte. Blutmischung und Landschaft sind ja ganz reale, physikalische Faktoren, deren Kombinationen und Permutationen errechnet werden können. Und so sagt Nadler auch einmal mit aller Kühnheit: „Mit der Sicherheit eines chemischen Experimentes läßt sich der fränkische (Bluts-)Tropfen überall erkennen, wo das neue Leben (des Humanismus) aufgärt". (198.)

Darstellungen der Literaturgeschichte nach landschaftlichen und stammestümlichen Einteilungen im großen und im kleinen Stile gibt es schon lange, so die bekanntesten: Nagl-Zeidlers Deutschösterreichische und Bächtolds Schweizerische Literaturgeschichte. Für die Mundart-Dichtung ist diese Abgrenzung nach Stamm und Dialekt ja dem Wesen nach notwendig und einzig möglich. Aber noch niemand hatte die Kühnheit, dieses Prinzip in höchster Synthese auf die gesamte Literatur aller Deutschen auszudehnen und anzuwenden. Der Prager Literaturhistoriker August Sauer, Nadlers Lehrer, sprach in seiner Rektoratsrede 1907 als erster die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit dieser Methode für die Öffentlichkeit aus. Nadler setzte dann die programmatische These Sauers mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit in die Tat um. Sein Buch berücksichtigt die bodenständigen Realfaktoren des Geisteslebens gründlicher und feinfühliger, als es wohl je früher geschah. Die Berechtigung und Richtigkeit der neuen Methode ist im Prinzip ohne weiteres klar. Wir kommen damit der Erkenntnis der Wirklichkeit um ein großes Stück näher. Aber — wir kommen durchaus nicht ganz ans Ziel! Außer und über jenen rationalen Realfaktoren sind im Menschenleben,

Digitized by Google

vor allem in Kunst und Literatur auch noch andere, uns unberechenbare Faktoren des Idealen, Irrationalen, Zufälligen mit wirksam, und diese kommen in Nadlers Darstellung nicht zu ihrem Rechte. Ja, er weiß es, sie sind da; und sie bereiten ihm auch gar manche Schwierigkeit und stören seine Kreise. Aber die Zielsicherheit und jugendstarke Begeisterung seiner Überzeugung macht ihn gleichsam blind dafür, und mit dem Schlüssel, der ihm die Vorhallen öffnete, hofft und glaubt er auch die letzte Pforte des Adytons erschließen zu können. Aber alle Erkenntnis natürlicher Prozesse, die Nadler so glücklich und so gründlich klarlegt, macht die übernatürlichen Prozesse nicht überflüssig. Zumal die großen Genialitäten, die den Weltlauf mit Geistesgewalt in neue Bahnen führen, gerade sie werden wir durch die Vorwelt und Umwelt niemals restlos erklären können. — Mit der menschlichen Willensfreiheit jedoch, wie etliche Pessimisten befürchten, kommt diese naturwissenschaftlich-ethnologische Darstellung der Literaturgeschichte nicht in Widerstreit. Denn auch der noch so vielfach motivierte Wille ist ja doch frei in seiner Wahl.

Abgesehen also von dieser wichtigen Einschränkung, die ja auch Nadler selbst wohl kennt, ist seine neue literaturwissenschaftliche Methode sehr wertvoll und fruchtbar, auch wenn wir einräumen müssen, daß wir da erst im Anfange stehen. Die Vorarbeiten, auf die sich Nadler stützen konnte, waren dürftig, lückenhaft und zerstreut. Er mußte erst selbst das meiste Material zusammensuchen, ordnen, behauen und dann den kühnen Bau auftürmen, — zuviel Arbeit für einen einzelnen, als daß schon alles, das Ganze wie seine Teile, vollendet sein könnte. So überzeugend Nadlers Buch in seinen methodischen Grundsätzen wirkt (außer der erwähnten Einschränkung), so zweifelhaft erscheinen gar manche Einzelheiten. Und das ist kein Wunder, denn die größten Schwierigkeiten bilden ja das Wesen, das Problem des Buches. Nadler ist, wie sein Werk auf jeder Seite zeigt, nicht bloß ein gründlicher Gelehrter, sondern auch ein wahrhaftiger Künstler, ein Meister des Stiles. Seine Sprache hat oft herrlichen Klang und Bilder von glücklichster Prägung, und die Lesung des Buches ist schon rein sprachlich ein Hochgenuß. Aber dieses Künstlertum, das ab und zu sich zu gewagtem Virtuosentum versteigt, hat auch die Fehler seiner Vorzüge: wo der Forscher nicht oder kaum mehr wissen kann, da schaut und schafft der Künstler, da konstruiert der Ideologe. Der feinsinnige Instinkt, mit dem Nadler auch den verwickeltsten Wechselbeziehungen und dunkelsten Ursprüngen nachforscht, läßt ihn sicherlich manchmal divinatorisch das Richtige finden, aber zu andern Malen verführt ihn sein System. Qui nimium probat, nihil probat. Von der Universalität und Absolutheit des Prinzips ganz erfüllt, ist Nadler nicht selten in Gefahr, in das so liebevoll erforschte und erfühlte Wesen der Stämme und Landschaften mehr hineinzudenken als wirklich da ist. Die Gefahren der allzu subjektiven Konstruktion sind die Klippen und Sandbänke, die

Digitized by Google

diesem kühnen Entdecker unbekannter Ozeane allenthalben drohten und denen er durchaus nicht stets entrann. Und so liest man sein Buch voll seltsamen Stimmungswechsels, bald entzückt und freudig zustimmend, bald kopfschüttelnd, aber immer voll regsten Interesses und gefangen von der Kraft dieser Persönlichkeit. — Freilich, das hat Nadler klar vorausgesehen, daß er nicht alles restlos lösen und nicht überall überzeugen würde. Mit gutem Rechte beruft er sich auf Wilhelm Scherers Wort: „Man muß den Mut zu irren haben". Das ist sehr wahr! Und wir müssen trotz der unvermeidlichen Irrtümer Nadler danken, daß er diesen schönen Mut hatte, sonst wäre dieses gehaltvolle, ideenschwere Buch vor lauter Bedenken niemals geschrieben worden. „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt," sagt Goethe. Und Grillparzer meinte zu Beethoven: „Muß man denn immer nur das Mögliche wollen?"

Ein erster Wurf gelingt selten ganz; und je kühner der Versuch ist, umso begreiflicher ist das. Auch Nadlers Literaturgeschichte zeigt außer den natürlichen Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten, das Grundprinzip allweg zwanglos durchzuführen, auch noch andere Ungleichmäßigkeiten. So fehlt die niederdeutsche Literatur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ganz, während Heliand und Hroswith ausführlich behandelt sind. Die humanistische Lateinliteratur um und nach fünfzehnhundert wird in breiter, prachtvoller Darstellung gewürdigt, aber die ungeheuer reiche Lateindichtung in Deutschland des achten bis fünfzehnten Jahrhunderts, die doch wahrlich auch zur Auswirkung der verschiedenen literarischen Stammestendenzen gehört, bleibt außer einzelnen Haupterscheinungen wie Waltharius und Hroswith gänzlich unbeachtet. Und so noch manches andere Unausgeglichene. Die einzelnen Dichter und Werke kommen oft auffällig ungleich weg, zu kurz oder zu lang. Den einen schöpft Nadler gründlich und in genialer Einfühlung aus, in seitenlanger psychologischer, kulturgeschichtlicher und stoffgeschichtlicher Analyse, den andern tut er kurz mit einer Zeile ab, und wieder andere fehlen ganz. Auch beeinträchtigt der sozial-psychologische Grundplan des Werkes manchmal die einzelnen Dichterbilder. Der einzelne ist mit zu starker Absicht nur als Produkt weitverzweigter Ursachen, nicht als Individuum, als selbständiges Ich erfaßt. Vor den Masseneinflüssen kommen die Persönlichkeiten leicht um ihren Rang. — Anderseits aber sind manche, ja viele Kapitel wahre Kabinettstücke glänzendster Darstellungskunst, wie man sie sonst nur in wenigen Büchern findet. So verdienen die Abschnitte über die Mystik und den Humanismus vollauf das Lob, das ihnen von andrer Seite zu teil wurde. Das ist nicht mehr bloße Literaturgeschichte, das sind prachtvolle Kulturgemälde voll blühenden Lebens. Hier schöpft und gestaltet eine künstlerische Persönlichkeit aus der Fülle gelehrter Forschung. Und dennoch ist gerade auch hier wieder manche Anmerkung zu machen, z. B. bei der Darstellung der Mystik! Wenn Seite 160 die Mystikerzeit gekennzeichnet wird „Viel Liebe, viel wehe Lust, viel Ergriffenheit, doch wenig

Digitized by Google

Größe und keine Schönheit mehr", so widerspricht dem letzten Worte die darauffolgende Darstellung durchaus, indem sie ausdrücklich gerade die „hinreißende Schönheit" einzelner mystischer Schriften wiederholt betont. In Einzelheiten schöpft Nadler aus veralteten Quellen oder irrt geradezu, so wenn er die Helftaer Äbtissin Gertrud von Hackeborn mit ihrer Mitschwester St. Gertrud der Großen (164) und Mechtild von Magdeburg mit St. Mechtild von Hackeborn verwechselt. Auch das Ganzbild nach Seite 164 mit dem alten Druck des „Buchs geistlicher Gnaden" ist irrig Mechtild von Magdeburg statt Mechtild von Hackeborn zugewiesen. (Das Buch Mechtilds von Magdeburg, das „Fließende Licht", ist erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wiedergefunden und gedruckt worden.) Der gewaltige Völkerprediger Bertold von Regensburg ist, wie ja fast alles bei Nadler, glänzend geschildert, aber er gehört seinem Geiste nach nicht zu den Mystikern. Die Angaben über Seuse (174) sollten jetzt nicht mehr auf Denifle fußen, sondern auf der neuen Ausgabe von Bihlmeyer. Der Vergleich Taulers mit Gottfried von Straßburg (179) ist auf keinen Fall möglich; wenigstens habe ich bei eingehender Lektüre der Tauler-Predigten das Gegenteil dessen gefunden, was Nadler meint. Mit einer zufälligen Einzelstelle ist da nichts zu beweisen. — Doch genug! Gewiß könnte jeder Kritiker aus seinem besonderen Fachgebiet vielerlei große und kleine Ausstellungen machen an diesem großzügigen Werke. Es liegt ja im Wesen dieses kühnen Versuches, daß vieles schwanken, vieles einfach verfehlt sein wird. Das Verdienst des Unternehmens wird dadurch nicht wesentlich geschmälert. In magnis voluisse sat est, und hier stehen wir nicht bloß vor einem voluisse, sondern auch vor einer imponierenden Leistung. Nadlers Literaturgeschichte ist eine glückliche, wertvolle Ergänzung zu allen übrigen, anders angelegten Werken. An und für sich allein ist sie dem, der die deutsche Literatur nicht schon ordentlich kennt, schwerer verständlich, da hier die altgewohnten zusammenhängenden Stoffgruppen Lyrik, Epik, Prosa, Drama usw. zerschnitten, auseinander gelegt und auf die einzelnen Stämme und Landschaften verteilt sind. Aber dem Kenner ist diese neue und neuartige Darstellung ein hoher Genuß und eine wertvolle Erweiterung seines Wissens. Der Ideenreichtum, die Kombinationen, Rück- und Vorblicke Nadlers lassen dem Leser seine Bedenken im einzelnen manchmal fast vergessen. Der reiche Bilderschmuck, zum großen Teile Erstlingsreproduktionen, erhöht natürlich den Wert des Buches sehr, und seine praktische und wissenschaftliche Brauchbarkeit gewinnt durch ein eingehendes Verzeichnis der Fachliteratur, durch drei Register (Personen-, geographisches und Sach-Register) und durch fünf dankenswerte literaturgeographische Karten. So ist dieser erste Band der Nadler'schen Literaturgeschichte (auch der zweite Band ist vor kurzem erschienen) ein bedeutsames wissenschaftliches Ereignis und zugleich ein schönes, interessantes Buch, trotz seiner Mängel, und wir Katholiken

Digitized by Google

sind um eine Literaturgeschichte reicher, die, von einem Katholiken geschrieben, katholische Dinge mit Takt und Verständnis beurteilt.

II.

Briefe aus der Frühromantik

Von Dr. Rudolf Huber

Vor mir liegen zwei neue schmucke Briefbände des Inselverlages: Caroline, Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. — So besitzen wir also die Briefe der „Kulturdame" bereits in einer doppelten Edition. Neben die schöne ältere, allerdings bereits vergriffene, des berühmten Geschichtsforschers Waitz tritt eine noch schmuckere, in den Lettern der Zeit, sorgfältig überprüft von einem der namhaftesten und glänzendsten Literaturhistoriker, dessen Tod die wissenschaftliche Welt erst unlängst schwer beklagte. Eine Ausgabe mit biographischer Einleitung, trefflich orientierenden Anmerkungen, die den Text vielfach ergänzen, und einem Namenregister, dessen Abgang den Gebrauch der alten Ausgabe erschwerte. Wir können uns bei der Bedeutung Karolinens für die ältere deutsche Romantik und bei dem reichen Gewinn, den die Geschichte dieser mächtigen geistigen Bewegung aus einer so wichtigen Quelle zieht, nur darüber freuen, daß die Briefe wieder leichter zugänglich sind. Zeitungen und Zeitschriften haben denn auch die Neuausgabe mehrfach gewürdigt und dabei hat es nicht an Versuchen gefehlt, die komplizierte Erscheinung der bedeutenden Frau zu erfassen. —

Freilich, für einen Kulturschatz von bedingungslosem Werte, wie Männlein und Weiblein aus dem Lager der freien Moral mit lautem Schall verkünden, vermögen wir diese Briefe nicht zu halten. Es steckt doch zu viel zügellose Laune, ja Tücke, zu viel böswilliger Klatsch und Tratsch in manchem dieser formschönen Ergüsse, so daß uns der Genuß seiner Urteile über Personen und Werke, die zum Teil durch ihre Schärfe und Richtigkeit noch heute überraschen und die Probe der Zeit bestanden, nicht rein und ungeschmälert bleibt.

Was uns aber nachdenklich stimmen soll, ist der Hinblick auf die zweite bedeutende Frau des älteren Romantikerkreises, auf Dorothea Schlegel. Im Jahre 1881 erschienen bei Franz Kirchheim in Mainz zwei Bände des Werkes „Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie herausgegeben von Dr. J. M. Raich." Das Werk ist nicht abgeschlossen. Ungedruckte Briefe, die es in einem dritten Bande gesammelt zu Ende führen sollten, liegen vor. „Aber dieser dritte Band kam nicht heraus; das katholische Lesepublikum blieb teilnahmslos wider die Perlen deutscher Briefschreibekunst, die ihm in den ersten

Digitized by Google

zwei Bänden geboten wurden". So schrieb Professor Martin Spahn im „Hochland" (2. Jahrg., 10. Heft vom 1. Juli 1905). Was Spahn aus dem ungedruckten dritten Bande mitteilen konnte, reicht hin, um den Wunsch nach einem endlichen Abschlusse des wunderschönen Briefwerkes zu steigern, nicht aber, um ihn zu stillen. Sollte denn wirklich, was für Caroline gelang, für Dorothea nicht zu wagen sein? Soll uns die erlesene Sammlung von Briefen aus einem Kreise, dessen Mitglieder geistig und nach anfänglichen Verirrungen auch sittlich auf hehrer Höhe standen, immer ein Torso bleiben? Gerade Dorothea, deren edles Frauenbild erst vor kurzem (1912) durch Margarete Hiemenz wieder aufgefrischt wurde, verdient in hohem Maße eine Publikation jener Urkunden, die erst den tiefsten Einblick in die reiche geistige Werkstätte des Friedrich Schlegel'schen Kreises, in die fruchtbaren Bestrebungen seiner Spätzeit gewähren. Dorotheens Urteile über Personen und Werke ihrer Zeit sind kaum minder wertvoll als die Carolinens, jedenfalls leidenschaftsloser, mehr geläutert und geklärt, das sittliche Niveau der beiden Frauen läßt sich aber gar nicht vergleichen, und es ist herzerhebend zu sehen, wie die Berliner Jüdin, die allerdings einen Moses Mendelssohn zum Vater hatte, beständig an ihrer sittlichen Läuterung arbeitet, wie sie noch in den Tagen des Irrens ihre starke Persönlichkeit dem Wohle des geliebten Mannes unterordnet, wie sie später bemüht ist, alle Härten ihres Wesens abzuschleifen und alles Rauhe zu mildern.

Es genüge, die Urteile Dorotheens über Caroline und dieser über jene gegenüberzustellen. Dorothea findet Caroline wohl „hart, hart wie Stein . . . , sie kann übrigens recht liebenswürdig sein, wenn sie will, aber sie muß nicht! Nein, sie hat unendliche Vorzüge vor den meisten Frauen, in andern steht sie wieder ganz mit den meisten auf demselben Grade; in der Kieselhärte sucht sie aber ihresgleichen." (Raich, I, S. 28). — Sie tadelt Karolinens Hochmut, stellt ihn aber mit den eigenen Fehlern in Parallele. (Tagebuchstelle bei Raich I, S. 93). „Caroline beurteilt alle Menschen ganz gleich, nämlich sie hält sie alle für dümmer, als sie selbst ist, sie behandelt sie aber sehr verschieden und in unendlichen Nuancen, ihren Absichten gemäß." So betrüge sie immer sich selbst. — Und auf die Nachricht von Karolinens Tode: „Mir ist sehr wohl, daß ich längst schon verziehen habe, sonst müßte mir sehr bange sein, daß sie ohne Versöhnung hat aus der Welt gehen müssen, und ich hoffe nun, sie wird Vergebung finden, wie ich ihr von ganzem Herzen vergeben habe." (Raich I, S. 381.)

Dagegen Karoline: „Mir ist selbst oft, als könnte ich nicht ruhig sterben ohne mich mit Friedrich zu versehn. Wenn sie nur jemand totschlagen wollte, ehe ich stürbe." (Waitz-Schmidt, II, S. 218). Und ein andermal: Friedrich gedenke sich in Paris republikanisch zu vermählen. „Das Ersäufen in der Loire hieß unter Robespierre noces republicaines, und der Hälfte dieses Paares möchte ich gern solche Hochzeit gönnen" (II, S. 332).

Digitized by Google

Seit dem Erscheinen der zwei Bände sind mehr als drei Jahrzehnte verflossen. Wie mächtig hat sich seither das Interesse an der Romantik gesteigert und vertieft, wie ist sie so recht das Lieblingskind der literaturgeschichtlichen Forschung geworden! Und gerade das Interesse an den Persönlichkeiten, mehr als an den Werken, ist in unserer geistig vielfach jener verwandten Zeit in den Vordergrund getreten. Sollte ein Versuch, der vor zweiunddreißig Jahren scheiterte, nicht heute mit mehr Erfolg wiederholt werden können? Und wenn das Publikum abermals mit seiner Teilnahme zurückhält, scheinen mir die gelehrten katholischen Gesellschaften, eine Leo- oder Görresgesellschaft, berufen, durch Unterstützung vollständiger Herausgabe der Briefe diese Ehrenschuld abzutragen.

Man gebe dem neuen Bande eine Form, die den Besitzern der früheren Briefbände deutlich macht, daß ihnen der Abschluß des unvollständigen Werkes geboten wird, denen aber, welchen die alten Bände nicht zugänglich sind, doch die Beruhigung gibt, eine in gewissem Maße selbständige Publikation anzuschaffen. Denn man scheut sich, den Schlußband eines Werkes zu kaufen, dessen Anfang man nicht besitzt. Die gesamte katholische Presse sorge aber, daß dem Publikum der Wert jenes Schatzes zum Bewußtsein komme, den es in den Briefen Dorotheens und derer die ihr am nächsten standen, besitzt.

Stimmen der Zeit

Klare Grundsätze

Ein „Literaturstreit" hätte im katholischen Lager gar nicht entstehen können, wenn nicht die klaren Grundsätze beiseite geschoben und durch opportunistische Erwägungen ersetzt worden wären. Darum ist auch der sicherste Weg, den Streit zu bannen, seine Zurückführung und Festlegung auf das grundsätzliche Gebiet. Denn aus der Verdunklung und Zurückstellung der Grundsätze, aus ihrer Verdrängung durch opportunistische Phrasen entsteht die unbeschreibliche Verwirrung, die wir heute beklagen, und aus der Verwirrung der Streit.

Ein Gebiet, auf dem derzeit die größte Verwirrung herrscht, ist die „Jugendschriftenfrage". Der erbitterte Kampf, der namentlich vonseite der „Hamburger Richtung" gegen die patriotische und religiöse Tendenz in der Jugendschriftenliteratur geführt wird, hat auch katholische Pädagogen und Literaten in seine Kreise gezogen. Gewisse katholische Fortschrittler stehen der Hamburger Richtung nicht so sehr in der Theorie, als in der Praxis sehr nahe. P. Hermann Acker S. J. hat darum

Digitized by Google

mit seinem in den „Stimmen aus Maria Laach" (Band 87, 6. Heft) unternommenen Versuche, die Katholiken in der Jugendschriftenfrage auf den Boden klarer Grundsätze zu stellen, eine dankenswerte Tat und zugleich ein Friedenswerk vollbracht. Als ersten Grundsatz stellt er die wohl von keiner Seite bestrittene, selbstverständliche Forderung auf: *Jede Jugendschrift ist auf ihren Kunstwert zu prüfen.* Das ist klar. Die Literatur für die Jugend unterliegt denselben Gesetzen wie die Literatur für die Erwachsenen, man hat an sie wesentlich dieselben Aufforderungen zu stellen, insbesonders soll sie nach P. Acker drei notwendige Eigenschaften haben: 1. sinnenfällige, nicht gedanklich begriffliche Darstellung, die nicht nur den Verstand, sondern auch Herz und Phantasie anregt; 2. einheitliche, straffe Komposition, weil lockeres Gefüge Verwirrung und Überdruß, niemals aber ästhetische Befriedigung erregt; 3. innerliche Wahrheit, weil Unwahrheit den Widerspruch des Verstandes weckt und deshalb kein volles Entzücken aufkommen läßt.

Nach dieser selbstverständlichen Betonung der Notwendigkeit literarischer Tüchtigkeit stellt sich jedoch P. Acker keineswegs auf den Standpunkt einer einseitigen ästhetischen Beurteilung; er verlangt vielmehr, daß die gesamtpädagogischen Rücksichten *nicht minder entschieden zu betonen sind.* Die Jugendschrift muß der kindlichen Fassungskraft durch eine gewisse *Geradlinigkeit* und *Schlichtheit* der Auffassung, Sprache und Darstellung angepaßt sein, sie muß der jugendlichen *Phantasie* Nahrung bieten, vor allem muß in ihr ein *gesunder Idealismus* herrschen, durch den die Jugend in der Wertschätzung der Vaterlandsliebe, der Sittlichkeit und der Religion eine Förderung erfahren kann. Über den letzten Punkt läßt sich P. Acker vernehmen:

„Es wird damit selbstverständlich nicht einer zudringlichen, aufgeklebten, unkünstlerischen, in die Handlung hineingetragenen und namentlich mit den Charakteren disharmonierenden *Tendenz* das Wort geredet. Wir gehen von der Tatsache aus, daß die Welt- und Lebensanschauung eines jeden Dichters eben auf alle Werke abfärbt. Schon bei der Wahl des Stoffes wird sich dieser Einfluß geltend machen. Der in religiösen Dingen freisinnige Dichter wird gern Stoffe wählen, welche die Religion oder ihre entschiedenen Vertreter von einer minderwertigen Seite zeigen. Der gläubige Christ, der Katholik fühlt sich angeregt von einem Gegenstande, der die Möglichkeit bietet, den Glauben in seiner sieghaften Kraft darzustellen. Der sozialistisch angehauchte Dichter neigt zur Behandlung von Stoffen, die die „Erbärmlichkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung" beleuchten usw. Es mag einem hervorragenden Dichter im großen und ganzen gelingen, sich in das Denken und Fühlen einer ihm fremden Welt hineinzuleben, aber das ist lange nicht allen Dichtern in wünschenswertem Maße gegeben und auch die großen haben nicht selten versagt: durch die Augen seines Lebens sieht der Dichter die Welt, nach seinen Grundsätzen beurteilt er fremde Grundsätze und Handlungen.

Hieraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Aber für den Kritiker bietet sich da eine nicht geringe Schwierigkeit. Nur zu leicht ist er geneigt, die in der Dichtung stark ausgeprägte Welt- und Lebensanschauung als etwas Tendenziöses, Unkünstlerisches anzusehen. Das wird um so eher der Fall sein, je weiter der Abstand zwischen der Lebensauffassung des Künstlers und jener des Kritikers ist.

Liberale, freisinnige Kreise finden es zu natürlich, daß der gläubige Christ dem Dichter ihrer Richtung das Recht einräume, seine liberale Welt- und Lebensauffassung

Digitized by Google

in seine Dichtung einfließen zu lassen. Das gleiche Recht wird aber nur zu häufig dem christlichen Dichter und Jugendschriftsteller versagt. Wenn man also auf jener Seite behauptet, daß man sich nur von ästhetischen Gesichtspunkten leiten lasse, daß keine künstlerisch bewältigte Lebensanschauung Grund zur Ablehnung einer Dichtung sei, so muß man sich wundern, warum in den von jenen Kreisen herausgegebenen Jugendschriftenverzeichnissen so selten oder kaum Jugendschriften mit ausgeprägt christlicher oder gar katholischer Weltanschauung zu finden sind.

Wir Katholiken gehen da folgerichtiger voran. Wir sagen: dem Dichter bleibt es unbenommen, seine Welt- und Lebensanschauung in seinen Werken kundzugeben. Es gibt aber Auffassungen, die nach unserer Überzeugung der Jugend zum Verderben gereichen. Die atheistische, sozialistische, antichristliche Welt- und Lebensanschauung würde der Ruin unserer Jugend sein. Darum suchen wir Dichtungen mit solchen Anschauungen von der Jugend fern zu halten. Wir wollen bei ihr an erster Stelle Schriften verbreiten, in denen eine nach unserer Überzeugung gesunde Weltanschauung sich offenbart."

Nach diesen Ausführungen ist „unser Ideal die Jugendschrift, die, hohe literarische Qualitäten vorausgesetzt, von sittlichem, christlichem Geiste durchweht ist". (Das Wort „christlich" kann selbstverständlich für Katholiken nur die Bedeutung „katholisch" haben; denn eine protestantisch-christliche Jugendschrift, die unsere katholische Religion mit Schimpf überhäuft, kann nicht unser Ideal sein. Gralred.) Weil sich aber jede Kritik zu Kompromissen wird verstehen müssen, werden wir in der Offenbarung eines echt religiössittlichen Geistes, in der Schilderung kirchlichen Lebens, das an und für sich schon Schätze tiefster Poesie birgt, einen vollen Ersatz für geringere literarische Mängel anerkennen müssen. Unverstand und Ungerechtigkeit sei es darum, Jugendschriften wegen ihrer positiv christlichen Tendenz unter eine besonders scharfe Lupe zu nehmen (wie es heute auch in katholischen Organen leider geschieht).

●●●

Die Verkannten

In unserer modernen Literatur, die größtenteils so ganz vom täglichen Erfolg lebt, gibt es neben den „Verkannten", die immer da waren, noch eine eigene Spezies: „Die nicht genug Gelobten". Sie haben Erfolg, aber sie möchten immer noch mehr; sie werden gelobt, aber sie wollten mehr gelobt werden als alle andern. Einem solchen „verkannten" Dichter, dem sehr extravakanten und dekadenten Herbert Eulenberg, wurde jüngst im „Literarischen Echo" von Georg Hermann (Georg Borchardt) energisch der Text gelesen: „Worüber beklagen Sie sich? Hungern Sie? . . . Hat man Ihrem Talent nicht die Anerkennung gegeben, die es Ihrer Ansicht nach verdient? Man hat Ihnen Preise gegeben. Irgendwelche Damenvereinigungen haben Ihre Bücher gleich auflagenweise verteilt . . . . . Soll alle Welt jubeln: der neue Shakespeare? Sollen alle Bücher außer den Ihrigen verboten werden? Soll man Ihnen Triumphpforten errichten?"

Aber nicht um dieser kleinen Bosheiten willen nehmen wir Notiz von dem Federstreichen, das Hermann Eulenberg durch sein „in Per-

Digitized by Google

manenz erklärtes Stöhnen über das Verkanntsein und die mißgünstige Presse" entfesselt hat, sondern weil bei dieser Gelegenheit eine für jeden schaffenden Dichter wie für die ganze Literatur sehr wichtige Frage berührt wird. G. Hermann wirft nämlich die Frage auf: „Ist Ihnen (Eulenberg) nie zum Bewußtsein gekommen, daß das Werk und seine Wertung in der Öffentlichkeit auf zwei ganz getrennten Blättern stehen, gar nichts miteinander zu tun haben, daß Lob und Tadel nur behindern? Daß jede künstlerische Arbeit nichts anderes ist als die Auskryställisierung des eigenen Ich? Und daß es dafür sehr gleichgültig ist, ob draußen einer klatscht oder pfeift . . . Ich könnte manchen nennen, der das Zehnfache an Begabung und absolutem Kunstsinn besaß wie Sie, und nicht ein Zehntel Ihres Erfolges hatte . . . . Ist Ihnen denn noch nie die ganz simple Tatsache aufgegangen, daß Erfolg kompromittiert? . . . . Es wäre ein Sakrileg am künstlerischen Schaffen, zu glauben, daß irgendwer, durch Lob oder Tadel beeinflußt, sein Leben nun anders in Werken ausbluten würde, als es ihm die Linie seines Daseins vorschreibt."

Wie wohl jeder unbefangene Leser sieht, enthalten diese Ausführungen viel Wahres, aber auch ganz unhaltbare Übertreibungen. Es ist richtig, daß der Erfolg kein verläßlicher Maßstab für die absolute Wertung eines Werkes ist, daß er sogar kompromittieren *kann*, aber nur unter gewissen Umständen; zum Beispiel wenn der Erfolg durch geschickte Spekulation auf die niedern Triebe der Menge erschlichen wurde. Es ist aber nicht richtig, daß Lob und Tadel *absolut gleichgültig* für den Schaffenden sind, daß das Schaffen notwendig, *unabhängig von der äußeren Wertung*, vor sich gehen müsse. Herbert Eulenberg hat in seiner Entgegnung (Lit. Echo 16. Jahr Heft 13) diese Schwäche seines Angreifers geschickt benutzt, indem er antwortete: „Hier (in der Frage, ob Erfolg oder Mißerfolg von Bedeutung für das Schaffen des Künstlers ist) eine Wechselwirkung zu leugnen, . . . das geht wirklich nicht an. Abgesehen von dem alten Denkfehler, der darin liegt, daß Sie glauben, die Linie unseres Daseins sei uns allein durch unser Wesen vorgeschrieben, widerspricht die ganze Literaturgeschichte Ihrer Behauptung." — Hier führt Eulenberg einige treffende Beispiele an und fährt fort: „Es heißt gar nichts von dem Wesen eines Künstlers verstehen, wenn man wie Sie erklärt, Erfolg oder Mißerfolg hätten nicht den geringsten Einfluß auf die Persönlichkeit oder das Schaffen des Dichters. Er ist eben ein empfindlicheres reizbares Wesen und reagiert auf jeden Druck oder Wärmeunterschied der Luft genau wie das von Ihnen erwähnte Thermometer . . ." Das erläutert Eulenberg boshafterweise durch die Fabel von einem Vogel, der zu singen aufhört, weil die Leute ihn anschreien und einen Esel, der sich über diese Eitelkeit wundert und sich als Beispiel hinstellt, weil er trotz vieler Prügel die Säcke weiter schleppt.

Man muß sich billig wundern, daß über solche Fragen im Areopag der Dichter und Denker noch immer keine Klarheit herrscht. Die Literaturauffassung, die dem Katholiken durch seinen Glauben klar und selbst-

Digitized by Google

verständlich gegeben wird, löst diese Frage in einfachster Weise. Für ihn ist wahre, hohe Kunst eine Art Gottesdienst, darum in ihrer idealen seelischen Sphäre unabhängig von Lob und Tadel der Menschen, ein notwendiges Auswirken der von Gott in die Künstlerseele gelegten Kräfte. Der Künstler ist aber ein Mensch, bestehend aus Seele und Leib, sein Wirken ein Zusammenwirken der höheren und der niederen Seelenkräfte; er ist abhängig von den Naturgesetzen, und ein solches Naturgesetz ist die das Schaffen fördernde Wirkung der Freude am Erfolg und die das Schaffen lähmende Wirkung der Trauer über den äußeren Mißerfolg. Gewiß hat gerade der christliche Künstler viel mehr Mittel in der Hand, sich über die Wirkungen des natürlichen Gesetzes zu erheben, aber sich endgiltig ihnen zu entziehen, wird ihm kaum gelingen. Soviel ist sicher: Zu den Schwächlingen, die permanent über Verkanntwerden jammern, wird er nicht gehören. Fühlt er sich wirklich verkannt, was ja heute das naturgemäße Schicksal eines echt christlichen Künstlers ist, so wird er sein Schicksal mit Würde zu tragen und sich zu trösten wissen.

• • •

Sie verdienen einander!

Jede Zeit hat die Kultur, die Literatur, die Bühne, die sie verdient .... Dieser Gedanke ist schon in den verschiedensten Variationen ausgesprochen worden. Eine neue Variation bringt Erich Schlajker im Kunstwart (XXVII, 12) indem er Frank Wedekind „als Zeiterscheinung" zu erklären sucht, als den Dichter, den unsere Zeit verdient, der sich naturgemäß aus ihr entwickeln mußte. Er meint, daß man den Wedekind-Kultus nicht mit der Wedekind-Mode erklären darf, weil das ja nur eine Umgehung des Problems sei. Ganz richtig: die Wedekind-Mode hat eben ihren tieferen Grund. Schlajker will freilich einen Standpunkt suchen, von dem er sowohl den Bewunderern als auch jenen „andern" recht geben kann, die Wedekinds Werke als einen „Schmarren" bezeichnen. (Er selbst rechnet sich zu den letzteren.) Zu diesem Zweck weist Schlajker hin auf den Charakter unserer Zeit als Übergangsperiode, auf den Verfall der alten Formen, mit welcher eine ganze ehrwürdige moralische Welt zerfällt. Wer aber mit Gedanken dieser zerfallenden Welt, aus der wir noch herstammen, in den rastlosen Wirbel einer modernen Großstadt hineingeht, dem werden sie von der Gemeinheit des Lebens in eine Posse verwandelt, und diese Verwandlung moralischer Werte in eine Posse ist eben ein Stück von Wedekind. In diesem Widerspruch — in einer Welt leben müssen, in der wir uns noch nicht heimatsberechtigt fühlen, weil sie zu unsern geistigen Anschauungen nicht stimmt, — liegt eine Parallele zur „künstlerischen Groteske", die auch ein sinnfälliger Widerspruch ist zu ehrwürdigen Anschauungen, ein Widerspruch, dem man gleichwohl weder Realität noch tieferen Sinn absprechen kann. „Wenn aber die moderne Welt

Digitized by Google

bis zu einem gewissen Grad eine Groteske ist, warum sollten dann nicht die Grotesken von Wedekind auch bis zu einem gewissen Grade zeitgemäß sein?" Schlaffer meint, wir seien heimatlos in der modernen Welt, wir litten an der Wirklichkeit — wenn nun ein Desperado diese Welt in die Luft sprengt, erscheine er besonders der jüngeren Generation als Befreier . . . „Bei Wedekind finden diejenigen ihre Rechnung, denen es auf die seelische Prostitution eines Menschen nicht ankommt, wenn sie dabei nur grinsen können. Eben so sehr aber können sehr ehrenwerte Leute in seinen Dramen den Schrei des gequälten modernen Menschen vernehmen", den Schrei des Hohnes über eine Welt, die als ein „possenhaftes Unglück" empfunden wird. Nach Schlaffer schreibt Wedekind zwar keine Tragödien sondern nur „Schmarren", aber er ist selber eine moderne Tragödie.

Man kann sich oft nicht genug wundern über die Erscheinung, daß höher strebende Geister, obgleich ihnen kein Strahl der katholischen Wahrheit leuchtet, die „Tragödie des modernen Menschen" in viel klarerem Lichte sehen und die Krankheitssymptome unserer modernen Kultur viel sicherer und weitschauender beurteilen, als unsere modernen Katholiken, die heute fast mit in den vordersten Reihen der kritiklosen Anbeter und Verhimmler dieser Kultur stehen. Es gibt wohl eine Erklärung, aber sie würde uns hier von unserer Aufgabe, auf die Stimmen der Zeit zu horchen, zu weit wegführen.

• • •

Ein Protest aus der Schweiz

Zur Baumgartner-Stockmann-Verschandelung durch die Literatur-Revue „Über den Wassern" äußert sich nun auch scharf und klar eine äußerst beachtenswerte Stimme aus der literarischen Schweiz. In der „Schweizerischen Rundschau", die von Dr. A. Gisler, K. Müller und Hans von Matt geleitet wird und die jedenfalls nirgends die Signatur eines zu pointierten Ultramontanismus trägt, spricht sich Herr Redakteur Hans von Matt über diese Frage u. a. folgendermaßen aus:

„Seitdem der zweite, abschließende Band der groß angelegten Goethe-Biographie von P. Alexander Baumgartner, neu bearbeitet von P. Alois Stockmann, erschienen ist, hat die Diskussion über dies monumentale Werk des Gelehrtenfleißes zweier katholischer Schweizer-Literarhistoriker wieder sehr lebhaft eingesetzt. Daß der angesehene Literaturgeschichtsprofessor Richard Moses Meyer bei seiner Besprechung in der „Deutschen Literaturzeitung" in den Ton einer nörgelnden, ausschließlich negativen Kritik verfiel, und daß Dr. Ludwig Geiger im „Literaturblatt" der „Frankfurter Zeitung" einen gereizten Ausfall auf das Werk der zwei Gelehrten aus dem Jesuitenorden brachte, erklärt sich leicht aus der Abneigung der beiden genannten Kritiker gegen „die beständige Hervorhebung dieses Christenstandpunktes", wie Dr. Ludwig Geiger sich ausdrückt.

Daß aber neuestens auch Pfarrer H. Falkenberg in „Über den Wassern" geradezu leidenschaftlich gegen die Neubearbeitung von Baumgartners Goethe sich

Digitized by Google

wendet, dürfte schon eher überraschen. Geht doch Falkenberg so weit, seine Besprechung mit den Worten zu schließen: ‚Zwei Auflagen hat das katholische Deutschland schon gekauft, es wird nochmals 4000 mal 27 Mark — 108,000 Mark zahlen für — literarische Bildung und Fortschritt. Arme Katholiken!' Solch unfeine Anfälle machen einen sonderbaren Eindruck im Rahmen einer Zeitschrift, die sich in geschäftiger Reklame die einzige literarische Revue für die Katholiken Deutschlands nennt, und dieser direkt gehäßige Ton ist um so weniger angebracht, als es hier um ein Werk sich handelt, dem die nichtkatholische Literatur nach eigenem Geständnis an Reichhaltigkeit des sorgfältig und umfassend beigebrachten wissenschaftlichen Materials nichts Gleichartiges entgegenstellen kann.'"*)

Diese Stellungnahme ist auch ein nationaler Protest gegen das Gebahren einer gewissen literarischen Kritik, die längst alle Maßstäbe verloren und die nun um den Preis des Beifalls von links — sich selbst bloßstellt! Wahrhaftig: „Arme Katholiken!"

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Lyrik

* Was die Freude singt. Eine Auswahl von alten und neuen Gedichten herausgegeben von Augustin Wibbelt. 356 Seiten. Warendorf i. W., J. Schnellsche Buchhandlung. Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50.

Augustin Wibbelt, selbst ein Dichter der Freude, hat hier eine Anthologie geschaffen, die bisher einzig dasteht: Liedergaben der fröhlichen Muse, des sonnigen Humors, der Lebens-, Liebes- und Naturfreude, freudige Herzenserhebung, alle hellen und hohen Klänge „sollen zusammenklingen zu einer großen brausenden Freuden-

*) Die Sperrung stammt von uns. Graf-Red.

Digitized by Google

symphonie." Die deutsche Poesie als „Sonnenkind", als Freudenbringerin zu zeigen, war seine Aufgabe. Und er hat sie glänzend gelöst. Er hat die Symphonien komponiert, sozusagen zu einem gewaltigen Sang der Freude neu zusammengedichtet. Nicht bloß zusammengestellt! Daß alles ausgeschieden ist, was die Freude unrein macht, sie aus dem Paradiese vertreibt, erhöht den Wert des Buches so bedeutend, daß wir nicht anstehen, es als eine der besten neueren Anthologien warm zu empfehlen.

Romane, Novellen

Bongardt, Hans: Der alte Berns. Roman aus der Franzosenzeit. Fritz Eckardt Verlag. Leipzig 1914. 325 Seiten. Gebunden Mk. 3.—.

Die Blauen Eckardt-Bücher, deren 5. Band vorliegender Roman ist, bringen eine Sammlung historischer Romane, Lebensbeschreibungen, Tagebücher und Briefsammlungen aus großen Zeiten deutscher Vergangenheit. Obwohl der Verfasser dieser Erzählung noch ein literarischer Neuling zu sein scheint, hat er doch eine ganz anerkennenswerte Leistung geboten. Die Sprache ist frei von billiger Effekthascherei, manchmal sogar volkstümlich und doch in ihrer Einfachheit erschütternd, so bei der Schilderung des Rückzuges der großen Armee aus Rußland und in den Schicksalen des alten Berns, des preußisch gesinnten Bauern, der vom Franzosenkaiser nichts wissen will. Die nationale und politische Tendenz ist stets maßvoll, das ganze nicht ohne tieferen ethischen Wert.
C. II. 2.

* **Baumgartner, Julian:** Die Glocken von St. Benedikt. 183 Seiten. Regensburg, J. Habbel. Gebunden Mk. 2.—.

Im Anschluß an die anonyme Kritik über dieses Werk*) in Nr. 6, Seite 381, des „Gral", sei es mir verstattet, auf einiges hinzuweisen, das dem Herrn Referenten entweder entgangen ist oder von ihm mißverstanden wurde. Wir greifen heute in Tirol mit beiden Händen nach neuen Werken katholischer Tiroler. Und wer hier im Lande lebt, weiß, wie jungkräftig der literarische Stamm blüht. Aber nicht alle Werke tragen den Charakter der Heimat. Und da läßt es sich nicht leugnen, daß Baumgartner den Stimmungscharakter der Tiroler Berge und Wälder eingefangen hat, mit der Kunst eines Lyrikers, die dem Epiker nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Wir haben und lesen heute so viele rein gegenständliche Romane, daß ein lyrischer Stil eine wahre Erlösung ist. Die großen Nachteile des romanschreibenden Lyrikers stören Baumgartner nicht, weil er nicht von der Lyrik zum Roman gekommen ist. Daß der Rezensent des K. W. den „Glanz der Poesie" in Baumgartners Werk anerkennt, beweist nur, daß auch er von der Stimmung mitgerissen wurde. Und die ist gewiß das Schönste in dem Roman. Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß vorliegendes Werk nur im Buchhandel Baumgartners Erstling ist und bereits vor einigen Jahren im Innsbrucker Tagblatt „Allgemeiner Tiroler Anzeiger" eine große Novelle „Das Walddorf" erschien, die bereits hohe Qualitäten aufweist.
Michael G. Lap.

Dumbrava Bucura, Der Pandur. Geschichte des Rumänischen Volksaufstandes im Jahre 1821. Roman in 2 Bänden. 319 und 221 Seiten. Regensburg, A. Wunderlings Hofbuchhandlung. Mk. 6.—, gebunden Mk. 7.—.

Der vorliegende Roman ist der zweite einer Folge, die Rumäniens Heldengeschichte behandelt. Es ist erstaunlich, daß eine Frau (unter dem Decknamen verbirgt sich die noch junge Dichterin Fanny Székulisz) ein solches Werk beginnen und noch erstaunlicher, daß sie es in den zwei bisher erschienenen Romanen auf eine wahrhaft seltene Höhe dichterischer Gestaltungskraft und ethischer Wirkung führen konnte, auf

*) Ausnahmsweise bringen wir diese nachträgliche Ergänzung unserer Anzeige des Buches im „Kritischen Wegweiser" des 6. Heftes. An die Bemerkung über „anonyme Kritik" anknüpfend, benützen wir die Gelegenheit zu erklären, daß die knappen Charakterisierungen des „Kritischen Wegweisers" von einer kleinen Zahl ausgewählter fachkundiger Lektoren, die sich ihrer Verantwortung vollkommen bewußt sind, besorgt werden. Weil alle ganz im Geiste der Redaktion arbeiten, übernimmt die letztere auch die volle Verantwortung für diese Rubrik. Aus diesem Grunde lassen wir die einzelnen Rezensenten nicht mit ihrem Namen zeichnen. Sollte es sich jedoch herausstellen, daß die Nachteile dieser Einführung über Vorteile überwiegen, werden wir sofort die Namenszeichnung der Referenten wieder einführen. Gralredaktion.

Digitized by Google

eine Höhe, die hinter den Meisterwerken des historischen Romans, wie sie unsere Handel-Mazzetti geschaffen, kaum zurückbleibt. Allerdings war hier die lebendige Geschichte schon vor der Dichterin am Werke, ein Heldenepos zu dichten und Bucura Dumbrava hatte nur mehr die Aufgabe, das buntbewegte vom Griffel der Geschichte gemalte Bild in dichterische Form zu gießen und aufs neue lebendig zu gestalten, was sie allerdings nicht hätte tun können, wenn sie nicht eine echte Dichterin wäre. Noch etwas hat sie dazu getan: in unvergleichlich echte Lokalfarben hat sie das gewaltige Bild gefaßt und dadurch auch ein Stück Kulturgeschichte geschaffen, das heute um so zeitgemäßer ist, je mehr Rumänien wieder aktiv in das Gewebe der europäischen Politik eingreift. Vom Standpunkt des katholischen Kritikers ist die tief in der christlichen Tradition wurzelnde starke Betonung der ethischen Momente anzuerkennen, gleicherweise die Objektivität und die Zurückhaltung, die sich die Dichterin bei der kaum zu übergehenden Schilderung des sittenlosen und weichlichen Lebens der Bojaren auferlegt. Sie erliegt fast niemals der Versuchung, mit der Schilderung der Sittenlosigkeit zur Sittenlosigkeit zu verlocken. Das Buch verdient, daß sich ernste und gereifte katholische Leser — ein Buch für andere ist es nicht — eingehend mit ihm beschäftigen, noch wünschenswerter wäre es, daß die frivole und sittlich angefressene Lebewelt hier wieder einmal an die Quellen der sittlichen Kraft eines Volkes sich aus der modernen Rennbahn, die zum Abgrund führt, zurückgerissen fühle. A II, 2 R, einzelne Stellen 3)

Supper, Auguste: Vom Wegesrand. Erzählungen. 93 Seiten. Heilbronn, Eugen Salzer. Gebunden Mk. 1.—.

Wenn es möglich wäre, was manche glauben, daß man nämlich ein Werk fein säuberlich zerlegen könne in einen rein literarischen Teil und in einen andern, in dem die Ethik, die Weltanschauung steckt, müßte man dem literarischen Teil dieses Büchleins gar hohe Lobsprüche spenden. Nachdem wir aber eine solche Zerlegung für ein Unding halten, müssen wir das Buch als Ganzes betrachten und aus den literarischen Vorzügen und der vornehm-skeptischen Weltanschauung, die es atmet, ein gemeinsames Werturteil abziehen, das eine uneingeschränkte Empfehlung des graziös ausgestalteten Büchleins für katholische Kreise ausschließt. (B, IV—V, 3).

* Tudisch, Ali: Ringen. Roman. 188 Seiten. Paderborn, Ferd. Schöningh. Gebunden Mk. 2.60.

Das Buch, offenbar ein Erstlingswerk, ist eine seltsam, aber nicht ungünstig anmutende Mischung von Realismus und Romantik. Es erzählt das Schicksal eines infolge grundloser Denunziation entlassenen Lehrers, der dann halbverhungert ein Landstreicherleben führt, sich aber soviel sittliche Kraft bewahrt, um jede sich darbietende Arbeitsgelegenheit zu ergreifen, dann plötzlich in sich das Dichtertalent entdeckt und als erfolgreicher Schriftsteller die in allen Stürmen treugebliebene Braut heimführt. Ethisch und religiös ist außer Kleinigkeiten nichts zu beanstanden, vom literarischen Standpunkt wäre mehr Klarheit, Reife und Vermeidung allzu romanhafter Führung der Handlung zu wünschen. Der Verfasser ist jedenfalls selbst noch ein Ringender. Ob er sich durchringt, werden seine weiteren Werke zeigen. (C, II, 2 R)

Antworten und Mitteilungen der Redaktion

Rottz. Der aktuelle Stoff drängte diesmal so, daß die Rubrik „Hau- und Bausteine" leider ganz ausfallen und der „Kritische Wegweiser" stark gekürzt werden mußte.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I. Herrengasse 12. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H.. Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

neuntes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Juni 1914 :: ::

„Wie aber das Schöne in Gott eins und dasselbe ist mit dem Wahren und dem Guten, gerade so besteht ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die künstlerische Anmut sich dem Abglanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden und ihm so zu dienen habe."

Papst Pius X. an den Gral, 16. Februar 1911.

Wahrer und falscher Fortschritt

Auf Wunsch einer Freundin für eine dritte, falschem Fortschritt anheimgefallene, geschrieben von Emilie Ringseis †

Obwohl Gründe, selbst die denk- und folgerichtigsten, keine bewegende Kraft zu besitzen pflegen, wenn nicht seine geistige Mächte seelischer Art und vor allem Hilfe von oben mitwirken, ist uns eben doch der Verstand gegeben, um in seinem Licht und nach seinen Gesetzen, wenn auch mit Bescheidenheit das, was wir mit dem Herzen ergriffen haben, ernst zu prüfen und vernünftig zu zergliedern und zu entwickeln. Daher will ich versuchen, so gut mir's eben gelingen mag, die bewußten Meinungsäußerungen zu kommentieren.

Ich beschränke mich darauf, unsere Verschiedenheit im Begriffe „Fortschritt" anzudeuten.

Fortschreiten kann natürlich nur das Unvollkommene. Gott kann keinen Fortschritt machen; denn er ist von Ewigkeit her zugleich die vollkommene Ruhe und die vollkommene Tätigkeit. Das Wie dieser Vollkommenheit werden wir zwar nie ganz begreifen, denn dazu müßten

Digitized by Google

wir eben Er selber sein; aber wir werden, wenn wir die vorgeschriebenen, weil in der Natur der Sache liegenden Vorbedingungen erfüllt haben, es doch in einem unsere kühnsten Vorstellungen übersteigenden, uns mit Seligkeit der Erkenntnis und der Liebe überströmenden Maße begreifen, ja in einer unsere ganze Fähigkeit in Anspruch nehmenden und überreich erfüllenden Weise daran teil nehmen; denn wir werden „in Ihm" sein und „Er in uns!" Ja, Gott läßt uns schon jetzt durch Analogien, namentlich durch die Art, wie Er uns die Wahrheit ergreifen läßt, ahnen, wie man zugleich „streben" und „besitzen" kann, ohne daß das eine dem andern Eintrag tue.

Gott gab uns in der Moral ein vollkommenes Gebot. Niemand, der sich nicht durch Leichtsinn oder frevlen Hochmut versündigen will, wird behaupten wollen, von dem Gebot aus: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst" sei noch ein Fortschritt möglich. Wohl aber sind die Fortschritte vom Zustand unserer Unvollkommenheit, unserer Sündhaftigkeit aus bis zur Erfüllung dieses Gebotes unendliche. Anfänger in der Vollkommenheit befällt zuweilen eine mit jenem Lessing'schen Gefühl (lieber zu streben als zu besitzen) verwandte Angst, sie möchten zu geschwind vollkommen werden und was dann? Weiter Fortgeschrittene dagegen fühlen sich immer kleiner und kleiner gegenüber den unendlichen Höhen der Vollkommenheit, die sich vor ihren immer geschärfteren Blicken erheben; daher dann ihre dem Uneingeweihten oft so unbegreifliche Demut, daß er dieselbe für Heuchelei zu halten versucht sich fühlt.

Aber ist es denn mit der dogmatischen Wahrheit anders beschaffen? Soll von unserem Gottesbegriff aus noch ein Fortschritt möglich sein? Ein Gott, in allen Seinen Eigenschaften vollkommen, in der Macht, in der Weisheit, in der Liebe; ein Gott, durch Seine Dreipersönlichkeit, die ewige, bewußte Mitteilung von Leben, Licht und Liebe darstellend und (um mich recht untheologisch auszudrücken) in Sich Selbst gesellig — dabei durch Seine Gott-Einheit vollkommen; ein Gott, der ohne Bedürfnis in freier Liebe — frei nach seinem Bild angelegte Geschöpfe denkt und hiermit auch schafft; ein Gott, der, unendlich majestätisch, nicht ungestraft mit sich spielen läßt, dennoch unendlich zärtlich bereit ist, den wahrhaft und tätig Bereuenden alsbald zu verzeihen; ein Gott, der Sich zum Geschöpfe herabläßt, dessen Natur mit Seiner unendlichen zu vereinen, um das dem Ursprung nach Endliche, dem Ziel nach Unendliche zu jener Erhebung in möglichste Gottähnlichkeit zu befähigen; ein Gott, der ohne Verletzung unserer Freiheit uns beseligen will, wenn wir nur kraft dieser Freiheit uns wollen beseligen lassen; — von einem solchen Gottesbegriff aus sollte noch ein Fortschritt möglich sein? Etwa zu einer langweiligen saturnhaften Weltseele, bei der wir statt der herrlichen Hoffnung der Auferstehung uns trösten sollen mit dem Wiedergekäutwerden in anderer Gestalt? Nein, hier ist jeder angebliche Fortschritt ein Rückschritt, wo nicht ein

Digitized by Google

Fall. „Ich glaube, daß mein Erlöser lebt und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen und werde in meinem Fleische meinen Gott sehen. Ich selbst werde Ihn sehen und meine Augen werden Ihn anschauen und kein anderer und werde in meinem Fleische meinen Gott sehen." (Responsorium am Allerseelentag, aus dem Buche Job.) Und innerhalb eines solchen, Himmel, Erde und Abgrund umfassenden Gottesbegriffes mit all seinen irdischen Beziehungen in Kirchen-, Welt- und Seelengeschichte, sollte uns bang werden für Befriedigung unseres Forschertriebes? Welchem Gelehrten ward schon bang, daß ihm der Stoff für seine Betrachtungen im Universum ausgehen und er von da in unbekannten hypothetischen Welten fortschreiten müsse? — Und in der Tat haben seit so vielen Jahrhunderten unsere Heiligen, unsere Gottesgelehrten bald kontemplativ, bald spekulativ sich versenkt in „die Tiefe der Reichtümer Gottes", haben zergliedert, logisch entwickelt, verteidigt und freuen sich, während die Seele friedlich im Besitz untrüglicher Lehren und Heilswahrheiten ruht, der immer neu sich eröffnenden heiligen Abgründe der Erkenntnis, darein sie an Gottes und der Kirche Hand sich vertiefen.

Es drängt mich zu noch einer Bemerkung über den Fortschritt. Ein wahrer Fortschritt kann nur von einem mit Sicherheit Gegebenen aus geschehen. Wovon ich die Gesetze genau kenne, davon kann ich zu Verwandtem fortschreiten, wobei immer erst die Erfahrung mich lehren muß, ob ich recht geschlossen; ehe diese Bestätigung eingetreten, kann ich mit voller Sicherheit nicht weiter gehen. Wer auf Hypothesen hin Systeme bauen, Fabriken errichten, Staaten regieren, sein Leben für Zeit und Ewigkeit einrichten wollte, wäre ein Phantast. Mag man immerhin, um Märchen zu dichten, auf erfundenem Grund mit logischen Mitteln weiterbauen; mag man, mit Wissenschaft spielend, sich einmal ergötzen am geistreichen Ausspinnen einer Hypothese! Wer aber im Ernst des Lebens so verführe, gliche dem Wahnsinnigen, der oft die scharfsinnigste Logik an den Ausbau einer fixen Idee verwendet. Nun befinden wir uns aber Gott und der übernatürlichen Welt gegenüber, so lang uns nicht Offenbarung darüber wird, vollständig und einzig im Reich der Hypothese. Die alten Weltweisen kamen oft der Wahrheit überraschend nah; allein der Umstand, daß ihre Sätze eben nur Hypothesen waren, wenn auch noch so tiefsinnige, entkräftete deren Wahrheit, und dieselben Völker, welche in Christus ihren Gott und Erlöser begrüßten, waren kalt geblieben bei dem diesen Erlöser ahnenden und Seiner Lehre oft sehr nahe kommenden Philosophieren ihrer Weisen. — Zwar waren im Ganzen und Großen die Völker nicht bis zur Albernheit unsrer fortgeschrittensten Materialisten gelangt, alle Gottheit, Unsterblichkeit und selbständige Gottnatur zu leugnen, weil sie diese nicht schmecken noch riechen können; über das Wie und Warum aber tappten sie trotz etlicher letzter Reste der Uroffenbarung völlig im Dunkeln. Sollte jemals Klarheit kommen in diese Verwirrung, so

Digitized by Google

mußte ein Bote, ein Augenzeuge von drüben kommen, das Jenseits selber mußte sich offenbaren. Und es hat sich geoffenbart.

Es konnte dies aber auf zweifache Weise. Entweder unmittelbar, unwiderstehlich, vollkommen offenkundig, ohne Wahl anzunehmen oder zu verwerfen. Dann war die Weltgeschichte und die Erziehung des Menschengeschlechtes am Ende. Die unmittelbare Anschauung Gottes mußte in jenem unvorbereiteten Zustand die Welt und Menschheit zwar von Ihm unwiderstehlich überzeugen, aber auch verzehren; denn wie könnte das Fleisch, wie es gegenwärtig ist, den Geist schauen? Es mußte zergehen, der jüngste Tag war da. Oder aber es geschah, was wirklich geschehen: die Offenbarung geschah vermittelt, zwar überzeugend für den guten Willen, aber ohne Zwang, göttlich-menschlich zugleich, dem ruhebedürftigen Gemüt einen Schatz sicherer Heilswahrheiten bietend und seine Geisteskräfte herausfordernd sowohl zur Prüfung der Gründe, kraft derer die Annahme der göttlichen Botschaft gefordert werden kann, als zur Ausbeute, Entwicklung und Fruchtbarmachung des gegebenen Schatzes in Erkenntnis und Leben. Wahrlich eine des ewig tätigen und ruhevollen Gottes allein würdige Einrichtung, um sowohl unsern Frieden zu gründen als unserm Forschergeist die Aufrichtigkeit des Strebens zu sichern. Denn wie könnte derjenige aufrichtig streben, dem weder am Besitz, noch am Ausgangspunkt gelegen wäre! Der Bote erschien im Fleisch. Damit aber ein Bote, der im Gewand der Sterblichkeit erschien, sich ausweise als von oben kommend, mußten gewisse Bedingungen erfüllt sein. Mit der bloßen Erhabenheit der Moral war nichts bewiesen, denn es ist wahr, was uns von Feinden Christi oft genug gesagt wird: Mag sich auch sonst bei niemand eine so durchaus gereinigte Moral finden, etwas wesenhaft Neues in Bezug auf unser irdisch ethisches Verhalten hat Er nicht gebracht. Selbst die Lehre von der Feindesliebe findet sich schon vor Ihm vereinzelt. Nur dadurch, daß Er die Moral aus den irdischen Angeln der Bürgertugend oder starren Gesetzeserfüllung erlösend auf den Angelpunkt der Gottesliebe hob, versetzte Er sie in ein höheres Gebiet; aber auch diese Tat war z. B. den Juden gegenüber nur ein Vollenden, ein Besiegeln; denn auch die Gerechten des Alten Bundes hatten die Gottesliebe bereits gekannt.

Um für Seine Botschaft aus dem Jenseits und für Seine Angabe, daß Er der Erlöser der Menschheit sei, Glauben zu gewinnen, mußte der himmlische Bote Sich also noch anders ausweisen; denn auch die vollkommene Sündenreinheit, so unerläßlich sie war, genügte hierzu nicht.

Man denke sich in Gottes Lage gegenüber einer sündig gewordenen aber rettungsfähigen Menschheit, deren Freiheit, obwohl durch Sünde geschwächt, nicht sollte angetastet werden. War es nicht das Zweckmäßigste, einerseits diese Menschheit ihre Wege gehen zu lassen, damit sie es praktisch erfahre, wohin sie mit ihrer Weisheit gerate,

Digitized by Google

andererseits zu sorgen, daß die letzten Funken der Offenbarung nie ganz erlöschen, ja daß an gesichertem Ort ein Herd der Wahrheit erhalten bleibe? (Wie wunderbar Gott die Freiheit der einzelnen mit Seinen durch die Taten der Menschen stets modifizierten, dennoch im Großen gesicherten Weltplanen zu verbinden weiß, zeigt — nebenher gesagt — der Umstand, daß der Hüter jenes Herdes, das auserwählte Volk in seiner Mehrheit sich doch verderben konnte ohne den Ratschluß Gottes zu vereiteln.) Als dann die Fülle der Zeit gekommen, d. h. als die Menschheit an ihrer Weisheit offenkundig Schiffbruch gelitten, am Jenseits zum einen Teil verzweifelnd, zum andern nach einem Erlöser aufschreiend, da kam der Ersehnte. Aber er fiel nicht vom Himmel als etwas Unerwartetes. Jene aus der Uroffenbarung stammende Sehnsucht nach einem Erlöser war vorzugsweise bei dem Volk Israel genährt worden durch Propheten, deren Aussprüche zum Teil so klar und bestimmt waren, daß zur Zeit Christi der Messias ganz allgemein erwartet wurde und die Anwendung zahlloser Stellen auf Ihn sich dem unbefangenen Auge ungesucht aufdrängen mußte. Aber diese Vorsicht war nicht die einzige, die Gott gebrauchte, Seinem Boten, der Er selber war, Eingang in den Glauben der Menschheit zu verschaffen; denn sie hätte in der Tat nicht ausgereicht, weil ja der Natur der Sache nach Prophezeiungen stets einen Rest von Dunkelheit behalten müssen, bis sie erfüllt sind. Der Bote mußte Seine Sendung durch Wunder legitimieren.

Ich rechne mich nicht zu den materiellsten Naturen; aber wenn heute ein Engel vom Himmel zu mir käme, so müßte er seine Echtheit, wenn ich sie ihm glauben sollte, mit Wundern beweisen. Wäre das aber auch ein Zeichen von materieller Gesinnung, (was ich leugne, ich halte es nur für höchst vernünftig) wohlan! Das Volk, das nicht zu philosophieren versteht, — das Volk, das durch schlechte Erziehung, Verwilderung so häufig des feinern Sinnes für Erhabenheit der Moral entbehrt, — das Volk, das im Elend liegt, — soll auf dies arme Volk gar keine Rücksicht genommen werden? Womit soll es überzeugt werden, wenn nicht durch Wunder, rettende, helfende Wunder? Hätte der Heiland auch nur diesem armen Volk zu Liebe Seine Wunder gewirkt auf die Gefahr hin, vornehmere Geister zu verletzen, müßten wir nicht um dieses einzigen Zuges willen Ihn zärtlich lieben? Aber ich leugne, daß auch die edelsten Geister Seiner Wunder entbehren könnten. Aus der Erhabenheit Seiner Lehre und Moral in Wort und Tat konnten sie nur erkennen, daß Er der Vorzüglichste unter den Menschen; aber um Seine Gottheit zu erkennen, mußte Er Seine Macht über die Schöpfung, Sein Durchschauen der Herzen kundgeben. Ja, könnten wir Ihm auch alle Wunder schenken, eins können wir Ihm nicht schenken, die Auferstehung. Um zu beweisen, daß Er die Macht habe, die große Angelegenheit der Menschheit zu schlichten, nämlich uns von der Sünde, dem geistigen Tod, zu erlösen, mußte Er Sich als

Digitized by Google

Herrscher über den leiblichen Tod bekunden. — Es mußte eben alles zusammenkommen: Zeugnis der Propheten, Lehre, Wandel, Persönlichkeit, Selbstzeugnis des Heilands, Wunder und Erfüllung Seiner eignen Prophezeihungen. Nichts durfte hiervon fehlen, und es fehlt auch nichts.

Strauß und seine Genossen drehen sich mit ihren Hauptargumenten in dem bitiösen Zirkel herum: Die Evangelien sind nicht echt; also brauchen wir die Wunder nicht zu glauben. Wunder sind unmöglich, also können die Evangelien nicht echt sein. Erst müßte ein Vordersatz *bewiesen* sein, dann ließe sich der Nachsatz darauf bauen (gar mancher der Herren spräche wohl richtiger: die Evangelien sind uns unbequem, drum können wir die Wunder nicht brauchen). Aber warum sollen denn Wunder nicht sein können? Man findet es Gottes unwürdig, daß Er sollte an seinen eigenen Gesetzen korrigieren müssen und übersieht dabei, daß Er Sich freie Geschöpfe gegenüber gesetzt, welchen Er gestattet, bis zu einem gewissen Grade Seine Wege zu durchkreuzen, zu verändern und Sich Selbst sollte Er das Recht nicht vorbehalten haben, Änderungen zu treffen, um die freien Taten der Menschen in Seine Bahnen einzulenken? Jede neue, freie Tat Gottes gehört aber ins Bereich des Wunders, wenn auch nicht immer des sichtbaren. So jede Gebetserhörung. Gott hat gleichsam zwei Willen, drückt sich ein Kirchenlehrer aus — für zwei Fälle: z. B. will Gott eine Seele retten, wenn sie einwilligt; willigt sie nicht ein, so will er ihre Verdammnis. Allerdings sieht Er voraus, welcher Wille in Erfüllung gehen wird; aber die Dinge geschehen nicht, weil Er sie voraus sieht, sondern Er sieht sie voraus, weil sie geschehen werden. Er legt es in unsere Hand, welcher jener Willen geschehen solle. Oder Er will uns ein Gut gewähren, aber im bestimmten Falle nur, wenn wir Ihn darum bitten; versäumen wir die Bitte auf schuldbare Weise, so tritt der Wille des Versagens ein. — Wirkt denn der Mensch nicht fortwährend Wunder an den ihm untergeordneten Dingen, indem er sie durch seine höheren Kräfte das leisten läßt, was sie durch eigene Kraft nicht vermögen? Metall und Papier sprechen durch seine Anordnung zum Geist und Gemüt, der Stein wird zum Bild, das Wasser steigt aufwärts u. s. w. Man erwidert, hier weiche nur ein Naturgesetz dem andern, das niedere dem höheren. Was dem Stein u. s. w. nicht Natur sei, das sei es dem Menschen. Ganz richtig! Ebenso haben wir das Wunder im religiösen Sinne zu denken. Was dem geistleiblichen Menschen nicht Natur ist, vermag Gott zu leisten. Und wenn Er neben den unsichtbaren Wundern auch sichtbare für gut findet, um uns zu erschüttern, zu stärken, zu überzeugen, wer darf dies widervernünftig finden? *Häufig* können die sichtbaren Wunder ihrem Zweck nach nur da sein, wo sie, wie bei Gründung des Christentums, ein leuchtendes Zeugnis geben müssen. Um bloß zu erschüttern, müssen sie selbstverständlich selten sein. Ganz aufgehört haben sie nie und kommen heutzutage auch

Digitized by Google

vor, mit den glänzendsten Zeugnissen belegt; aber das Prinzip unserer außerkirchlichen Fortschrittler lautet eben auch in Beziehung auf diese Wunder: Wunder können nicht wahr sein, also kommen sie auch jetzt nicht vor; es gibt heutzutage kein Wunder, also hat es niemals Wunder gegeben. (Ein Lessing freilich hätte sich mit edlem Abscheu von solcher Logik abgewandt!)

Nochmals, versetzen wir uns in Gottes Lage uns gegenüber! Christus hat Sich ausgewiesen als Gott, als Gottes Bote und Bevollmächtigter. Gott hat, um menschlich zu reden, es Sich unendliche Mühe kosten lassen, Sein zerrüttetes Werk wieder herzustellen. Wird Er nun nicht möglichste Vorsicht anwenden, um Seine Tat, das Erlösungswerk, so fruchtbringend als möglich zu machen? Wird Er nicht alle Sorge tragen, daß die Kenntnis Seiner Lehre, Seines Lebens, der von Ihm verordneten Heilsmittel, daß Sein Geist der Nachwelt ungeschmälert überliefert werde? Wie stellt Er dies am geschicktesten an? Ich dächte, das wäre das Ei des Columbus. Hätte Ers nicht getan, so wüßten wir's nicht, so aber wissen wir's. Er wird Männer auf das Sorgfältigste unterrichten, gewiß nicht mit minderer Sorgfalt als Moses auf dem Berge Sinai, wird ihnen Amt und Vollmacht geben, und sie über Umfang und Grenzen derselben belehren; damit kein Irrtum möglich, wird es eine genügende Zahl sein, die Er besonders einweiht, und damit keine Zersplitterung eintrete, setzt Er ihnen den Einheitspunkt, ein Haupt. Sie sind alle Seine Vertreter, einer aber vor allen. Zur größeren Sicherung wird auch das Wichtigste dokumentiert werden. Da Er Sich einmal herabgelassen auf die Erde, wird Er es nicht mehr zugeben, daß eine Verfälschung dessen, was Er gebracht, innerhalb der von Ihm gegründeten Anstalt die Oberhand gewinne, sondern Er wird bleiben bis ans Ende der Welt, erstens durch Seinen Heiligen Geist, „den Tröster, der uns alle Wahrheit lehrt", sodann persönlich auf geheimnisvolle Weise, weil es Seine „Freude ist, unter den Menschenkindern zu wohnen". Aber gemäß Seiner wunderbar weisen Art, Seine Gnade zu geben, ohne unsere Selbständigkeit zu mindern, wird Er den Gliedern Seiner Anstalt weder Arbeit noch Kummer ersparen; sondern was sie ohne Seine Gnade nicht vermöchten, das wird ihnen ohne ihre Mitwirkung nicht geschenkt. Mit Taten und Kämpfen des Geistes und aller natürlichen, seelischen und leiblichen Kräfte müssen sie das Gegebene erhalten, schützen, verteidigen, entwickeln; müssen alle Gebiete des Lebens, des Wissens und Könnens erobern und auch das Irdische, ohne es aus seiner natürlichen Bestimmung herauszuschälen, mit übernatürlicher Heiligung durchdringen. Auch innerhalb der Kirche wird es Streit geben, Geburtsschmerzen um jede neue Entwicklung; aber diesem Streit sind Schranken gesetzt durch die Kontrolle der Allgemeinheit (Katholizität) und der Apostolizität, kraft welcher ein katholischer Erdteil dem andern, ein Jahrhundert dem andern unter der rechtmäßigen Aufeinanderfolge der von Christus gesetzten Obrigkeit

Digitized by Google

Zeugnis und Schutz verleiht. Wer diese Schranken nicht achtet, wird ausgestoßen oder stößt sich selber aus. Auch Ärgernis wird nicht mangeln, selbst an den Häuptern, weil keine noch so hohe Würde die persönliche Freiheit ihres Trägers beeinträchtigen kann, aber die Verheißung erfüllt sich, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen.

Man treibt in unserer Zeit ein unerlaubtes „Schwarze-Mann"-Spiel mit gewissen Worten, zu denen auch das Wort „Dogma" gehört. Es gibt Wahrheiten, die so sicher gestellt sind, daß, wer sie umzuwerfen versucht, sich als vernunftlos kennzeichnet. Dazu gehören nicht bloß die mathematischen, sondern auch logische Wahrheiten. Wenn nun eine solidarisch verbundene Genossenschaft von Millionen (selbst wenn wir nur die gebildeten Katholiken der christlichen Zeitrechnung zählen wollten), eine Schar, welche Geister von jeglicher Art und von jeglichem Umfang, nüchterne, feurige, Historiker, Philosophen, Theologen, Naturforscher, Künstler, Staatsmänner, Krieger, kurz, Männer und Frauen jeglichen Standes, Seelen jeder Anlage und Abschattung umfaßt, darüber einig ist, daß gewisse Lehren die echte Überlieferung aus Christi Zeit darstellen, gewisse andere mit Denknotwendigkeit daraus hervorgehen, wenn jene Schar sich überdies der göttlichen Verheißung der Unfehlbarkeit der Kirche in Fragen der Heils- und Sittenlehre getröstet darf, soll eine solche Schar jene Anzahl von Wahrheiten nicht als so sichergestellt betrachten dürfen, daß sie ihr den Namen „Dogma" beilegt?" — Möhler sagt in seiner Symbolik irgendwo: Ein Mensch könnte nur dann der Gesundheit seiner fünf Sinne und seiner Vernunft sich sicher halten, wenn er sehe, höre, schließe wie die Allgemeinheit, und auf diesem vernünftigen Prinzip beruhe auch die Autorität der Kirche.

Ich fasse meine Vorstellung von wahrem und falschem Fortschritt nochmal zusammen:

Der außerkirchliche Fortschritt zieht sich selber fortwährend den Boden unter den Füßen weg, indem er immer wieder die früheren Standpunkte verleugnet und aufgeben muß als überwundene Irrtümer; er strebt und gerät vom Hundertsten ins Tausendste gleich einem Kunstwerk, das den Faden verloren, das ursprüngliche Thema aufgegeben hat, — einem Ziele zu, das ihm nur undeutlich in allgemeinen Worten vorschwebt. Schade um ein noch so ehrliches Martyrtum in solcher Sache!

Der kirchliche Fortschritt, fest wurzelnd im ursprünglich Gegebenen, den sicheren Boden der Ausgangswahrheit nie verlassend, strebt einem wohlbekannten, klarbewußten, herrlichen Ziele zu, in

Digitized by Google

langsam reifender Entwicklung und läßt sich genügen an Einem, weil dieses Eine das All umfaßt!

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!

Nachschrift der Redaktion

Zur Stunde, da eben Richard M. Meyer in der Deutschen Literaturzeitung (2. Mai 1914, Nr. 13) die „Originalität und Energie" der Persönlichkeit dieser Emilie Ringseis „entdeckt", da endlich E. M. Hamanns soeben bei Herder erschienene knappklare Biographie es wagen darf, der Nation das Wesensbild dieser charaktervollen, hochbegabten, katholischen Frau und Künstlerin zu zeichnen, ist es eine Genugtuung, an dieser Stelle einen Aufsatz aus der Feder der edlen Toten publizieren zu können, der, bisher unveröffentlicht, uns von der hochverehrten Schwester der am 4. Februar 1895 Verstorbenen, Frl. Bettina Ringseis in München, in gütigster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Wir machen die Gralgemeinde mit besonderm Nachdruck auf die eisern-logische, tiefschürfende Behandlung eines Kulturproblems aus Frauenhand aufmerksam, über das ach, wieviele Geister heute noch so ganz klar und mutig zu denken sich getrauen?

Gral-Redaktion.

Das Lied / Von Richard Kralik

Ein Lied, ein Lied, ein starkes Lied!
Ein Lied, das laut die Welt durchzieht!
Ein Lied, das Leben wecken kann,
Ein helles Lied, o stimmt es an!

Es liegt ein Zauber im Gesang
Und Wunderkraft in Wort und Klang.
Die Macht des Liedes schaffe neu
So Welt wie Volk uns fromm und treu!

Das Lied zerbricht der Hölle Band,
Das Lied erobert Herz und Hand.
Das Lied strömt kühn zum Himmel auf
Und krönt des Siegers Heldenlauf.

Digitized by Google

Die große Harmonie

Von Marie v. Hutten

(Schluß)

„Wie sie mich alle auslachen würden!“ sagte sie halblaut und dachte an ihre Freunde und an Ludwig Reyter. Und wie ihr bei diesem Gedanken die Lebensatmosphäre all dieser Menschen, die auch ihre eigene gewesen war, plötzlich nahe kam wie eine schwere Welle von Erinnerungen und Suggestionen, schwankte sie einen Augenblick. Die Hand zuckte nach dem Schlüssel.

„Sie waren ja schon beinah im Druck — meiner Machtvollkommenheit schon eigentlich entrückt“, dachte sie. Die Freude des Dichters an der gelungenen Gestaltung der eigenen Gedanken und Gefühle, des eigenen starken Schauens und Erlebens überrieselte sie heiß. Der Augenblick, als sie ihr erstes Buch in Händen hielt, war ihr gegenwärtig, groß und reich.

Sie stand hastig auf. Ihre Seele war verwirrt, voll drängender Wünsche. Als sie aus der Türe in den Garten trat, kam ihr der Sommerabend wunderbar entgegen. Auf den hohen tiefroten Rosen lag der letzte Schein. Grillenzirpen war in der Luft. Der Himmel stand in durchsichtig lichtem Blau über den vollen Baumwipfeln. Marianne verließ den Garten und stand auf einem schmalen Pfad, der hoch oben auf der Böschung dahinlief. Vor ihr breitete sich das weite grüne Tal und gegenüber stiegen die bewaldeten Berge auf. Sie setzte sich mit einem tiefen Atemholen auf die kleine Bank aus weißen Stämmen, die am Wege stand. Hinter ihr war der schwere Duft von Reseden und Levkoyen. Menschen kamen an ihr vorüber und grüßten sie. Sie dankte zerstreut. Eine Sehnsucht war in ihr und drängte der grünen Stille entgegen, von der sie Erfüllung hoffte.

Und wie Marianne eine zeitlang da gesessen hatte, hörte sie wieder die große Harmonie in allen Dingen und das Tönen der ganzen Welt in tiefen Akkorden. Die Seele der Frau trank daraus Erfüllung ihres Sehnens und wurde ruhig.

Nun wußte sie — sie mußte ihrer Erkenntnis die Treue halten, wenn sie den Frieden besitzen wollte. Und wenn sie wieder ein Werk ihres Geistes und ihres Herzens in die Welt hinaussenden würde, mußte es in die große Harmonie einklingen und in die großen Akkorde gestimmt sein.

Wieder gingen Menschen an ihr vorüber und sie schaute ihnen nach, wie sich die dunkeln Gestalten von dem hellen Pfad abhoben. Als sähen ihre Augen sie zum erstenmal. Und zum erstenmale war ihr,

Digitized by Google

als hörte sie Millionen Herzschläge in dem tiefen Atmen der Dinge, die um sie her waren.

Sie sah den Abend über das Tal kommen — die Farben erlöschen. Der Osten stand schon in verhülltem Schweigen. Pappeln reckten sich in dunkeln Streifen gegen die lichte Himmelswölbung. Lichter tauchten am Bahndamm auf und das Wasser in der großen Sägemühle ging mit starkem Rauschen. Fledermäuse huschten Marianne am Gesicht vorüber, ganz dicht in lautlosem Flug. Sie hatte sich früher vor solchen Dingen gefürchtet. Jetzt saß sie still und rührte sich nicht. Der große Frieden, der um sie und in ihr war, schloß alle Furcht aus.

* * *

Der große, festlich geschmückte Saal war schon fast gefüllt, als Marianne Fryberg eintrat. Man grüßte sie, machte ihr Platz. Das Komitee-Mitglied mit dem bunten Abzeichen im Knopfloch führte sie ehrfurchtsvoll durch die Reihen der Anwesenden.

„Hier herauf — bitte, hier herauf!" sagte eine geschäftige autoritive Stimme vom Podium herunter. Die Ausschußmitglieder des Vereins „Wohltätiger Frauen", der heute hier zu einer Festversammlung tagte, hatten ihre Plätze um eine lange Tafel unter der geschmückten Kaiserbüste und sahen von ihrer Erhöhung herab auf die dicht besetzten Stuhlreihen, die den Saal füllten.

„Aber ich gehöre ja nicht zum Ausschuß", sagte Marianne. „Ich finde hier unten sehr gut einen Platz."

„Ah — aber Baronin!" sagte die zweite Vorsitzende wieder. „Das ist doch etwas anderes. Wir bitten sehr."

Marianne stieg ein wenig unwillig die hölzernen Stufen hinauf, grüßte die Damen und nahm den Platz, den man ihr anwies. Die zweite Vorsitzende kam zu ihr heran.

„Es wird eine glänzende Festversammlung werden, Baronin", sagte sie. „Unsere Vorstandsdame, Frau Kreisrat Menzinger, ist zum Bahnhof gefahren, um Ihre Exzellenz Frau von Romheld abzuholen. Sie wissen doch, die Frau Seiner Exzellenz des Generals von Romheld. Ihre Exzellenz sind in unserem Städtchen geboren und halfen vor fünfundzwanzig Jahren den Verein hier gründen. Nun verherrlicht Ihre Exzellenz unsern Jubiläumstag mit ihrer Gegenwart. Eine große Freude, nicht wahr?"

„Ich kenne Frau von Romheld nicht" . . . sagte Marianne.

Die Medizinalrätin war von der Antwort ein wenig betroffen. Aber sie ließ sich nicht abschrecken.

„Ich bemerke seit einiger Zeit mit großer Befriedigung, daß Baronin an unseren Bestrebungen teilnehmen — am Verein und sonstigen Betätigungen zur allgemeinen Wohlfahrt. Gott — in unserer Zeit! Man kann ja nie den hundertsten Teil von dem tun, was man tun sollte.

Digitized by Google

Baronin erfreuen auch die Gesellschaft unseres Städtchens neuerdings öfters? Man kann hier recht gut leben und verkehren. Baronin sind allerdings anderes gewöhnt."

Eine Bewegung von der Türe ließ die Dame verstummen. Sie erhob rasch ihre grau-solid bekleidete Persönlichkeit und die schwarzen Bänder des Kapotthutes zitterten über der weißen Halskrause.

„Man kommt", sagte sie strahlend und stand in Position.

Marianne war froh, der Antwort überhoben zu sein. Sie wäre sonst fast in Versuchung gekommen, der Medizinalrätin zu sagen, daß die Ursache ihrer Anwesenheit weder Interesse am Verein der „Wohltätigen Frauen", noch ein Verlangen nach deren Gesellschaft sei. Sondern einzig und allein das ernste Bestreben, Menschen nachzugehen auf ihren Wegen — sie kennen zu lernen, zu erfassen, anders als sie bisher getan hatte. Sie ging umher und suchte und forschte. Lernte Leute aller Kreise kennen und Verhältnisse aller Orten.

Wie ein Schatzgräber kam sie sich vor, der im Gestein suchte und klopfte und hämmerte, um den Platz zu finden, von dem aus der Schatz zu heben war.

Sie hatte ihn noch nicht gehoben. Waren es ihre Werkzeuge, die nichts taugten — oder waren ihre Augen gehalten und fand sie die erlösende Formel nicht, die den Bann davon wegzunehmen imstande war?

Jetzt sah sie zu, wie Ihre Exzellenz, die Generalin Romheld auf das Podium geführt wurde. Man hatte ihr einen Strauß köstlicher weißfederiger Chrysanthemen überreicht. Sie war eine lebhaft liebenswürdige Frau, der es Spaß machte, geehrt zu werden, während sie das leise Gefühl hatte, es nicht zu verdienen.

Der Verlauf der Versammlung mußte sie eines besseren belehren. Man fragte sich, ob denn überhaupt schon je ein Mensch auf dieser Welt irgend ein Verdienst gehabt hatte, außer Ihrer Exzellenz. Unsichtbare Weihrauchwolken schwebten durch den Raum. Marianne hörte den Ansprachen zu, dem Geschäftsbericht, dann wurden Punkte zur Diskussion gestellt. Eine Dame, die von auswärts gekommen war, stand rasch auf und warf einige erregte Worte vibrierend in den Saal. Andere antworteten. Eine Spannung lief durch den großen Raum. Frauen, die nicht daran gedacht hatten, das Wort zu ergreifen, fühlten plötzlich eine seltsame Gier sich reden zu hören. Sie hatten eigentlich nichts zu sagen, was nicht ebensogut ungesagt bleiben konnte. Aber die Suggestion, die mit einem Mal in der Luft lag, trieb sie dazu, die eigene Stimme, meist klanglos und schüchtern, in den Raum zu senden. Eine oder die andere sprach auch gewandter, mit der Sicherheit gesammelter Erfahrungen.

Marianne Fryberg atmete auf, als die Versammlung geschlossen wurde. Sie stand fremd unter den lebhaft angeregten Frauen. In ihr war kein Verständnis. Sie fühlte den Spott wie kleine rote Blitze durch ihre Gedanken zucken.

Digitized by Google

Die zweite Vorsitzende suchte ihre Aufmerksamkeit zwar zwischen dem größeren und dem kleineren Gestirn zu teilen, aber Marianne fühlte dennoch mit Behagen, daß ihr eigener bescheidener Schein verblaßte und sie sich ohne weiteres zeremoniell empfehlen konnte. Draußen standen ein paar offene Landauer in der bunten Helle des Herbsttages. Ihre Exzellenz sollte zur Festtafel nach dem ersten Gasthof gefahren werden. Marianne Fryberg hatte abgelehnt, daran teilzunehmen. Sie ging rasch durch die Hauptstraße der kleinen Stadt, die ihr holperiges Pflaster durch wehende Fahnen und grünen Festschmuck gut zu machen suchte. Die Luft ging kühl und stark unter einer blaßgoldenen Oktobersonne. Marianne ging jetzt zwischen Gartenzäunen entlang, hinter denen ein Gewirr farbiger Herbstblumen war und fruchtschwere Zweige sich erdwärts neigten. Schon tauchte ihr schönes Heim aus dem Grünen auf, mit hohem roten Dach und ruhevollen Loggien. Aber der Pfad durch die Wiesen, auf denen der zarte Schimmer der Herbstzeitlosen lag, lockte sie zu einem Umweg. Die Stille war wohltuend, nach den lauten Stimmen des Vormittags. Der Pfad stieg sachte bergan. Vieh weidete in den Wiesen. Hüterbuben lagen am Boden und hatten ein flackerndes Feuer angezündet. Der Rauch schwebte in bläulich durchsichtigen Wölkchen auf der klaren Luft.

Dann kam eine Biegung des Pfades, über die eine Ebereſche rotflackernde Äste breitete und schon von weitem sah Marianne darunter eine dunkle zusammengekauerte Gestalt. Erst schien es ihr eine alte Frau zu sein. Aber im Näherkommen sah sie deutlich das fremde Gesicht.

Ein noch junges Weib. Der abgezehrte Oberkörper steckte in einem schmutzigen Fetzen, der wohl einmal eine modern auffällige Bluse gewesen war. An dem nackten Hals und den nackten Vorderarmen traten die Knochen eckig hervor. Glanzlose Haare von rötlichem Braun hingen in wirren Strähnen um ein grau-bleiches Gesicht, in das Elend und Laster und Kenntnis aller Häßlichkeit tiefe unverkennbare Runen geschrieben hatten. In den grauen Augen war ein stumpfer Blick, der die Gleichgiltigkeit der Verzweiflung verriet.

Das fremde Weib starrte Marianne Fryberg entgegen, aber sie gab kein Zeichen, daß sie sich der Anwesenheit eines andern Menschen bewußt war.

Marianne ging vorüber. Sie sah, daß ein zerlöcherter Schuh am Boden lag und sah an dem entblößten Fuß der Fremden eine große, eiternde Wunde. Ein Schauer lief ihr über die Schultern. Aber es war nicht Ekel. Es war ein seltsames Erschrecken, das sie schon einmal empfunden hatte. Sie wußte nicht mehr wo und wann.

Die Wunde blieb vor ihren Augen stehen — zeichnete sich klaffend in das ruhig-grüne Bild. Marianne fühlte, daß ihr das Blut heiß und schwer zu Kopf stieg. Sie ging langsam, kehrte wieder um. Ihre Bewegungen geschahen unter einem innern Zwang. Vor der Landstreicherin blieb sie stehen.

Digitized by Google

„Sie haben sich verletzt?" sagte sie und bemerkte erstaunt, daß ihre Stimme unsicher war.

Das Weib hob den Kopf. Marianne sah die verheerte Schönheit in dem grauen Gesicht. Die andere machte eine müde Bewegung der Hand.

„Ich kann nicht mehr weiter", sagte sie und versank wieder in die stumpfe Gleichgültigkeit.

Marianne stand und schaute auf die Wunde. Etwas regte sich in ihr — leise und geheimnisvoll. Es war wie das erste Sichbewegen eines Kindes unter dem Mutterherzen. Plötzlich sah sie den Obdachlosen vor sich, den sie in Wien gesehen hatte. Es flammte rot an ihren Augen vorüber. Das Herz fing ihr zu hämmern an.

Dann fand sie sich selbst vor dem fremden Weib auf der Erde knien. Sie sah ihr in die Augen. Ihr war, als sei sie noch nie einem Menschen so nahe gewesen, wie diesem verlorenen Geschöpf. Sie nahm ihr weißes Batisttaschentuch, riß es in Stücke und beugte sich über den kranken Fuß. Die Fremde gab einen dumpfen Laut von sich. Marianne sah die Gleichgültigkeit einem verstörten Staunen weichen und in den stumpfen grauen Augen flimmerte ein wenig Leben auf.

Marianne nahm in ihre Hände den Fuß, der von Staub und Schmutz der Straße bedeckt war und verband die Wunde so gut sie konnte mit dem weichen Batist. Dann zog sie das weiße Seidentuch hervor, das sie unter ihrer Jacke trug und befestigte damit den Verband. Sie tat es mit geschickten, aber mechanischen Bewegungen. In ihr war der Aufruhr eines großen Geschehens. Mächtige Wogen gingen brausend über das Gestade ihrer Seele.

Als sie fertig war, blieb sie noch einige Augenblicke auf den Knien liegen. Sie war erschüttert bis in ihre Tiefen.

Was war geschehen? Sie suchte sich zurechtzufinden. Die brausenden Wogen ebbten zurück. Eine blühende Insel war da, wo vorher nichts gewesen.

Sie sah zu der Fremden empor. Beide Frauen sahen einander Sekunden lang in die Augen. In das blasse Gesicht der Verlorenen kam langsam eine dunkle Glut. Die armen Lippen bebten. Sie wandte scheu die Augen weg. Durch das stumpfe Elend der Verzweiflung drang — vielleicht seit lange — zum ersten Mal die Weichheit menschlichen Empfindens.

Aus den Augen von Marianne Fryberg tropften große Tränen nieder auf den wunden Fuß, der auf harten schmutzigen Wegen gegangen war. Und es war, als spülten diese Tränen einige von den traurigen Runen hinweg aus dem verheerten Gesicht des elenden Weibes, das mit gefalteten Händen und staunenden Augen dasaß und sie fließen sah.—

* * *

Digitized by Google

Ein Jahr ſpäter hielt Marianne Fryberg eine Kritik über ihr letztes Buch in Händen.

„Wir ſind in den Lebensgang der Verfaſſerin nicht eingeweiht. Aber eines ſteht für uns feſt: Marianne Fryberg hat ‚neues Land' entdeckt, ſeit uns zuletzt eine Arbeit von ihr vorlag. Die Unterſchiede zwiſchen damals und jetzt ſind kaum greifbar und unmöglich wäre es, ſie aus dem Ganzen herauszuholen und ihnen Geſtalt geben zu wollen. Aber jeder, der ihre früheren Werke kennt und jetzt ihr neues Buch lieſt, wird zu der nämlichen Überzeugung kommen.

Wir ſind an der Verfaſſerin den flimmernden Glanz eines hellen Verſtandes, einer ſcharf ſarkaſtiſchen Begabung gewöhnt — vielleicht Äußerungen einer Frauenſeele, die die Dinge des Lebens auf die Wagſchale gelegt und zu leicht befunden hat. Wie dem auch ſei — der Glanz hat ſich vertieft und iſt ſtille geworden. Statt des Spottes begegnet uns Innigkeit.

Ich möchte dem Buche einen Namen geben, außer dem Titel, den es trägt. Obwohl es nichts von Erotik enthält und über das Verhältnis der Geſchlechter wenig zu ſagen hat, ſo möchte ich es dennoch nennen — ein Buch der Liebe."

Digitized by Google

Hochgotische Wandmalerei

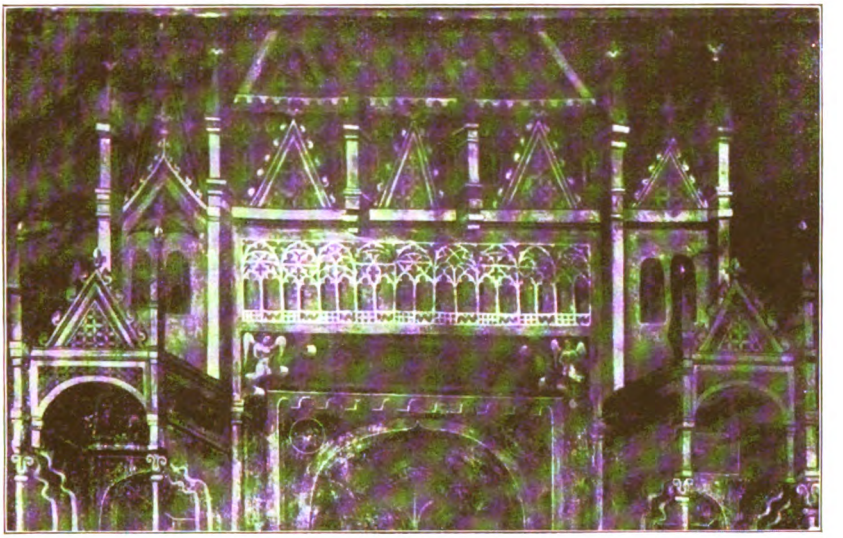
Von Dr. Josef Weingartner

Man hat sich daran gewöhnt, die deutsche Malerei um 1400 als den gotischen Idealstil zu bezeichnen, dem dann etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die realistische und naturalistische Spätgotik folgte. Indessen haben unsere Ausführungen über die frühgotische Wandmalerei in Deutschtirol (vgl. Heft 3) gezeigt, daß es schon den Malern des vierzehnten Jahrhunderts nicht um ideale Stilisierung zu tun war, sondern daß sich vielmehr ihr heißes Streben hauptsächlich und vor allem auf immer größere Naturtreue richtete. Denn die plastische Rundung der Figuren, die beginnende Raumwirkung und das immer klarere Hervortreten der seelischen Empfindung waren ja schließlich nichts anderes als vorläufige Resultate dieses realistischen Dranges.

Wie wir sahen, wurde die deutschtirolische Wandmalerei in der Erreichung dieser Ziele durch die stilistisch fortgeschrittene italienische Schwester wesentlich gefördert. Doch wäre es ein Irrtum, diesen Prozeß wegen der Nähe Italiens als eine spezifisch tirolische Eigenheit zu betrachten. Denn auch in den anderen deutschen Kunstgebieten, wie in Böhmen und am Oberrhein, in Köln und in Nürnberg machten sich dieselben bestimmenden Einflüsse geltend, nur daß sie dort aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich durch Frankreich und Burgund vermittelt wurden. Wenn wir uns also aus den schon früher erwähnten Gründen auch bei der Schilderung der weiteren Entwicklung ausschließlich auf tirolische Denkmäler stützen, so wird doch damit zugleich auch der Entwicklungsgang der übrigen deutschen Malerei charakterisiert; denn weder in Köln noch in Nürnberg treten die wesentlichen Stilwendungen früher ein als in Tirol. Nur in Böhmen scheinen unter der Herrschaft der Luxemburger besonders günstige kulturelle Verhältnisse ein etwas schnelleres Tempo verursacht zu haben.

Rufen wir uns noch einmal die Stilstufe ins Gedächtnis zurück, die mit den Gemälden in Schloß Tirol und dem Votivbild in Bozen erreicht wurde. (Abbildungen in Heft 3.) Leidliche Modellierung der Einzelfigur, stärkeres Durchklingen der seelischen Stimmung und in Bozen auch die ersten Anfänge einer zusammenhängenden Raumwirkung — damit sind die wichtigsten Merkmale des bisher Erreichten aufgezählt. Es läßt sich daher schon von vornherein sagen, daß damit auch der nächstfolgenden Zeit die Richtlinien gewiesen waren und daß die nächste Malergeneration ihre Aufgabe vor allem in der vollen Durchdringung und Beherrschung der angedeuteten Formprobleme finden mußte.

Digitized by Google



Figur 1. Terlan, Pfarrkirche, Krönung Mariä, Thron.

Man wird dagegen einwenden, daß die Hauptaufgabe wenigstens der religiösen Kunst doch vor allem darin bestehe, gehaltvolle und die Gläubigen erbauende Bilder zu schaffen. Das ist freilich richtig, und vielleicht haben die Maler jener Periode bewußt auch wirklich kein anderes Ziel vor Augen gehabt. Trotzdem wäre es aber verfehlt, die Formprobleme in der religiösen Kunst für nebensächlich zu halten.

Auch schon die Maler des vierzehnten Jahrhunderts wollten ja nichts anderes, als religiös gehaltvolle und packende Bilder schaffen und wenn es nur auf diese bewußte Absicht ankäme, hätte in der Kunst überhaupt nie ein Fortschritt und eine Weiterentwicklung stattgefunden, denn diese Absicht war wohl mehr oder weniger immer gleich stark und gleich lebhaft. Wenn es nun trotzdem der späteren Generation gelang, den religiösen und menschlichen Gehalt der biblischen Vorgänge tiefer zu erfassen und voller auszuschöpfen, als ihre Vorgänger es vermocht hatten, so beruhte das weniger auf einer tieferen Religiosität der Künstler als vielmehr darauf, daß die inzwischen stattgefundene Formentwicklung ihnen viel reichere Ausdrucksmöglichkeiten in die Hand gab, und gerade dieses stete Wachsen der Ausdrucksmöglichkeiten wollen wir eben klarzulegen suchen.

Wir wenden uns also den auf die bisher behandelten Zyklen zeitlich nächstfolgenden Wandgemälden zu. Und das sind die Fresken im Presbyterium der Pfarrkirche von Terlan (Abb. 1). Sie dürften kurz vor 1400 entstanden sein und stellen der Mehrzahl nach das Leben Mariä dar.

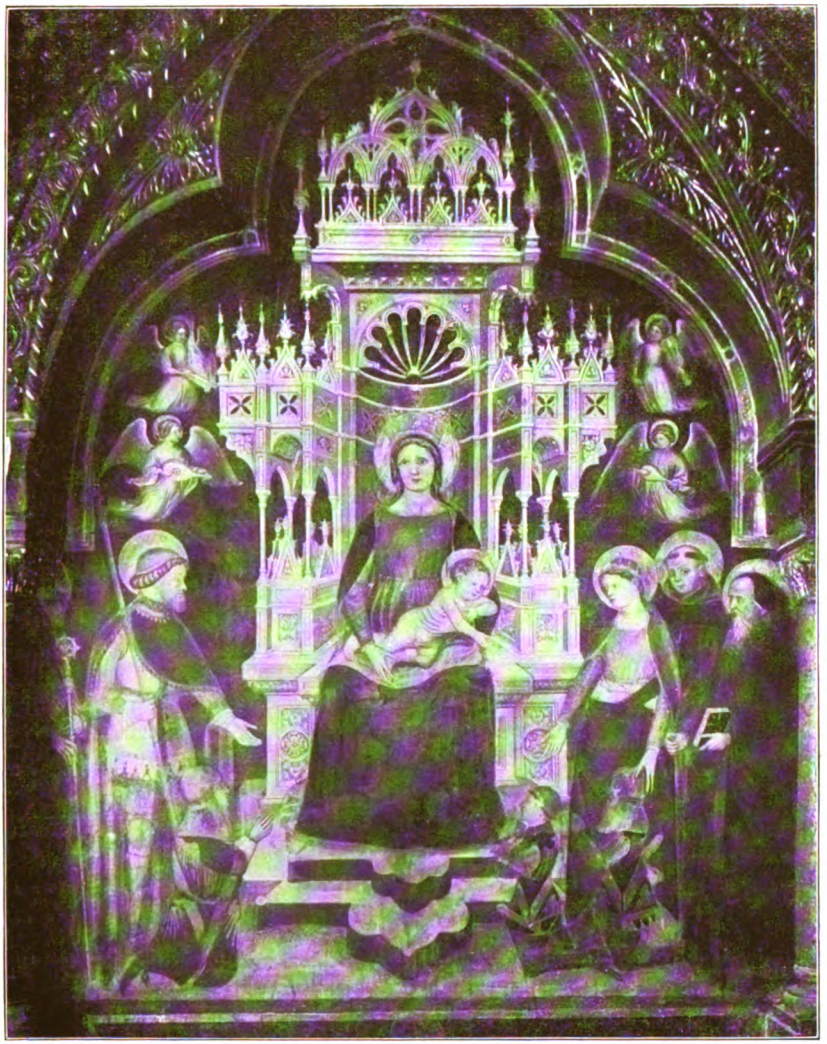
Digitized by Google

Die an die romanische Kunst erinnernde Vorliebe für feierliche Einzelfiguren ist nun endgiltig verschwunden. Abgesehen von den Bildern der zwölf Apostel, die aber nur einen sehr bescheidenen Raum einnehmen, sind alle Wände nun mit figurenreichen Szenen gefüllt. Und nicht nur, daß die einzelnen Personen schon vollständig plastisch herausmodelliert sind, auch der ganze Vorgang spielt sich jetzt im Raume ab. Und um das recht deutlich zu machen, wird der Hintergrund vielfach mit reichen Architekturen besetzt, die zwar von wirklichen Bauten teilweise noch weit abstehen, dabei aber doch das Auge des Beschauers energisch in die Tiefe führen. Einmal, bei der Geburt Christi, ist auch schon eine leidliche perspektivische Landschaft dargestellt. Vor allem zeigen aber die Gesichter nicht mehr den starren schematischen Zug der Frühgotik. Die Köpfe sind viel natürlicher geworden, das Mienenspiel tritt deutlicher hervor und einigemale, besonders bei der Krönung Mariä und beim Schutzmantelbilde, überrascht uns auch schon eine ungewöhnliche Anmut und Würde der Gesichtstypen.

In der Literatur wird die damit erreichte Entwicklungsstufe meistens als frühgotisch bezeichnet. Indessen ist diese Klassifizierung schon mit Rücksicht auf die gotische Architektur, deren Frühzeit um 1400 längst vorüber war, nicht sehr glücklich gewählt. Außerdem hebt sich die nunmehr erreichte künstlerische Vollreife von dem vorhergehenden Jahrhundert des langsamen Werdens nicht weniger deutlich ab, als von dem nachfolgenden der beginnenden Überreife und des schließlichen Verfalles. Wenn wir also die um 1400 entstandenen Gemälde als hochgotisch bezeichnen und sie damit von der vorhergehenden Früh- und von der darauffolgenden Spätgotik unterscheiden, so entspricht das nicht nur der analogen Einteilung der Architektur, sondern hebt auch den innern Verlauf der Stilentwicklung besser hervor.

Hatte uns schon die Betrachtung der letzten frühgotischen Denkmäler gezeigt, daß sich die seit dem Beginn der Gotik von Italien unabhängige deutsche Malerei ungefähr seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts neuerdings zur Übernahme italienischer Stilelemente geneigt und fähig zeigt, so ist noch vielmehr die endgiltige Erreichung der hochgotischen Stilreife in Tirol und nicht minder in den übrigen deutschen Kunstgebieten vom südlichen Einfluß ganz wesentlich mitbedingt. Denn in der Lösung jener Probleme, auf die es augenblicklich am meisten ankam, in der Darstellung der dimensionalen Körperlichkeit, des zusammenhängenden Raumes und der individuellen Gesichtsbildung war ja die italienische Malerei der deutschen weit vorausgeeilt, und somit war auch für eine Beeinflussung von Süden die nötige Voraussetzung vorhanden. Gerade die Terlaner Chorbilder liefern dafür ein überzeugendes Beweismaterial. Alles was hier als neu auffällt, die groteske Landschaft bei der Geburt Christi, die häufige Verwendung von raumbildenden Architekturen, das zierliche Muster der Umrahmungen, geht auf italienische Anregung zurück. Auch der nähere Charakter der Architekturen, der

Digitized by Google



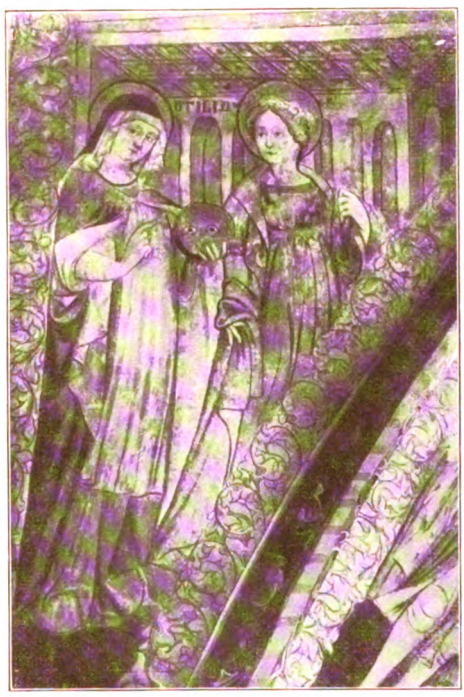
Figur 2. Verona, S. Anastasia, Votivbild.

mit der deutschen Gotik kaum etwas gemeinsam hat, weist nach dem Süden. Man vergleiche nur etwa den reichen Thron der Krönung mit verwandten Darstellungen veronesischer Maler. (Figur 2.) Dieselbe Dreiteilung, dieselben häuschenartigen Seitenteile, dieselbe Menge zierlicher Stützen, krappenbesetzter Giebelchen und oben dicker werdender Fialentürmchen. Nur daß das veronesische Bild, obwohl es zur gleichen Zeit gemalt wurde, einen etwas fortgeschrittenen Typus aufweist, und

Digitized by Google

der tiroliſche Meiſter überdies die Details durchaus in provinzieller Vergröberung wiedergibt, wie es eben für eine Kunſt aus zweiter Hand charakteriſtiſch iſt.

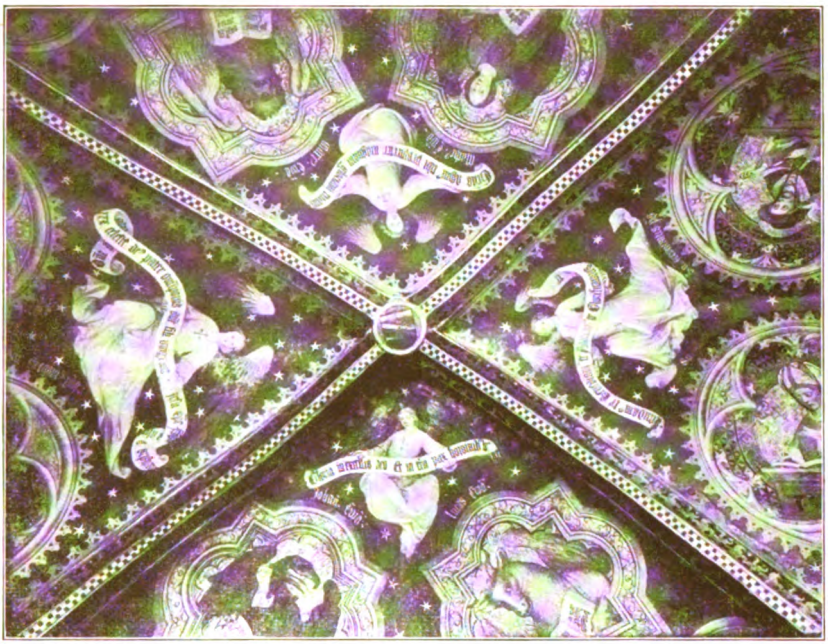
Dieſer Prozeß läßt ſich wie geſagt ungefähr zur ſelben Zeit auch in ganz Deutſchland nachweiſen, nur daß im Norden Frankreich und Burgund eine Vermittlerrolle ſpielten, während hier in Tirol die unmittelbare Nähe Italiens den Vorgang weſentlich vereinfachte. Denn einerſeits konnten die deutſchen Maler leicht nach Verona, Padua, Treviſo und Venedig gelangen und dort die Meiſterwerke des neuen Stiles mit eigenen Augen ſehen und bewundern, andererſeits wurden auch italieniſche Künſtler häufig nach Tirol berufen. Für Italieniſchtirol iſt das in einigen Fällen urkundlich nachgewieſen. Und auch in Bozen ſind einzelne Freskenreſte über dem Gewölbe und in den Anbauten der ehemaligen Dominikanerkirche mit der größten Wahrſcheinlichkeit einem italieniſchen Meiſter zuzuweiſen.



Figur 3.
Brixen, Kreuzgang. Zwei weibliche Heilige.

So floſſen denn der heimiſchen Kunſt eine Menge neuer Anregungen zu und zumal in den Hauptorten des deutſchen Grenzgebietes, in der reichen Handelsſtadt Bozen und in den biſchöflichen und landesfürſtlichen Reſidenzen Brixen und Meran, wo die Freude an der bisher ungeahnten Friſche und Wirklichkeitstreue der neuen Bilder mit beſonders günſtigen kulturellen und wirtſchaftlichen Vorausſetzungen zuſammentraf, ſetzte mit einemmale eine ungewöhnlich intenſive Pflege der Wandmalerei ein. Klerus, Adel und Bürgerſchaft wetteiferten miteinander, Kirchen und Kapellen mit der Legende ihrer Schutzheiligen ausmalen zu laſſen. Wie in Verona und in anderen italieniſchen Städten wurde es auch in Bozen und Brixen Mode, ſeine Grabſtätte mit umfangreichen Wandgemälden zu ſchmücken und den geſteigerten Bedürfniſſen entſprach die Zahl der Maler, von denen ſich auf urkundlichem und ſtilkritiſchem Wege heute noch eine ſtattliche Anzahl nachweiſen läßt.

Digitized by Google



Figur 4. Brixen, Kreuzgang, Gewölbebilder der IV. Arkade.

Im Gebiete der Stadt Bozen allein haben sich bis heute in fünf Kirchen (St. Johann, Dominikaner, St. Oswald, St. Vigil, Kampill) umfangreiche Gemäldezyklen erhalten, die zwischen 1400 und 1420 entstanden sind. In Brixen wurde die Bemalung des altehrwürdigen Domkreuzganges einfach übertüncht, um für die modernen Gemälde des neuen Stiles Platz zu schaffen. Auch im Dome selber wurden mehrere Kapellen neu bemalt, und wie in den Hauptorten, so wurden auch in der ganzen Umgebung, hinein bis zutiefst in die Täler und hinauf zu den nächsten Bergdörfern unzählige Kirchen und Kirchlein mit neuen Bildern ausgeschmückt. Aber auch die profane Malerei fand in Bürgerhäusern und Schlössern ein reiches Arbeitsfeld, wie z. B. die höfischen Bilderzyklen in Schloß Runkelstein beweisen.

Es ist schwer, in die große Menge des heute noch erhaltenen Materiales einige Ordnung zu bringen. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß mit Ausnahme des besonders hochstehenden Meisters der Terlaner Chorbilder die ersten Maler, die den neuen Stil zu verarbeiten suchen, vielfach noch recht derb und ungeschickt zu Werke gehen. Bis zum zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts aber haben sich die Gegensätze schon mehr ausgeglichen. Die neuen Stilelemente sind den Malern bereits in Fleisch und Blut übergegangen und ihre Gemälde entzücken uns ebensosehr durch die Harmonie der Formen und Farben als durch den poetischen Reiz ihres Stimmungsgehaltes.

Digitized by Google

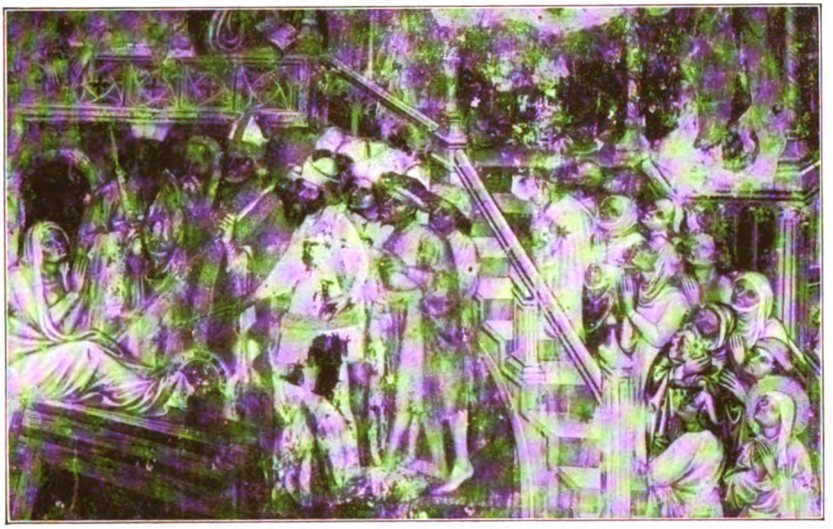
Als der bekannteste Vertreter der ersten Periode wäre in Bozen Hans Stokinger zu erwähnen, der nach einer Inschrift im Langhaus der Terlaner Pfarrkirche 1407 dort malte und dem außerdem die Bilder in der Schloßkapelle zu Runkelstein und in St. Martin in Kampill angehören dürften. Zugleich mit Stokinger war in Terlan aber noch ein zweiter Maler tätig, dem sich ebenfalls mehrere Zyklen in der weiteren Umgebung Bozens, vor allem in St. Katharina bei Tiers und St. Helena bei Deutschnofen mit ziemlicher Sicherheit zuweisen lassen. Von einer dritten Hand stammen die Fresken in St. Johann in Bozen, die wieder mit denen im nahen St. Vigil große Verwandtschaft zeigen. Auch die profanen Bilder in Runkelstein und die meisten Fresken des Nordflügels im Kreuzgang zu Brixen sind in der ersten Hälfte unserer Stilperiode entstanden. (Abb. 3.)

Ein gemeinsamer Charakterzug all dieser Bilder ist das Streben nach Energie und Deutlichkeit in den lebhaften Geberden, im stark unterstrichenen Gefühlsausdruck besonders bei Leidensszenen und in der kräftig herausmodellierten Körperlichkeit der einzelnen Personen. Auch die zusammenhängende Raumwirkung des ganzen Bildes wird angestrebt und zu diesem Zwecke werden sowohl ganze Szenen als auch einzelne Figuren immer wieder in Hallen und Häuschen gestellt, die zwar oft recht primitiv aussehen und ungeschickt gezeichnet sind, dabei aber die räumliche Illusion doch wesentlich verstärken (Abb. 3). Gemeinsam ist der ganzen Bildergruppe aber auch die große Derbheit der Zeichnung, die z. B. in den Köpfen nur selten eine ruhige, harmonische Schönheit aufkommen läßt und das ziemlich einförmige, stumpfe Kolorit. Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß ein Großteil der Bilder später derb übermalt wurde.

In dieser Hinsicht bedeutet nun das nächste Jahrzehnt einen wesentlichen Fortschritt. Der Übergang zu zarteren Körperformen, feineren Gesichtstypen, duftigeren Farben und zierlichen Ornamenten, der sich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Italien vollzogen hatte und der um die Jahrhundertwende in Frankreich und Burgund noch weiter fortgesetzt wurde, machte sich nun auch auf deutschem Boden allenthalben bemerkbar. Als die bekanntesten Zeugnisse dieser Stilrichtung seien nur die ebenfalls um 1410 gemalten, ehemals dem Meister Wilhelm zugeschriebenen Kölner Tafelbilder erwähnt. Aber ein ähnlich zarter Duft liegt auch über den gleichzeitigen Wandgemälden Deutschtirols. Die Farben werden reicher und tiefer, die Gestalten holder und beseelter. Die Zeichnung ist nun weit sicherer und auch der Reichtum und die Zierlichkeit der umrahmenden Ornamente überrascht den Beschauer. Vor allem aber dienen die Gemälde nicht mehr bloß der derben Verdeutlichung des Vorganges, sondern sind zugleich auch von poetischem Stimmungsreiz umgeben.

Das mag wohl der Grund sein, weshalb man diese Entwicklungsstufe mit Vorliebe als gotischen Idealstil bezeichnete. Denn für den

Digitized by Google



Figur 5. Riffian, Friedhofkapelle. Kreuzauffindung.

heutigen Beschauer erscheinen hier die Szenen tatsächlich idealisiert und mit süßem Duft und überirdischem Schimmer umwoben. In Wirklichkeit aber zeugt sowohl die bessere Zeichnung und das reichere Kolorit als auch die tiefere Beseelung der Köpfe vom Fortschritt der Naturbeobachtung und des Realismus. Und das Zarte, Duftige, das uns heute an diesen Bildern so sehr entzückt, war durchaus nicht etwa als Ausdruck transzendentaler Mystik gedacht, sondern findet sich genau so in der weltlichen Kunst und war nur das Abfärben der überzierlichen, höfischen Mode auf die religiöse Malerei, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß es von den Zeitgenossen eher als ein profanes Element empfunden wurde.

Die schönsten Wandgemälde dieser Art bewahren einige Arkaden des Brixener Domkreuzganges. Besonders die vierte Arkade, die im Jahre 1417 ihren Gemäldeschmuck erhielt, ist ein Werk von hervorragender Feinheit. Am Gewölbe (Abb. 4) vereinen sich reizende Engel in wallenden, weißen Gewändern und reichumrahmte Darstellungen der Evangelistensymbole und Kirchenväter zu einem Bilde, in dem die zierliche Behandlung des Details mit der einheitlichen Gesamtwirkung förmlich wetteifert. Und welcher Duft liegt erst über der Anbetung der Könige! Wie hingehaucht sitzt Maria da und hebt mit unsäglich zarter Gebärde den Deckel vom Goldgefäß, das der erste König darbrachte. Ein Schriftband deutet naiv ihre dankbare Seelenstimmung. „Deogratias" steht darauf. Der König selber aber kümmert sich nicht mehr um sein Geschenk. Er hat sich auf den Boden geworfen und küßt mit heißer Inbrunst die Füße des Christkindleins. Zart und von höfischer Eleganz umwoben ist auch die Gestalt des jüngsten Königs, der mit ge-

Digitized by Google

fühlvoller Verehrung sich der Jungfrau und dem göttlichen Kinde naht. Im Hintergrunde erblickt man noch die Landschaft mit den Hirten und den verkündenden Engeln. Die linke Ecke des Bildes endlich füllt die zahlreiche Begleitung der Könige aus. Und während sich in den Hauptpersonen der stärkere Realismus des fünfzehnten Jahrhunderts vornehmlich in den Trachten und überhaupt in der Annäherung der formalen und psychischen Gesamtstimmung an das höfische Ideal der damaligen Gesellschaft äußert, nimmt er hier in den Nebenfiguren schon derbere Formen an, wie der Mann, der sich mit übertriebener Kraftanstrengung den Rock auszieht und sein aus der Flasche trinkender Nachbar beweisen. Auch das Äfflein, das mit dem Rocke des Erstgenannten spielt und das neugierige, zugleich aber der Raumdisposition des Bildes vorzüglich angepaßte Sichvorbeugen des heiligen Josef,[1]) den die dargebrachten Gaben interessieren, gehört in diesen Zusammenhang.

Eine ähnliche Stilrichtung zeigen die Fresken der Friedhofkapelle in Riffian bei Meran, die 1414 von Meister Wenzel gemalt wurden. Besonders die Kreuzauffindung (Abb. 5) zeigt nicht nur auffallend reiche Architekturen, sondern eine große Anzahl höfisch vornehmer Männer- und Frauengestalten und selbst die kleinen Brustbilder in den reichen dekorativen Umrahmungen atmen einen ungewöhnlich hohen Formenadel. Ein rätselhaftes Fresko an der Pfarrkirche von Meran endlich, das ebenfalls von Meister Wenzel stammen dürfte, zeigt, welche Fortschritte unterdessen auch die Landschaftsdarstellung machte. Die ganze Bildfläche füllt hier eine einsame Waldwildnis mit Gesträuch und dunklen Bäumen, und zum erstenmal in der deutschtirolischen Wandmalerei wird hier sogar ein Beleuchtungsproblem zu lösen versucht. Denn es ist Nacht; der Mond steht am Himmel, und der Wald und das schlichte Holzkreuz, zu dem zwei Männer betend aufblicken, schimmert seltsam in seinem unsicheren Silberlichte.

Es ist kein Zweifel, daß diese Bilder in Brixen, Riffian und Meran wie auch ihre Vorgänger im Terlaner Chore unbedingt zum Besten und Vollendetsten gehören, was die deutsche Malerei jener Jahrzehnte überhaupt geschaffen hat. Und dazu kommt noch ein anderer Umstand. Man hat es oft beklagt, daß die altdeutschen Maler fast durchwegs auf das Tafelbild angewiesen waren und daß sie so selten Gelegenheit fanden, wie ihre italienischen Genossen ihre Kräfte an Monumentalbildern zu üben. In den Alpenländern aber und vor allem in Tirol trifft das in diesen Jahrzehnten durchaus nicht zu. Denn hier hatte die Nähe Italiens schon seit jeher und auch noch weit hinein ins fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert auch eine rege Pflege der monumentalen Wandmalerei im Gefolge. Gerade in den zuletzt behandelten Werken, in der vierten Arkade des Brixner Kreuzgangs und in der

[1]) Der heilige Josef, dessen Verehrung erst viel später volkstümlich wurde, wird in gotischen Bildern der Geburt Christi oder der Anbetung der Könige durchaus als nebensächliche, oft sogar als beinahe komische Figur behandelt.

Digitized by Google

Riffianer Friedhofkapelle erlebte auch die einheitliche, geschlossene, streng dekorative Gesamtwirkung der malerischen Raumausschmückung, die für die romanische und frühgotische Kunst charakteristisch gewesen war, eine letzte feine Nachblüte. Und schon allein deswegen bilden die zahlreichen Wandgemälde Deutschtirols für die geschichtliche Darstellung der deutschgotischen Malerei, die sich bisher fast ausschließlich nur auf das Tafelbildermaterial stützte, eine so wertvolle und wichtige Ergänzung, daß sie die deutsche Kunstgeschichtsschreibung sicher noch einmal mehr wird berücksichtigen müssen, als das bisher der Fall gewesen ist.

An der Himmelstür

Von Leo v. Heemstede

Hab ich's geträumt? Durch eine schmale Ritze
Der Himmelstür hab ich hineingesehn. —
Ich sah den Sonnenthron inmitten stehn
Auf strahlenden Gebirges höchster Spitze.

Rings an den Jaspiswänden Sitz an Sitze —
Von goldenen Harfen ging ein brausend Wehn
Durch Palmenwälder hin an Silberseen —
Geblendet ward mein Aug vom grellen Blitze.

Und dunkel ward's. Von Dämmerung umfangen
Bin wie ein Kind ich, das zur Weihnachtszeit
Harrt an verschlossener Türe voll Verlangen;

Das alte Spielzeug liegt im Eck beiseit —
Vor Sehnsucht pocht mein Herz, es glühn die Wangen:
Christkind zu schaun in seiner Herrlichkeit!

Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

Sesenheim. (Fortsetzung)

Margarete: „Bester Mann!
Von Herzen lieb ich dich!"
Faust, 1. Teil.

I.

Nur einmal vermochte Goethe eine tiefe, unbedingte Gegenliebe zu erwecken, und das war während seines Aufenthaltes in Straßburg, bei der Pfarrerstochter in Sesenheim. — —

„Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herr-Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosiana dem, der da kommt; schon gut! — der König muß erst einziehen, eh er den Thron besteigt."

„Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich seyn sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden.' Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz."

„Ich lebe etwas in den Tag hinein, und danke Gott dafür, und manchmal auch seinem Sohne wenn ich darf . . . Wer nicht wie Elieser, mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weißheit, das Schicksaal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freylich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu rahten seyn, der sich von Gott nicht will rahten lassen . . . Ich könnte nun manche schöne Blümgen, manchen guten, moralischen Gedanken anbringen . . . wenn ich den Wehrt der Worte nicht so gut kennte. Reflexionen sind eine sehr leichte Waare, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Nahmen des, den wir inzwischen einen Herren nennen, biß wir ihn unsern Herrn betitteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltahten überschüttet."

Digitized by Google

Diese Stellen aus Briefen, die Goethe von Straßburg aus an fromme Freunde nach Leipzig und Frankfurt schrieb, zeigen, von welchen Gefühlen der junge studiosus juris während der ersten Zeit seines Aufenthalts in der Stadt an der grünen Ill erfüllt war.[1]) Während der langen Rekonvaleszenz daheim im Hause am Hirschgraben hatte er sich dem pietistischen Kreise um Fräulein v. Klettenberg angeschlossen, und nun suchte er an seinem neuen Aufenthaltsort mit einer ähnlichen Gemeinde in Berührung zu kommen. „Aber", wie es in einem Brief vom 26. August heißt, der an eine fromme Freundin gerichtet ist, „mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar starck, ich hatte mich im Anfange sehr starck an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht seyn sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhafftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meynen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen . . . Es kömmt noch was dazu. — Die Vorliebe für unsere eignen Empfindungen und Meynungen, die Eitelkeit eines ieden Nase dahin drehen zu wollen, wohin unsere gewachsen ist; Fehler, denen solche Leute die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen."

Und langsam mischen sich andere Töne in diese Nachklänge der Herrenhuter Choräle. Goethe hegt noch von Hause aus eine leise Schwärmerei für Katharina Fabricius in Worms, eine Freundin seiner Schwester Cornelia, und diesem Gefühl gibt er sich jetzt mehr und mehr hin. „Es regnet heute", schreibt er an einem Junitage an sie, „und in meiner Einsamkeit weiß ich mir nichts Lieberes als an Sie zu denken." Er entwirft ihr hübsche Schilderungen dessen, was sein Dichterauge in dem schönen Elsaß gesehen hat. „Gestern waren Wehland und ich den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbey und wir kamen eben auf's Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Tale unten vorbey fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und lincker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunckeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnisvoll zogen; da wurds in meinem Herzen so still wie in der Gegend."

[1]) Die Briefe sind am Charfreitag 1770, den 19. April, und am 28. Juli 1770 geschrieben.

Digitized by Google

„Welches Glück ist's", fährt er fort, „ein leichtes, freyes Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit an Gefahren; aber grose Freuden werden nur mit groser Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache mutig. Nimmermehr. Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Trähnen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreifflichen Wonne dasitzt wenn sie fließen. O da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkrafft starck sind, sondern weil wir zittern sie zu zerreißen."

„De l'amour nous sommes amoureux!" Derjenige, der so schreibt, wünscht nichts sehnlicher, als mit solchen Blumenketten gebunden zu werden. Es sollte jedoch nicht Katharina Fabricius sein, die ihn in Fesseln legte.

II.

In dem Buche, das Goethe mit Recht „Dichtung und Wahrheit" nannte, ist er vielleicht nirgends so schöpferisch zu Werke gegangen, nirgends hat er die Wirklichkeit mit größerer poetischer Freiheit behandelt als in dem Abschnitt über Friederike Brion und das Pfarrhaus-Idyll in Sesenheim. Die deutschen Forscher haben der alten Exzellenz schon lange in den Papierkorb geguckt und wir wissen bis aufs kleinste Tüttelchen, wie sich alles zugetragen hat. Diejenigen, die sich ungestört an Goethes eigener, künstlerisch geordneter Darstellung erfreuen wollen, müssen daher dieses Kapitel überschlagen, — das übrigens durchaus keine unheimlichen Entschleierungen bringt, sondern nur die Wirklichkeit in ihrer ursprünglichen, vielleicht etwas geringeren Schönheit hervortreten läßt. Frei erfunden ist, — um es sofort und kurz zu sagen, — in „Dichtung und Wahrheit" die Erzählung von einer Verkleidung, worin Goethe zum erstenmal in Sesenheim auftritt und die er am nächsten Tag mit einer andern Verkleidung vertauscht, — erfunden ist, daß ihm sofort eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen der Familie Brion und der Pfarrersfamilie in Goldsmith's Vicar of Wakefield aufgefallen sei, — erfunden ist der Besuch, den Friederike und die Ihren in Straßburg machen, und der lediglich dem Zwecke dienen soll, dem jungen Mann die Augen zu öffnen und den Bruch vorzubereiten.

Von den beiden Verkleidungen wird die zweite durch die erste motiviert. Goethe wird von seinem Freund, dem Theologen Wehland

Digitized by Google

bei der Familie Brion eingeführt und hat sich zum Spaß, wie er es öfters tat, als armer, junger Student verkleidet. Als er jedoch Friederike sieht und sich sofort zu ihr hingezogen fühlt, ärgert es ihn, daß er in einem so lächerlichen Aufzug vor ihr stehen soll, und früh am nächsten Morgen geht er nach Drusenheim, wo er seine Kleider mit denen eines jungen Bauern vertauscht, der gerade mit einem „Kindtaufkuchen" nach Sesenheim soll. Goethe übernimmt die Beförderung des Kuchens, und erst nach und nach entdeckt man, wer in der Verkleidung steckt. — Wie schon Lucius nachgewiesen, ist diese Episode unmöglich; denn Drusenheim ist katholisch, Sesenheim protestantisch, und ein Austausch von Geschenken, wie ihn Goethe vorausgesetzt, hat sicher nicht stattgefunden. Mit der zweiten Verkleidung jedoch fällt auch die erste weg. Das Ganze ist eine poetische Erfindung Goethes.

Dasselbe gilt von der Ähnlichkeit, die Goethe sofort zwischen der Familie in Goldsmith's Roman und derjenigen in Sesenheim gesehen haben will. Um sie herauszufinden, muß Goethe erstlich über mehrere Mitglieder der Familie Brion hinweggesehen haben; ferner aber wissen wir, daß Goethes erster Besuch bei Brions einen Monat früher stattfand, als Herder, der in Straßburg eine Kur durchmachte, auf seinem Krankenlager dem jungen Freunde das betreffende Buch vorlas.

Das Märchen von der „neuen Melusine" enthält, wie später nachgewiesen werden soll, in Wirklichkeit eine beredte Verteidigung des Bruches zwischen Goethe und Friederike, ist also gedichtet, nachdem der Bruch eingetreten war. Auch die Erzählung von dem Besuch der Familie Brion in Straßburg ist hineingedichtet, um Goethes Handlungsweise zu motivieren und zu entschuldigen. Dieses fingierte Intermezzo hat nur den Zweck, uns darauf vorzubereiten, daß das ländliche Idyll, woran wir uns bis jetzt gefreut, nicht von Dauer sein kann, da die beiden Gesellschaftsklassen, die sich hierin begegnen, allzu verschieden sind, als daß sich eine stete Verbindung zwischen ihnen denken ließe.[1]) Soweit die Dichtung, — jetzt die Wahrheit!

Am 13. Oktober 1770 wird Goethe von seinem Freund, dem Theologen Friedrich Leopold Weyland, bei Brions eingeführt. Die beiden jungen Leute bleiben dort über Nacht, und am Abend des nächsten

[1]) Lucius: „Friederike Brion von Sesenheim" (Straßburg 1877) S. 68. Adolf Metz: „Friederike Brion" (München 1911) S. 22, S. 86. Ernst Traumann: „Goethe, der Straßburger Student." (Leipzig 1910) S. 132.

Digitized by Google

Tages schreibt Goethe von Straßburg aus einen Brief, nicht an Friederike, sondern an seine Freundin Katharina Fabricius in Worms. Seit dem Sommertage, da er ihr von den Blumenketten der Liebe schrieb, hat er ihrer nicht gedacht, nun plötzlich erinnert er sich ihrer. „Sie sollten wohl nicht rahten", schreibt er, „wie mir ietzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend, und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen iede schlafende Empfindung, iede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt binn, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.

„Und daraus können Sie sehen, inwiefern man seiner Freunde vergessen kann wenns einem wohl geht . . . Grade wenn man sich ganz wohl fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympatie iede unterbrochne Freundschafft, iede halbverschiedne Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie meine liebe Freundinn, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich pp."

Mit diesem „pp." ist Katharina in Worms glücklich der Vergessenheit übergeben, und am nächsten Morgen ergreift der junge Goethe ein anderes Blatt Papier — diesmal kein graues — und schreibt entzückt an Friederike nach Sesenheim: „Liebe neue Freundinn. Ich zweifle nicht Sie so zu nennen, denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschafft in Ihrem . . . So zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bißgen günstig seyn?"

„Liebe liebe Freundinn, Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber iust weiß, warum ich eben ietzo schreiben will, und was ich schreiben mögte, das ist ein andres; soviel merck ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bey Ihnen sein mögte; und in dem Falle ist so ein Stückgen Papier ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Strasburg, als es Ihnen, in Ihrer Ruhe nur seyn kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhafft fühlen . . ."

Friederike hatte beim Abschied nicht glauben wollen, daß ihm das Leben auf dem Lande besser gefiele als Straßburg mit seinen Freuden.

Digitized by Google

„Gewiß, Mamsell, Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als ietzo. Zwar hoff ich es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbaarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhafft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundinn ist." Aber vor allem hofft er auf ein Wiedersehen: „Es ist gar ein zu herziges Ding um die Hoffnung wiederzusehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzgen, wenn uns ein Bißgen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzeney da und sagen: Liebes Herzgen, sey ruhig, du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, die du liebst . . . Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte."

So läßt später Werther seinem verwöhnten Herzen den Willen, wie einem unvernünftigen Kinde, und gibt ihm Lottes Schattenbild zum Spielen . . . Ende Oktober oder Anfang November ist Goethe wieder draußen in Sesenheim. Es ist die Zeit der Weinernte und die Zeit, da das Welschkorn (Mais), das so üppig im Elsaß wächst, „gebastet", d. h. so zubereitet wird, daß es zum Trocknen gehängt werden kann. Goethe half beim Basten des Welschkornes, — so wie er in Wetzlar für Lotte Bohnen schnitt, — ging mit Friederike und ihrer Schwester Salomea durch Wald und Feld spazieren, schnitt draußen seinen Namen und den der Geliebten in einen Baum und kehrte noch verliebter als das erstemal nach Straßburg zurück.

Goethe wird eingeladen, die Weihnachtsfeiertage in Sesenheim zu verbringen. Und entzückt antwortet er:

„Ich komme bald, Ihr goldnen Kinder"; — sie werden bei einander am Feuer sitzen und alle Art Weihnachtsspaß treiben, sie werden einander gern haben wie die lieben Engelein.

Wir werden kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Weihnachten kommt und geht und damit auch Goethe; der Winter naht seinem Ende, schon spürt man das erste Frühjahr; es ist Februar. Mehr als einmal geschieht es, daß der junge Student sein Pferd satteln läßt und bei Nacht und Nebel nach Sesenheim reitet, um Friederike einen Augenblick zu sehen. „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!",

Digitized by Google

beginnt das schöne, leidenschaftliche Gedicht, das uns den nächtlichen Ritt schildert, wie die „hundert Augen" der Finsternis aus dem Busche lugen, wie der Mond, halb in Nebel gehüllt, herniederblickt; und dann in der Morgenröte die Begegnung mit dem geliebten Mädchen:

Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht.

Nach kurzem Verweilen wieder der bittere Abschied:

Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch: welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Um es in schlichter Prosa zu sagen: Goethe und Friederike waren verlobt, das stand für das junge Mädchen, für ihre Familie außer Zweifel; auch für ihn selbst. Etwas später, im selben Frühjahr schickt er ihr ein mit Blumen bemaltes Band, (das zu jener Zeit höchste Mode war) und mit dem Bande ein Gedicht, dessen Schlußzeilen lauten:

Mädchen, das wie ich empfindet,
Reich mir deine liebe Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Nun lag er wirklich in Blumenfesseln, und nicht um alles mochte er sie brechen . . . Goethe hat später in der letzten Ausgabe seiner Gedichte die zweite der obigen Zeilen abgeändert zu: „Reiche frei mir deine Hand". Der alternde Dichter wollte damit die Spuren seiner Jugendschuld verdecken, wenn auch nur eine Rahel v. Varnhagen darin ein Aufforderung zu „freier" Liebe zu sehen vermochte . . . In Wirklichkeit war Goethe in jenem Frühjahr der glücklichste junge Bräutigam; davon zeugen die Zeilen des Entzückens und des fast unvernünftigen Jubels: „Balde seh' ich Rickchen wieder, balde bald umarm' ich sie!" Der Dichter ist so verliebt, daß er es reizend findet, die Geliebte „Rickchen" zu nennen. Und im „Mailied" bricht er ganz unkünstlerisch in die Urklänge aller Liebe aus:

O Mädchen, Mädchen
Wie lieb ich dich!
Wie blinkt dein Auge,
Wie liebst du mich!

Das ist nicht besonders kompliziert und so weit von Theophile Gautier und Theodore de Banville entfernt wie nur möglich. Aber diese Verse kommen

Digitized by Google

wie junge Lämmer über die frühlingsgrünen Höhen geſprungen, und die Reime umtanzen einander wie zwei Schmetterlinge in der blauen Luft:

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe
So golden ſchön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn.

Hier weht uns Mailuft entgegen, hier ſcheint die Pfingſtſonne über friſch geharkten Gartengängen und blühenden Obſtbäumen. Und mit dem Pfingſtfeſt (am 19. Mai 1771) beginnt auch der lange, fünfwöchentliche Aufenthalt in Seſenheim, der die Krone und der Kranz dieſer Liebe ſein ſollte.

Dieſe fünf Wochen in Seſenheim ſind es, von denen es in „Dichtung und Wahrheit" heißt: „Man durfte ſich nur der Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der reichen Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach würde, türmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzte, bevor es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen war herrlicher, farbiger, entſchiedener, aber auch flüchtiger als ich ihn irgend beobachtet."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

R. Fabri de Fabris

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken

II. (Fortsetzung)

So wenig wie dieses erste gehören die übrigen dreizehn Stücke der Sammlung zur ausgesprochenen Blumenmärchenkategorie. „Verschiedene Blumen", urteilte der bekannte Naturhistoriker Richard Weitbrecht, „geben der Verfasserin ein Motiv, oft auch nur eine Erinnerung oder einen losen mit der Art der Blume zusammenhängenden Gedanken. Das spinnt sie in schöner, poetischer Sprache zu einer einfachen Skizze oder Geschichte aus dem Menschenleben aus" ... „Die Blumen sprechen zu lassen", sagt er zum Schlusse, „ist gar nicht leicht; die Verfasserin hat aber ein besonderes Talent dazu und versteht es, mit ihren einfachen Geschichten zu rühren." P. Kreiten aber verglich den in der Sammlung wechselnden tiefen Ernst und heiteren Sinn: „Tragik und Komik, Satire und Gemüt", den dicht bei einanderstehenden wilden Blumen einer Waldwiese. Mit einem seltenen Glück, betonte er, werde in den „Sach"- Vermittlern und Trägern der Erzählung das einzelne charakterisiert; ein jedes unterhalte sich mit dem andern in origineller Weise, bald mit feinem Humor, bald mit gutmütiger oder beißender Satire, immer kurz und ungesucht. Kein Stahl sei zu spröde für diese echt poetische Einkleidung, nicht einmal der hochmoderne Hypnotismus, und man müsse gestehen, daß die Tragik der Geschehnisse in ganz eigentümlicher Weise durch die anscheinend heiter spielende Form zur Geltung komme. Mir gegenüber drückte er sich über die beiden wesensähnlichen Bände „Was die Blumen erzählen" und „Lieb und Leid" kurz und bündig dahin aus: „Das sind ja wirklich tief empfundene, formell vollendete Gedichte!"

Sie sprechen auch heute noch an Stimmungsempfängliche; daß sie es bislang nicht allgemeiner taten, mochte seinen Grund haben in der jetzt leicht als etwas veraltet und sentimental aufgefaßten Idee redender Nippes und sonstiger „toter Dinge". Bestehen bleibt jedoch, daß das hier Gebotene von der Sentimentalität im neuzeitlichen Sinne und jenen zu Recht außer Kurs Geratenen weit entfernt ist, da es wirklich aktuelle, aus dem vollen Menschenleben herausgegriffene Themen aufwirft und unter ethischer Vertiefung künstlerisch durchführt.

Der Verlag hat die beiden wiederholt aufgelegten Bände 1907 zu einem vereinigt: „Im Wandel des Lebens, Geschichten und Bilder", unter Ausscheidung einzelner an sich wertvoller Skizzen, die

Digitized by Google

den zumeist späteren Sammelbänden dieser Autorin einverleibt worden sind. In dem obengenannten fehlt bedauerlicherweise das die ursprüngliche Veröffentlichung einleitende soeben besprochene Stück. Unter den aufgenommenen seien hervorgehoben: „Dunkelblauer Enzian", die Geschichte vom entsagenden Dichter, dessen Genius ihm ausgleichenden Trost in künstlerisch beseelten Bildern aus Vergangenheit und Gegenwart heraufführt; das in seiner prachtvollen Knappheit tief eindringliche „Himmelsmärchen in der Weihnacht"; das ein grausames Sohnes- und Mutterschicksal zeichnende „Erika"; „Feuerroter Mohn" und „Letzte Begegnung", ein jedes ein Hohelied auf heldenmütige, verratene Mannestreue; „Die Papageientante", eine Meisterzeichnung aus dem vereinsamten Altfrauenleben; „Erlöser Tod" (früher „Aloe" betitelt), eine konzentrierte Farbensymphonie des Wüstenzaubers und der Oasenschönheit; „Schlüsselblumen", ein ergreifendes Bild aus der Welt der Armen, der notleidenden, arbeitenden und dennoch entbehrenden Kinder und Mütter des Volkes, mit dem herb-wahren Schlußsatze: „Ihre Tränen aber mußte sie in ihrem zerrissenen Mutterherzen verschließen, denn die reichen Leute sehen nicht gerne verweinte Augen. Man durfte sie nicht an Tod und Herzeleid erinnern, besonders jetzt, da die Schlüsselblumen blühen und die Bälle zu Ende gehen . . ."; „Immortelle", die schlicht rührende Erzählung von einem armen polnischen Mütterlein, das sich beim Schneeschaufeln auf der Eisbahn den Tod holt, um ihrem Jungen bei den Rekruten sage fünfzig Pfennige — nein, vierzig, denn das Porto geht ab! — schicken zu können, die ihm, „der polnischen Kröte", unter dem brutalen Grinsen des Sergeanten und dem wiehernden Gelächter der Mannschaft ausgezahlt werden. „Er hat ein so eigentümliches, würgendes Gefühl im Halse, der Kasernenhof mit Sergeanten und Feldwebeln und allen Kameraden tanzt vor seinen Augen. Er weiß selbst nicht, ist es Zorn über die elende Bande vor ihm, die seine Mutter und ihre Liebe verspottet, oder ist es Rührung und Heimweh nach dieser einen, die ihn einzig geliebt hat und noch liebt! Sie hungert und darbt, um ihm eine Freude zu machen . . . Und dieser Bube, der Sergeant, und diese rohen Lümmel!"; „Steppengras", die Geschichte vom verlorenen Sohn aus guter Familie, der die Notgroschen seiner verwitweten Mutter auf der Universität verpraßt, infolge einer Wechselfälschung flieht, mit fahrenden Musikanten unter die Goldgräber gerät und dort, im Steppengras unter den Mammuthbäumen des merkwürdig plastisch geschilderten Yosemitales elend umkommt.

Geradezu überraschend — dies und das Folgende gilt von sämtlichen R. Fabri de Fabris'schen Sammelbänden — erscheint der Umfang des durch die dichterische Phantasie belebten, nicht selten durchglühten Ideen-, Bilder-, Vorstellungskreises der Autorin. Sie selbst scheint in Anschauung, Beobachtung und unmittelbarem Insichaufnehmen tatsächlich überall „zu Hause" zu sein: In alle Gesellschaftsklassen, Stände, Zonen, Weltteile führt sie uns, und stets hinterläßt sie den

Digitized by Google

Eindruck einer durchaus zielsicheren Lebenserfahrenen. Immer aber schaut sie die Welt lieber im Sonnenglanze als in Sturm und Finsternis — und darum flüchtet sie sich gern in die möglichst unberührte Natur; denn auf dem Leben der Menschen lastet das Trauer und Düster verbreitende Leid. So wiegt der tiefe, mitunter herbe, sogar schneidende Ernst vor; auch die erschütternde Tragik kommt zu Wort, wo immer sie uns „Menschengeschicke kündet". — Mitunter verklärt sie die Guten zu sehr auf Kosten der weniger Tugendreichen, setzt diese wohl zu sehr herab und zeigt sich in ihrer großen Liebe zur Menschheit bisweilen zu streng gegen einzelne. Dennoch bleibt ihre Muse zutiefst eine befreiende, denn ihr Herz ist weich, ihr Gemüt golden, ihre Seele die eines Gotteskindes und echten Poeten dazu. Schlägt der Gram um das, was Menschen litten und leiden, einmal auf tiefer Saite einen allzuschwingenden Ton: die Freude am Schönen, die Liebe zum Guten hält ihr Ohr und Auge offen für alle die ausgleichenden Gottesoffenbarungen in Natur und Menschenbrust, in Leben und Schicksalsführung, denen sie als Vollpersönlichkeit, als weiser Mensch und echter Künstler gegenüber steht. „Fabri de Fabris ist ein weiser Autor, der das Leben kennt," lautet eine bemerkenswerte Kritik der Hamburger Nachrichten (1907) über „Im Wandel des Lebens". „Seine" (der Rezensent wußte augenscheinlich nichts Näheres über die Verfasserin) „Geschichten sind tief durchdacht, dramatisch bewegt und scharf pointiert... In allem zeigt er sich als Meister in der Schilderung, manchmal melancholisch, immer aber als ein Verfechter der Wahrheit und als warmer Freund der Unterdrückten und Verbannten. Das schöne Werk, das weit über das Mittelmaß vieler moderner Werke hinausragt, verdient weiteste Beachtung." — Geradezu hinreißend wirkt oft ihre tapfere Liebe zu den Verfolgten und Wehrlosen, ihr wundervolles Verstehen für die Psyche der Kinder, Kleinen und Schwachen. Hier kommt das ausgeprägt Weibliche, Mütterliche, das ihr ganzes Sein und Heimleben durchsonnt, zu schöner, vorbildlicher Geltung.

Ueber diesem ihrem Heimleben aber hing drohend eine Wetterwolke, aus der denn auch der gefürchtete Strahl herniederfuhr: 1897 starb nach langem, schwerem Leiden ihr Gatte, der Vater ihrer drei Kinder. Sie aber kannte für sich und diese den einzig wahren Trost: Gottvertrauen, Arbeit, treueste Pflichterfüllung. So lebt sie auch seitdem ein stilles, reiches, schönes Leben, sieht bereits Enkel unter ihrer Mitsorge heranwachsen, während ihr selber der kindliche Sinn des echten Künstlers bewahrt geblieben ist. Auch heute noch läßt sie sich gerne von ihm führen auf jene Pfade, die sie vor langen Jahren zum erstenmal als Angelika Harten beschritt, unter welchem Namen sie noch weit bekannter geworden ist als unter R. Fabri de Fabris.

Bald nach Veröffentlichung des Erstlingsbuches „Was die Blumen erzählen" hatte sich der Verlag J. P. Bachem-Köln an die Autorin mit der Bitte gewandt, für seinen Jugendverlag mitzuarbeiten. Die

Digitized by Google

Bitte kam ihrer Neigung entgegen. Aus der eigenen Jugendzeit zu Münstereifel sowie aus ihrem späteren Leben standen ihr so viele Ereignisse und Erfahrungen im Gedächtnis, daß es sie zur Niederschrift für die heranwachsende weibliche Generation drängte. So entstand jene Reihe vielfach aufgelegter (hier nur zu streifender) Bücher, die heute noch das Entzücken tausender und abertausender Kinder- und Jungmädchenherzen sind: „Aus Wildfangs Kinderjahren" (1897), „Draußen in der Welt" (1897), „Wildfang im Pensionat" (1898), „Fräulein Übermeer" (1901), „Aus Wildfangs Brautzeit" (1902), „Heimchen" (1903), „Im Waldparadies" (1908). Ich weiß wohl, daß man auch diesen Werken heute den reformatorischen Geist neuzeitlicher Mädchenbildung fürs praktische Leben absprechen möchte. Tatsächlich zählt Angelika Harten insofern zur alten Schule, als sie am alten christlichen und daher noch jetzt auswirkbaren Ideal festhält. Für sie ist die Frau in erster Linie berufen zur Übung gehobener Hausfrauenschaft: als Tochter, Gattin und Mutter. Ihre Bücher gehen daher geraden Weges auf dieses Ziel los, ohne sich irgendwo und irgendwie widerstrebend gegen ein durch die größte Bewegung unserer Zeit berechtigterweise aufgeworfenes Problem der Frauenfrage zu stellen. Vielmehr behaupte ich: Wer als Kind und Jungmädchen diese Bücher gelesen hat wie sie gelesen sein wollen, ist empfänglich gemacht, wenn auch nicht unmittelbar vorbereitet, zur segensreichen Mitarbeit an der Lösung jener Probleme; denn wenn jemand, so hat Angelika Harten das Können und Wollen, die Augen und Herzen der weiblichen Jugend klar, hell und aufnahmeweich, zugleich gefestet zu machen für das Leben wie es ist, für die vielen ausschlaggebenden Vorgänge in Seele, Natur und menschlicher Gesellschaft. Ohne jegliches aufdringliches Moralisieren trägt sie die Fahne echter Weiblichkeit vor: die der weisen, weil wahrhaft demütigen, zielbewußten Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung, des beglückten und beglückenden „Ich dien'!" Für Angelika Harten ist es noch gegebene Sache, daß in einer auf christlichem Idealgrunde geschlossenen Ehe das Weib — ohne ungesunde Schwärmerei — zum Manne aufschaue, daß aber auch dieser sich dessen als in jeder Beziehung würdig bewähre. (Schluß folgt).

Digitized by Google

Aus meiner Welt

Neue Gedichte von F. Schrönghamer-Heimdal

Fremder Frühling

Was iſt das für ein Leuchten,
Das von den Wänden bricht?
Die Kinder ſpielen im Hofe
Und ſingen eine Strophe
Vom Lenz, und wiſſen ihn nicht.

Sie wiſſen nicht, was draußen
Im Lande ſich begab;
Sie greifen voll Verlangen
Ins Licht und wollen es fangen
Die Wände hinauf und hinab.

Sie haſchen mit kleinen Händen
Den Schein, der zu Ihnen ſich fand
Als Gruß von unſäglichen Tagen,
Von denen die Muhmen oft ſagen,
Vom Frühling, den ſie noch gekannt.

Mittagsraſt

Nur wer im Wandern innehält
Und träumend ruht am Sonnenhang,
Dem offenbart ſich erſt die Welt:
Wie glänzt der ferne Schienenſtrang,
Der dir beim Wandern grau erſchien.
So wandelt alles Form und Sinn
Und liegt vor dir wie Spiel und Tand
In Gottes Hut, in Gottes Hand.

Da brauſt und ſtürzt der Zug daher
Und puſtet Qualm und müht ſich ſehr,
Als müßt er noch ans End der Welt.
Gemach!
Die Wolken wollen auch noch nach.
Wie ſonnig liegt das Feld!
Die Ähren wogen hin und her,

Digitized by Google

Es liegen in dem Schwanken
So tiefe Traumgedanken
Und Philoſophenſinn.
Sieh hin:
Was auch ein Herz berühren mag,
Du ſpürſt nichts als den Sonnentag,
Und Leid und Luſt wird frommer Mut,
Ein ſanftes Ährenneigen,
Ergebenheit und Schweigen.
Du weißt, dein Sein und Weſen ruht
In Gottes Hand, in Gottes Hut.

• • •

Kleiner Leute Lieder

Wenn kleine Leute ſingen,
Was ſingen ſie da?
Sie ſingen von hohen Dingen,
Von Glück und Gloria.

Sie ſingen, was ſie erſehnen,
Und ſchließen die Augen dabei,
Sie werden im Lied und wähnen
Nun komme der große Mai,

Mit Blüten und Schmetterlingen,
Wo alles in Fülle fließt, —
Und wiſſen nicht, daß ihr Singen
Das Glück ſchon iſt.

• • •

Bitte

Und wenn ich ſterbe, bitt' ich dies:
Senkt mich in Heimaterde,
Damit, was mir das Leben ließ,
Der Heimat wieder werde.
Ich ſchulde ihr ſo vielen Dank
Und kann, wenn ich zu Grabe ſank,
Ihn nimmermehr bezeigen,
So gebt mich ihr zu eigen.

Ein heimlich Wünſchen hab ich noch.
Um was ich herzlich bitte:

Digitized by Google

Ein Lindenbaum steht breit und hoch
Am Anger in der Mitte.
So pflanzt mir treulich auf das Grab,
Die mir soviel an Heimweh gab,
Eine junge, liebe Linde,
Daß sie mich wiederfinde.

Nehmt nur ein Reis vom Lindenbaum
Am Anger der Kapelle
Und setzt es auf den kleinen Raum —
Noch weiß ich nicht die Stelle.
Das eine aber weiß ich schon:
Was sie mir gab, geb' ich als Lohn
Der Heimatlinde wieder,
Mein Herz und seine Lieder.

Und greifen ihre Wurzeln tief
Bis sie ins Herz mir dringen,
Dann wird's, ob's hundert Jahre schlief,
Im Wipfel wieder klingen.
Die grüne Krone saugt sich Kraft
Aus meinem Sinn, aus meinem Saft
Und wird den Lüften geben
Mein Lieben und mein Leben.

Und wenn ein Bursch vorübergeht
Und hört die Linde rauschen,
Und wenn ein Mägdlein nahe steht,
Dann werden beide lauschen,
Verzaubert tief von solchem Ton.
Und das ist meines Herzens Lohn,
Wenn sie bei meiner Linden
In Seligkeit sich finden.

Sie herzen sich engangeschmiegt,
Wie ich es tat vor Zeiten,
Und ahnen nicht, wer unten liegt,
Und können sich nicht deuten

Digitized by Google

Vor lauter Glück und Überschwang,
Was aus der lieben Linde klang,
Als sich die Zweige rührten,
Da sie mein Herzblut spürten.

Nachklänge zur Jahrhundertfeier Richard Wagners

Der Bayreuther Meister vor dem Richterstuhl der Kritik

Von Dr. A. Vögele

Welcher Große, welches Genie wäre nicht im Laufe seines Lebens angegriffen oder angefeindet worden!? „Die Welt liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen."

Richard Wagner hat schon während seines Erdenwallens allerlei Karikaturen und die heftigsten Angriffe über sich ergehen lassen müssen. Bald hat man ihn als „Zertrümmerer des Gehörs" (vergleiche L'Eclipse vom 18. April 1869) bald als „Stimm-Mörder" („Kikeriki" 3. August 1882) dargestellt bezw. karikiert. Man hat sogar den frühzeitigen Tod des ersten Tristan-Sängers Knorr von Karolsfeld auf Wagners Schuldkonto setzen wollen, weil diese Rolle zu anstrengend sei. Lange und mit niedrigen Mitteln haben Gegner in Wort und Zeitung gegen den Bayreuther Meister gearbeitet und gehetzt. Nietzsche, der früher Wagners große deutsche Kunst bis in den Himmel gehoben und mit höchsten Lobsprüchen bedacht hatte, war von der Stunde an, da ihm Wager sein Drama „Parsifal" gesandt hatte, sein ergrimmter Gegner geworden; denn Nietzsche sah im „Parsifal" — „Roms Glaube ohne Worte"! Von dieser Zeit an, da er Wagner „hilflos und zerbrochen vor dem christlichen Kreuze niedergesunken" sah, spottete er über den heillosen „Barockkünstler", über das Nervenaufpeitschende, Pathologische und Überladene seiner Musik.

Aber den Sieg wirklicher Kunstwerke können weder Spott noch Hohn, weder Zeitungshetzen noch persönliche Angriffe hintanhalten oder unterdrücken. Das wirklich Bedeutende, das Geniale bricht sich durch alle Hindernisse Bahn. Es ist ein Prüfstein für die Güte und Vortrefflichkeit eines Werkes, wenn es sich lange erhält

Digitized by Google

zumal in unserer raschlebigen Zeit, in der gar schnell vergessen ist, was kurz vorher noch flammende Begeisterung hervorgerufen hatte. Wie rasch sind Menschen, Bücher, Kunstwerke, die einige Zeit lebhaft im Vordergrund des allgemeinen Interesses gestanden und in aller Munde waren, in den Staub der Vergessenheit gesunken! Nach Goethe ist *der* ein Genie, welcher *Werke* hervorbringt, die *von Dauer* sind. Demnach muß Richard Wagner ein großes Genie sein, weil seinen Kunstwerken jetzt nach so langer Zeit noch begeistertste Aufnahme erblüht.

Das Genie hat *die charakteristische Wirkung*, daß es *die einen mit Gewalt anzieht* und begeistert, *die anderen von sich abstößt* und mit Neid oder Haß erfüllt. Auch von diesem Gesichtspunkt aus war Richard Wagner ein großes Genie, denn er hat Hunderttausende und Millionen mit seiner Kunst entflammt, im Innersten gepackt, gerührt und erschüttert, andere aber auch mit Macht von sich abgestoßen.

Auch bei der hundertsten Geburtstagsfeier des Bayreuther Meisters hat sich diese Wirkung des Genies geoffenbart: Auf der einen Seite frohe begeisterte Feststimmung, auf der andern Seite Anfeindung und Verkleinerungssucht. Man wird aber sagen dürfen: *Noch nie oder kaum jemals* ist die *Gesamterscheinung eines Künstlers nach so langer Zeit* in gleicher Weise *beliebt und berühmt geblieben wie Richard Wagner*. Bringt ein Konzert z. B. in Baden-Baden oder sonst in einer Stadt mehrere Wagnernummern, so strömt man scharenweise dorthin; wird auf einem Theater „Lohengrin", „Meistersinger" oder „Parsifal" gegeben, so ist das Haus stets besetzt wenn nicht ausverkauft. Schon diese Tatsachen beweisen, daß Richard Wagner eine ganz eigenartige, hervorragende Künstlernatur war, daß sein Kunstwerk nichts Gewöhnliches, Alltägliches, sondern etwas Außerordentliches und Großartiges sein muß.

Was nun die Angriffe auf Wagner bei der Wiederkehr seines hundertsten Geburtsfestes betrifft, so ist bei Fel. Lehmann in Berlin ein Buch von *Emil Ludwig* 1913 erschienen: „Wagner oder die Entzauberten". Die Reklameschleife trug die Worte: „Das erste umfassende Werk *gegen* Wagner". Dieses Buch mag zwar eine gewisse Gegenströmung, die in manchen Kreisen um sich greift, widerspiegeln, ist aber in der Hauptsache doch verfehlt, denn es *ist nicht objektiv, nicht sachlich*, sondern mit subjektiver Voreingenommenheit geschrieben. Der Verfasser betrachtet Wagner gleichsam von der Froschperspektive aus und läßt jede höhere Auffassung vermissen. Das Buch führt den Untertitel: „Die Entzauberten". Es mag sein, daß bisweilen solche, welche „von den Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen worden sind", später einen Widerwillen oder eine Abneigung gegen Wagner bekommen, nicht aber deshalb, weil sie Wagners Kunst verstehen und erleben gelernt haben, sondern deshalb, weil sie dies nicht gelernt haben. Alles Überkommene in Kunstsachen ist solange mecha-

Digitized by Google

nische Gedächtnissache oder oberflächliche Aufnahme, bis man tiefer in den Geist und in die Schönheiten des Kunstwerks eingedrungen ist, bis man in die Ideen und Gefühle des Künstlers sich hineinzuleben und hineinzufühlen verstanden hat. Wer dies bei Wagner nicht fertig bringt, der versteht seine Kunst nicht, wenigstens nicht recht, der darf sich auch nicht anmaßen, ihn zu lehrmeistern oder zu kritisieren. —

Wir geben zu: Auch Wagners Kunst ist zwar vielseitig, aber sie hat ihre Grenzen, muß sie haben. Dr. Karl Storck vermißt an ihr z. B. das Intime, wie es der Lyriker in der Regel hat. Aber dafür hat Wagner wie Schiller das erhabene tragische Pathos und Ethos.

Wagners Kunsttheorie ist einseitig und schwach begründet, aber seine Kunst ist deshalb doch groß und unsterblich. Vielfach widerlegt der Kunstpraktiker Wagner den Kunsttheoretiker. — Wagner erscheint als Mensch manchmal recht egoistisch und klein, aber als Künstler hat er doch wunderbar Schönes und Erhabenes geschaffen. Man kann es verstehen, wenn Künstler- und Wagner-Verehrer schon gedacht oder gesagt haben, daß es ihnen nach der Lektüre von Wagners Selbstbiographie nicht mehr möglich sei, den Menschen Wagner gleich dem Künstler hochzuschätzen. Aber die Genies in der Kunst wie in der Politik erscheinen eben, weil sie in der Regel auch gewaltige Willensmenschen sind, immer mehr oder weniger stark egoistisch, gewalttätig, rücksichtslos in der Durchsetzung bzw. Ausführung ihrer Pläne und Lebensaufgaben. Es ist wahr: Wagner benutzte die Menschen seiner Umgebung nicht selten so, als seien sie nur für ihn da, und wenn sie nicht mehr für seine Ziele und Zwecke brauchbar waren, ließ er sie manchmal kalt und gleichgiltig beiseite stehen, beachtete er sie wenig oder gar nicht mehr. Doch hatte Wagner auch wieder ein warmes Herz für Menschen und Tiere: man vergleiche seine Briefe an seine Gattin Minna, an Liszt und seine Schrift über „Religion und Kunst". Es steckt viel Wahrheit in dem Satze, den der feinsinnige Musikästhetiker Dr. Karl Storck im „Türmer" (XV. Jahrgang, Heft 8, S. 267) geschrieben hat, „daß dieser Egoismus Wagners nichts war als höchste Sachlichkeit, als ein — sagen wir fatalistisches Dienen dem Berufe". Wir unterschreiben auch den andern Satz von Dr. Karl Storck a. a. O.: „Die Menschheit ist so roh, so brutal, daß sie auch noch die Märtyrerkrone dem Haupte eingedrückt sehen will, das ein Leben lang die Dornenkrone getragen[1]) hat".

Es geht nicht an, wie man leider getan hat, ihn „den größten Egoisten des neunzehnten Jahrhunderts" zu nennen. „Der größte Egoist eines Jahrhunderts": das will doch sehr viel heißen. So etwas kann man behaupten aber nicht beweisen, zumal da im gleichen Jahrhundert noch andere sehr große Egoisten (z. B. Napoleon) gelebt haben. Man kann nicht sagen und Wagner vorwerfen: „Von

[1]) Vergleiche die Artikel § 9, § 10, § 11 in „Pessimismus und das Tragische" von Dr. A. Vögele.

Digitized by Google

Nietzsche trennte er sich in dem Augenblicke ohne Bedauern, als jener nicht mehr mit ihm gehen konnte".[1]) Vielmehr zog sich Nietzsche mit seinen antichristlichen Tendenzen in dem Augenblick von Wagner zurück, als dieser ihm seinen „Parsifal" gesandt hatte. Nietzsche war hier der schuldige Teil, da er mit Hohn- und Schimpfworten über den „zum Kreuze gekrochenen" Wagner herfiel. — Gewiß, Wagner hatte seine Sonderbarkeiten und Eigenheiten. Er schwärmte lange für den Buddhismus und war ein scharfer Gegner der jüdischen Weltanschauung. Er war ein großer Tierfreund, eiferte gegen das Schlachten der Tiere, gegen das Fleischessen, gegen die Vivisektion, gegen den Krieg und dergleichen. Seine Lebensführung war — vom Standpunkt der christlichen Moral betrachtet — nicht einwandfrei, nicht ohne Schatten, ohne dunkle Punkte. Er hatte auch schiefe Vorstellungen über Staat und Kirche, speziell über die geschichtliche Entwicklung des Christentums. Aber trotz allem war Richard Wagner im tiefsten Grunde ein sittlich gut, ideal angelegter Mensch, ein nach Hohem und Edlem ringender Geist.[2]) In seinen Werken kam er instinktiv, vielleicht gegen seinen Willen, immer wieder auf die Grundlehren des katholischen Glaubens zurück.

Die kleinen Nörgler oder Überkritiker Wagners müssen doch zurücktreten gegenüber dem Werturteil großer Sachverständiger. So war z. B. Verdi völlig mit den Wagnerschen Bühnen- und Orchester-Reformen einverstanden, während derselbe gegen die französische Opernkunst sich durchaus ablehnend verhielt. Als Verdi vom Ableben des Bayreuther Meisters erfuhr, widmete er ihm ergreifende Zeilen: „Trauer, Trauer, Trauer! Wagner ist tot. Als ich gestern die Nachricht las, da war ich entsetzt. Ein Name, der eine unvergängliche Spur in der Geschichte der Musik zurückläßt."

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." Wagner ist und bleibt ein Fürst der Musik, ein unsterblicher König der Kunst, ob auch viele Zwerge an ihm hinaufschimpfen oder ihn kritisch herunterreißen und Karrenschutt auf ihn türmen wollen. Ein so großer Geist, ein so hervorragendes Genie gibt auf lange hinaus Stoff zur Begeisterung und Bewunderung für die Freunde und Stoff zur Begeiferung und Anfeindung für die Gegner. Aber beides ist nur ein Beweis für seine Größe: der eine ein direkter, der andere ein indirekter.

Es ist wahr: Seine Kunst allein aus sich kommt nicht zur vollen Geltung. Soll sie zur vollen Geltung und glänzendsten Entfaltung kommen, dann sind hervorragende Sänger, Schauspieler, Musiker und Theaterintendanten nötig. Wagner stellt große Anforderungen an die Sänger und ungeheure Anforderungen an die technische Seite des

[1]) Vergleiche den Aufsatz Richard Wagner in der Sonntagsbeilage Nr. 21 des Stuttgarter „Deutschen Volksblatts", Jahrgang 1913.

[2]) Das beweist auch seine Schrift: „Religion und Kunst".

Digitized by Google

Theaters. Auch hier gilt: corruptio optimi pessima: die Verderbnis des Besten wirkt am schlimmsten. Die schwierigen Szenen: Lohengrins Schwanenritt, Walkürenritt, Feuerzauber, Drachenkampf, Götterdämmerung kann man nur auf den ersten, besteingerichteten Theatern aufführen, würdig inszenieren, sonst wirken sie hölzern und abstoßend. Wagner wußte wohl, warum er sein schönstes und ethisch erhabenstes Stück nur in Bayreuth aufgeführt wissen wollte.

Es gibt übertriebene Wagnerschwärmer, die zu weit gehen. Aber es ist verfehlt, wenn nun solche, die wütend sind auf diese allzugroßen Enthusiasten, dafür ihren Zorn und Grimm über Wagner selbst ausgießen wollen. So konnte man in einer Zeitung lesen, daß „die Literaten sich gegen Wagner als etwas wehren, was ihnen aufgedrängt worden sei, weil auf literarischem Gebiete das Wagnerianertum die tollsten Orgien gefeiert" habe. Die Schärfe der Angriffe erkläre sich daraus, daß „dieses unser ganzes geistiges Leben vergiftende Wagner-Epigonentum nur in der Bekämpfung seines Götzen selbst getroffen werden" könne. Einmal ist es eine schwer zu beweisende Behauptung bezw. starke Übertreibung, wenn man schreibt, daß dieses Wagnerepigonentum „unser ganzes geistiges Leben vergifte". Sodann wäre es doch höchst ungerecht und einseitig, es Wagner selbst entgelten oder büßen zu lassen, wenn einige oder mehrere in seiner Verehrung zu weit gehen.

Wenn Emil Ludwig Richard Wagner als schwülen Erotiker hinstellt, so trifft dieses Urteil nicht zu. Ludwig beweist nur damit, daß er Wagner nicht erfaßt hat, daß er in die Tiefe der Wagnerschen Ideen nicht eingedrungen ist. Durch manche seiner Werke geht zwar eine Mischung von Brunst und Jungfräulichkeit oder besser von Sinnlichkeit und Keuschheit; zuletzt aber wird diese Brunst ausgelöscht durch den Ernst des Lebens, durch Schicksalsschläge und die Nähe des Todes (Venusberg — Elisabeth's Leichenzug im „Tannhäuser"). Hier ist die erlösende Kraft der jungfräulichen Liebe[1]) dargestellt. Im „Fliegenden Holländer" konnte Senta für Erik leben, wollte aber für den „Ahasver des Ozeans", den „Holländer", sterben. Ihm weiht sie die „Treue bis zum Tode". Wenn Wagner im „Lohengrin" sich das Weib ersehnt, so meint er damit das menschliche Herz. Aber an „Lohengrin" haftet der Widerschein einer höheren Natur, eines über das Gewöhnliche hinausragenden Genius, und so wirft das Staunen der Gemeinheit und der Neid seine Schatten bis in das Herz des liebenden Weibes „Elsa". „Lohengrin", d. h. Wagner mit seiner hohen Kunst-

[1]) „Im Tannhäuser", schreibt Wagner selbst, „hatte ich mich aus der frivolen, mich anwidernden Sinnlichkeit der modernen Gegenwart herausgesehnt; auf die ersehnte Höhe des Reinen, Keuschen hatte ich mich durch die Kraft meines Verlangens nun geschwungen. Von dieser Höhe gewahrte mein verlangender Blick das Weib, das den Tannhäuser aus den Wollusthöhen des Venusbergs als Himmelsstern nach oben wies".

Digitized by Google

auffassung sehnt sich darnach, vom Weib geliebt d. h. vom menschlichen Herzen verstanden zu werden; aber Zweifel und Eifersucht bezeugen ihm, daß er vom Weib nicht geliebt, vom menschlichen Herzen (Gefühl) nicht verstanden ist; darum zieht er sich voll tragischen Schmerzes wieder in seine Einsamkeit zurück. — In „Tristan und Isolde" kommt der schmerzliche Verzicht Wagners auf Frau Wesendonk zum Ausdruck. — Die Erfolglosigkeit seiner künstlerischen Bestrebungen und der notwendige Verzicht auf diese feinsinnige Frau in Zürich hatten ihn pessimistisch gestimmt, und so erschien ihm die Schopenhauersche Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben als ein tröstendes „Quietiv". In den „Meistersingern" verzichtet Hans Sachs aus Liebe, um andere zu beglücken, auf die Liebe. — Parsifal muß erst die Prüfung im Zaubergarten von Klingsor und der Kundry bestehen, ehe er Gralsritter werden darf. Er muß erst die Versuchungen der Blumenmädchen überwinden, ehe er als reiner heiliger Tor in die Gralsburg einziehen darf. Richard Wagner ist kein schwüler Erotiker, sondern er will uns zur Erkenntnis führen, daß der Quell alles Leidens das sinnliche Begehren ist, daß man nur durch Überwindung der sinnlich erotischen Triebe, durch Reinheit, lautere Liebe und Mitleid zur Gralsburg und zum echten wahren Glücke gelangen kann. Ein Kritiker H. Braine verstieg sich in einem Aufsatze über „Bayreuth und Parsifal" in den P. P. Weekly (London Vol. XX. Nr. 516) vom 27. September 1912 sogar zu der Behauptung, daß Wagner mit seinem Parsival nur eine Parodie zu schreiben beabsichtigt habe und daß dieses Drama satirisch gemeint sei. Um dies zu widerlegen, genügt schon der Hinweis auf den Brief, welchen Wagner selbst am 28. September 1880 an König Ludwig II. gerichtet hat: „Ich habe nun alle meine so ideal konzipierten Werke an unsere von mir als tief unsittlich erkannte Theater- und Publikum-Praxis ausliefern müssen, daß ich mich nun ernstlich fragen mußte, ob ich nicht wenigstens dieses letzte und heiligste meiner Werke vor dem gleichen Schicksal einer gemeinen Opernkarriere bewahren sollte. — In der Tat, wie kann und darf eine Handlung, in welcher die erhabensten Mysterien des christlichen Glaubens offen in Szene gesetzt sind, auf den Theatern wie den unsrigen und vor einem Publikum wie dem unsrigen vorgeführt werden?" — Aus diesem Brief geht deutlich hervor: 1. daß er im Parsifal wirklich die erhabensten Mysterien (Kreuzestod, Erlösung, Abendmahl) des christlichen Glaubens darstellen wollte, 2. daß er eben wegen dieses reinen erhabenen Inhaltes „Parsifal" als Bühnen-Weihe-Festspiel für Bayreuth reserviert wissen wollte, eben um es vor Entweihung oder Profanation zu schützen. Die tiefste Idee dieses seines letzten und schönsten Musikdramas ist: Die degenerierte Menschheit muß durch das Blut Christi regeneriert werden. Dr. Wilh.

Digitized by Google

Scherer schrieb mit Recht über Parsifal[1]): „Hier sehen wir bei aller Verehrung Schopenhauers und Buddhas seitens des großen Tondichters den Pessimismus, das Nirwana, überwunden. Eine neue Weltanschauung tritt uns entgegen, in der wir Züge des Christentums und Buddhismus vermischt gewahren, aber alles überragt von der Schönheit des Kreuzesopfers, getaucht in die Tiefe des Geheimnisses der Wesensverwandlung, verklärt durch die aufopfernde Liebe hingebenden Mitleids, hinstrebend nicht mehr nach Verneinung der Lebens-Weltvernichtung, sondern zu ewiger Freude."

Wir sagen mit dem bekannten Kritiker Dr. Karl Storck: „Diese Entzauberten in der Art Emil Ludwig's, die meinen, sie seien einmal leidenschaftliche Wagnerianer gewesen und von Knabenjahren an in Bayreuther Tradition erzogen worden, haben überhaupt niemals einen Hauch des Wagnerischen Geistes verspürt, sind niemals des Erlebnisses seiner Kunst gewürdigt worden". Wenn Dr. K. Storck diese Hyperkritik und Anfeindung, wie sie sich im Buche von E. Ludwig und bei anderen gegen Wagner äußert, in letzter Instanz auf Hochmut und Beschränktheit zurückführt, so ist diese Abfuhr zwar scharf aber nicht ganz unberechtigt. „Völlig unbegreiflich ist es mir", schreibt er,[2]) „daß sich die Leute noch etwas darauf einbilden, wenn sie zu irgend einer Kunst kein Verhältnis gewinnen können. Im großen und ganzen verhalten sich die meisten Menschen überhaupt anmaßend der Kunst gegenüber. Hochmut macht aber immer beschränkt."

Wagners Ruhm und fortwährende Anziehungskraft sind nicht etwas künstlich Gemachtes oder eine Folge von Reklame, sondern beruhen auf wirklichen Vorzügen und ganz hervorragenden Wirkungen seiner Kunst. Unser ganzes Opernwesen hat durch Wagner eine gewaltige Förderung und Verbesserung erfahren. Sein Hauptziel war ja, das Theater zu reformieren, uns empfindlich zu machen gegen die schlechten, faden Operntexte, wie sie bis zu Wagner üblich waren, uns den Mißklang zwischen Ton und Wort, zwischen Musik und Inhalt fühlen zu lassen. Sollte die Oper wirkliches Kunstwerk werden, so mußte die zweckwidrige, sinnlose Herrschaft der Musik, wobei das Wort bloß Sklave der Musik war, aufhören. Wagner war eben der gottbegnadigte seltene Künstler, der in einer Person Dichter und Musiker war. Er dichtete selbst seinen Text und legte tiefe bezw. hohe Ideen in seine Musikdramen, weil er überzeugt war, daß eine wahrhaft kunstvolle Oper auch einen tieferen Gehalt, einen bedeutenden Inhalt haben müsse. Andererseits war er als Musiker der ganz richtigen Ansicht, daß das Wort allein nicht genüge, um den seelenvollen Ausdruck zu geben, daß das Wort unfähig sei, die Regungen der Seele auszuschöpfen. Wagner wies also jeden der

[1]) Deutscher Hausschatz, 39 Jahrg., Heft 17. Vergl. mein Buch: „Der Pessimismus und das Tragische" (Freiburg, Herder) über Parsifal S. 152—158.

[2]) Storck: „Wagner und wir" in der Monatsschrift „Der Türmer", Mai 1913.

Digitized by Google

beiden Komponenten des Dramas: Wort und Ton die entsprechenden Aufgaben zu. Die Stoffe entnahm er als Deutscher der Sagenwelt des Mittelalters, durchtränkte sie mit den Erlebnissen (Kämpfen, Nöten und Leiden) des eigenen Herzens und rückte uns Modernen so die alten Sagen-Gestalten menschlich nahe.

Die Gestalten sind erhaben, heldenhaft. Der Stoff ist deutsch und die Ideen sind tief und edel. Durch alle seine Werke vom „Fliegenden Holländer" bis zu „Parsifal" zieht sich als Grundidee: die Sehnsucht aus der modernen Unrast, der Erlösungsgedanke. Im selben Verhältnis, wie sich seine Weltanschauung läutert und immer höher hebt, läutert und erhebt sich auch seine Erlösungs-Idee. Früher glaubte er, das Weib (irdische Liebe, glückliches Familienleben) könne erlösen, später: Die Ertötung der sinnlichen Liebe, die Verneinung des Willens zum Leben, und zuletzt das Blut Christi (die Religion in Verbindung mit der Kunst).

Wagner hat sich aus den düsteren Tiefen des Schopenhauerschen Pessimismus und buddhistischen Nirwana immer höher bis zu der Verherrlichung der christlichen Mysterien im „Parsifal" emporgeschwungen. Welch tief ethische Natur Wagner war, das beweist allein schon seine Schrift: „Religion und Kunst". Wie sehr ihn das furchtbare Welträtsel bedrückte, wie innig er sich herausseh nte aus dem Unvollkommenen, Blutigen, Kriegerischen und Liebloſen unserer „Kultur", wie sehr ihm die Leiden und Nöten der Menschheit und Tierwelt zu Herzen gingen, wie er darin seine wichtigste Lebensaufgabe erblickte, die Erlösungsbedürftigkeit der Erdbewohner aufzuzeigen, all dies ist in dieser Schrift niedergelegt. —

Was die Form seiner Kunst betrifft, so zeigt sich in seinen Werken eine nie versagende Sicherheit der Architektonik, eine staunenswerte Konzentriertheit, eine ideale Verschmelzung von Form und Inhalt, Wort und Ton, wie sie musikalisch in der wunderbaren Herausarbeitung der Leitmotive sich äußert. Dabei ist Richard Wagners Kunst spezifisch deutsch nach Form und Inhalt. Wagner ist ein Romantiker. Sein Drama bedeutet einen großen Sieg des Grundgedankens der Romantik. Gerade von deutscher Seite aus sollte man für diese glänzende nationale deutsche Kunst, die auch im Auslande uns Ehren eingetragen hat, besonders dankbar sein. Man kann es deshalb in weitesten Kreisen nicht verstehen, wie sogar die „Preußischen Jahrbücher" dazu kommen konnten, im Oktoberheft 1913 Wagners gesamtes Wirken als dichterisch und musikalisch unzulänglich, ja in sittlicher Beziehung als verderblich hinzustellen. Oder ist etwa die von Nietzsche beliebte Umwertung aller Werte auch in die Preußischen Jahrbücher eingedrungen? —

Wenn auch Wagner eine Zeit lang zwischen Buddha und Christus hin und her schwankte, so siegte schließlich doch Christus in seinem

Digitized by Google

Innern. Er schreibt:[1]) „Ihr (d. h. der christlichen Religion) Gründer war nicht weise, (wie Buddha), sondern göttlich; seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens; an ihn glauben, hieß: ihm nacheifern, und Erlösung hoffen, hieß: mit ihm Vereinigung suchen". „Der zu qualvollen Leiden ausgespannte Leib Christi" war ihm der „höchste Inbegriff aller mitleidvollen Liebe".[2]) Längere Zeit drückte den Künstler in seinem an Not und Verfolgung reichen Leben der Gedanke nieder: Du findest keine Erlösung, du kannst nicht selig werden. Wie ist er nun doch ruhig geworden am Ende seiner Pilgerbahn, als er nach langem Mühen den Frieden gefunden zu haben hoffte in der Erlösung Christi! So schreibt er a. a. O. S. 32 nicht ohne Beziehung auf sich selber: „Im neubekehrten Schweden hörten die Kinder eines Pfarrers am Strom-Ufer einen Nixen zur Harfe singen; ‚singe nur immer, riefen sie ihm zu, du kannst doch nicht selig werden'. Traurig senkte der Nixe Harfe und Haupt. Die Kinder hörten ihn weinen und meldeten das ihrem Vater daheim. Dieser belehrt sie und sendet sie mit guter Botschaft dem Nixen zurück. ‚Nicker sei nicht mehr traurig', rufen sie ihm nun zu: ‚Der Vater läßt dir sagen, du könntest doch noch selig werden'. Da hörten sie die ganze Nacht hindurch vom Flusse her es ertönen und singen, daß nichts Holderes je zu vernehmen war." — „Nun hieß uns der Erlöser selbst unser Sehnen, Glauben und Hoffen zu tönen und zu singen. Ihr edelstes Erbe hinterließ uns die christliche Kirche als alles klagende, singende, tönende Seele der christlichen Religion. Den Tempelmauern entschwebt durfte die heilige Musik jeden Raum der Natur neubelebend durchdringen, der erlösungsbedürftigen Menschheit eine neue Sprache lehrend." War nicht Richard Wagner selbst längere Zeit der trauernde Nixe, dem Feuerbach und andere zuriefen: „Du kannst nicht selig werden." Traurig düster, schwermütig ernst ist der Grundzug der Musik noch in „Tristan und Isolde", da Schopenhauer und Buddha ihn belehrt hatten: es gebe eine Erlösung, aber nur im Tode, im Nichtsein, „Nirwana". Aber froh nnd heiter ertönte Musik und Gesang im „Parsifal", der erlösungsbedürftigen Menschheit eine neue Sprache und wahre Seligkeit lehrend.

Wagner war ein tiefer Denker und edler hervorragender Künstler, würdig eines Ruhmesplatzes in der „Walhalla" zu Regensburg und im Herzen der Menschheit für alle Zeiten. Er wollte der entweihten göttlichen Kunst wieder eine Gasse bahnen und durch die Kunst die Menschheit heben und veredeln. In der Tat, in Wirklichkeit ist auch seine Kunst eine der lebendigen Kulturgewalten geworden, vor der auch

[1]) Religion und Kunst, Seite 4. Immerhin war sein Christentum ein verschwommenes. Ein volles Verständnis der katholischen Religion durfte man von ihm als Protestanten ohnehin nicht erwarten. Aber dennoch finden wir da und dort z. B. in Parsifal Anklänge an die katholische Religion.

[2]) Religion und Kunst, S. 6.

Digitized by Google

das Ausland sich dem deutschen Geiste gebeugt hat. Wenn wir von Wagner sonst nichts hätten als nur „Lohengrin", „Meistersinger" und „Parsifal", müßte die Menschheit für alle Zeiten dem großen Meister von Bayreuth dankbar sein. Ehre wem Ehre gebührt!

Hau- u. Bausteine

Warum ist die katholische Literatur inferior?

Richard von Kralik weist in der Wiener „Reichspost" (vom 12. Mai 1914) auf ein in der „Deutschen Literaturzeitung" (Nr. 13) erschienenes Referat Richard M. Meyers hin, das „weiteste Beachtung" verdiene. In der Tat! Das Referat beschäftigt sich nämlich mit dem hochinteressanten, im Gral ausführlich gewürdigten Werke: Alban Stolz und die Schwestern Ringseis von Alois Stockmann S. J. Richard M. Meyer hat sich durch den hier mitgeteilten „entzückenden Briefwechsel" und durch die bald darauf erschienene Biographie Emiliens (von E. M. Hamann) veranlaßt gefühlt, sich sofort zwei Bände ihrer Dichtungen anzuschaffen und er spricht die Hoffnung aus, daß diese Wirkung nicht vereinzelt sei — „denn der durchaus auf dichterische Betätigung veranlagten Persönlichkeit ist man etwas schuldig". Nun folgt aber etwas Seltsames, Unbegreifliches, für unsere literarischen Verhältnisse scharf Bezeichnendes: Der freisinnige, jüdische Kritiker und Literarhistoriker liest der katholischen Kritik fein, aber energisch den Text, weil sie sich gegenüber der katholischen Dichterin Emilie Ringseis einer nicht wieder gut zu machenden Unterlassungssünde schuldig gemacht hat. Er schreibt: „Ihr Lebensplan, eine katholische Nationalbühne in Deutschland zu schaffen, war wohl undurchführbar (?); wie wenig man sich aber um diese Dichterin gekümmert hat, die mit dem frömmsten Kirchenglauben einen viel mehr calderonischen als schillerschen Schwung und eine gerade bei Schriftstellerinnen nichts weniger als häufige Gabe der poetischen Architektonik vereinigte, das werden die ihr näherstehenden Literaturfreunde jetzt gewiß bedauern." (Die haben zum größten Teil anderes zu tun, nämlich die noch lebenden katholischen Dichter geradeso in Vergessenheit zu bringen,

Digitized by Google

wie Emilie Ringseis! Gralred.) „Denn der Moment ist nicht wieder einzubringen. Der Verdacht ist nicht ganz abzuweisen, daß auch gerade ihre Originalität und Energie sie bei den offiziellen Literaturpflegern ihrer Richtung weniger beliebt machte ..... Aber für jetzt wollen wir uns freuen, daß auch der gesamtdeutschen Literatur ein Name wieder gewonnen ist, der gewissermaßen die volle Eindeutschung der spanisch-italienisch-romantisch-katholischen Dichtung eines Brentano erst bedeutet".

Hier kehrt also, wie Kralik richtig bemerkt, derselbe Vorwurf wieder, den schon der Protestant Wolfgang Menzel in seiner Besprechung der Eichendorff'schen Literaturgeschichte gegen die katholische Kritik erhoben hat, indem er ihr die volle Schuld an der Nichtbeachtung der katholischen Literatur beimaß. Und diese Schuld, diese Grundschuld der ungerechten Zurücksetzung, des Aschenbrödeldaseins, des Ungekanntseins katholischer Literatur hat in der Fülle ihrer Zeit das Märchen von der Inferiorität der katholischen Literatur zur Welt gebracht und dieses hat wieder — denn Schuld muß fortzeugend Schuld gebären — die beiden sich widerstreitenden „Richtungen" in unserem Literaturleben und damit den „Literaturstreit" uns geschenkt. Und diese Schuld ist eine alte Schuld, denn sie beginnt, wie Kralik feststellt, mit der Stellung der katholischen Kritik den Romantikern gegenüber und sie geht bis in die Gegenwart, bis zum Tode Hlatkys, bis zum heutigen Tage. Und wir fügen hinzu: Sie war nie so groß wie heute, nie hat sie sich in so abschreckender, häßlicher Gestalt gezeigt; denn die katholische Kritik ist heute zum guten Teil ein Instrument des Parteihasses,[1]) eine Waffe im Kampfe der beiden „Richtungen" geworden. Allerdings, mit seltenen Ausnahmen, nur die Waffe einer, der „fortschrittlichen" Richtung, denn das Charakteristische dieser Richtung ist, daß sie fast nur aus Kritikern und Literaturwissenschaftlern besteht und kaum einen einzigen schaffenden Dichter in ihren Reihen zählt. Man braucht zum Beweise dieser Behauptung nur die Namen der führenden Geister zu nennen: Karl Muth, Expeditus Schmidt (mit Ausnahme seiner Jugendperiode als „Revocatus"), Johannes Eckardt, Heinrich Falkenberg, Johannes Mumbauer, Dr. Friedrich Castelle u. a. m. Nur der einzige Christoph Flaskamp ist uns unter ihnen als schaffender Dichter bekannt. Die beiden Dichter Philipp Witkop und Franz Herwig sind mittlerweile sichtbar von der Partei abgerückt.

Niemand wird verkennen, daß in dieser Teilung — die „Kritiker" und Literarhistoriker als „Fortschrittler" auf der einen, die schaffenden

[1]) Wem dieser Ausdruck zu stark erscheint, der führe sich heute noch einmal den „Ghettoartikel" J. Mumbauers in der „Allg. Rundschau" und die Antwort des ersten Herausgebers von „Über den Wassern" auf die „Erklärung" der 32 kath. Schriftsteller ruhig zu Gemüte und beantworte sich ehrlich die Frage, ob daraus etwas anderes als Haß und Erbitterung spricht?

Digitized by Google

Dichter entweder parteilos oder als „Gralbündler" auf der anderen Seite, — die schwere Gefahr des Mißbrauchs der Kritik zu Parteizwecken liegt. Ja, die „Fortschrittler" müßten manchmal heroische Selbstverleugnung üben, sie müßten gegen ihr eigenes Interesse handeln, ihre eigenen Theorien preisgeben, wenn sie in gewissen Fällen der katholischen Gegenwartsdichtung Gerechtigkeit widerfahren ließen. Und andererseits ist ja keine Stellung leichter zu halten und gegen alle Angriffe zu sichern, als jene, die — im heute üblichen Jargon gesprochen — prinzipiell immer den Sack schlägt und den Esel schont, d. h. in der Theorie zwar die Möglichkeit oder gar Nützlichkeit katholischer Literaturarbeit anerkennt, in der Praxis jedoch die tatsächlich geleistete Arbeit mit dem bequemen Hinweis auf die angebliche künstlerische Unzulänglichkeit in Bausch und Bogen abweist. Wahres, richtiges künstlerisches Empfinden und Urteilen ist leider so selten, die Geschmacksrichtungen sind nirgends so verschieden, als in der Beurteilung künstlerischer Leistungen, nirgends ist der das klare gesunde Urteil irreleitende Wirrwarr der Meinungen so groß, als auf dem Gebiete der Kunstkritik. Hier sind Gründe wohlfeiler als Brombeeren, oft auch ganz überflüssig; es genügt einfach zu dekretieren: „Ich N. N., aus eigener Machtvollkommenheit wohlbestellter Kunstrichter, finde zu befehlen und anzuordnen, daß die Kunstleistung dieses katholischen Dichterleins für nichts zu achten und aus dem Tempel der Kunst zu verweisen ist, wonach sich männiglich und weibiglich zu richten hat". Und in der Tat — männiglich und weibiglich richtet sich nach solchen Diktaten, auch wenn der Diktierende noch auf der Schulbank schwitzt — was bekanntlich gar nicht selten vorkommt!

Sollen diese Zustände so lange andauern, bis das durch Unwissenheit oder Schuld verursachte Übel unheilbar geworden ist? Wollen wir wieder darauf warten, von einem später lebenden Richard Moses Meyer daran erinnert zu werden, daß wir aus eigener großer Schuld den nicht wieder einzubringenden Moment verpaßt haben, unser Licht auf den Scheffel zu stellen? Damit dies nicht geschehe, muß einmal die Schuld unserer heutigen katholischen Kritik an den unleidlichen Zuständen in unserem Literaturleben klargelegt werden, die in unserer Kritik eingerissenen Übelstände müssen klar, offen, ohne Groll und Eifer, einfach aus dem Wunsche zu bessern heraus besprochen werden. Dies wollen wir versuchen, indem wir in einem späteren Aufsatze darlegen 1. die Unselbständigkeit und Wankelmütigkeit unserer katholischen Kritik dem modernen Zeitgeist gegenüber, 2. ihre Ausübung durch Unberufene und Ungereifte, 3. ihren Mißbrauch zu Parteizwecken, 4. ihr Ausgehen von falschen Theorien. Wir bitten unsere Leser, über diese vier Punkte zunächst selbst ein wenig nachzudenken und dann zu vernehmen, was wir aus langjähriger Erfahrung und genauer Beobachtung unseres Literaturlebens heraus darüber zu sagen haben werden.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

„Der Roman als Klatschgegenstand —

eine tiefere Erniedrigung kann der Gattung kaum zustoßen." Mit diesen Worten beklagt Fr. Markus Hübner im „Kunstwart" (XXVII, 14) den Tiefstand der Romankritik in unserer deutschen Tagespresse. Er behauptet nämlich, daß in der Presse der lateinischen Länder mit viel mehr Ernst und Sachverständnis, als bei uns, auf die Romanerzeugung eingegangen werde. Französische und italienische Provinzzeitungen setzen ihn in Erstaunen über „die Lebhaftigkeit, die künstlerische Schärfe, den hohen, psychologischen Erfahrungsstandpunkt, mit dem da die Kritik an die Ankündigung, Zergliederung, Beurteilung der Roman-Neuerscheinungen herangeht. Und zweitens: diese Artikel führen nicht jenes nebensächliche Dasein wie die entsprechenden bei uns ‚unterm Strich' oder hinten am Schluß oder in einer nur wöchentlich ausgegebenen Beilage, sondern sie stehen mitten im Platze der übrigen brennenden Tagesfragen, auf zweiter oder auch erster Seite, breit und lang wie die wichtigsten politischen Aufsätze." Das beweise nicht minder die ausnehmende Schätzung, die dort dem Roman als Kunstwerk entgegengebracht werde, wie die Tatsache, daß Leute aus dem Volk Reden von Geist und Wert über ein Romanbuch führen, was bei uns zu den größten Seltenheiten gehöre. Gemeinhin bleibe man bei uns beim Flachinhaltlichen stehen, bei dem, was unterhält und spannt, bei den Effekten, dem Kolorit usw. Das sei umso seltsamer, „als über andere künstlerische Gebiete bei uns ein verständiges und ernsthaftes Teilnehmen sehr wohl da ist". Über Opernaufführungen, Gemäldeausstellungen, Denkmalserrichtungen sitzen „besser veranlagte und mit dem betreffenden ‚Metier' vertrautere Leute zu Gericht, als über dem ‚Halbgenre' des Romans, das man bloß als Zerstreuungs-, Kitzel- oder Schlafmittel gelten läßt". Ein Mittel zur Besserung sieht Hübner in dem Bestreben der Kritik, die Bücherflut in bloße Unterhaltungsware und wirkliche Kunstleistung zu scheiden. Das Hauptübel sei der dilettantenhafte Mangel an Ablehnungskraft. Also mehr Strenge der Kritik gegen die Autoren, weniger Schönrederei, mehr Sachlichkeit, Gehalt, Anschaulichkeit.

Man könnte diesen Ausführungen im wesentlichen beistimmen, wenn sie nicht einseitig auf die heute dominierende, keineswegs aber dadurch künstlerisch vollwertig gewordene Dichtungsart, auf den Roman — sondern auf die Dichtkunst überhaupt angewendet würden. Denn daß man gerade den Roman bei uns weniger ernst nimmt und nicht zu einer literarisch-künstlerischen Staatsangelegenheit macht, zeugt

Digitized by Google

vielleicht eher von einem in uns schlummernden, dunklen aber richtigen Gefühl, daß das Überwuchern des Romans, der die höheren Dichtungsarten fast ganz verdrängt, eine ungesunde, gerade vom Standpunkt wahrer Kunst am meisten zu beklagende Zeiterscheinung ist. Gewiß wird man der Forderung beistimmen müssen: Reinliche Scheidung zwischen seichter Unterhaltungsware oder wie Kralik sagt, Handwerks- und Fabriksware, und wahrer Kunstleistung. Aber Hand aufs Herz: Wie viele oder ach, wie wenige auch unserer gepriesensten Romane werden nach fünfzig Jahren noch Zeugnis geben von der Höhe unserer epischen Kunstleistung, als allgemein anerkannte Kunstwerke dastehen? Überhaupt noch anderswo gekannt sein, als in den Rubriken der bibliographischen Forschung?

Aber eine andere Forderung Hübners wird jeder Literaturfreund voll und ganz zu der seinigen machen: unsere Literatur muß in der Tagespresse den ihr gebührenden Platz einnehmen; sie muß als gleichwertige und gleichberechtigte Angelegenheit neben der vielfach in Kleinlichkeiten sich verlierenden Tagespolitik stehen, neben dem entsittlichenden und erniedrigenden Tagesklatsch und neben den tausend Nichtigkeiten der Spekulation auf die Sensationssucht des Publikums jedoch als eine höhere kulturelle Angelegenheit behandelt und dementsprechend in den Vordergrund gerückt werden. Wenn die Tagespresse auf diese Weise die überragende Bedeutung oder doch die Gleichwertigkeit der Dichtkunst neben Politik, Wissenschaft usw. anerkennt, dann wird auch das große Publikum die Literatur wieder höher schätzen und werten lernen — nicht bloß als seichtes Unterhaltungsfutter.

• • •

Ohne Halt — auf der schiefen Ebene . . .

Der Herausgeber der Zeitschrift des Borromäusvereins „Die Bücherwelt" sieht sich genötigt, im Märzheft endlich auch entschieden gegen die destruktiven Tendenzen gewisser katholischer Fortschrittler aufzutreten, gegen Tendenzen, die an jenen Grundsätzen rütteln, auf welchen das gesamte katholische Volksbüchereiwesen bezw. die Wirksamkeit des Vereins vom heiligen Karl Borromäus aufgebaut ist. Diese für die Einstellung eines Buches in die Vereinsbibliotheken und die Empfehlung im „Musterkatalog" des Vereins maßgebenden Grundsätze wurden im „Musterkatalog" knapp formuliert: „1. Auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen; 2. Verlangt wird, daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht und geeignet ist, einer edlen Unterhaltung, sowie einer wahren Volksbildung und Volkserziehung bezw. Jugendbildung zu dienen."

Man sieht, daß in dieser Formulierung bereits jede positive Forderung, die der katholische Standpunkt verlangt, somit auch die Beschränkung auf das Gebiet der katholischen Literatur fallen gelassen

Digitized by Google

wurde. Praktisch entspricht die Formulierung den Grundsätzen der interkonfessionellen Arbeitsmethode und markiert nur die alleräußerste, für Katholiken nicht mehr überschreitbare Grenze mit dem Ausschluß jener Literatur, die der katholischen Glaubens- und Sittenlehre widerspricht. Aber gewissen „Fortschrittlern" ist auch diese mit äußerster Weitherzigkeit bis an die Grenze der schweren Schuld und des strengen kirchlichen Verbotes gezogene Grenze noch viel zu eng! Enthalten wir uns vorläufig jeder Kritik dieser Tatsache und lassen wir die „Bücherwelt" reden:

„Die Bedingung, daß die Bücher, welche in katholischen Volksbüchereien eingestellt werden, ‚der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widersprechen' dürfen, wird nun neuestens als zu eng und den Aufschwung der katholischen Volksbüchereien hemmend, bezeichnet. Am entschiedensten hat sich dagegen Dr. A. Wurm in seinem Büchlein ‚Grundsätze der Volksbildung'[1]) ausgesprochen. Er findet, daß der Musterkatalog bei rigoroser Anwendung seines Prinzips allerdings im wesentlichen nicht gut anders werden konnte und meint: ‚Selbst das kleinlich Scheinende ist dadurch bedingt und ebenso das Gesamtmaß der darin gesammelten geistigen Werte, das im Hinblick auf die immensen Werte, die überhaupt in der für Volksbibliotheken brauchbaren Literatur enthalten sind, allerdings als recht bescheiden[2]) zu bezeichnen ist' (S. 120). Nun, über das bescheidene Maß des Bildungswertes der Bücher im Musterkatalog wird man wohl auch anderer Meinung als A. Wurm sein können. Daß er prinzipiell bei Einstellung der Bücher in Volksbüchereien die religiösen und volkserzieherischen Momente in den Hintergrund schiebt, erhellt aus der Forderung: es müßten in unseren katholischen Volksbüchereien Ibsen und Gottfried Kellers ‚Der grüne Heinrich' zu finden sein. Einer stärkeren und mit beißenderem Hohne gepfefferten Negierung der christlichen Weltanschauung als wie bei Ibsen und G. Keller wird man in der gesamten Literatur nicht oft begegnen."

Weiter wird nun ausgeführt, daß Dr. Wurm die Ausleihe der genannten Werke durchaus auf den Kreis reifer, gebildeter Leser eingeschränkt wissen will, daß aber diese Einschränkung praktisch undurchführbar sei, weil sie vom Bibliothekar eine beinahe ans Wunderbare grenzende Gabe der Unterscheidung der Geister verlangt. Doch zitieren wir weiter:

„Gibt man das vom Musterkatalog formulierte Prinzip preis, wo ist dann noch ein Halt und fester Standpunkt? Der Rutsch auf der schiefen Ebene wäre unausbleiblich. Heute träte

[1]) M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

[2]) Das ist wieder so recht bezeichnend für die jetzt mit Dampfkraft dem katholischen Volke aufgedrängte Auffassung unserer Fortschrittler: Alles was der katholischen Weltanschauung widerspricht, ist ungeheuer wertvoll, was aber irgendwie mit ihr in Einklang zu bringen ist oder ihr wenigstens nicht widerspricht — das alles sammelt ja der „Musterkatalog" — repräsentiert nur einen „bescheidenen" Wert. — „Arme Katholiken!"

Digitized by Google

einer mit der Forderung auf, es sollten ‚Der grüne Heinrich' und die Werke Ibsens in die katholischen Volksbüchereien eingestellt werden, weil diese jeder Gebildete kennen müsse. Morgen würde mit der nämlichen Begründung Frenssens ‚Hilligenlei' verlangt, hernach die schmutzigsten Werke eines Zola und schließlich ‚Simplizissimus' und ‚Die Jugend'! Von diesem Standpunkt mit vollstem Recht. Eine eingehende Kritik, die Dr. Wurm im Literarischen Handweiser, Jahrgang 1905, an diesen Witzblättern übte, ließ z. B. manchen gar wohl auf den Gedanken geraten, reife gebildete Leser müßten sich ihrer Orientierung wegen eingehender mit diesen Zeitschriften befassen. So würde man unerbittlich von Konzession zu Konzession getrieben, bis man schließlich beim Pamphlet und der feineren Pornographie anlangte. Ein fester, unverrückbarer Standpunkt tut unbedingt not..."

Wir wollen mit dem Herausgeber der Bücherwelt nicht rechten, weil er mit seinem nun folgenden Vermittlungsvorschlage, eine Ausleihbibliothek für die „reifen" Leser zu gründen, die an den von katholischen Volksbüchereien ausgeschlossenen Werken „nicht achtlos vorbeigehen" können, den „unverrückbaren Standpunkt" doch wieder verrückt und darum preisgibt; aber wir müssen darauf hinweisen, daß der für die katholischen Volksbüchereien als unbedingt notwendig bezeichnete grundsätzliche Halt von unserer Zeitungs- und Zeitschriftenkritik großenteils längst verlassen und preisgegeben wurde und daß — wenn dieser (nach der Bücherwelt) auch „in sogenannten gutkatholischen Kreisen um sich greifende sittliche Libertinismus" wie das „ewige Kompromisseln" in unsern Zeitschriften nicht aufhört, auch der „unverrückbare Standpunkt" des Borromäusvereins ein verlorener Posten ist. Das möge man bedenken und den „Gral", der jetzt in seinem Kampfe gegen den literarischen „sittlichreligiösen Libertinismus" ganz allein steht, wirksam unterstützen — dann, aber auch nur dann wird man den unbedingt notwendigen festen Halt auf dem Gebiet des katholischen Volksbüchereiwesens gegen den Ansturm dieses „Libertinismus" behaupten können. Erst wenn nicht nur auf diesem letzteren Gebiet, sondern auf dem Gebiet der Kritik und des katholischen Zeitschriftenwesens überhaupt das „non licet tibi" wieder rücksichtslos durchgeführt wird, können wir hoffen, daß das „Herumplätschern mit abgestorbenem Gewissen in (oder über) den Wassern der kleineren Übel" endgiltig aufhört.

• • •

Was verlangt man von einem katholischen Schriftsteller?

Die Antwort auf diese Frage klingt aus einer Studie, die Ernst Thrasolt über Richard Schaukal, der sich bekanntlich selbst zu

Digitized by Google

den katholischen Schriftstellern zählt, veröffentlicht hat („Die Bücherwelt", XI. Jahrgang Heft 2 und 4). Thrasolt hält das Wesen mancher Werke Schaukals für unsittlich und für nichtkatholisch. So nennt er z. B. das Buch „Pierrot und Colombine" (1902) „ein lüsternes Spiel", eine „gebildete, unzweideutige Zote" und findet darin „gemeines, hündisch-grinsendes Vergnügen" an einem menschenunwürdigen Verhältnisse, das Ehe genannt wird. In den „Ausgewählten Gedichten" findet Thrasolt „Dekadenz in Reinkultur", Schwelgen in sittlich entarteten Kulturepochen, deren überraffinierte Reize Schaukal raffiniert auskostet; Salome-, Rokoko- und Ehebruchsszenen seien seine Lieblingsvorwürfe in den „Bildern"; „die Verse und Reime sind mit heißester Sinnlichkeit und zuweilen mit Perversität getränkt." Daran schließt Thrasolt die sehr richtige, und aus der Seele gesprochene Bemerkung: „Es mag sein, daß die Darstellung genau der Wirklichkeit entspricht, daß Schaukal objektiv berichtet, daß er . . . sich nicht mit den Dingen identifiziert; das mag sein, aber die Dinge sind nicht indifferent, sie haben ihre sittliche oder unsittliche Seite, und für den Dichter gibt es keine Indifferenz gegenüber den Dingen: er darf in sich unsittliche Vorwürfe nicht mit Vorliebe suchen; wenn er ihnen nicht aus dem Wege gehen kann, hat er sich sittlich, aber nicht indifferent zu ihnen zu stellen, hat durch seine Stellungnahme die unsittliche Wirkung zu paralysieren. Es ist nicht anders denkbar, als daß bei weitaus den meisten Lesern die Seele in diese schwülen, perversen Schwingungen gerät." Thrasolt tadelt es darum mit Recht, daß der „Literarische Ratgeber" und Salzers Literaturgeschichte (die in der Beurteilung moderner Dichter, z. B. Hoffensthals u. a., eine uns unbegreifliche „Weitherzigkeit" verrät, die wohl nur auf kritiklose Übernahme fremder Urteile zurückzuführen ist) diese Auswahl empfehlen.

Auch in den Prosadichtungen Schaukals findet Thrasolt nicht nur künstlerische, sondern auch moralische Dekadenz und Wühlen im Sexuellen, so z. B. in der Ehebruchsnovelle „Mimi Lynx", in „Eros-Thanatos" (Ausmalung obszöner Szenen) sowie im Novellenbuch „Schlemihle" und er lehnt sie deshalb, sowie wegen ihres Indifferentismus, entschieden ab. Sympathischer findet Thrasolt den Dichter Schaukal in seinen Essays, die viel gesündere Lebens- und Kulturanschauungen enthalten. Hier geht Schaukal dem Kunst- und Kulturelend, den aufgeblasenen hohlen Literaten usw. in einer Weise zu Leibe, die in Thrasolt die Überzeugung erweckt, daß das Verfehlte, Unmoralische und Abzulehnende in den dichterischen Schöpfungen Schaukals hauptsächlich einer falschen Kunsttheorie, der logischen und ästhetischen Narrheit von der Beziehungslosigkeit der Kunst, entspringe.

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob Thrasolt im großen und ganzen den Dichter Schaukal nicht verhältnismäßig zu streng beurteilt, um einen „typischen Fall" „für unseren katholischen

Digitized by Google

literarisch-kritischen Betrieb" zu konstruieren; er sagt nämlich: „der eine darf sich alles erlauben, und alles schweigt und es schadet seinem Katholizismus und seiner Empfehlung für katholische Kreise nichts; und einem anderen wird das Richtigste und Selbstverständlichste (?), besonders wenn es unangenehm oder unbequem ist, als unkatholisch und Verrat und Beschimpfung der Kirche angekreidet (für diese Behauptung müßte unbedingt ein Beweis erbracht werden! Gralred.), und erst recht Dinge, über die man mit dem besten Gewissen zweifacher Ansicht sein kann, etwa über die Zulässigkeit eines Stoffes oder die Art der Behandlung und Darstellung . . . Und umgekehrt werden Freibriefe gegeben und respektiert, die es nicht geben kann, solange die zehn Gebote Gottes und die zwölf Glaubensartikel noch zu Recht bestehen."

Das letztere ist gewiß richtig und all die Kämpfe, die im „Gral" geführt werden, gehen ja hauptsächlich um die Anerkennung der Gebote Gottes und der Glaubensartikel in unserem Literaturleben. Aber wenn durch die Hindeutung, daß Thrasolt auch im „Gral" viel gelte, der Schein erweckt würde, wir hätten im „Fall Schaukal" auch mit zweierlei Maß gemessen, so könnten wir der Wahrheit gemäß feststellen, daß uns damals, als im „Gral" von Schaukal die Rede war, nur seine (von Thrasolt selbst nur in ganz unwesentlichen Dingen beanstandeten) Essays „Großmutter" bekannt waren. Die jedem Katholiken sympathischen Anschauungen, die hier vertreten wurden, verbunden mit der Erklärung Schaukals, daß er sich selbst als katholischer Schriftsteller betrachte, haben uns bewogen, zu diesem einen Buche zustimmend Stellung zu nehmen. Der Ausführung unseres Planes, die uns damals noch nicht bekannten übrigen Werke Schaukals in einer zusammenfassenden Studie zu würdigen, ist nun Thrasolt zuvorgekommen. Auch er hat lange dazu gebraucht — es ist eben keine Kleinigkeit, sich durch die Werke Schaukals durchzuarbeiten. Und daß im „Gral" nie eins der von Thrasolt mit Recht als unmoralisch getadelten Bücher Schaukals auch nur mit einem Worte empfohlen wurde, glauben wir nicht besonders hervorheben zu dürfen. Im übrigen sieht wohl jeder Leser, daß zwischen den Werken Schaukals und den im „Gral" vertretenen Anschauungen auch in rein ästhetischer Beziehung eine Kluft sich auftut, die zu überbrücken uns beim besten Willen kaum gelungen wäre.

• • •

Hermann Bahr über die katholische Kirche

In den „Blättern zur Pflege des persönlichen Lebens", herausgegeben von Dr. Johannes Müller, veröffentlicht der Wiener Schriftsteller Hermann Bahr ein Bekenntnis, das wir ohne jeden sachlichen (für katholische Leser wohl kaum nötigen) Kommentar in seinen wichtigsten Stellen hier wiedergeben:

„Ich sage nicht, daß ich die Kirche für notwendig halte, sondern ich sage bloß, daß mir die katholische Kirche notwendig ist. Ich kann mir vorstellen, daß andere

Digitized by Google

sie nicht brauchen, aber ich habe gefunden, daß ich sie brauche. Ich brauche sie, weil ich von selbst, aus eigener Kraft, nur bisweilen, in plötzlich auftauchenden, gleich aber wieder verlöschenden Augenblicken der Erleuchtung, über mein enges Ich hinaus zum Ganzen komme, dieses Gefühl einer Vereinigung mit Gott, seit es mir einmal zuteil geworden ist, durchaus nicht mehr entbehren kann, die großen Augenblicke aber, in denen es mir von selbst zuteil wird, zu selten, die leeren Pausen zwischen solchen fruchtbaren Augenblicken mir zu lange sind, um nicht leidenschaftlich nach einem Hilfsmittel verlangen zu müssen, das mich auch in Zeiten eigener Schwäche, in jenen unproduktiven Pausen die mir so notwendig gewordene Verbindung mit dem „quellenden Leben", mit dem „Wesen", mit dem „Urgrund", mit dem „Himmlischen", mit der „Harmonie" oder wie Sie es nennen wollen, was ich doch am liebsten immer noch mit dem guten alten Namen Gott nenne, fühlen läßt, sobald ich, so oft ich dieses Gefühl brauche, um das Leben bestehen, mich aus dem Kerker meines Ichs befreien und der mir verborgenen Wahrheit im Handeln bemächtigen zu können. Als ein solches Hilfsmittel hat sich mir nun die Teilnahme an der Messe und der Gebrauch der Sakramente bewährt. Heilige oder religiöse Genies haben offenbar die Kraft, Gott sozusagen herbei zu kommandieren, so oft sie ihn brauchen. Mir unheiligem, ungenialem Menschen fehlt diese Kraft. Bin ich aber mit anderen solchen unheiligen, ungenialen Menschen in Andacht zusammen, und vereinigen wir unsere Not, unsere Sehnsucht und erwarten wir gemeinsam von unserer Gemeinsamkeit die Erlösung aus unserer Not, die Erfüllung unserer Sehnsucht, dann wird diese meine Andacht durch ihre Vereinigung mit der andächtigen Gemeinde produktiv, sie gewinnt eine Kraft, die mir sonst fehlt, eben die mir sonst nur in ganz seltenen erhabenen Stunden zufliegende und über mich hinwegfliegende Kraft, aus mir „durchzubrechen", ins Geheimnis des unmittelbaren Lebens einzudringen, des Urgrunds gewiß zu werden, mit einer Gewißheit, die sich fast bis zur Anschauung heran steigern kann.

Ich brauche, wenn ich auf der inneren Höhe bleiben will, die ich in erhabenen Stunden erreiche, Hilfen, die mir, soviel ich mich auch sonst umgesehen habe, doch nur die katholische Kirche gibt. Sie scheint mir den ganzen Menschen in seiner Not besser zu kennen, als irgend eine andere der mir zugänglichen Religionen, und so weiß sie Bedürfnisse des Gemütes zu befriedigen, die die anderen gar nicht einmal bemerken, vor allem auch dieses Bedürfnis, daß wir ja doch nicht verzweifeln wollen, wenn wir, irgendeinmal des Höchsten inne geworden, dann aber wieder in uns zurück abgestürzt, uns wieder überall von unserer eigenen Armseligkeit umschlossen sehen. Sie kennt den Menschen so gut, weil sie sich nicht an das, wodurch der Einzelne sich absondert, sondern an das, wodurch er mit der Menschheit zusammenhängt, hält, an das, was ich „das Volk im Menschen" nenne. Sie ist die Religion für jedermann, weil sie sich an das hält, wodurch jeder mit der Menschheit zusammenhängt. Eben darin allein aber finde ich des Menschen Wahrheit. Immer mehr mißtraue ich meinen Eigenheiten, dem in mir, wodurch ich mich von anderen absondere, was mich zu diesem einzigen Hermann Bahr macht. Immer mehr scheint mir an mir nur das echt und stichhaltig, was in mir Volk ist. Aber nicht bloß an mir, sondern an allen Menschen, auch an den Größten, auch an Goethe selbst, scheint mir nur gerade das, worin sie Volk sind, ihr wahrhaft lebendiges Dasein. Aber gerade das wollen die Menschen einander verbergen, und sie kehren einander nur das zu, worin sie besonders sind, worin sie das Volk verleugnen, worin sie von der Menschheit abweichen. Nur im Gottesdienst der katholischen Kirche, am schönsten freilich in kleinen Dorfkirchen beim Amt am Sonntag, erlebe ich dieses höchste Geheimnis, daß an den Teilnehmern der Leidenszug der eigenen Existenz plötzlich verlischt und auf den leuchtenden Mienen das Volk erscheint."

Hermann Bahr sagt mit diesen Worten im Grunde nichts anderes, als unser „Gralprogramm", wenn es behauptet, daß die Kunst ihre stärksten und fruchtbarsten Antriebe von der katholischen Kirche empfange. Er spricht zwar nur von den „Hilfen", die er als Mensch von ihr

Digitized by Google

empfängt; doch es ist klar, daß diese ihm „in ganz seltenen Stunden zufliegende" Kraft, aus sich „durchzubrechen" und in „das Geheimnis des unmittelbaren Lebens" einzudringen, nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Künstler zugute kommt. In diesem Eindringen ins unmittelbare Leben liegt ja das Geheimnis der Gestaltungs- und Schöpferkraft des Künstlers beschlossen, und das Erleben des „höchsten Geheimnisses" im Gottesdienst der katholischen Kirche, das Versinken des Einzelnen in der Gesamtheit — was ist es anders als die höchste Fähigkeit des Dichters, in seiner Schöpfung das gemeinsam Menschliche auszuprägen, das Besondere ins Typische zu erheben, mit einem Griff an die Herzen eines ganzen Volkes zu rühren?

Wirklich! Es geschehen heute seltsame Dinge. Immer wieder müssen wir Kinder des Hauses von Fremden uns an den Wert der von uns vernachlässigten oder für buntglänzende Weltglasscherben verschleuderten Schätze unseres herrlichen katholischen Erbteils mahnen lassen! Und während ein nicht geringer Teil der gebildeten Katholiken sich mit zwanzigjähriger Verspätung immer mehr zum modernen Subjektivismus und der von ihm geforderten schrankenlosen Freiheit hingezogen fühlt und sich dadurch dem katholischen Volke entfremdet, vernehmen wir aus dem Munde eines modernen Schriftstellers die entschiedenste Absage an diesen Subjektivismus, in welchem er nur das Verkleinernde, Beengende, Hemmende sieht, während er die echte Größe gerade in dem erblickt, was unsere modernen Katholiken leichten Sinns preisgeben wollen: im Volke, in dem höchsten Einklang der Seelen, in allem, mit und dem der einzelne Gläubige mit dem Ganzen, mit der Gemeinschaft der Gläubigen, mit dem tiefsten Grunde der aus Gott entsprungenen Menschheit zusammenhängt.

Digitized by Google

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Literaturwissenschaft, Biographisches

* Emilie Ringseis. Von E. M. Hamann. Mit sechs Bildern. 8° (VIII und 228 S.) Freiburg und Wien 1913, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 3,20, Kr. 3,84; geb. in Leinwand Mk. 4,—, Kr. 4,80.

Ein erstmaliges abgeschlossenes Lebens- und Charakterbild der großen Frau und Dichterin, deren Herz für Gott, Kirche und Menschheit, nicht zuletzt für ihre Doppelkunst glühte. Ihre Werke: Dramen, Lyrik und Epik, haben besonders eingehende Besprechung erfahren in der Voraussetzung, dadurch aufrüttelnd an das Tor literarischer Erinnerung und tatkräftiger Hoffnung auf eine Zeit baldiger Wiedergeburt zumal der Bühnendichtung pochen zu können. Emilie Ringseis verdient, daß ihr Andenken endlich in volles Licht gestellt werde, vor allem bei uns Katholiken, denen sie viel, sehr viel zu geben bereit und befähigt war. Ihre Gabe harrt der Hauptsache nach noch der entsprechenden Entgegennahme. Zur Verwirklichung einer solchen möchte das Buch beitragen, das dem letzten Gliede der Ringseis-Familie: Bettina, gewidmet ist.

* Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter von Helene Riesch. Mit 10 Bildern. (Frauenbilder, III. Bändchen.) 8°. (VI und 132). Freiburg und Wien 1911, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1,80, Kr. 2,17; geb. in Leinwand Mk. 2,50, Kr. 3,—.

Als dritter Band der Sammlung „Frauenbilder" ist soeben die Biographie einer mittelalterischen Dominikanertertiarin erschienen, die Bischof von Keppler (Aus Kunst und Leben I.) als die vornehmste, edelste und berühmteste Tochter Sienas, eine Königin im Reiche des Geistes und Gottes, bezeichnet: die heilige Katharina von Siena, von der bezeugt wird, daß niemand sich ihr genaht habe, ohne weiser und besser zu werden, und daß sie Lehrmeisterin gewesen, ehe sie Schülerin war.

Begeistert und entzückt, von dem ganzen Liebreiz des in Katharina übernatürlich verklärten lebhaften südländischen Charakters folgen wir der Verfasserin in ihrer Darstellung über das Leben und Wirken dieser Heiligen. Wir begleiten sie auf die harte Straße des tätigen Lebens und sozialen Wirkens, von den Hütten der Armen

Digitized by Google

in die Paläste der Reichen, von dem Kerker der Verurteilten zu armen Gefallenen, überall helfend, tröstend und beglückend.

Aber nicht auf die Caritas allein beschränkt sich ihr Wirkungskreis; eine unruhigere, sorgenvollere, aber auch ruhmvollere Periode steht ihr bevor. Sie muß hinaus ins Getriebe der Welt, in den Staub und Lärm der Politik. Und hier zeigt sich ihre ganze Größe, ihre ganze Begeisterung, ihre ganze Macht. Republiken, Fürsten und Päpste lauschen den Worten dieses beredten Friedensengels, und beugen sich vor ihrem alles bezwingenden Willen.

So zieht beim Lesen dieses Buches an unserm Geiste die Gestalt dieser großen Reformatorin vorbei, die F. X. Kraus „eines der größten Wunder der Geschichte nennt, auch für den, der an Wunder nicht glaubt", bei jedem Achtung und Liebe hinterlassend. Die Frauenwelt, besonders die heranwachsende Jugend wird in diesem Buche manchen Ansporn zu edlem Streben finden. Das Buch ist nicht in Legendenform geschrieben, das Mirakulöse in Katharinas Leben ist nicht in den Vordergrund gezogen, sondern der Heiligen Denken und Handeln. Das Thema ist in anregender, lebhafter Weise behandelt, und eine getragene, entzückende Atmosphäre durchflutet die ganze Lebensbeschreibung. Die vielen in den Text eingeflochtenen Aussprüche der heiligen Katharina und Stellen aus ihren klassisch schönen Briefen geben dem Ganzen einen noch größeren Reiz. Die Sammlung „Frauenbilder", die schon in den beiden ersten Bändchen (über die Fürstin Gallitzin und Elise Hoskier) eine höchst beifällige Aufnahme gefunden hat, ist durch dieses prächtige Charakterbild der großen Heiligen, die eine der schönsten Blüten des italienischen Mittelalters repräsentiert, aufs glücklichste weitergeführt.

Klassikerausgaben, Sammelwerke

Goldene Klassikerbibliothek. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.:

Annette von Droste Hülshoff. Sämtliche Werke in 6 Teilen. Herausgegeben von Jul. Schwering, 2 Bände, gebunden Mk. 4.—.

Hölderlins Werke in 4 Teilen. Herausgegeben von Maria Joachimi-Dege. 1 Band gebunden Mk. 2.50.

Annette von Droste, deren lyrische Dichterkraft wohl bis heute von keiner Dichterin übertroffen wurde, wird in katholischen Kreisen zwar viel gelobt — war sie doch nicht nur eine geniale, sondern auch eine katholische Dichterin — aber wenig gelesen. Die vorliegende Ausgabe ihrer sämtlichen Werke ist sowohl durch ihren billigen Preis bei der bekannten soliden Ausstattung, als durch ihre wissenschaftliche Gediegenheit geeignet, das Interesse an den Werken der großen Westfalin auch in katholischen Kreisen neu zu wecken. Der Herausgeber, Professor Julius Schwering, der Dichterin als Katholik wesens- und gesinnungsverwandt, ist derzeit einer der tüchtigsten Drosteforscher und bietet in dieser Ausgabe nicht nur die sorgfältigst revidierten Texte, er erschließt auch neue Quellen des Verständnisses der Persönlichkeit der Dichterin und ihrer oft ebenso tiefen, als dunklen Werke. Eine Auswahl aus den Briefen der Dichterin bringt uns die Dichterin menschlich näher.

Hölderlin, neben Novalis eine der anziehendsten Dichtergestalten der den Weg zum Gral suchenden Romantik, ist heute auch ein Vergessener — freilich steht er aber auch der heute noch immer herrschenden Richtung in Kunst und Literatur unendlich fern. Aber die den Weg zum Gral gefunden haben, können auf den Wegen des Suchenden viel lernen. Hölderlin war ein Priester der Schönheit, die Schönheit war „seine Leidenschaft und sein Verhängnis". Die Herausgeberin, deren wissenschaftliche Erforschung der Romantik zwar dem katholischen Standpunkt durchaus nicht gerecht wird, hat die Ausgabe in seltener Vollständigkeit mit sichtbarer Einfühlung in das Wesen des Dichters geordnet und kommentiert, so daß sie einerseits wissenschaftlichen Forderungen entspricht, andererseits aber doch nicht das Gefühl des sezierenden Messers aufkommen läßt. Was vom katholischen Standpunkt zu beanstanden wäre, wird der gebildete katholische Leser unschwer korrigieren. Ausstattung und Druck ist im Verhältnis zum billigen Preis vorzüglich.

Digitized by Google

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Original-Ausgabe mit H. Grimms Einleitung und 8 Bildern von Ludwig Grimm. Jubiläumsauflage, besorgt von Reinhold Steig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Gebunden Mk. 10. –

Ein Buch besprechen, das hundert Jahre lang Jung und Alt mit der Fülle seiner Poesie erfreut, das vom Volk ausgegangen, seinen Weg durchs ganze Volk gemacht hat, hieße Eulen nach Athen tragen. Es sei hier nur daran erinnert, daß das Buch in der vorliegenden Form kein Buch für Kinder ist, daß es aber den Kindern, mit Auswahl und mit pädagogischem Verständnis dargeboten, einen reichen Quell der Märchenpoesie darbietet. Über die wissenschaftliche und literarische Bedeutung der vorliegenden Ausgabe soll an anderer Stelle gesprochen werden.

Lyrik

Presber, Rudolf: Vom Weg eines Weltkindes. Ein Buch Sprüche. 137 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Geheftet Mk. 2.50, gebunden Mk. 4.–.

Gewiß, das Buch ist voll lachender Weisheit! Presber ist ein Mensch und Künstler, der ganz helle Fröhlichkeit atmet. Von strengem Pathos nie eine Spur. Aber auch, gesteht es, selten von glückhafter Tiefe. Es stecken ja ganze Seiten Sprüche in dem Buch, die einfach jedem Einwand ein Schnippchen schlagen und die Köstlichkeiten im deutschen Spruchschatz bleiben werden, immer. Alles ist dazu in eine Form gegossen, daß das Ohr Feste feiert; keine Zeile schwach und kein lederner Vers! Lerne, Poet, hier Wohllaut der Sprache erfühlen! Es tut einem leid, das Büchlein im Ganzen ablehnen zu müssen, weil neben ein paar Plattheiten auch zwei bis drei Dutzend Frivolitäten darin stehen, die auch künstlerisch nichts nützen. Otto Walter.

* Kranich, P. Timotheus O. S B.: Licht und Leid. Letzte Liederernte, 112 Seiten. Saarlouis (Rhld.) Hausen, Verlagsgesellschaft. 1913.

Um Kranichs lyrische Kunst braucht die Kritik heute sich nicht mehr zu mühen. Ihre schöne, ausgetönte Reife ist da und auch, gottlob, die innige und tiefe Teilnahme einer dankbaren und dazu recht ansehnlichen Gemeinde. Das neue Versbuch macht es noch deutlicher offenbar, daß das kleine achtzeilige Lied Kranichs uns nun bald Genre geworden ist; wir lieben es und lesen es uns mit einer besondern Innigkeit vor, wenn wir uns eine gar reiche Stunde schenken wollen. Eben das, daß man über diesen meist etwas traurigen, verwunderlich süßen Liedern, die so garnichts modern-unruhvolles haben, stets eine aufhorchende, fromme Seele erhält und eine heimliche Feuchte in die Augen — ach, wie selten geschieht uns das mehr! — läßt uns für Thimotheus Kranichs Liedgeschenk immer wieder aufs neue danken. Otto Walter.

Romane, Erzählungen

* Hoffmann, Katharina: Der Lindermüller. Preisgekrönte Volkserzählung. 2. und 3. Auflage. VI, 248 Seiten. Freiburg, Herder. Gebunden Mk. 2 80.

Die seinerzeit im „Gral" so anerkennend besprochene Volkserzählung erscheint hier in neuer Auflage. Sie wurde nicht mit Unrecht als „eine der besten ihrer Genres" empfohlen und zeichnet sich aus durch warme religiöse Behandlung des Stoffes und sittliche Reinheit. Darf in keiner Volksbibliothek fehlen! (C—B, I, 1).

Decsey, Ernst: Der kleine Herzog Cupidon. Erzählung. 179 Seiten. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Ein kleines, graziöses Ding, die Ausgeburt einer zierlichen Laune scheint dieses Werkchen zu sein. Es verkörpert leider die ganz freimütige Frivolität der Louis-quinze-Zeit. In der Erzählung ist alles diminutiv: Die Moral vor allem, der Herzog, Amors Streiche und Cupidons Treue, der Stil, ja selbst Voltaire ist noch ein Embryo. Aber der Übermut ist groß und er faßt alle die kleinen Einzelheiten zusammen, dem

Digitized by Google

über die christliche Moral erhabenen Leser (für andere ist das Buch nicht berechnet) eine amüsante Stunde zu bereiten. Tiefer geht's allerdings nicht. Und wer den eigentlichen Decsey genießen will, muß schon seinen Roman „Du liebes Wien" zur Hand nehmen. Für katholische Leser aber ist es nichts mit dem kleinen Herzog. C, V, 4

Rebiczek, Franz: Das Leben und das Sterben des berühmten Harfenisten Maria Eusebius Zittersam. Buchschmuck von Ferdinand Staeger. 217 Seiten. Wien 1913, Carl Konegen. Mk. 3.—, gebunden Mk. 3.60.

Während ich dies schreibe, kommt ein letztes Leuchten über die Berge zu mir. Es ist die Stunde, in der man am empfänglichsten wird für Menschenschicksale, die am Leben zerbrechen; für Menschen, die hinausgezogen sind in alle Welt, denen das Herz voll war von allen Idealen ihrer verträumten Jugend und die dann schrecklich erwachen. Man bekommt auch das Mitleid mit ihnen, daß sie den falschen Weg gegangen, weil sie von der Selbstbescheidung des Herzens nichts wußten und nichts von jener höheren Kraftquelle des Glaubens, die so unvermeßlich reich und so allmenschlich fließt. Traurig wird man, wenn der Maria Eusebius so allein durchs Leben geht und seine Sonderlichkeit ihm nicht weiterhilft und er verzweifeln muß, das Leben zu meistern. Dabei sind des Maria Eusebius Wesen und Geschick typisch, insofern, als sie in keiner Zeit stehen und es solche „Käuze" immer gegeben hat und immer geben wird. Das Buch ist das traurige Schicksal des Menschen, dessen Freuden und Leiden ganz aus ihm selbst kommen, weil er nichts hat als nur sich selbst. Rebiczeks Roman ist darum ein menschliches Buch und auch dort lehrreich, wo es der Weltanschauung des Dichters gemäß negativ sein muß. — Seine helle Freude hat man am Stil. Da redet zuerst ein schlechter und rechter Chronist. Umständlich, ganz urkomisch in seiner ungewollt selbstironischen Art. Daß Rebiczek die Stimmungswelt eines solchen Chronistleins so fein, sicher und gehaltvoll getroffen hat, beweist ihn als reichen Dichter. Wenn dann der Maria Eusebius selbst spricht und die harten Tatsachen kommen, fühlt man jene Erhebung und jenen Schmerz, die wieder nur bei hohen Dichtwerken aus einer Quelle stammen. B, V-VI, 3 Michael G. Lap.

Verschiedenes

* Deimel, Dr. Theodor: Zeugnisse deutscher Klassiker für das Christentum. 2. und 3. vermehrte und verbesserte Auflage. XX, 182 Seiten. Freiburg, Herder. Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.50.

Das Büchlein verdiente die Neuauflage. Es kommt jener auch unter den Katholiken heute so verbreiteten Stimmung entgegen, die gewisse religiöse und sittliche Wahrheiten umso lieber oder überhaupt erst ohne Unbehagen annimmt, wenn sie von großen Geistern ausgesprochen oder bestätigt werden. Der Herausgeber hat sich bemüht, das Verhältnis der großen deutschen Dichter zum Christentum in ein geschlossenes Gesamtbild zu fassen, in dem ein Zeugnis das andere stärkt und hebt. Das Buch ist besonders der studierenden Jugend, der die Klassiker gewöhnlich in ganz anderem Lichte gezeigt werden, zu empfehlen.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klosterngasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I, Herrengasse 13. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

P. Gaudentius Koch

(Nachdruck verboten.)
Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

zehntes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. Juli 1914 :: ::

„Mit Recht leugnet ihr, daß die Religion, die unsere ganze Kultur hervorgebracht hat und die den ganzen Menschen umfassen soll, keine Beziehung zu den Musen habe ... Wie denn das Schöne i:: Gott eine und dieselbe Sache ist wie das Wahre und Gute ..."

Papst Pius X. an den Gral, 16. Februar 1911.

Gaudentius Koch, der :: Dichterkapuziner ::

Von Michael G. Lap

Es ist zwölf Uhr in der heiligen Christnacht. In einem Kämmerlein eines St. Gallener Bürgerhauses ist eine kleine, bescheidene Weihnachtskrippe aufgerichtet. Viel helle Lichtlein strahlen um den strohgebetteten Heiland und der sanfte Schein andachtsvollen Friedens liegt über dem Stübchen. Und vor der Krippe kniet ein kaum erwachsener Bub, andächtig die Hände dem Christkindlein entgegenstreckend. Die Lippen flüstern unschuldige Worte des Gebets und in den Augen spiegelt sich der Glanz der Lichter und die Andacht eines frommen Herzens.

Und wieder ein Bild. Der erste Frühschein eines erwachenden Morgens leuchtet in ein armes Kapuzinerkirchlein. Auf den Stufen des Altars mit Sankt Franziskus und Antonius, steht ein Priester, über der Kapuzinerkutte das Meßgewand. In seinen Händen hält er den Kelch mit dem heiligen Blute erhoben und in dem Gold mischt sich das Leuchten eines blinkenden Sternleins und der beiden feierlich brennenden Altarkerzen.

Digitized by Google

Das St. Gallener Bübchen, der kleine Fritz, hat als Mann das Kleid des heiligen Franziskus genommen und ist der Pater Gaudenz geworden.

Und wieder sehen wir ihn vor uns. Der fromme Pater ist in seine Zelle zurückgekehrt. „Die vier Wände sind weiß getüncht; ein kleines Fensterchen geht in den Garten. Das Fenster ist zu seiner Linken, vor ihm das armselige, kleine Schreibpult. Rechts drüben befindet sich die unangestrichene Tür, zwei Schritte nur weit. Rückwärts zwei Schritte steht das harte Strohbett. Und zu dessen Füßen, von der Ecke bis zum Fenster, das Büchergestell mit dem grünen Vorhang. Sonst hat der ganze Raum keinen Schmuck, als das einzige Liebfrauenbild ober dem Pult. Sieh, und dennoch ist hier das Glück." Und vor dem Liebfrauenbilde kniet der fromme Pater Gaudenz und bringt der Gottesmutter seine Liedergaben, die Liebeszeichen einer heiligen Minne. Und so süß ist diese Minne, wie das Lächeln auf dem Antlitz der Madonna.

Die Kunst des Pater Gaudenz reifte nicht in schweren Stunden des Kampfes mit dem Leben, mit der Welt; ist nicht der qualvolle Ausdruck des Ringens mit ersterbenden Idealen getäuschten Hoffens. Sie ist die tiefinnerlichste Versenkung einer Seele in Gott, ist Gebet zum Schöpfer. Kochs Gedichte sind eine Zwiesprache, wie sie der Sohn mit dem Vater, der Mutter hält, in denen seine Dankbarkeit, sein Glück, sein Jubel, seine Freude, das ganze, große Gefühl seines Herzens zum konformen Ausdruck kommt. In der Vertiefung ist der Aufschwung, im Glauben die Poesie, in der Befestigung in Gott die Kraft und in der inneren Ruhe die Entwicklung. Die Kunst des Kapuziners ist so eine idyllisch anschauliche, trauliche, stärkende, erhebende geworden. Koch war immer im Vollbesitz seiner Kräfte, zersplitterte sich nicht an Äußerlichkeiten, blieb konzentriert in der Heiligkeit seines Berufes, der ihm die treibende Kraft wurde. „Im Orden konnte sich die Poesie erst recht entfalten und selten habe ich später diese Fruchtbarkeit wieder gewonnen wie gerade in den ersten stillen Ordensjahren mit ihrer süßen Traulichkeit" (Aus einem Brief Kochs an den Schreiber dieser Zeilen). Es ist durchaus bezeichnend für den Charakter der Kochschen Dichtungsart, daß der kleine Fritz, der Volksschüler, sein „Goldenes Weihnachtsbuch" besonders ins Herz geschlossen hatte, der Erwachsene zum idyllischen „Schatzkästlein" des Alemannen Johann Peter Hebel griff und der Reifende sich an Georg Friedrich Daumers Anthologien und Poetik bildete. War es ferner nicht natürlich, daß Koch, befähigt durch seinen alemannischen Heimatdialekt, das Nibelungenlied, wie überhaupt die mittelalterliche Dichtung las? Mit Stil und Form wurzelt der Dichter also gar nicht in der Moderne. Er läßt sich darum auch nicht etwa mit Thrasolt vergleichen.

„Sage mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist!" Die Lieblingslektüre Pater Kochs zeigt uns demnach, wo wir die Zusammenhänge suchen müssen — vor allem für seine Kirchenlieder. Die sind

Digitized by Google

das Vollendetste, das die Kirchenpoesie heute aufzuweisen hat, und zwar darum, weil sie praktisch alle theoretischen Bedingnisse erfüllen.

Geheimnisvolle Rose.

Geheimnisvolle Rose,
Verklärt im Gnadentau:
Heil Dir, Du Makellose,
Heil, Unsere liebe Frau.
Dein Aufgang ist das Heil der Welt,
Zeig uns den Pfad zum Himmelszelt.

Du stehst im Sonnenkleide,
Der Mond zu Deinem Fuß,
Wie glüht zum Krongeschmeide
Der Sterne Heimatgruß.
Dein Aufgang ist das Heil der Welt,
Zeig uns den Pfad zum Himmelszelt.

Vom Vater auserkoren,
Umweht vom Heil'gen Geist,
Hast Du den Sohn geboren,
Den alle Schöpfung preist.
Dein Aufgang ist das Heil der Welt.
Zeig uns den Pfad zum Himmelszelt.

Was klingt nicht alles aus diesen Strophen! Der festlich-liturgische Anlaß als Thema, die Glätte und Sicherheit eines Künstlers, der seine poetischen Mittel wohl beherrscht, die Sangbarkeit (vertont von Josaphat Sparber). Man denkt an die alten Kirchenlieder, auf die Gaudenz Koch zurückgeht. Bei ihm ist alles eine herrliche Einheit; er ist eine in sich und ihren Kräften ruhende Persönlichkeit; von ihm und seinem idealen Mönchsleben gilt wahrlich das omnia instaurare in Christo. Die Wirkung auf den Leser, Hörer, Sänger erweist den ästhetischen Wert: Erhebung, Frömmigkeit, Andacht, trauliche Stimmung, Vertrauen, Glück. Sind das nicht Ingredienzien von kultureller Bedeutung? In Gaudenz Kochs Kirchenliedern, seiner Poesie überhaupt, ist Sammlung gegenüber der Oberflächlichkeit der „Modernen", der Heilige Geist gegenüber aller Weltlichkeit, Friede für Unsicherheit, Wahrheit für Schein. Er hat das bessere Teil erwählt.

Dazu kommt noch des Mönches Liebe, die Minne zu Unserer lieben Frau, ohne Mystik, ohne Überschwang. Wie zart wird dieser Poet, der eine ganze Seele hinzugeben hat! In völliger Versenkung des Herzens folgt er im Geiste dem Lebensgang der himmlischen Braut. Von Station zu Station, von Bild zu Bild des „Liebfrauenlebens" steigert sich in den Gedichten die Feinfühligkeit, die Anschauung. Bevor der Dichter Maria auf ihrem Lebensweg begleitet, empfiehlt er sich und sein Eigen ihrem Schutz:

„Süßholde Frau, mein ganzes Gut,
Und Seele, Leben, Geist und Mut,
Was mir der Herr beschieden:

Digitized by Google

Das soll bewacht in Treuen sein,
Drum gab ichs in die Hände dein,
O liebe Frau vom Frieden."

Er sagt auch, daß minniglichs Holdsein ihn auf sie blicken läßt:

„Die Nacht, die blaue Sternennacht,
Zieht hell herab in voller Pracht,
Und Ruhe haucht hienieden;
Zu deinem Haus, o Frau der Frau'n,
Muß ich in heißem Sehnen schau'n,
O liebe Frau vom Frieden."

Und dann besingt er dieses heilige Leben. Das Mysterium von Bethlehem ist ihm so groß, so schön, so weltwendend und tief bedeutungsvoll, daß er es in 52 Liedern besungen hat. Die geistliche Poesie hat durch diese Lieder eine Bereicherung erfahren; sie lassen Freude und Genuß an ihrer Anmut und Reinheit immer wieder neu aufleben und beweisen uns immer wieder, wie sehr stolz wir auf unsere Poesie sein dürfen. Aus der Frucht kommt die Kraft, das Selbstvertrauen wächst und neben dem „Vergnügen" steht der Gewinn. Mit Stolz können wir im „Gral" sagen, daß uns Gaudentius Koch Kultur bedeutet! — Und wo ist ethische Bedeutung ohne Kultur?

Seiner lieben hochheiligen Fraue hat Koch auch seine innigen Minnelieder geweiht. Mit allem, was sein Herz bewegte, kam er zur Himmelsmutter, ihr teilte er jede innere Regung mit, und immer ist er zart, vertrauend, bescheiden, rein, einfach und auch modern. Man höre nur ein Beispiel:

Blaustrand.

Fern zwischen Bergen blaut das Tal,
Mir ist, es wär ein See.
Zu dir und deinem Augenstrahl
Drängt meines Herzens Weh.

So sende mir aus heller Bucht
Den heimatlichen Kahn;
Sie haben durch der Monde Flucht
Mir Leides viel getan.

Ich steh am Strand, mein Auge schaut
Hinaus in blaue Flut;
Die Sterne nah'n, die Wiese taut
Und alles Leben ruht.

Hol über, Maid, das ist die Stund,
Die Felder liegen fahl;
Die Drossel singt im Tannengrund
Den frommen Waldchoral.

Mein Kirchenlied zur frohen Fahrt,
Grüßt nicht der Fakel Schein?
Dir hab ich treu mein Herz bewahrt:
Hol über, ich bin dein.

Digitized by Google

Ich habe dies Gedicht auch deshalb gewählt, um zu bemerken, daß der Dichter das landschaftliche Anschauen immer der Heimat entnimmt. Tirol, seine zweite Heimat[1]), gab ihm oft und oft den landschaftlichen Hintergrund seiner Gedichte, so z. B. der Ausblick von seiner Brunecker Klosterzelle.

Neben seiner himmlischen Mutter liebte, ehrte und besang Gaudentius Koch auch seine leibliche. Sie war der irdische Schutzgeist seiner Jugend gewesen und ihr brachte er in seinem ergreifenden „Have pia anima, Lieder auf meiner Mutter Tod" den Zoll für ihre Liebe. Kralik stellt die Muttertotenlieder über Rückerts Kindertotenlieder. Und wieder finden wir in ihnen jenes völlige Aufgehen, jene Versenkung, die der befruchteten Seele für ein ganzes Leben Nahrung gibt und Stoff zur Gestaltung. Kein müßiges Klagen geht durch die Lieder, nur Wehmut, gepaart mit frommer Zuversicht und froher Hoffnung. Den ungeheuren Schmerz um der Mutter Tod trägt der Dichter in seinen Liedern mit der Ergebung, die die Verewigte ihn auf ihren Knien gelehrt hat. So einfach und natürlich die Liebe des Sohnes gewesen, so bescheiden, schmucklos sind auch seine Gedichte. Sie werden auch gern gelesen und sollen in nächster Zeit in neuer Auflage erscheinen. Ein Gedicht aus dem Nachtrags-Manuskript sei mitgeteilt:

Sorge.

Der Heimat Lichter gab ich gern
Zu klaren Winternächten:
Die Fenster sinds von unserm Herrn
Am Hause der Gerechten.

Dann weiß ich, daß lieb Mutter wacht,
Ob ich den Weg nicht fehle;
Dort lugt ihr Aug herab zur Nacht,
Besorgt um meine Seele.

Gelt, ruf mir aus dem Fenster weit,
Wie einst vor alten Tagen:
Du weißt dem Kind zur rechten Zeit
Ein gutes Wort zu sagen.

Was man bei Gaudentius Kochs Gedichten immer wieder bewundert, ist der schöne, klare und logische Aufbau bis zum besonders in den Kirchenliedern häufig auftretenden Refrain, der dem Gedicht immer Stimmung gibt. Die Form erinnert oft an alte Tradition und die Diktion ist gleichsam der Ausdruck der inneren Ruhe, Beherrschung, Selbstbescheidung und Gott-Gefestigtheit des Kapuziners.

Ganz selbstverständlich tragen schon die Kirchenlieder (deren bald eine neue Sammlung erscheinen wird) festlichen Weihecharakter. Der Beruf des Mönchs ist Gott und der Menschheit geweiht, darum auch seine Poesie, die Gott ebenso verherrlicht, wie sie der Erbauung des

[1]) Gaudentius Koch ist am 6. Dezember 1867 zu Solothurn in der Schweiz geboren.

Digitized by Google

Volkes gewidmet ist. Koch hat auch den letzten Schritt getan und Festgedichte nach Kralikschem Vortritt und Ideal geschrieben. Im Manuskript liegt mir das „Reichenbergerlied" vor, dessen erste Strophe ich hersetze:

„Alt Reichenberg, mein Sang und Preis,
Du Stadt auf grünen Auen:
Du Stadt voll Kraft und Männerfleiß,
Du Stadt der deutschen Frauen.
Es komme, was da kommen soll
Wir bleiben deutsch ein jeder Zoll,
Deutsch bis zum Todesgrauen." usw.

Die drei letzten Zeilen kehren als Refrain in allen fünf Strophen wieder. — Eines seiner neuesten kirchlich liturgischen Festgedichte ist das „Franziskusoratorium". Es gliedert sich in: Eingang, Berufung, Vogelpredigt, Wundmale, Schlußchor. Das Werkchen soll von Kloss vertont werden.

Die Vertonung ist überhaupt ein Stilmerkmal der Kochschen Kunst. Die Sangbarkeit ist eine so eminente, daß der Großteil, besonders der Kirchenlieder, von den bekanntesten Kirchenkomponisten in Musik gesetzt wurde. Ich nenne an Namen nur Ignaz Mitterer, Vinzenz Goller, Johannes Schuh, Josaphat Sparber. Also auch nach der anregenden Seite wirkt Koch hervorragend.

Haben die Grundelemente der Poesie des Pater Gaudenz diesen als Lyriker durchaus objektiv sein lassen, so ist er in der ungebundenen Rede ganz persönlich. Der Innsbrucker Literaturhistoriker Hofrat Wackernell hob als Hauptmerkmal der Kochschen Prosa deren große Anschaulichkeit hervor. Den Grallesern werden noch im „Gral" veröffentlichte Skizzen aus des Paters Feder in Erinnerung sein. Welche Plastik des Wortes, des Ausdrucks, der Sätze, der Bilder, der Situationen! Jede dieser kleinen Arbeiten ist von Koch oft und oft gefeilt und erst nach der völligen Befriedigung strenger Selbstkritik aus der Hand gegeben worden. Plastik ist in den Skizzen immer Stimmung. Und da spricht schon wieder der Poet mit seinen technischen Ein- und Ausdrucksmitteln. Die Plastik bedingt ferner auch die Kleinmalerei. Und diese ein liebevolles Eingehen auf die Einzelheit. Und diese endlich den Blick. Was sieht nicht der Dichter alles! Seine „Bilder vom heiligen Land" sind minutiös bis in die Kleinigkeiten ausgeführt. Die Farben frisch und ungemischt. Die Begeisterung, die diese Bilder entstehen ließ, ist nicht zuletzt ein wichtiges Element der anderen Prosabücher. Am deutlichsten tritt sie noch in der „Fahrt nach Alemannien" hervor. Überall der herrliche Rhythmus geruhsamer idyllischer Schilderung, ohne allzubreite Satztechnik. Die „Fahrt" ist der Tribut an die Heimat und die Skizzen und Bilder „Aus stillen Bergen" der Ausdruck der Liebe und Hingebung an Tirol, in dem Pater Koch die Jahre seiner Reife durchlebt. Von der Schönheit des Landes, den Besonderheiten seiner persönlichen Umgebung, seinem Leben, seiner Entwicklung erfahren wir Eingehendes.

Digitized by Google

Auch als Herausgeber hat sich Pater Koch betätigt. Er schuf die Neuausgabe von Pater Martin von Kochems „Großem Leben Christi". Ein Prachtwerk, an dem Pater Koch vielfach ergänzt und ausgebaut hat. Ebenso stammt die einleitende Biographie Kochems von ihm. Ein besonderes Verdienst des Herausgebers ist die Einschaltung des künstlerisch hochstehenden Bildermaterials, das die ersten Meister alter und neuer Zeit geliefert haben.

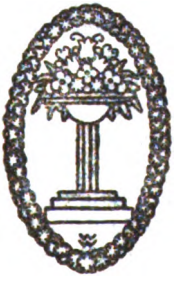
Pater Gaudentius Koch verkörpert in seinem Wirken und Schaffen so sehr katholische Kultur, daß er uns ein stolzes Beispiel sein muß, wie sehr man ohne die sogenannte moderne Kultur, besser Überkultur, an ein letztes, künstlerisches Ziel gelangen kann.

Der Dank der Seele

Eine Legende — Von Max Hayek

Als sie aus einem Menschenleibe ging,
Geschah es, daß sie dreimal wiederkam
Und von dem Leibe süßen Abschied nahm
Indem er dreimal ihren Kuß empfing.

Sankt Patriz, der das seltne Schauspiel sah,
Erfragte sich vom Heiland den Bescheid:
„Weil er sie hielt in Glanz und Lauterkeit,
Drum war es, daß ihm dieser Dank geschah!"



Digitized by Google

Im Waisenhause / Von L. K. Esdes

Durch den Knabenschlafsaal des städtischen Waisenhauses ging Schwester Modesta. Mitternacht war bereits vorüber. Die Schwester war müde, müde. Ihr Gesicht war marmorweiß, fast wie die leinene Binde, die sich um ihre Schläfen wand. Über ihre Stirne fuhren zwei tiefe Furchen. Die Lippen waren zusammengepreßt, wie wenn sie etwas mit Mühe und Beschwerde täte.

So gings nun schon die langen Jahre. Immer die nächtliche Runde. Immer, Sommer und Winter, und immer Schwester Modesta.

Sie war die Knabenschwester. Das war ihr von Gott gegebenes Königreich, die Knabenseele. „Schwester Modesta!" riefen und schrien und heulten ihre Schützlinge den lieben langen Tag. Gestern noch packte sie ein Fünfjähriger an der Schürze und sagte, treuherzig: „Du bist mei' Mutter." —

Leise ging die Schwester von einem Bett zum andern, und die Perlen des Rosenkranzes glitten durch ihre abgearbeiteten Finger. „Alle schlafen!" Ein sonniges Lächeln erschien auf ihren Lippen. Nur sie wachte und das Öllämpchen dort drüben. Das Öllichtlein hatte auch so helle klare Lichtaugen und ein warmes, warmes Herz wie Schwester Modesta. Und es war so sanft, so demütig, so uneigennützig wie die Schwester. Aber — am Morgen erlosch das Öllämpchen; die Liebe der Schwester aber ging nicht aus. Sie glühte und loderte weiter . . . morgen und übermorgen . . . bis in den Tod. —

Sie trat ans Fenster. Drunten in der Kapelle flammte das rote Lichtlein, stetig — feierlich. Das hüpfte und tanzte, stieg wie jauchzend auf und knickte wieder stöhnend zusammen. Und — brannte doch ganz für Ihn.

So ist die Knabenseele, dachte sie, wie das ewige Licht vor dem Tabernakel. Da jauchzt's und wühlt's und stöhnt's auch drinnen, und ist auch so nahe bei Ihm. —

„Zünde die Lampen alle, alle an, Schwester Modesta!" rief die geheimnisvolle Stimme von unten her. Sie faltete die Hände . . . warf einen großen Blick hinunter — — und ging weiter . . . von Bett zu Bett . . .

„Nur Du, Franz — nicht schlafen?"

Der Knabe schaute die Schwester an. So hatte noch keiner sie angeblickt, so abgrundtief, so mächtig — feierlich. Ein heiliges, reines Feuer brannte drinnen, in dem blauen Auge. Diese unbewußte Majestät des Kindesauges! Sie kam sich klein vor.

„Franz?" —

Digitized by Google

Wieder traf sein großer, fast überirdischer Blick die Schwester. „I — ich" — preßte er heraus, mühsam — — „ich — — — sterben."

Das kam so überzeugt, fast wie eine Prophezeihung von den Lippen des Knaben. Der Schwester wird es fast ängstlich zu Mute. Was hatte er nur?

„Aber Franz, wer wird gleich ans Sterben denken? Du bist doch nicht krank?"

„Nein, Schwester, aber — — — sterben. Heim komm ich nimmer."

Wieder lag ein überraschender Ton der Bestimmtheit in seinen Worten, die von einem schmerzlichen Schluchzen unterbrochen wurden.

Franz war ein ganz Neuer. Diesen Abend spät hatte man ihn ins Waisenhaus gebracht. Daß er vielleicht aus Heimweh nicht schlafen würde, hatte Schwester Modesta erwartet. Seinetwegen hauptsächlich hatte sie ihre nächtliche Reise unternommen. Aber woher dieses sonderbare Todesahnen? Nachdenklich sah die Schwester einen Augenblick vor sich hin. —

Dann kniete sie am Bette des Kleinen nieder. „Franz, nicht weinen!" sagte sie sanft, „wir wollen zusammen beten, zum heiligen Schutzengel und zur Muttergottes: ein Ave Maria." Franz nickte unter Tränen. „Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnade . . ."

Dann ist es stille. Die Schwester ist am Bette knien geblieben und betet noch leise . . . „Franz, nicht Angst haben. Die Muttergottes und der Schutzengel behüten dich. Schlafen, nicht wahr? Ja, nicht sterben! Schwester Modesta wird dich auszanken, wenn du stirbst. Gute Nacht!"

Der Kleine lächelt, sie macht ihm das Kreuz auf die Stirne und geht. —

Später wollte sie noch einmal nachschauen. Hoffentlich brachte sie das noch fertig. Sie war so müde. Erschöpft ließ sie sich auf einen Stuhl in ihrer Zelle nieder. Morgen würde sie gewiß wieder bei der Arbeit einschlafen. Diese schreckliche Müdigkeit! . . .

Sie kniete am Betstuhle nieder. Das Abendgebet. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Bewahre uns, o Herr, . . . wenn wir wachen, . . . beschütze uns, wenn wir schlafen, . . . damit wir . . . in Christo wachen . . . und . . . und ruhen in Frieden. Amen. Bewahre uns . . . o Herr . . . in dieser Nacht . . . vor allen Sünden . . ." Heute ging's schon gar nimmer. Müde war sie zum Umfallen . . . sie mußte sich setzen. Nur ein bißchen! . . . „Erbarme Dich unser, o Herr . . . Erbarme Dich unser . . . aller . . . auch des Franzels drüben . . . der drüben . . . An . . . gst hat . . . vor dem langen . . . Der arme Franzel! . . ." sie durfte nicht einschlafen . . . nein, nein . . . ach, diese Schläfrigkeit! . . . Knien sollte sie . . . Sie machte eine grausame Anstrengung aufzustehen, aber der übermüdete Körper konnte nicht mehr. Erschöpft

Digitized by Google

sank sie auf den Stuhl zurück . . . „Deine . . . Ba . . . rmher . . . zi- . . . gkeit . . . o G . . . o . . . t . . . t . . .“ Die ungeheure Müdigkeit schloß ihr die treuen Augen und sie schlief ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dem Franz im Schlafsaal drüben ist es etwas ruhiger und friedlicher geworden. Warum sollte er auch sterben? Die Schwester hatte recht. Aber, aber — da drinnen im Herzen pochte und hämmerte es. Und wenn er auf den Takt seines wilden Herzschlages lauschte, dann hörte er eine leise, zarte Stimme, die immer dazwischen rief: „Franz, ich komme bald — heute noch — ich werde dich holen — heute noch — heim in den Himmel. Deine Eltern — wirst du nicht mehr auf Erden sehen — aber droben — im Himmel. — — — Franz, — ich komme. —“

Franz verstand diese Stimme so gut. Er liebte den, der so sprach, und er wußte, wer es war. Die wahren Kinder kennen ihn alle. Seit die Schwester mit ihm gebetet hatte, war die Stimme nicht mehr so fürchterlich. Jetzt klang es fast freudig und friedlich aus seiner Seele. Er faltet die kleinen Hände und betet und betend schläft er ein. Im Traume sieht er, daß er auf einmal ganz schön geworden. Er trägt ein lichtes, weißes Kleid und einen Lilienkranz im dunklen Haar. Seine Mutter weint und freut sich zugleich — und der Vater lächelt, doch unter Tränen. Vor seinen Augen dehnt sich ein weiter Saal, herrlich und so schön. Viele Knaben sieht er da in weißen, glänzenden Kleidern. Und sie schauen alle auf ihn und ziehen ihm entgegen, mit Lilien in den Händen, und winken ihm. Und einer ist so schön — er trägt den Namen Jesus auf der Brust — und er blickt ihn an, tief mit seinen göttlichen Augen, und er öffnet die Lippen: „Franz, mein Franz, o komme bald!“ — Da jauchzt er auf in Freude und Wonne. „Ich komme, ich komme!“ ruft er und reißt sich los von Vater und Mutter. „Ich komme, ich komme!“ —

* * *

Das Waisenhaus war ein alter verwitterter Bau. Von außen ahnte man nicht, wieviel Liebe und Güte drinnen wohnte. Die Güte offenbart sich nie ganz nach außen. Denn das Herzlichste und Liebste im Leben bleibt ungesagt und unbemerkt. Den Mittelbau bewohnten die Knaben. Im zweiten Stock war der Schlafsaal. Nebenan wohnte Schwester Modesta. Die überopferte Schwester Modesta! so sagte die Oberin. Die liebe Schwester Modesta! so sagten die Knaben. Nach der andern Seite grenzte der Schlafsaal an einen kleinen Raum, in dem zur Sommerszeit Tag und Nacht frisches Wasser sprudelte. Hierher kamen die kleinen Schläfer, um zu trinken, wenn leidiger Durst in der Nacht sie quälte.

Digitized by Google

Es ist kurz nach ein Uhr in der Nacht, nicht gar lange, daß die müde Schwester Modesta die Runde gemacht hat. Da öffnet sich die Türe dieses Raumes und auf der Schwelle erscheint ein leichtangekleideter Knabe, Alfred.

„Sonderbar!" denkt er sich, „Alles finster! Nicht einmal das Fenster sieht man."

Er zieht die Türe hinter sich zu, ohne sie jedoch ganz zu schließen. Ein schmaler, matter Lichtstreifen fällt vom Schlafsaal her in den düstern Raum. Dann tappt er im Halbdunkel vor, zu der Stelle, wo das Wasser sprudelt, tastet nach dem Glase und füllt es mit Wasser.

Da —! Die Türe fällt leise knackend ins Schloß und er steht im Finstern. Es wird ihm etwas ängstlich zu Mute.

Horch! . . . Was war denn das? Fast als ob jemand etwas verschlossen hätte! . . . Jetzt wieder! . . .

Angestrengt horchte der Knabe in die Dunkelheit hinein. Alles still! — — Unheimlich! — — — Nur das muntere Fließen des Wassers tönt an sein Ohr.

„Dummheit! Einbildung!"

Der Kleine schlürft begierig aus dem Glase und eilt behende der Türe zu.

Er drückt auf die Klinke . . . Die Türe öffnete sich nicht!

Ein abermaliger Druck. — Nichts!

Er tastet nach dem Schloß . . . Richtig, — die Türe war verschlossen.

Tödlich erschrocken steht Alfred einen Augenblick. Kaum, daß er atmet.

In fieberhafter Schnelligkeit fahren die Händchen nach dem Schloß, um es gewaltsam zu öffnen. „Vielleicht haben die im Schlafsaal drinnen dir einen Streich spielen wollen!" Wie ein Hoffnungsstrahl fährt der Gedanke durch seinen Kopf. „Na, wartet nur!"

Da . . . ein verräterischer Lichtstrahl huscht durch den Raum. Blitzschnell fährt der Kopf des Knaben herum.

Zwei eiserne Fäuste umschlingen seinen Hals und dicht an seinem Ohr zischt eine unterdrückte Männerstimme: „Still, Range, verfluchte . . . sonst! — —" Die dunkle Gestalt führte den Satz nicht zu Ende.

Mit äußerster Kraftanstrengung hatte der Knabe den ungleichen Kampf mit seinem unsichtbaren Gegner aufgenommen.

Der Mann stößt einen grimmigen Fluch aus. Immer fester krallen sich seine Fäuste in den Hals des Kindes. Dem Armen vergeht der Atem. Noch eine zeitlang wehrt er sich mit Händen und Füßen. Dann fällt der Kopf schwer zurück, die Hände sinken schlaff herab, wie leblos knickt er in sich zusammen.

„So, mein Bürschchen!" läßt sich eine rauhe Stimme vernehmen, „dich hätten wir! Laß dich bei Lichte besehen!"

Er nahm die Blendlaterne und leuchtete dem Knaben ins Gesicht.

Digitized by Google

„Nicht übel! A bissel angestrengt siehst de aus! Hättest dich nich so wehren sollen! Haha!" Der Eindringling lachte hämisch. „Na, hoffentlich hast de bald wieder alle Fünfe beisammen, und kannst Antwort geben auf das, was ich wissen will! Zum Glück haben wir Wasser da. Da nimm een' Schluck! . . ."

„Soo, soo!" sagte er befriedigt. „Trinkst wie a Alter! . . . Jetzt noch een' Kopfguß, mei' Lieber, und dann wirst de dei Gehirnkastel aufsperren, gelt?"

Er hielt den Kopf des Knaben unter das Wasser.

„Sooo", begann er von neuem, als der Knabe sich bewegte, „das ist aber schön von dir, daß de mich nich lange warten läßt. Recht hast de! . . . Der lange Henschel hat so wie so nich viel Zeit zu verlieren, seit ihn der elende Schuster angezeigt hat, und ihm die Polizei auf dem Nacken sitzt! Na, wartet nur! Zuerst komm' ich, und nachher — die Gerechtigkeit!"

Der Eindringling, der sich als „langer Henschel" bezeichnet hatte, war eine hochgewachsene, starke Gestalt von sehr entschlossenen Bewegungen. In dem dunklen, narbigen, von einem Barte umrahmten Gesicht lagen zwei kleine, stechende Augen, unter einer niedrigen Stirne, auf der schlimme Laster ihr Kainszeichen eingedrückt hatten. Verhaltene Wut und Bosheit lag um die dünnen, fest zusammengekniffenen Lippen. Daß mit ihm nicht zu spaßen war, verrieten die unruhigen, unheimlich glänzenden Augensterne genugsam. Man sah es diesem Menschen an, daß das Leben anderer ihm nichts galt, wenn sie ihm feindlich gegenübertraten. Wie die Katze mit ihrer Beute, so konnte auch er gefühllos mit den Schmerzen anderer spielen und scherzen. Diese Gefühllosigkeit gab seinem Treiben Sicherheit und kühne Tollheit, Eigenschaften, die ihn bis jetzt alle Gefahren überwinden ließen.

Als er sah, daß der Knabe zu sich kam, zog er ein blankes Messer aus der Hosentasche und nahm es in die rechte Hand. Setzte sich auf eine Kiste und hob den Kleinen auf sein Knie, indem er mit der Linken seinen Hals umschlang. Von Zeit zu Zeit schüttelte er ihn und spritzte ihm Wasser ins Gesicht.

Endlich schlug Alfred die Augen auf und die Besinnung kehrte zurück. Sofort wurde er sich seiner traurigen Lage bewußt und sein erster Gedanke war, zu schreien. Aber der Verbrecher legte seine Hand fester um den Hals des Knaben.

„Still!" fuhr er ihn an. „Still sag' ich dir! Der lange Henschel spaßt nicht! Still! . . . . . oder! — — Wir sprechen leise miteinander!"

„Nun, höre!" begann er von neuem, „weißt de, wo die Eltern des Röhrich-Franz wohnen? De wirst schon wissen, wer der ist! . . . . Nu, schau mich nicht so dumm an! Eene Range, so wie du! — Morgen soll er ins Waisenhaus kommen! Wirst schon davon gehört haben! . . . . Kann aber nimmer bis morgen warten! Muß fort! weil . . . —, weil ich fort muß! . . . ."

Digitized by Google

Er brach plötzlich ab. Haß stierte aus seinen Augen, und seine Faust umklammerte fest das Messer.

Den Knaben schauderte. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, und sein Herz klopfte hörbar.

„Röhrich-Franz!" geht es ihm pfeilschnell durch den Sinn, „das ist der Neue!" „Großer Gott!" ringt es sich los aus seiner Seele, „wenn der Schurke erfährt, daß er da ist! O heiliger Schutzengel, hilf!"

Ein ganzes Heer von Rettungsgedanken stürmt auf einmal auf ihn ein. Die blitzen und funkeln vor seinem Augen. Aber es sind Irrsterne.

So gings. Sicher, sicher! . . . Nein! — . . . Vielleicht . . konnte es? . . . Nein! . . Doch! . . . . . Wer weiß? . . So mußte es gehen! Gewiß! . . . hoffentlich! . . o hoffentlich!

„Dir tu' ich nichts!", beruhigt ihn der Verbrecher rauh. „Nur keine Angst! Wenn du mir nur sagen kannst, wo die Eltern des Röhrich-Franz wohnen!"

„Das weiß ich nicht." Das war in einem solchen Tone der Wahrheit gesprochen, daß es selbst auf den Schurken des Eindruckes nicht verfehlte.

„Ich glaube dir!" sagte er grimmig. Und die Enttäuschung teuflischer Rache, der das Opfer entgeht, malte sich in seinen Zügen.

„Und du kennst niemanden, der es wissen kann?" Durchbohrend ruhte der Blick des Verbrechers auf dem Antlitze des Knaben.

Dieser hatte soeben erleichtert aufgeatmet, als er sah, daß der Mann ihm Glauben schenkte.

Jetzt von neuem tödlicher Schrecken!

„Was sollte er sagen? ‚Nein' — ‚das war eine Lüge. ‚Ja' . . . Gott! — was dann?" — —

Es zermarterte ihm den kleinen Kopf. O heiliger Schutzengel, hilf!

Und wie eine Erhörung seines Gebetes durchzuckt ihn der Gedanke: der Max kann's wissen. Ja, ja, der Max, der war aus dem gleichen Dorfe; der hatte ihn an der Bahn abgeholt; der war der Gescheidste und Stärkste, — ein Held war der! und schlief unter Starken. Wenn die erwachten . . .

„Nun, wird's bald?" zischte ihn der Schurke des Wartens müde an.

„Höchstens . . . de . . r . . Max!"

Der Knabe vollendete den Satz nicht, selbst erschrocken über das, was er gesagt hatte.

„Wo ist der Max?"

„Im . . im Krankenzimmer."

„Wo ist das, Donnerwetter!"

„Gleich . . . hinter . . . dem Schlafsaal . . . Tür . . . gegenüber.

„Ist noch jemand drin?"

Digitized by Google

„Nein .... allein."

„Weißt du's sicher, daß er drin ist?"

„Ja .... hat .. eine Binde am Kopf ... hat ihn operiert."

Der Verbrecher sagte nichts mehr. Er biß die Lippen auf einander. Seine Augen funkelten unheimlich.

Wie Espenlaub zitterte Alfred unter der Hand, die seine Kehle von neuem fest umklammerte. Sein Peiniger legte den Dolch beiseite, nahm einen Lappen und verstopfte den Mund des Knaben. Dann band er seine Hände auf den Rücken so fest zusammen, daß die Schnüre in sein Fleisch eindrangen und sich sein Gesicht im Schmerze krampfhaft verzog. Dasselbe geschah mit den Füßen. „Wehe, wenn de dich muckst! So wahr ich der lange Henschel bin —! — — — —"

(Schluß folgt.)

In der Dämmerung

Von Ferdinand Mayer

In letzten Wellen rinnt das Licht
Des Abendrots in mein Gemach
Und küßt mit seinem Flammengold
Die Inbrunst meines Herzens wach.

Blutrote Rosen spenden mir
Aus Feuerkelchen Weihrauchduft;
Gleich einer Ampel Wunderschein
Tropft weißes Mondlicht durch die Luft.

Und wie ein Turteltäubchen schwebt
Mein Herz empor zum Sternendach;
Es sendet ihm auf seinem Flug
Die Sorge keinen Boten nach.

Des Leides Sturm entschläft in mir.
Es schenkt der Herr mir einen Blick,
Und tief verborgen im Geäst
Des Herzens glüht ein Sternchen Glück!

Digitized by Google

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutſchen Wanderbuche von Johannes Jörgenſen

III. (Fortſetzung)

„Auf Spaziergängen ſchwebte ſie, ein belebender Geiſt, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entſtehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir ſchon gerühmt, und am allerzierlichſten war ſie, wenn ſie lief. So wie das Reh ſeine Beſtimmung ganz zu erfüllen ſcheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, ſo ſchien auch ſie ihre Art und Weiſe am deutlichſten auszudrücken, wenn ſie etwas Vergeſſenes zu holen, etwas Verlorenes zu ſuchen, ein entferntes Paar herbei zu rufen, etwas Notwendiges zu beſtellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte.“

Die beiden jungen Leute, Goethe und Friederike Brion, durchſtreiften die ganze Gegend und machten diesſeits und jenſeits des Rheins Beſuche, in Hagenau, St. Louis, Philippsburg, Ortenau. „Die Rheininſeln waren denn auch öfters ein Ziel unſerer Waſſerfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Keſſel, auf den Roſt in das ſiedende Fett, und hätten uns hier in den traulichen Fiſcherhütten vielleicht mehr als billig angeſiedelt, hätten uns nicht die entſetzlichen Rheinſchnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Über dieſe unerträgliche Störung einer der ſchönſten Luſtpartien brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeſchickt und ungelegen nach Hauſe kamen, in Gegenwart des guten geiſtlichen Vaters, in gottesläſterliche Reden aus und verſicherte, daß dieſe Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiſer Gott die Welt erſchaffen. Der fromme Herr rief mich dagegen ernſtlich zur Ordnung und verſtändigte mich, daß dieſe Mücken und anderes Ungeziefer erſt nach dem Falle unſerer erſten Eltern entſtanden, oder wenn deren im Paradieſe geweſen, daſelbſt nur angenehm geſumſt und nicht geſtochen hätten.“

Den weiten Ausflügen folgten träumeriſche Spaziergänge im Mondenſchein, — „Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondſcheinhaftes; durch die Klarheit, womit ſie ſprach, machte ſie die Nacht zum

Digitized by Google

Tage." Oft saßen die Liebenden auf einer kleinen Anhöhe etwas außerhalb von Sesenheim; — „es war ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchturm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster." Ein Brett an einem der Bäume trug die Inschrift: „Friederikens Ruhe" — und „es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören."

Das ist Goethes Schilderung des Sesenheimer Sommers im Jahre 1771, so wie er sie vierzig Jahre später niedergeschrieben hat. Sein eigener Kommentar dazu ist in fünf Briefen aufbewahrt — sie sind kurz, von der Stimmung des Augenblicks erfüllt, flüchtig hingeworfen und über Kopf und Hals abgeschickt, wie es Goethe mit derartigen Bekenntnisbriefen tat. Der Adressat ist sein älterer, ruhiger Freund in Straßburg, der Aktuarius Salzmann. Der erste Brief ist in Straßburg geschrieben, unmittelbar bevor Goethes Aufenthalt in Sesenheim begann.

„Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O, es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war.

Leben Sie vergnügt bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Schon bei seiner Abreise von Straßburg zu Brions hinaus hat Goethe also gefühlt, daß etwas an diesem Verhältnis nicht in Ordnung war, er hat es wie ein „Greifen nach Schatten" gefühlt. Was er damit meint, ist noch ungewiß und erhellt sich auch nicht aus dem folgenden Brief. Dieser ist am 29. Mai geschrieben, also nach zehntägigem Verweilen bei Brions, und das Bild, das er hierin von Sesenheim gibt, ist weniger farbenprächtig als die Schilderung in „Wahrheit und Dichtung". Zuerst schreibt er etwas von seinem Gesundheitszustand, — er litt noch unter den Folgen der Brustkrankheit und hustete ziemlich viel. „Um mich herum ist's auch nicht sehr hell, die Kleine (Friederike) fährt fort traurig kranck zu seyn, und das gibt dem Ganzen ein schiefes

Digitized by Google

Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herum geht."

Also mit einem schlechten Gewissen geht er einher in all der Herrlichkeit des Frühlings. Er bittet den Freund, ihm eine Schachtel mit „zwei Pfunden gutem Zuckerbeckerwesen" zu senden — „so würden Sie zu süßeren Mäulern Anlaß geben, als wir seit einiger Zeit Gesichter zu sehen gewöhnt sind."

Ein klein wenig erfreuliches gibt's doch zu erzählen — „getanzt hab ich und die Aelteste, Pfingstmontags, von zwei Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken." Der Ball fand in dem benachbarten Dorfe Reschwoog statt — „Da giengs wie's Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser." Aber zuletzt wieder ein Seufzer aus tiefem Herzen: „Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles. Wer darf sagen, ich bin der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht, und die Windstöße veränderlich sind."

Auch nicht der nächste Brief, vom 5. Juni datiert, ist von einem Günstling des Glückes geschrieben. Der Husten dauert fort — „man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann." — „Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte!"

Acht Tage später schreibt er in tiefer Niedergeschlagenheit: „Es regnet draußen und drinne, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetter-Hähngen drüben auf dem Kirchthurm: dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag . . . Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme." — Dann kommt der letzte Brief, vom 19. Juni datiert:

„Nun wäre es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbaar, und meine Gesundheit schwanckt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe."

„Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich

Digitized by Google

mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?"

Hier also ist endlich die Sonne zum Durchbruch gekommen — und dies ist jene Zeit des Glücks, deren Bild noch nach Verlauf so vieler Jahre in leuchtenden Farben vor Goethes Seele stand, und die Erinnerung an alles, was dunkel und peinlich gewesen war, auslöschte. Und dennoch ist das Glück nicht vollkommen. „Ja, es sind jene Feengärten, ich fühle es lieber Freund, und fühle daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden . . ."

So reiste denn Goethe nach Straßburg zurück und kam nur noch einmal nach Sesenheim, um Lebewohl zu sagen. In „Wahrheit und Dichtung" stehen über diesen Abschied nicht mehr als anderthalb Zeilen: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." So hatte sie oft gestanden und ihm Lebewohl gesagt in der festen Gewißheit, ihn bald wiederzusehen; — jetzt fühlte sie, daß es das letztemal war und daß er nicht mehr wie vor kaum einem Jahre sein verwöhntes Herz mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen trösten würde. Aus Straßburg oder Frankfurt empfing sie dann jenen Abschiedsbrief, der ihr das Herz brach und sie an den Rand des Grabes brachte, während er, — wie es in „Dichtung und Wahrheit" zu lesen ist — auf einer friedlichen und aufmunternden Reise so ziemlich zu sich selbst kam. Ihm soll sich sogar noch ein trostreiches Gesicht gezeigt haben, als er nach dem Abschied den bekannten Pfad nach Drusenheim ritt. „Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen."

Es ist viel darüber geschrieben und gesprochen worden, welche Gründe Goethe dazu bewegt haben mochten, sich zurückzuziehen: —

Digitized by Google

man hat die Verschiedenheit des Standes, der Charaktere und vieles andere als Ursachen zur Trennung bezeichnet. Goethes eigene Erklärung finden wir in einem Märchen von der „neuen Melusine". Dieses handelt von einem Ritter, der sich in eine reizende Jungfrau verliebt hat. „Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben!" Das anmutige Mädchen ist indessen aus dem Geschlecht der Zwerge, und der Ritter darf sie nur unter der Bedingung ehelichen, daß er einwilligt, ebenso klein zu werden wie sie. Von Liebe überwältigt, entschließt er sich dazu; sie steckt ihm einen Ring an den Finger und verwandelt ihn dadurch zu einem Zwerg. Darauf führt ihn die Jungfrau in das Reich der Zwerge hinab, ihr Vater, der Zwergkönig, heißet ihn freundlich willkommen und die Hochzeit wird gefeiert. Allein — der verwandelte Ritter kann seinen früheren Zustand nicht vergessen. Es geht ihm ausgezeichnet. — „Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß . . . Meinem kleinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend . . . Jedoch ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum ersten Mal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst, und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese." Um dieses Ideal zu verwirklichen, feilt er zuletzt den Ring durch — und ist frei.

So erklärt Goethe die Geschehnisse in Sesenheim und die Friederike-Tragödie. Der etwas brustkranke, hustende Jüngling hatte ein Ideal: er wollte ein Riese werden. Und der alte Pastor Brion mit seinen Mücken, die im Paradiese nicht stachen, sondern nur lieblich summten, die ganze Familie in Sesenheim, Verwandte und Freunde in der Umgegend, ja schließlich auch Friederike, alle kamen ihm vor wie Zwerge. Eine Zeitlang konnte er sich klein machen wie jene, aber dann rührte sich wieder das Ideal in ihm, der Kern und Keim von all dem, was in seiner Seele wachsen sollte. Und so sprengte er den Ring, — den goldenen Ring, den Friederike ihm an den Finger gesteckt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verkündigung / Von Hede von Trapp

Da rief es leise,
Rief es irgendwo —
Von nirgends
Und von überall zugleich — — —.
Sie stand verwirrt, erschrocken,
Gazellenscheu den flüchtgen Fuß gespannt,
Indes ein Schatten —
Dunklen Schwingen gleich —
Ihr Haar berührt:

„. . . Jungfrau in Ewigkeit —
. . . Gegrüßt Marie" — — —

Und es geschah, daß sich des Sohns Verheißung
In Licht auflöste,
Das an ihrem Leibe
Herniederrann und leuchtend ihn durchtränkte.
Ein Licht, unirdischer als jedes,
Das jemals Erd' verklärte
Und das sie aufnahm mit geschlossnen Augen,
Das Haupt zurückgebeugt in Unbegreifen,
Demütig, willig, scheu — — —

Die Schwinge glitt hinweg.
Sie streift im Scheiden
Den jungen Rosenstrauch,
Der weiche Blüten zwischen Dornen hegte —.

Marien aber beugten sich die Knie,
Wie zitternde Tauben auf den Estrich gleiten,
Und tief und tiefer sank ihr Angesicht
Bis es im Schatten
Sich vor sich selber barg:

. . . „So . . . mir . . . geschehe."

Digitized by Google

Minnesinger aus Walthers Zeit

Von Richard Kralik

Von Walthers großer Bedeutung zeugen die Worte, die ihm Gottfried von Straßburg im Tristan gewidmet hat, schon etwa um 1210, da Reimar der Alte, der bisherige Dichterfürst, gestorben war. Er sagt: „Wer leitet an die liebe Schar (der Nachtigallen), wer weiset dies Gesinde? Ich wähne, daß ich sie wohl finde, (die Nachtigall), die das Panier nun führen soll: ihre Meisterinne kann es wohl, die von der Vogelweide. Hei, wie die über die Heide mit hoher Stimme schellet, was Wunders sie gestellet, wie spähe sie organieret, wie sie den Sang wandelieret! (Er meint Melodie und wohl auch Harmonie.) Ich meine aber in dem Tone daher von Cytherone, da die Göttine Minne gebietet auf und inne. Die ist zu Hofe Kämmerin fein, die soll die Leiterinne sein, die weiset sie zu Wunsche wohl, die weiß wohl, wo sie suchen soll der Minnen Melodie. Sie und ihre Kompanie, die müssen also singen, daß sie zu Freuden bringen ihr Trauern und sehnendes Klagen. Und das geschehe bei meinen Tagen!" — Ein unbekannter Dichter aus dieser Kompanie Walthers richtet an ihn in dessen eigenem Ton diese hübsche Strophe: „Nun höre Walther, wie's mir staht, mein Trautgeselle von der Vogelweide! Hilfe such ich unde Rat: die Wohlgetane tut mir viel zu leide. Könnten wir doch singen beide, daß ich mit ihr Blumen brechen müßte an der lichten Heide!"

Ein anderer aus dieser Kumpanei, Thomasin von Zirklâre aus Friaul, lobt wohl im „Welschen Gast", einem Lehrgedicht, Walther als seinen Freund, tadelt aber dessen ungerechte Stellungnahme gegen die guten Verfügungen des Papstes. Er sagt: „Ihr Herren und Tichtâre und auch Predigâre, ihr sollt sprechen mit großer Hut! Und wenn ein Herr etwas redet oder tut, soll er nicht so eilig gehn, er merke eh, wie mans möge verstehn. Der Prediger soll einiglich sprechen und bedeutiglich, daß man seine Rede mög nicht verkehren, — der üble Geist pflegt das zu lehren, — und daß man ihn möge rühmen. Dem Tichter mag auch nit wohl geziemen, will er sein ein Lugenâre; denn beide, er und der Predigâre sollen beståten die Wahrheit. Ein Mann der mag der Christenheit mit einem Wort mehr zu Schaden kommen, als er ihr möge sonst noch frommen. Ich wähne, daß alles sein Gesang, beides, kurz unde lang, sei Gott nicht so zum Wohlgefallen, so ihm das eine muß mißfallen; denn er hat tausend Mann betöret, daß sie haben überhöret Gottes und des Papstes Gebot . . . Nun sage

Digitized by Google

mir, lieber Freund mein, kannst du dich verstehen? Nach meinem Wahn mußt du des große Scham han. Fürwahr, es ist mir leid um ihn, er hat erzeiget Zucht und Sinn an manniger seiner Rede gut, davon es mir noch übler tut. Denn missespricht ein Mann, der sich nicht verstehen kann, man achtet darauf wenig oder nit. Anders dem weisen Mann geschieht; denn was er spricht, das nimmt man wahr. Darum soll er sich hüten gar, daß man nicht spreche, daß er ist tobend geworden zu der Frist."

Der tugendhafte Schreiber,

aus dem Wartburgkrieg wohl bekannt, erscheint in thüringischen Urkunden von 1208 bis 1228 als Heinrich der Schreiber. Er singt sehr zart:

Ein selig Weib, mit viel weiblicher Güte,
Gut und rein, viel schön und hehre
Die erwählte mein Herz und erkor mein Gemüte,
Daß ich mit Treuen ihr diene immermehre.
Nur taugt mein Dienst, meine Treue so kleine,
Daß ich die Not in dem Herzen beweine.

Oder: „Lieb und Leide haben beide Lust auf meinen Schaden. O weh, leider, ich bin beider überladen." Ebenso tugendlich singt er:

Minne, ich will dich immer ehren
Durch die Tugend, der du pfligest.
Mögst du meine Fraue lehren
Meinen Mut, damit du siegest!

Ganz selbstlos meint er:

Fraue, meines Herzens Trost alleine,
Freude und Wonne meiner Zeit,
Wär dein Freude groß, mein Jammer kleine,
Das ließe ich gar ohne Neid.

Zierlich ist die Strophe:

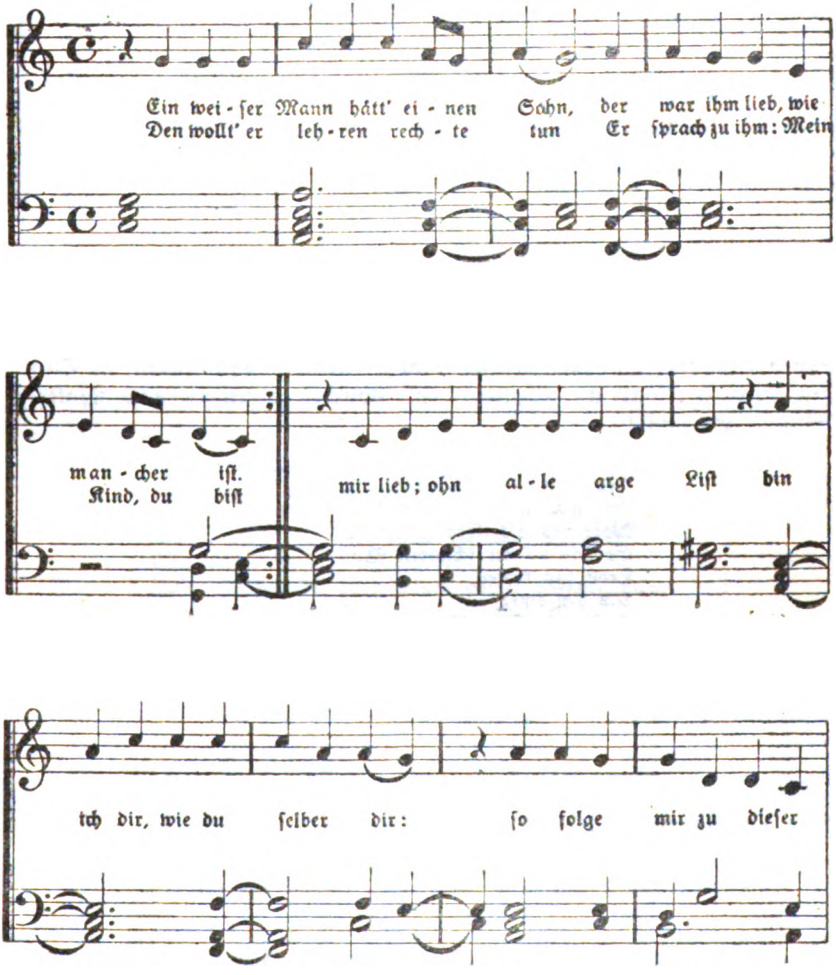
Es ist in den Wald gesungen,
Daß ich ihrer Gnade klage,
Die mein Herze hat bezwungen
Und noch zwinget alle Tage.
Mir ist wie der Nachtigall,
Die so viel vergebens singet,
Und ihr doch zu letzte bringet
Schaden nur ihr süßer Schall.

Und zart ist auch die Weise: „Wohl dir, Weibes Güte, daß du bist so gut! Du nimmst Ungemüte und gibst hohen Mut. Wohl dir heute! Wohl dir immermehre! Du gibst all der Welte Freud und Ehre."

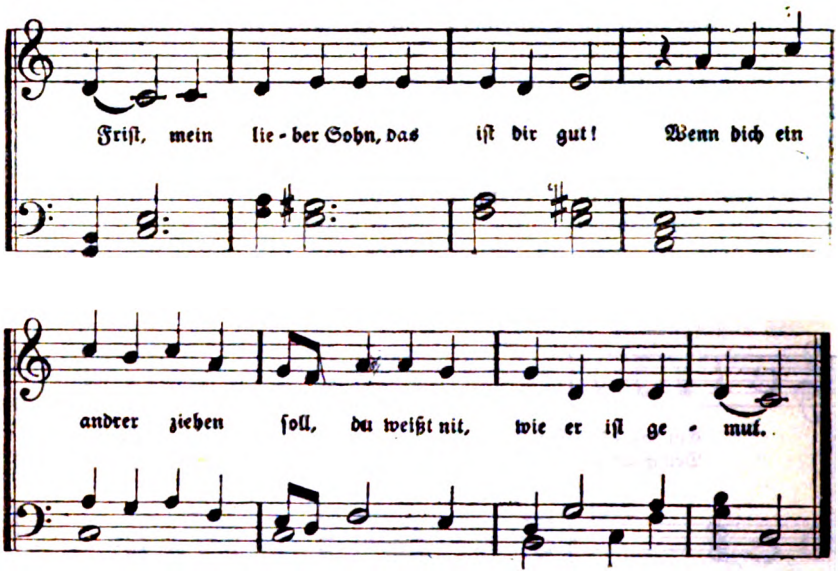
Dem tugendhaften Schreiber wird auch die Almendweise zugeschrieben, die sonst dem Stolle, oder der Sage nach dem Klingsor zugehört. Mit der Dichtung des Sängerkriegs mag er irgendwie zusammenhängen. Die Kolmarer Handschrift spricht ihm auch als „Gruß-

Digitized by Google

weiſe des tugendhaften Schreibers“ die Strophe zu, in der die Lehrgedichte gedichtet ſind, die unter dem Namen des Winsbeke (und der Winsbekin) gehen. Ein Vater gibt ſeinem Sohne gute ritterliche Lehren; davon wird dieſer ſo hingeriſſen, daß er gar geiſtlich wird und den Vater überredet, ſeine Eigenleute freizugeben und ein Spital mit all ſeinem Vermögen zu ſtiften; Vater und Sohn treten darin als Diener ein. Dieſe geniale Wendung iſt von rührendſter Wirkung. Ohne damit über die Urheberſchaft der ſchönen Dichtung ein Urteil fällen zu wollen, gebe ich hier die erſte Strophe mit der einfachen, tüchtigen Melodie:



Digitized by Google



Herr Leuthold von Savene

ſteht in gewiſſer Beziehung zum Vogelweider. Sein Stammſitz, auch Seven genannt, iſt das heutige Säben unweit von Bozen in Tirol. Ein Lied („Mögt ihr ſchauen") iſt zwiſchen Leuthold und Walther ſtrittig. Er ſingt:

In dem Wald und auf der grünen Heide
Maiet es ſo rechte wohl,
Daß man ſich der lieben Augenweide
Wohl von Schulden tröſten ſoll.
So hab ich für ſchweren Mut
Troſt faſt keinen,
Als den einen
Daß mein Frau iſt gut.

Leuthold muß ein fruchtbarer Dichter geweſen ſein; das geht nicht aus der kargen Überlieferung, ſondern aus den Worten eines ſeiner Widerſacher hervor.

Herr Reinmar der Fideler

ſingt nämlich dieſes Spottlied über Leuthold:

Gott wolle oder wolle nicht, ſo ſinget der von Sefen
Noch baß denn jemand in der Welt: fragt Nichten nur und Neffen,
Schwäher, Schwager, Schwägrin, Schwieger, ob es nicht ſei wahr!
Taglied, Klaglied, Hügelied, Zügelied, Tanzlied, Leich er kann,
Er ſinget Kreuzlied, Zwinglied, Schimpflied, Loblied, Rüglied als ein Mann,

Digitized by Google

Der mit werter Kunst den Leuten kürzet langes Jahr.
Wir müssen alle stille schweigen, wenn Herr Leuthold sprechen will:
Es darf mit Sange niemand wagen gegen ihn.
Er schwingt sich also hoch ob allen Meistern hin,
Er sterbe denn, denen die leben, bricht er wohl das Ziel.

Der Fiedler scheint, trotz seiner ritterlichen Herkunft, ein armer Fahrender gewesen zu sein, denn er singt:

Mancher läßt mich ungegrüßet,
Weil er fürchtet, daß ich ihn bitte,
Der doch selten Kummer büßet
Einem nach der milden Sitte.
O Jesus, das ist eine arme List!
Ob der Arge auch nicht spricht,
Man weiß doch, wer er ist.

Ulrich von Singenberg, der Truchseß von Sankt Gallen

verehrt in seinem Gesange Walther als seinen Meister:

Der Welte Vogt, des Himmels König, ich lob Euch gerne,
Daß Ihr mir habt erlassen das, daß ich nicht lerne
Wie der und der an fremder Statt zu meinem Sange scherne.[1])
Mein Meister klagt so sehre von der Vogelweide,
Ihn zwinge das, ihn zwinge jenes, das mich nie noch zwang.
Den lassen sie bei reicher Kunst an Habe krank,
Daß ich mich kaum auf ihre Gnade von dem Meinen scheide.
Ich heiße Wirt und reite heim, mir ist nicht weh,
Da sing ich von der Heide und vom grünen Klee.
Bewahr mir das, o milder Gott, daß es mir nicht zergeh.

Der seiner Wohlhabenheit sich also freuende Sänger beklagt noch Walthers Tod:

Uns ist unsers Sanges Meister auf die Fahrt,
Den man eh von der Vogelweide nannte;
Die wird nach ihm uns allen auch nicht lang verspart.
Was frommt nun, was er eh der Welt bekannte?
Sein hoher Sinn ist worden krank.
Nun wünschet ihm durch seinen werten höfschen Sang,
Daß sein der süße Vater nach Genaden pflege!

Der Truchseß hat ein Scherzgespräch zwischen Vater und Sohn.

Sohn:

Ich will meinem Vater gerne raten wohl,
Da er sich hinfort des Sanges enthalte.
Es ist billig, daß ich ihn verwesen soll
Und er sich an meine Dienste halte.
Ich will für ihn dienen seiner Frauen:
Bleib er heim und laß uns Junge Aventüre schauen!

Vater:

Rüdelin, du bist ein junger Blippenblapp!
Du mußt deinen Vater lassen singen.

[1]) spotte.

Digitized by Google

Er will seine Künste führen bis ins Grab,
Drum mühst du dich mit verlornen Dingen.
Er will selber dienen seiner Frauen:
Du bist ein viereckiger Bauer; du sollst lieber Holz an einem Raine hauen!

Schließlich singt er aber doch das Bußlied:

Betrogne Welt, du hast betrogen
Mich und vor mir manchen Mann:
Ich hab durch dich mich dem erlogen,
Der mich mit Not zu ihm gewann.
O weh, so brach ich leider an mir selben Treue!
Nu sende, barmherziger Gott, mir stäte Reue,
Daß ich der Welt widersage
Und ich mit deiner süßen Mutter Hilfe
Noch den immerwährenden Lohn erjage!

Herr Heinrich von Frauenberg

ist wahrscheinlich ein Schweizer. Er beginnt ein Tagelied: „Gegen dem Morgen süß ein Wächter sang, da er sah den Orion." Und ein Minnelied:

Ich will wünschen der viel Guten,
Daß sie lange müsse leben;
Des will ich zu Gotte muten,
So hat er mir wohl gegeben.
Sie ist meins Herzens Ostertag.
Ohne die viel Minnigliche
Niemand mich getrösten mag.

Er sagt von seiner Dame: „Alles Wandels ist sie frei; Gott sei mir wie ich der Herzlieben sei!"

Graf Otto von Botenlauben

aus dem Geschlecht der Henneberger, gehört zu den Kreuzfahrern, die nicht nur für einen kurzen Zug im heiligen Lande blieben. Er war dort von 1197 bis 1220 und wurde der Schwiegersohn des Seneschalls von Jerusalem. Er starb vor 1245 und liegt in dem von ihm und seiner Gemahlin gestifteten Kloster Frauenrode bei Kissingen begraben. Vor dem Kreuzzug dichtete er:

Wär Christes Lohn nicht also süße,
So ließ' ich nicht die liebe Fraue mein,
Die ich in meinem Herzen ofte grüße:
Sie mag viel wohl mein Himmelreiche sein,
Wo die Gute wohne um den Rhein.
Herre Gott, so tu mir Hilfe schein,
Daß ich mir uud ihr erwerbe noch die Hulde dein!

Er hat noch die für die Sage vom Nibelungenhort wichtige Strophe:

Karfunkel ist ein Stein genannt,
Von dem sagt man, wie licht er scheine.
Der ist mein und das ist wohl bekannt,

Digitized by Google

Zu Loche liegt er in dem Rheine.
Der König also den „Waisen" hat,
Daß ihm den niemand scheinen laßt.
Mir scheinet dieser als ihm tut der:
Behalten ist meine Frau wie er.

Der Waise ist der Edelstein in der Königskrone; es liegt ein Spott darin, weil König Otto nicht mit den echten Reichskleinodien gekrönt wurde. So muß auch der Sänger seine Geliebte entbehren.

Der Herzog von Anhalt

Heinrich I. war ein Schwiegersohn des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er besingt den Winter:

Ich will den Winter empfahn mit Gesange,
Still schweigen alle kleinen Vögelein.
Ich stand noch nie so in seinem Gezwange,
Daß ich durch ihn ließ meine Freude sein.
Wohl mir, wohl immer! Mir ist wohl zu Mute!
Daß arge Schalke zu mir tragen Haß,
Sie schänden sich; doch so minn' ich die Gute,
Weil mein auch Gott selber noch nie vergaß.

Originell beginnt ein Minnelied:

Steh bei! Laß mich den Wind anwehen,
Der kommt von meines Herzens Königinne.
Wie könnte sich die Luft so süße drehen,
Wär sie nicht durch und durch voll lauter Minne?

Graf Friedrich von Leiningen

Da er wohl im Begriff ist, über Apulien (Pülle) einen Kreuzzug zu unternehmen, singt er seiner Dame:

Muß ich nun scheiden so von dir,
Daß ich der Huld entbehre schier,
O weh der leiden Fahrte,
Die dann gen Pülle tut mein Leib!
Genade, sældenreiches Weib,
Sei gen mir nicht so harte!
Sänfte ein wenig deinen Mut
Und sprich aus rotem Munde
Zu mir nichts weiter als fünf Wort,
Die höhen meiner Freuden Hort:
Fahr hin zu guter Stunde!

Und die Dame antwortet:

In guter Stunde sei dein' Fahrt,
Dein Leib, dein Seele sei bewahrt,
Dein Lob, dein Heil, dein Ehre!
Mag es nicht wenden mein Gebot,
Mein Flehn, mein Drohn, das weiß wohl Gott,
So will ich bitten sehre.
Weil deine Fahrt unwendig ist,

Digitized by Google

So führ zwei Herzen in Arbeite,
Das meine und das deine, hin;
Davon ich immer traurig bin:
Nu sei Christ dein Geleite!

Herr Christan von Hamle

Er ist vielleicht aus Thüringen. Er schlägt süße Töne an: „Ein Zwingen von Frauen macht Mannes Herzen beiweilen traurig und unterweilen froh." „Wo sich vier Augen so recht gerne sehen, da müssen auch zwei Herzen viel hold einander sein." Ferner:

Ich wollte, daß der Anger sprechen sollte,
Wie der Sittich in dem Glas,
Und er mir dann rechte sagen sollte
Wie gar sanft ihm heuer was,
Da mein Fraue Blumen las
Von ihm und ihre minniglichen Füße
Rührten sein viel grünes Gras. —
Erlaubet mir, Herr grüner Plan,
Daß ich meine Füße setzen müsse,
Wo mein Fraue ging die Bahn.

Auch diese Weise ist eigenartig:

Wohl mir des Schließens, das sie schloß,
Die Liebe, in das Herze mein,
Der Stäte mich noch nie verdroß.
Sie muß ob allen Frauen sein
Mein Trost . . . Des schwör ich tausend Eide . . .

Herr Burkhart von Hohenfels

Sein Stammschloß liegt am Bodensee bei Überlingen. Seine Spezialität sind leichte Tanzlieder:

Wir solln den Winter
In Stuben empfaben,
Wohlauf, ihr Kinder,
Zu Tanz solln wir gaben!
Folget ihr mir,
So sollen wir schmieren[1])
Und zwinken und zwieren[2])
Nach lieber Begier.

Ihm gelingen besonders trochäische Tanzrhythmen:

Da die Luft mit Sonnenfeuer
Ward getempert und gemischet,
Gab das Wasser seine Steuer,
Ward der Erde Leib erfrischet.

Mit dem Kehrreim:

Freude und Freiheit
Ist der Welt zum Ziel allzeit.

[1]) Lächeln, [2]) zwinkern

Digitized by Google

Im reinsten trochäischen Tetrameter geht das Tanzlied, ein Wechselgesang zweier Mädchen, dessen letzte Strophe lautet:

Wohl ziemt allen guten Leuten
Tugendhafter hoher Mut.
Herzelieb mit Wünschen träuten,
Ist für Ungemüte gut. —
Niemand kann mich davon wenden:
Der mir heimelich ist hold,
Dem will ich mein Herze senden,
Das sei seiner Minne Sold.

Der Taler

Er stellt sich in Beziehung zu Gottfried von Neifen. Bezeichnend ist es, wie er seinen Knappen Künzlin auffordert, einen Brief seiner Dame zu bringen:

Künzlin, bring mir meinen Sang
Der minniglichen Frauen,
Nach der mein sehnend Herz je rang;
Das hat sie mir verbauen.
Ahi, sollt ich die Schöne noch nach meinem Willen schauen!
Bring ihr den Brief und sing ihr auf Getöne!
Du magst viel gerne laufen dar, du sahst nie Weib so schöne.

Künzlin will aber nicht, er schiebt seinen Mitknappen Heinzlin vor; aber auch der weigert sich. Der zornige Dichter weist dem Künzlin zur Strafe eine Bauernarbeit zu. Aber man ersieht daraus, wie die Minnesinger ihre Lieder durch musikkundige Knappen vorsingen ließen.

Schenk Ulrich von Winterstetten

Ein schwäbischer Ritter; er rühmt sich der großen Beliebtheit seiner Tanzweisen:

„Ist denn nicht mehr Schönes,"
Sprach ein altes Weib,
„Als das der Schenke singet?"
Das ist ein Wunder groß!
Weh mir dieses Getönes,
Das mir durch den Leib
Und durch die Ohren dringet,
Des mich je verdroß.
Denn sie gelfen seinen Sang Tag unde Nacht
In dieser Gassen,
Und ist doch nicht gleich hübschem Sang gemacht:
Man soll ihn hassen!

Darauf antwortet die Tochter:

„Was bist du ihm gehaß?
Durch Gott mich des bescheide,
Liebes Mütterlein!
Wenn er Gutes singet,
Wen beschweret das?
Er tut ja niemand Leide:
Er muß fröhlich sein."

Digitized by Google

Also fröhlich singt er:

Sommer will uns wieder bringen
Grünen Wald und Vogelsingen,
Anger trägt ein Blumenkleid.
Berg und Tal in allen Landen
Sind erlöst aus Winters Banden,
Rote Rosen trägt die Heid'.
Freut die Welt sich allgemeine
Trauert niemand als ich eine,
Seit mir die viel süße Reine
Bringt so mannig Herzeleid.
Wer viel dienet ohne Lohn
Mit Gesange, tut ers lange,
Der verlieret manchen Ton.

Oder: Sommer zeiget seine Wonne,
Das ist an der Zeit.
Prüfe wohl, wer dichten konne,
Welchen Stoff bereit
Hat der Wald und auch die Heide breit.
Man mag schauen,
Wie die Auen
Stehn im Staat,
Was der Anger lichter Blumen hat.
Es ist ein altgesprochen Wort:
Wo dein Herze wohnt da liegt dein Hort.

Der von Sachsendorf

ist wohl derselbe Ulrich von Sachsendorf, der um 1240 von Ulrich von Lichtenstein erwähnt wird. Er war ein Niederösterreicher. Er beginnt:

In diesem neuen Tone
So wollt ich gerne neue Liedel singen,
Nur daß mir die Weise
Ist an der Kunst zu schnell,
Nach eines Weibes Lohne,
Die sah ich an einem Reigen springen;
Der steht wohl ihre Reise
Und ihr schneeweiße Kehl,
Sie wand sich wie eine Weidengerte,
Ich wäre gern ihr Schildgefährte.

Und er schließt, daß er sich im Dienst seiner Frau Bein und Fuß abbrach.

Herr Reinmar von Zweter

Von den jüngeren Zeitgenossen Walthers erfreute sich keiner so großer Achtung wie Reinmar von Zweter, oder der Ehrenbote vom Rhein, wie ihn die Meistersinger nannten. Er war um 1200 am Rhein geboren, wohl aus dem Geschlecht der Herren von Zeutern bei Bruchsal. Als Jüngling kam er nach Österreich und wurde da Walthers Schüler. Um 1234 trat er in den Dienst des Königs Wenzel von Böhmen, den er für den würdigen Nachfolger des Kaisers Friedrich II. hielt, als dieser 1239 vom Papste gebannt wurde. Von 1241 an wanderte

Digitized by Google

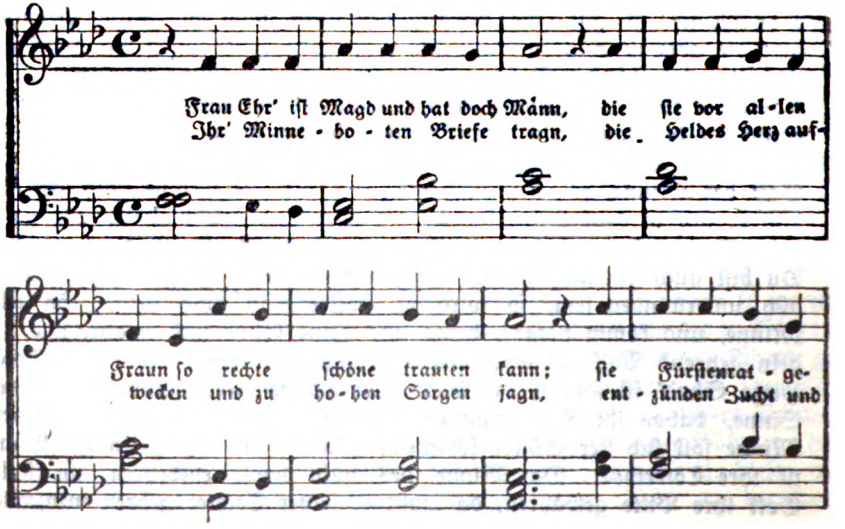
Reinmar viel umher an die Höfe von Meißen, Thüringen, Mainz: er starb bald nach 1252. Ein Späterer, Leopold Hornberg von Rotenburg, urteilt über ihn um 1320: „Reinmar, dein Sinn der beste war; Herr Walther tönet baß." Das heißt, daß sein Sang den tieferen Gehalt habe, Walthers Sang die größere Kunst.

Reinmars Leich beginnt: „Gott und deine Ewigkeit mit drein Personen unterschrieben, sei des gelobt, daß unser Leid der Dreier Einer hat vertrieben, der Dir zu Kinde ist geblieben. Derselbe ward durch dein Gebot und auch durch unser Heil verschnitten; er starb als Mensch und starb nicht Gott, er starb nach menschlichen Sitten; sein Sterben hat uns Leben erstritten. Des Vaters Minne, und auch des Sohnes, der Gottheit in ihr Herze drang, und klagten beide, wie daß uns der erste Fall zu Falle zwang, daran uns allen misselang. Gott Herre unüberwindelich, wie überwand die Minne dich! Dürft ich so sprechen, so spräch ich: sie ward an dir so siegereich, daß sie den Fall nahm über sich. Was uns zu Fluche war geschehen, des hat die Minne uns übertragen: drum solln wir Lob der Minne gestehen und immermehr ihr Gnade sagen: sie hat getröstet unser Klagen. Die Minne ist zu durchleuchtet gar, daß nie so trüb ein Herze ward, so dürre, noch so felsenhart, wird ihr gewinket rechte dar, sie macht es balde himmelklar. Wer die Minne tut bekannt, den laßt euch hie künden: Gottes Geist ist er genannt, waschen kann er von Sünden mit zweien Wassergründen. Das eine ist die heilge Tauf, da man inne taufet; so ist der andre Wasserlauf, der durch die Augen laufet und auch die Wangen betraufet. Der Minne Schenk ist allermeist der übersüße Gottesgeist; dem er die will schenken, den durstet nach der Minne nicht, die zu den Sünden beugt die Pflicht, denn tödlich ist ihr Tränken. Die Minn' ist gut, die der Sünden Glut und ihr Gelust erlöschen tut; die aber zu Sünden weckt den Mut, von dieser sollen wir wänken." Nun wendet sich der Dichter an Maria und ihr Minnewunder: „Des Königs David Harfenklang und Salomones Minnesang mit Lob gar einzig an dir lag. Die rechte Minnenbürde ward getragen von dir alleine, du viel reine und er viel reine, der deine Bürde wurde. Er Gott der Minne, er Minnenschenke, ihn tät die Minne also gelenke, daß er sich in dein Herze faltete, der aller Elemente waltete. Minne, dein Feuer ist durchzündig! Minne, dein Kraft ist durchgründig! Du bist auch so überwindig, daß niemand lebet so sündig, willst du dich unterwinden sein, so wird er Gottes und auch dein. So eile, Minne, und komm herabe, bring uns deine Süße und erfahr, wie sich dein gehrend Volk gehabe; Minne, nimm nun ihrer wahr! In deren Herze Sünd' ist schwer, die mach aller Sünden leer, Minne, gib ihnen Sinne, davon ihr Heil beginne! Sünde entbehrt der Minne Namen, Minne soll sich der Sünde schamen; Sünde ist nicht Minne, Minne ist ihre Töterinne. Da Minne des nicht wollt' entbehren, ihr sollte Gott ihre Bitte gewähren, da mußt er seiner Tochter gehren menschlich

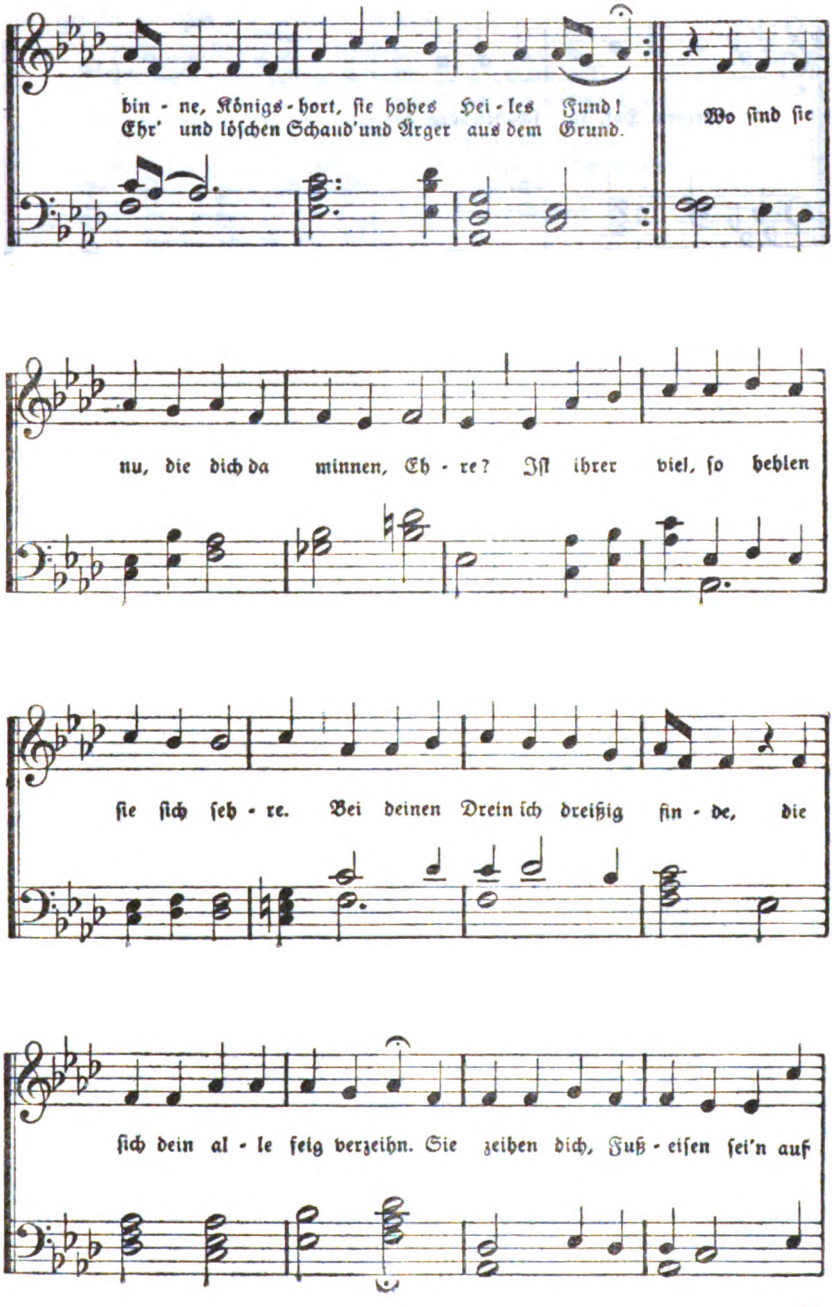
Digitized by Google

zu einer Mutter: ſo ward die Tochter Mutter ſein und auch der Vater ihr Kindelein. Minne, der Rat der war auch dein: wo ward je Rat ſo guter? . . . Seine Geburt iſt Sanges wert; des aller Engel Freude gehrt, das iſt dieſe Himmelshabe, die durch uns ward ein Krippenknabe. Chriſt, laß uns genießen, daß ſich deine ſtarke Gottheit durch Minne ließ beſchließen in unſrer armen Formen Kleid: des laß dich nicht verdrießen und laß der ſüßen Minne Regen in unſer Herze fließen. Chriſt, wir heißen nach dir Chriſt; weil du unſer Name biſt, ſo heb uns auf, wir ſind erlegen, durch deiner ſüßen Minne Kraft und führ uns hin von Sündenwegen, darin wir ſind ſo kerkerhaft. Die Marter, die Maria litt, in Schwertes Weiſ' ihr Herz durchſchnitt, die hat die Minne überwunden an dem Kreuze mit fünf Wunden, den ſie doch als Geſunden und Lebenden bracht aus dem Grabe zum Himmel in des Vaters Habe. Da hat die Minne die Gewalt, daß ſie und der Erbarmung Rat, vor Gotte ſind ſo mannigfalt, daß man durch ſie tut jede Tat, bis dieſe Welt ein Ende hat."

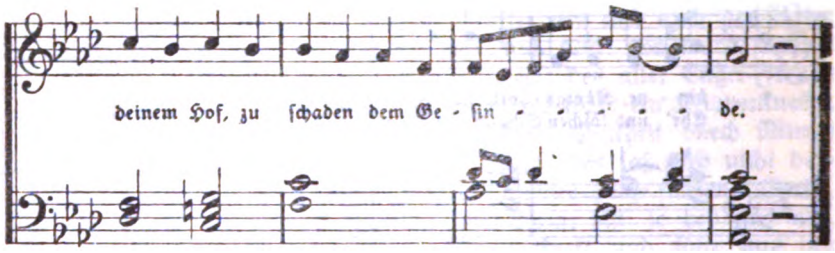
Außer dieſem Leich hat der Ehrenbote keine Lieder gedichtet, ſondern nur Sprüche, und zwar alle in einer und derſelben Strophe, derſelben Weiſe. Es ſind an dritthalbhundert. Die Weiſe heißt der „Fraun Ehrenton", ſei es nun, daß der Sänger ſie als Bote der Frau zur Ehre ſingt, oder unſerer Frauen zu Ehren, oder auch zu aller Frauen Ehren. Alle drei Motive kommen in den Sprüchen ausdrücklich vor. Ich lege hier der in der Kolmarer Handſchrift erhaltenen Tonweiſe jenen Spruch unter, der am meiſten der Benennung und dem „Ehrenboten" entſpricht. Durch die Zäſur zerfällt der 2. Vers jedes Stollens in 3 + 4, der 3. in 3 + 5 Hebungen.



Digitized by Google



Digitized by Google



Unſerer Frauen Ehre ſingt dieſer Spruch:

Ich will euch ſingen, merket das
Von unſrer Frauen Lob, daß wir ſie ehren deſto baß.
Von Königsſtamm iſt ſie gebor'n, das müſſen Weiſe mir geſtehn.
Gott ſelber ſchuf nie nichts ſo klar,
Sie überleuchtet alles, das iſt endeliche wahr.
So keuſch und auch ſo reine ward nie Königinne mehr geſehn.
Sie kann nicht zürnen, ſie kann wohl verſühnen,
Sie machet manchen dürren Mut wohl grünen,
Die Süße ſänftet alle Säure.
Dem Himmel, Erd' war nicht zu groß,
Die Magd trug ihn in ihrem Schoß:
Nu ſprechet an, wo ward je Magd ſo teure?

Ein Frauenlob im höchſten Ton gibt dieſe Strophe:

Man tut uns große Wunder kund,
Wie man vor Parzifalen trug mit Züchten manche Stund
Den Gral von reiner Art, des Wunſch war allen Königreichen obe.
Dem Gral ich wohl vergleichen will
Ein reines Weib, des Keuſchheit reicht wohl an des Grales Ziel,
Die ſich vor Falſchheit freit, die wird geziert wohl nach der Weiſen Lobe.
Will jemand nach dem neuen Grale ſtreiten,
Der ſoll ſein keuſch und mild zu allen Zeiten,
Wie alle die des Grales pflagen
Und noch viel guter Frauen pflegen;
Wird ihnen reines Weibes Segen,
Sie werden ſchandenfrei in allen Tagen.

Von der rechten Minne ſingt er alſo:

Alle Schulen ſind gar ein Wind
Als nur die Schul' alleine, da der Minne Jünger ſind;
Die iſt ſo künſtereich, daß man ihr muß die Meiſterſchaft geſtehn.
Ihr Beſen zähmt ſo wilden Mann,
Daß, was er niemals ſah noch hörte, ſolches alles kann.
Wo hat jemand ſo hohe Schule mehr gehöret und geſehn?
Die Minne lehrt, die Frauen ſchöne grüßen,
Die Minne lehrt manch Spruch viel ſüßen,
Die Minne lehret große Milde,
Die Minne lehret große Tugend,
Die Minne lehret, daß die Jugend
Kann ritterlich gebaren unter Schilde.

Digitized by Google

So spricht er von der wahren Ehre:

Was die viel reine Trinitat
Göttlicher Ding zu Himmel unde hie begangen hat,
Da war die Ehre mit, die sondert sich von Gottes Hulden nie.
Die Ehr' ist aller Sälden Stamm,
Sie gibt die rechte Fuge und sie macht Unbilde zahm.
Sie lenkt zu guten Dingen und sie missewendet Böses hie.
Gottes Geheimnisse so hehr sie krönet,
Mit Würde sie die Engel schmückt und schönet.
Darum rat ich, daß ihr sie ehret.
Wohl ihm, der ihr zu Rechte pfligt,
Der hat vor Gott und hie gesiegt.
Die Gottesfreundin Leib und Seele hehret.

Also führt er die Treue ein:

Ich kam geritten auf ein Feld
Vor einen grünen Wald, da fand ich ein viel schön Gezelt.
Darunter saß die Treue, wand die Hände, klagte Gott ihr Leid.
Sie schrie viel laut und sprach zu Gott:
Laß dich erbarmen! Ich bin in der Welt der Reichen Spott.
Das richte du mir Herre! Dein Gewalt ist mächtig unde breit.
Die Ungetreuen wollen mich verkehren.
O Herre Gott, hilf meine Freude mehren!
Mein Schar ist worden also kleine.
Der Ungetreuen ist so viel,
Untreu ist in der Welt ein Spiel.
Nun hilf dem, Christ, der dich mit Treuen meine!

Er klagt überhaupt über die Verschlechterung der Zeiten:

Vor dreißig Jahren stund es baß
Als nun zu diesen Zeiten; drum bin ich an Freuden laß,
Doch lach ich mit den Jungen, daß sie mich zuweilen gerne sehn.
Die Alten pflagen guter Sitt,
Daß sie mit ganzen Treuen waren all einander mit.
Mit schlichter Ordnung lebten sie; so mußte ihnen wohl geschehn.
Nun leben wir mit Haß und auch mit Neide,
Mit linder Rede, schlicht wie eine Seide.
Es grüßet mancher mit dem Munde,
Und meint es mit dem Herzen nicht.
Sein Grüßen kommt von einem Wicht,
Es senket ihn tief in der Höll Abgrunde.

Von den Höfen sagt er, sie hätten dreierlei Leute: gehofte, ungehofte und verhofte, d. h. falsche. Von sich selbst berichtet er: „Vom Rheine so bin ich geborn, zu Österreich erwachsen, Böheim hab ich mir erkorn, mehr durch den Herrn als durch das Land; doch beide sind sie gut." Aber er fühlt sich nicht wohl am Hof. Sehr pessimistisch ruft er: „Was säumest du dich Endechrist, daß du nicht kommst? Du brauchst nicht mehr zu warten deiner Frist." Und nun schildert er den Zustand der Welt. Er eifert gegen Trunkenheit und Würfelspiel, und gegen das Turnieren: „Turnieren war einst ritterlich, nun ist es rinderlich, toblich, mordesreich." Elegisch sagt er am Schluß des Lebens: „In meiner Abendzeit ich bin, und trag doch jungen Leuten jugend-

Digitized by Google

lichen Morgenſinn. Mein Abendſonnenſchein iſt bleich, der Jungen Morgenrot. Jung Mann, ſei froh, jedoch mit Zuchten!" Allzeit bleibt ſein Wahlſpruch: „Minne iſt das beſte Wort."

Unerſchöpflich iſt die Fülle ſeiner Gedanken. Dennoch hatte er Gegner, wie den Marner, von dem wir noch ſpäter hören werden. Für jetzt geben wir nur ſein derbes Streitlied mit den ungeheuerlichen Vorwürfen gegen Zweters harmloſe Lügenmärchen:

Weh dir, von Zweter Reginmar,
Du neueſt manchen alten Fund
Du ſpalteſt wie die Milbe ein Haar,
Dir wird aus einem Nichts ein Pfund,
Wenn dein Zauber dich nicht trüget.
Dir wird aus einem Tag ein Jahr,
Zum wilden Wolf wird dir ein Hund,
Zur Gans ein Gauch[1]), zur Trappe ein Staar.
Dir ſpinnt ein Hirſch durch deinen Mund.
Womit haſt du das erzeuget?
Eine Lüge durch deine Lippe wie eine ſchlichte Wahrheit fährt.
Du haſt den Fiſchen Huſten, Krebſen Saat beſchert.
Bei dir ſo ſind drei Wundertier:
Begehrlichkeit,
Haß unde Neid,
Du Tönedieb,
Du braueſt ohne Malz ein Bier;
Sauf aus! Dir iſt ein Lecker lieb,
Der den Herren vieles lüget.

Alle dieſe Vorwürfe ſind wohl nur humoriſtiſch zu nehmen. Ein Tönedieb ward der geſcholten, der die von einem anderen erfundene Strophenform und Tonweiſe für ſich verwendete.

[1]) Kuckuck.

Der König der Barden

Von Leo Sternberg

Zauberharfen sind in den Felsen von Wales. Alle Felsen von Wales füllt Harfenton.
Seinen Bardenthron hat jedes Tal, aber größer ist keiner als Carlleon.
König Arthur im ewigen Apfelblütenhain seiner rosigen Meerinsel hat ihn geweiht,
Und wer zu dem Thron der Unsterblichen steigt, empfängt den Kranz der Unsterblichkeit.
Cadwallon empfing ihn und gab ihn Merlin, auf der Meistertreppe ging es hinauf und hinab,
Und Hand gab der Hand den immergrünen Kranz aus grauer Zeit bis zum Enkel herab.
Und der Enkel, er kam, und die Throntreppe stieg er hinan im flachsblauen Meisterkleid —
Da stürzte er hin. Von Mörderblut, weh — der Thron von Carlleon ewig entweiht!
Und die Harfen der Felsen sie klagen und die Harfen der Echos stimmen ein in das Leid.

Nacht . . . Auf schwarzer Bergheide sitzen um die blutrote Fackel die Richter im Kreis.
In weißen Gewändern, Goldkugeln in Händen, auf dem Haupte das heilige Mistelreis.
Feueräugig fittich die Eule vorüber. Ein stöhnender Laut in der Hochlandnacht,
Ersterbend in Fernen; und plötzlich wieder über dem Kreise, da schwebt er und klagt.
Und der Jüngling inmitten von glutigen Schatten der Fackel umschlagen, windet sich stumm;
Den Arm vor den Augen, stürzt er zur Flamme, würgt er die Flamme — dunkel ringsum.
Dunkel . . . Auf schwarzen Heidesumpfflächen glimmt es sternengrün auf und verglimmt —

Digitized by Google

In den goldnen Kugeln im Kreise blinkt es wie Tränen manchmal
auf und verschwimmt —
Alle Harfen tief in den Felsen von Wales zittern mit von dem Schmerz,
den die Nacht vernimmt:

„Grün leuchten in jedem anderen Land die Heiden und leuchten
purpurrot —
Von den schwarzen Bergen herab komme ich, da liegt die Heide
schwarz wie der Tod.
Hell ragen in jedem anderen Land die Wipfel und ragen ins Himmelsblau —
In den schwarzen Bergen das ganze Jahr steht die Fichtenwand im
Regengrau.
In den schwarzen Bergen aus Kratergeklüft glüht ein immerblühender
Rotdornbaum —
Dem schwarzen Krater meiner Brust entblüht ein einziger glühender
Traum:
Mein Herz ist nächtig wie mein Land, erloschen allem was lebt rundum —
Und blutrot nur in der Herzensnacht steht der eine Traum — ich sterbe
darum —
Das ist die Liebe zu Ruhm und Lied und ist der Traum von Lied
und Ruhm.

Ich liebe nicht das Hirlashorn, wenn es methgefüllt in der Halle kreist.
Ich liebe nicht die Eichen von Wales, die jede Bardenharfe preist.
Ich liebe nicht den wilden Krieg, den wolfgeschmückten Helm und Speer.
Ich liebe nicht Mensch, ich liebe nicht Tier, nicht den Reiher im Rohr,
nicht den Alk am Meer.
Ich liebe kein Weib, sie sei so rein wie die Waldanemone, die eben
aufbricht.
Ich liebe nicht Bruder, ich liebe nicht Freund, liebe Vater nicht, liebe
Mutter nicht —
Mein Herz ist nächtig wie mein Land, erloschen allem was lebt rundum,
Und blutrot in der Herzensnacht steht der ewige Traum — ich sterbe
darum —
Das ist die Liebe zu Ruhm und Lied und ist der Traum von Lied
und Ruhm.

Digitized by Google

Ich lechze nach Unsterblichkeit und erlange den goldenen Meisterring nicht.
Ich ersehne den Kranz und sehe voll Neid, wie er allen andern die Locken umflicht.
Ich ersehne umsonst in dem goldenen Buch des Ruhmes unter den Großen zu stehn.
Meine Weisen sind Flammen und Tränen und Blut — allein ich werde nicht gesehn.
Ich träume, hoch wehten im ganzen Land meine Lieder wie Fahnen auf jedem Turm,
Und berge sie scheu in schüchterner Brust und lebe versteckt wie im Boden der Wurm.
Im Wettkampf der Sänger verstummt mir der Mund, beim Spiele der Großen ergreift mich die Scham
Und Gaukler nach Gaukler entreißt mir den Kranz mit dem Lied, das er mir von dem Lautenspiel nahm,
Und der Nachtschattenkranz um die düstere Stirn vergiftet mein Denken mit zehrendem Gram.

Es geht eine Sage von einem Palast, versunken mit allen Barden im Saal,
Und nur eine Harfe noch schwamm auf dem See, wo das Schloß gestanden beim Morgenstrahl.
Oft hab ich gefleht — und ich sage es frei — alle Barden des Landes verschlänge das Meer,
Nur meine Harfe erschwämme den Strand, sie erklänge und keine daneben mehr.
Oft hab ich gefleht — und ich sage es frei — alle Barden, ihr stürbt (wie der Sachse gedroht)

Auf dem brennenden Stoß eure eigenen Harfen und Liederhaufen den Flammentod
Und ich sollte füllen die Weite des Alls mit neuen Gesängen — die Weltseele drin —
Ich hätte die Märchen des roten Buches erdacht und die Lieder des Taliesin,
Und das Seepferd tauchte auf und die Adler kämen her, wenn ich spiele, als spielte die Harfe Telyn.

Ich flehte umsonst . . . Und ich faßte den Dolch und die Brust war entblößt, zu enden das Leid —

Digitized by Google

Da sah ich die tausend Seelen in mir, die Lied werden wollen zu ihrer Zeit,
Wie ein Heerlager schlafender Kinder ruhn und den Tod drüber reiten mit stampfendem Huf
Und ich konnte es nicht und herab sank der Dolch und ich hörte den nahen Posaunenruf —
Und Posaunenruf scholl, aber mir scholl er nicht, der Gaukler war's, welcher den Kranz empfing —
Da stieß ich ihn nieder, der tausendfach Mord an den Seelen von tausend Liedern beging — —
Und brecht ihr den Stab, nie brecht ihr die Not, ich schlief auf dem schwarzen Stein von Arddu;
Und wer darauf schläft, das Göttergeschenk der Kunst oder Wahnsinn fallen ihm zu;
Und der Barde umkrampft den Stechpalmenstab noch im Tod, noch im Tod ohne Todesruh."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und das Graulicht umzog die Höhen ringsum und die Richter standen weiß und schwarz stand der Mann;
Der schwarze Schwan ist düsterer nicht, als er stand auf der Heide von Glamorgan.
„Der König der Schmerzen ist kommen ins Land — weissagende Adler künden es an:
Aufsteht der König der Barden im Land, wenn Blut von den Saiten der Harfe rann." — —
Und sie sprachen ihn frei, und er zog an dem Stab in den dunklen Eibenforst am Meer,
Warf den Stab in die Flut; aus der Flut herauf kam ein gläsernes Schiff, hell kam es daher.
Bei Harfengetön hier entschwand es mit ihm in der Tiefe; im Land dort erwachte der Schall.
Zauberharfen sind in den Felsen von Wales, alle Felsen von Wales füllt Harfenschwall;
Und die Harfen der Felsen sie schwellen und die Harfen des Echos zittern mit überall.

Digitized by Google

Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums

Von Franz Eichert

I.

Dokumente und Tatsachen

Mit der ausdrücklichen Weisung, davon jeden beliebigen Gebrauch zu machen, erhielt ich folgendes Schreiben:

Ordinariatus Episcopalis
Curiensis

An

Herrn Franz Eichert, Redakteur des „Gral"

Wien.

Hochgeachteter Herr Redakteur!

Die Ausführungen, die Sie unter dem Titel: „Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums" im „Gral" veröffentlichten, habe ich mit größter Aufmerksamkeit gelesen. Sie sind eine verdienstvolle Mannestat, die geeignet ist, die katholische Literatur vor einer unkatholischen Richtung zu bewahren.

Ihre Ausführungen bewegen sich gänzlich, soweit sie Grundsätzliches betreffen, innerhalb der Richtlinien, welche der Heilige Vater Pius X. in seinem Schreiben an den Gralbund für die wahrhaft katholische Kunst und Literatur aufgestellt, und welche er später immer wieder gegen die Bestrebungen interkonfessioneller Mengerei betont hat.

Der Versuch, unsere Literatur zu interkonfessionalisieren und bei Beurteilung literarischer Erzeugnisse die katholische Weltanschauung mehr oder weniger auszuschalten, — wie dies leider in der Zeitschrift „Über den Wassern" geschah, — ist vom katholischen Standpunkt durchaus abzulehnen.

Ich beglückwünsche Sie ob Ihrer vortrefflichen Verteidigung der katholischen Grundsätze in der Literatur, sowie ob der sachlichen und

Digitized by Google

maßvollen Weise, wie Sie die entgegengesetzten Irrtümer zurückgewiesen haben. Sollten Ihnen dabei auch im Einzelnen kleine Verstöße und Irrungen unterlaufen sein, so wird die überzeugende Wirkung Ihrer Ausführungen dadurch nicht beeinträchtigt.

Gott segne Sie und Ihre Arbeit zur Verteidigung der ewig gültigen Richtlinien in der katholischen Kunst und Literatur.

Ihr sehr ergebener in Christo

† Georgius
Bischof von Chur.

Chur, den 10. Juni 1914.

* * *

Papst Pius X. hielt im öffentlichen Konsistorium vom 27. Mai 1914 an die neuernannten Kardinäle eine Rede, in welcher folgende, auch unsere Stellungnahme gegenüber den interkonfessionellen Bestrebungen innerhalb der katholischen Literatur scharf beleuchtende Stellen vorkommen:

„Wenn der unbeugsamen Festigkeit Unserer Väter, ihrer fürsorglichen Wachsamkeit, ihren eifersüchtigen Bemühungen und ihrem sozusagen jungfräulichen Zartsinn in Sachen des Glaubens der Triumph der Kirche in allen Gefahren und in allen, gegen sie im Laufe der Jahrhunderte entfachten Stürmen zu verdanken ist, so war es vielleicht zu keiner Zeit so notwendig als jetzt, die heiligen Glaubensgüter ständig im Auge zu behalten, damit sie in ihrer Integrität und Reinheit erhalten bleiben. Denn leider leben wir in einer Zeit, in der man nur zu sehr und zu leicht gewisse Ideen der Versöhnung des Glaubens mit dem modernen Geist freundlichen Blickes betrachtet und annimmt, Ideen, die viel weiter abseits führen, als man denkt, nicht allein Schwächung sondern völligen Verlust des Glaubens verursachen. Es ruft kein Erstaunen mehr hervor, wenn man von Leuten hört, die an den reichlich verschwommenen Redensarten von modernen Bestrebungen, von Kraft des Fortschrittes und der Kultur Gefallen finden, die die Existenz eines Laien-Gewissens, eines politischen Gewissens behaupten, das dem Gewissen der Kirche entgegengesetzt ist, und die es als ein Recht und eine Pflicht beanspruchen, letzterem entgegenzuwirken, es zu verbessern und richtig zu stellen. . . ."

„. . . Predigt allen, besonders aber den Priestern und Ordensleuten, daß nichts so sehr Unserm Herrn Jesus Christus und darum auch seinem Stellvertreter mißfällt, als Zwiespalt in Sachen der Lehre, weil der Satan in Uneinigkeit und in Streitigkeiten immer über die Erlösten triumphiert und herrscht. Um die Einheit in der Integrität der Lehre zu bewahren, bewahret besonders die Priester vor dem Umgange mit

Digitized by Google

Personen, deren Glauben verdächtig ist und vor der Lektüre von Büchern und Zeitungen, und zwar nicht nur der ganz schlechten, die so wie so jeder ehrenhafte Mensch meidet, sondern auch vor jenen, die nicht in allem von der Kirche gebilligt sind; denn die Luft, die man einatmet, ist verderbenbringend und es ist unmöglich, Pech zu berühren, ohne sich zu besudeln. Wenn Ihr solchen begegnet, die sich des Glaubens und der Ergebenheit gegenüber dem Papste rühmen, die Katholiken sein wollen, es aber als den größten Schimpf betrachten, klerikal genannt zu werden, dann sagt ihnen feierlich, daß dem Papst ergebene Söhne jene sind, die seinem Wort gehorchen und ihm in allem folgen, aber nicht jene, die auf Mittel sinnen, um seine Befehle unwirksam zu machen oder ihn durch beharrliches Fordern, das einer besseren Sache würdig wäre, zu Ausnahmen oder Dispensen zwingen, die um so schmerzlicher sind, je mehr Schaden und Aergernis sie anrichten. Höret nie auf, zu wiederholen, daß, wenn der Papst die katholischen Vereinigungen, die auch die materielle Besserstellung bezwecken, liebt und billigt, er doch immer eingeschärft hat, daß in ihnen das moralische und religiöse Gut den Vorrang haben muß und daß, mit den gerechten und lobenswerten Bestrebungen, das Los der Industrie- und Landarbeiter zu bessern, immer die Liebe und Gerechtigkeit und der Gebrauch gesetzmäßiger Mittel verbunden sein muß, um zwischen den verschiedenen sozialen Klassen die Harmonie und den Frieden aufrecht zu erhalten. Sagt klar, daß die gemischten Vereinigungen, die Bündnisse mit Nichtkatholiken zum Zwecke der materiellen Besserstellung, unter gewissen bestimmten Bedingungen, gestattet sind, daß der Papst jene Vereinigungen von Gläubigen bevorzugt, die jede menschliche Rücksicht ablegen, die Ohren allen gegnerischen Lockungen und Drohungen verschließen und sich um jenes Banner scharen, das, allen Anfeindungen zum Trotz, doch das glänzendste und glorreichste bleibt, weil es das Banner der Kirche ist."

Wir unterlassen es, von diesen feierlich und eindringlich gesprochenen Papstworten eine spezielle Anwendung auf unsere Literaturverhältnisse zu machen, denn jedem, der gesunden Verstand und guten Willen zur Wahrheit hat, drängt sich diese Anwendung auf die Zunge.

* * *

In den „Stimmen aus Maria Laach", 2. Heft des 87. Bandes, berichtet P. Kreitmaier S. J. über einen Beschluß der letzten Generalversammlung der „deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" (am 11. März 1914), den man als eine willkommene Klarstellung begrüßen mußte. Der Beschluß bestimmt, daß die Gesellschaft sich die Förderung der christlichen Kunst auf katholischer Grundlage zur Aufgabe

Digitized by Google

stellt. Das Fehlen einer solchen ausdrücklichen Bestimmung habe gewisse Unklarheiten gezeitigt, ja die Gesellschaft der Gefahr ausgesetzt, sich schließlich zu einem ausgesprochen paritätischen Verein auszuwachsen. Demgegenüber, schreibt P. Kreitmaier, „war eine Klärung der Sache nur eine Frage der Zeit, und es konnte sich nur darum handeln, ob es opportun sei, gerade jetzt diese Klärung vorzunehmen, wo sich einerseits Mißstände in dieser Richtung noch nicht gezeigt haben, anderseits die Gefahr nahe lag, daß manche Mitglieder der Gesellschaft eine Beziehung zu manchen Bestrebungen politischer und sozialer Natur vermuteten, die in Deutschland schon so viele Kämpfe und Streitigkeiten verursacht haben, und daß man glauben konnte, die Aufrollung dieser Frage auch auf unserem Gebiete könnte den Kampf neuerdings verschärfen. Es hat nicht an Mahnern gefehlt, die eindringlich diese Bedenken hervorhoben; indes zeigte die fast einstimmige Annahme des Zusatzes, daß man die Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst sehr wohl zu unterscheiden wußte von den Zwecken der oben erwähnten politischen und sozialen Vereinigungen. Man darf nicht vergessen, daß interkonfessionelle Vereinigungen, die irgendwie mit Weltanschauungsfragen zusammenhängen, an sich religiöse Gefahren in sich schließen, die unter Voraussetzung entsprechender Schutzmittel erst dann übernommen werden dürfen, wenn sich jene Vereinigungen als das praktisch einzige Mittel zur Erreichung eines bedeutenden Gutes erweisen. Niemand wird behaupten wollen, daß eine solche Parität für die Zwecke der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst sich als besonders geeignetes, geschweige denn als einziges Mittel empfehlen könnte."

Wer wird nun auftreten und behaupten, daß die Interkonfessionalisierung unseres Literaturbetriebes das einzige Mittel zur Erhaltung und Förderung einer wahrhaft katholischen Literatur sei? Erst wenn dieser Beweis geführt wurde, dürfen Katholiken mit guten Gewissen an diesen Interkonfessionalisierungs-Bestrebungen teilnehmen.

* * *

Unter der Marke „Eine Literaturzeitschrift für Katholiken" schreibt das Organ der deutschen Modernisten, „Das neue Jahrhundert": [1])

„Wir sagen absichtlich nicht, eine katholische Literaturzeitschrift! Denn was die Zeitschrift, die wir meinen, will, ist nichts weniger als ‚katholische Literatur'. ‚Über den Wassern', die einstige Gründung des leider etwas saloppen Literaturfranziskaners P. Dr. Expeditus Schmidt, jetzt geleitet von Dr. Joh. Eckardt in Salzburg und verlegt vom Görresverlag in Bamberg, will nicht ein katholisches Literaturghetto, sondern einen Anschluß der immer noch etwas rückständigen Katholiken an das deutsche Literaturleben, verfolgt also in erster Linie

[1]) Einschaltungen und Sperrdruck von der Gralredaktion.

Digitized by Google

erziehliche Zwecke, fern von aller Apologie. Darum hat Dr. Eckardt, übrigens in Konsequenz des alten Schmidtschen Programms, den Rahmen der Zeitschrift und vor allem den Kreis der Mitarbeiter erweitert und auch Nichtkatholiken, wie Thomas Mann, herangezogen. Und was überzeugte Katholiken, ja Geistliche, zur Durchführung des erziehlichen Programms in ständigen Referaten beitragen, das ist erfreuliche Arbeit unter hohen, streng sachlichen Gesichtspunkten. So gehört J. Mumbauers Referat über wichtige Neuerscheinungen der lyrischen und erzählenden Poesie mit den immer wieder klar durchscheinenden ästhetischen Richtlinien und H. Falkenbergs originelle Berichterstattung (eine Probe hat ja der „Gral" geboten!) über Zeitschriften und Buchwesen im allgemeinen in der Vielseitigkeit des Materials . . . zum dankenswertesten, was man in dieser Hinsicht im Gewirre unserer deutschen Zeitschriftenliteratur lesen kann. Die übrigen Beiträge sind vorläufig noch etwas buntgewürfelt, auch wird man über den literarischen Wert verschiedener dichterischer Arbeiten (von R. Knies und J. Kaiser etwa) streiten können; aber auch hier zeigt sich ein Wille, das Chaos zu ordnen, ästhetische Gesichtspunkte unerbittlich und ausschließlich anzuwenden. Je ausschließlicher das geschehen wird — und wenn dadurch an und für sich stofflich so wertvolle Beiträge, wie die Aufsätze von H. Reintjes über Martin Deutinger (den Vorläufer der Kulturkatholiken) außerhalb des Rahmens der Zeitschrift fielen — desto mehr wird sich ‚Über den Wassern' Verdienste um die ästhetische Schulung der katholischen Bevölkerung Deutschlands erwerben. Je ängstlicher der Schein vermieden wird, auch diese Zeitschrift sei nur ein Versuch, katholische Poetaster (das sind natürlich alle entschieden katholischen Dichter) mit Reklamemitteln groß zu machen, desto ernster wird sie genommen werden . . . Freilich müßte zur völligen Vermeidung dieses Scheins eine Verminderung des bisherigen Gewichts einzelner katholischer Literaten Österreichs (wie Trabert und Domanig) eintreten."

Dieses Dokument können wir wohl auch *für sich selbst* sprechen lassen, den hier spricht wahrlich nicht „klerikale Befangenheit" und dennoch wird hier der Zeitschrift „Über den Wassern" der katholische Charakter so scharf und entschieden abgesprochen, daß das viel weniger weitgehende Urteil im „Gral" sich dagegen wie Zuckerwasser ausnimmt.

II.

Richtigstellungen

Wenn wir Katholiken heute darüber *einig* wären, daß wir unsere Betätigung auf literarischem Gebiet nicht bloß und auch nicht in *erster* Linie nach rein literarischen, ästhetischen Gesetzen, sondern zwar gemäß dieser Gesetze, aber im Einklange mit unserer katholischen Glaubens- und Sittenlehre und der die Reinheit dieser Lehre verbürgenden Autorität, unter der Oberhoheit der daraus sich ergebenden katholischen

Digitized by Google

Grundsätze zu regeln haben, dann hätte es keinen Literaturstreit gegeben. Geht man den Dingen auf den Grund, so kommt man zur Überzeugung, daß die mehr oder weniger weitgehenden Bestrebungen, möglichst große Teile des Gebietes der Literatur und Kunst dem Einflusse und dem Urteil der Kirche möglichst zu entziehen und als freie, rein weltliche, der religiös-kirchlichen Sphäre entrückte Gebiete zu erklären, den Literaturstreit entfesselt haben. Die interkonfessionellen Bestrebungen sind nur die natürlichen Folgen jener Emanzipationsversuche, denn selbstverständlich kann ein Katholik nur auf Gebieten, die dem unmittelbaren Einfluß seiner Kirche entzogen sind, mit Andersgläubigen arbeiten, niemals aber auf solchen, die diesem Einflusse unterliegen.

Es ist nicht Sache der Literaten, sondern der Theologen, diese „freien Gebiete" abzustecken und abzugrenzen, deshalb müssen wir es auch dahingestellt sein lassen, ob und inwieweit die Herausgabe erklärt oder tatsächlich interkonfessioneller Literaturzeitschriften durch Katholiken, selbstverständlich unter Wahrung gewisser Vorsichtsmaßregeln, statthaft ist. Aber das eine wissen wir sicher: Es ist eine Irreführung und es ist unstatthaft, für Katholiken eine tatsächlich interkonfessionelle, nach interkonfessionellen Grundsätzen geleitete Literaturzeitschrift herauszugeben und dieselbe als katholisch, ja sogar als das einzig den Bedürfnissen der heutigen Katholiken entsprechende Organ zu bezeichnen.

Nur gegen diese — wir nehmen als ganz sicher an: — unbeabsichtigte und als solche von ihren Urhebern nicht erkannte Irreführung haben wir uns gewendet und meine Aufsätze hatten keinen andern Zweck, als darzutun, daß „Über den Wassern", wie es jetzt ist, nicht den Richtlinien entspricht, die einer katholischen Literaturzeitschrift durch die unabänderlichen Marksteine katholischer Lehre und katholischen Lebens vorgezeichnet sind und daß es darum entweder sich offen als „interkonfessionelles" Organ bekennen oder, wenn es auf den Ehrentitel einer katholischen Zeitschrift nicht verzichten will, seine Richtung ändern muß. Diese Feststellung enthält — ich erkläre dies mit der größten Entschiedenheit — nicht den leisesten Zweifel an der korrekt katholischen Gesinnung der Leiter jener Zeitschrift, überhaupt kein Urteil über diese Gesinnung; denn es ist doch unbestreitbare Tatsache, daß die frömmsten Katholiken, ja sogar Heilige, unbeschadet ihrer echt katholischen Gesinnung mitunter sogar in Glaubenssachen ein irriges Urteil hatten und es solange festhielten, bis der Streit durch das kirchliche Lehramt entschieden wurde.

Ich habe nun starke Gründe, mich für überzeugt zu halten, daß dieser einzige Zweck meiner Ausführungen und Feststellungen vollkommen, ja sogar über Erwarten erreicht wurde. An dieser Tatsache, die bald auch den Ungläubigen offenbar werden wird, ändert es nichts, daß sich in meinem zweiten Aufsatz, der ein ungeheures Material zu verarbeiten hatte, infolge menschlicher Unzulänglichkeit

Digitized by Google

lichkeit einige Irrtümer eingeschlichen haben, selbstverständlich durchaus gegen meine auf absolute Wahrheit und Gerechtigkeit gerichtete Absicht, darum von mir bedauert und abgewiesen. Ich würde diese Irrtümer, sobald ich mich ihrer bewußt wurde, ohne jede andere Aufforderung als der meines Gewissens richtiggestellt haben und es zeugt von der völligen Verkennung meiner Absichten und von einem ganz grundlosen Zweifel an meinem Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, daß meine katholischen Gegner trotzdem gegen mich einen ganz offenbar planmäßig inszenierten Berichtigungsfeldzug eröffneten, der mich leider in einigen Fällen zwang, mich wider Willen einem offenkundigen Mißbrauch des Berichtigungsparagraphen gegenüber auch auf den streng gesetzlichen Boden zu stellen. Das Berichtigungs-Lanzenreiten, das mit dem kaum verkennbaren Charakter eines Rückzugsgefechtes gegen mich veranstaltet wird, ist eine unnötige Anstrengung; denn was ich als Irrtum zugeben muß, berichtige ich aus freien Stücken, aber wenn mir zugemutet wird, unter gesetzlichem Zwang etwas nach meiner Überzeugung Wahres als falsch zu erklären, dann weiche ich auch nur dem Zwange. Und damit hats noch gute Wege.

Allen Berichtigungs-Lanzenreitern voran, die ihr Gewaffen, den § 11 des deutschen Preßgesetzes, todesdrohend auf meine Brust lenken (fast komme ich mir vor wie ein kleiner Winkelried), trabt Ritter Jung-Werner-Thormann. Seine Lanze ist die schwerste — vierzehn „Punkte" auf vier Druckseiten hängen an ihr wie tödliche Geschosse, aber die meisten erweisen sich als taube Nüsse. Sie enthalten nämlich nicht feststehende Tatsachen, sondern nur Urteile und Anschauungen ihres Autors. Urteile, die allerdings sehr interessant und teilweise für uns höchst wertvoll sind, den preßgesetzlichen Anforderungen aber keineswegs entsprechen. Dem Zwange und dem apodiktischen „Es ist unwahr . . ." zu weichen, war somit für uns kein Anlaß vorhanden. Wir haben also die Aufnahme in der vorliegenden Form abgelehnt. Damit soll aber Herrn Thormann keineswegs das Recht der Verteidigung und wohlbegründeter Gegenrede beschnitten werden. Wir erklärten uns sogar bereit, die ganze, obwohl viel zu umfangreiche Polemik — denn nichts anderes ist die „Berichtigung" — unverkürzt abzudrucken, wenn sie uns mit Verzicht auf den Berichtigungsparagraphen in der höflichen Form einer Einsendung neuerdings vorgelegt wird.

Eine Berichtigung gröbsten Kalibers sendet uns Herr Alfons Paquet, dem wir seine Gereiztheit wohl zugute halten müssen, denn er hat das Epitheton „pantheistisch-mystisch-jüdischer Stammler" auf sich bezogen. (Damit wollten wir sagen, daß wir seine Dichtungen nicht verstehen, daß sie für uns ein Stammeln, ein Etwas-Sagen-Wollen und Nicht-Können, bedeuten. Für Herrn Thormann jun. ist dieses uns unverständliche Stammeln freilich eine Offenbarung — die Zeit wird ja entscheiden, wer recht hat). Also Herr Paquet berichtet, daß er kein Jude ist, was wir gern zur Kenntnis unserer Leser bringen; ferner

Digitized by Google

erklärt er unser Vorgehen solange für unanständig, bis wir den Beweis aus seinen Werken erbracht hätten, daß er auf die religiösen Anschauungen der Katholiken mit Spott oder mitleidig herabsehe. Nun gut, Proben sollen folgen — aber keinesfalls gibt das Preßgesetz Herrn Paquet das Recht, uns bis dahin einen Beschimpfungswechsel auf Zeit auszustellen — seine Berichtigung wurde also ebenfalls zurückgeschickt.

Nun liegen vor uns noch zwei Berichtigungen, die auch ohne Berufung auf das Preßgesetz zur Richtigstellung irriger Behauptungen verpflichten würden. Die erste stammt von Herrn Richard Knies in Mainz und lautet:

1. Es ist unwahr, daß ich in meinem in „Über den Wassern" (7. Jahrgang Nr. 4 und 5) veröffentlichten Artikel „Von ‚Armsünderin' zur ‚Notwehr' ein Abstieg? Grundsätzliches zur Entwickelung Nanny Lambrechts" den Malthusianismus nur als etwas „in die allgemeine Praxis übertragen höchst Unethisches, Unästhetisches, sonst nichts" bezeichnet habe.

Wahr dagegen ist, daß ich ihn ausdrücklich für etwas Unmoralisches erklärte, wobei ich diesen Ausdruck selstverständlich im Sinne der katholischen Kirche, der ich ja angehöre, und in keinem andern gebrauchte.

2. Es ist unwahr, daß „die Katholiken, die sonst nichts als ihre literarische Revue („Über den Wassern") lesen, daraus nicht erfahren, wie die katholische Kirche den Malthusianismus beurteilt", oder daß ich in dem genannten Aufsatz zum Lesen der Schriften Nanny Lambrechts aufgefordert habe.

Wahr dagegen ist, daß ich in diesem Aufsatz eine Gesamtübersicht über das Schaffen Nanny Lambrechts zu geben versuchte und dabei speziell den Roman „Notwehr" als „eine Propagandaschrift für den Malthusianismus, jene von der Kirche ebenfalls streng verurteilte Lehre und Praxis der Empfängnisverhinderung in der Ehe" bezeichnet habe („Über den Wassern", 7. Jahrgang Nr. 4, Januar 1914 S. 221).

Auch diese Berichtigung entspricht zwar nicht ganz den gesetzlichen Normen, doch ich habe sie aufgenommen, weil ich an Herrn Knies tatsächlich einen bedauerlichen Irrtum gut zu machen habe. Es ist mir nämlich unbegreiflicherweise entgangen, daß schon im vierten Heft der Zeitschrift „Über den Wassern" — die von mir kritisierte Besprechung des Romanes „Notwehr" befindet sich im fünften Heft — von diesem Roman die Rede war, allerdings nur in vier Zeilen. Und gerade in diesen vier Zeilen findet sich die in der obigen Berichtigung zitierte Kennzeichnung des Malthusianismus als einer von der katholischen Kirche streng verurteilten Lehre und Praxis. Meine in Unkenntnis dieses Satzes gestellte Frage: „Wie spricht die katholische Kirche? Haben die Leser der Revue . . . nicht ein Recht, das zu erfahren?" muß ich infolgedessen mit dem Ausdrucke des Bedauerns, Herrn Knies und der Redaktion — gegen

Digitized by Google

meinen Willen — ein Unrecht zugefügt zu haben, zurücknehmen. Freilich wars nur ein Übersehen, aber in vorliegendem Falle kann ich mich doch nicht für ganz entschuldigt halten, weil ich den ersten Teil des Aufsatzes zu flüchtig gelesen habe. Ich sage also mein pater peccavi und leiste Herrn Knies durch dieses Bekenntnis öffentlich Genugtuung. Er wird mir dafür aber zugestehen müssen, daß sein Satz: „Es gibt für den Malthusianismus keine ethische Formel schlechthin, weil er, in die allgemeine Praxis übertragen, etwas höchst Unethisches, Unmoralisches und für wirklich natürlich empfindende Menschen auch etwas sehr Unästhetisches ist" (wörtlich zitiert im „Gral" S. 490/91) — eben der Satz, auf den sich mein „Sonst nichts?" ganz allein bezog — auch im Zusammenhalt mit der früheren Feststellung der kirchlichen Verurteilung im höchsten Grade mißverständlich und irreführend ist: denn die Verurteilung erfolgt mit der ausdrücklichen Einschränkung „in die allgemeine Praxis übertragen". Während er doch nach katholischer Lehre in jedem Einzelfalle schwere Sünde ist!

In den anderen Stücken ist die Berichtigung überflüssig und nicht zutreffend, denn daß Herr Knies den Malthusianismus als etwas „Unmoralisches" und als „schwere Irrung" bezeichnet, habe ich doch im Gral, S. 491, ausdrücklich gesagt bezw. zitiert, aber mit der durch keine Berichtigung wegzuschaffenden Bemerkung, daß jedem dieser Zugeständnisse gleich ein entschuldigendes Pflästerchen folgt. Darum ist es auch trotz der Berichtigung wahr, daß die ganze Besprechung für sehr viele Leser auf eine Anreizung zum Lesen dieses Buches hinaus läuft (von einer „Aufforderung" steht im Gral kein Wort), — denn wenn ein so dick aufgetragenes Lob keine Anreizung bedeutet, dann hat die deutsche Sprache für uns keinen Sinn mehr.

Eine sehr höflich gehaltene und dem Preßgesetz vollkommen entsprechende Berichtigung sendet uns der Autor des Romans „Der Flieger" aus Gauting bei München. Sie lautet:

„Es ist nicht wahr, daß die „Kölnische Zeitung" die Frömmigkeit meines Buches „Der Flieger" als „aufdringliche monistische Tendenz" erklärt. Eine solche, in Ihrem Aufsatz „Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums" durch Gänsefüßchen als wörtliches Zitat gekennzeichnete Wendung kommt in der betr. Besprechung der „Kölnischen Zeitung" überhaupt nicht vor. Hochachtungsvoll

Leonh. Adelt.

Herr Adelt hat recht. Diese Wendung kommt nicht vor. Die betreffende Stelle der Kritik (Kölnische Zeitung vom 17. Aug. 1913) lautet nämlich: „Bei dem Schwanken und Fallen der geistigen Werte jedoch, angesichts einer allgemeinen Überschätzung des Technischen, wird man zumindest von dem Künstler fordern dürfen, daß der Gewinn in

Digitized by Google

einer hervorragend plastischen Weise auf seiten der Geister gestaltet und gewertet wird. Dies vermißt man hier. Es ist dasselbe unbestimmte, mit monistischer Weltanschauung angeblich zusammenfallende Allerweltsgefühl von der Größe und Macht der Zeit, das hier zum Ausdruck kommt." Unser Gewährsmann, der uns auf diese Kritik aufmerksam machte, gebrauchte zur Charakterisierung die Worte, die wir mit Gänsefüßchen versahen, weil wir sie aus seiner Veröffentlichung a. a. Orte zitierten. Also ein Mißverständnis, das aber an der Sache selbst nicht viel ändert. Man wird auch darüber streiten können, ob die Weltanschauung, die in dem Buche zum Ausdruck kommt, die monistische ist — jedenfalls hat aber ein katholisches Organ kein Recht, hier von „Gottesdienst", von „religiöser Inbrunst" zu sprechen; denn von katholischer Weltanschauung, also von Gottesdienst und Frömmigkeit im katholischen Sinn ist jedenfalls in dem Buche keine Spur (einige Stellen nähern sich sogar nach katholischer Auffassung der Blasphemie, z. B. der Vergleich des Geburtsaktes mit der heiligen Wandlung S. 210) und es ist und bleibt Irreführung, Verwischung fester Grenzen und gefährliche Verdrehung der Begriffe, was in dem katholischen Organ über die religiöse Seite des Buches (die literarische fällt hier außer Betracht) geschrieben wurde.

Zum Schlusse sei noch einer Zuschrift Erwähnung getan, der höflichsten, die in dieser Angelegenheit bei uns eingelaufen ist. Sie stammt von dem bekannten Literaturhistoriker Richard M. Meyer-Berlin und erbittet nicht unter Berufung auf den Berichtigungsparagraph, sondern im Vertrauen auf unsere Loyalität die Aufnahme folgender Antwort auf unsere betreffenden Ausführungen:

1. Ich heiße nicht Richard Moses Mayer (auch nicht, wie S. 509 zitiert wird: Richard Moses Meyer), sondern seit meiner Geburt Richard Moritz. Welche Motive der Aenderung meines Namens zu Grunde liegen, möchte ich nicht erörtern; im Uebrigen glaube ich aber so gut wie jeder andere Schriftsteller und Gelehrte verlangen zu dürfen, daß man mich so nennt, wie ich mich selbst nenne.

2. Ich bitte mir nachzuweisen, wo ich „über alles Christliche vornehm die Nase gerümpft habe". Daß meine Kritik nicht auf religiösem, sondern auf rein ästhetischem Standpunkt zu stehn sucht, habe ich oft genug selbst betont; aber kein neuerer Literaturhistoriker hat sich in gleichem Maße bemüht, grade auch den Dichtern von anders gearteter religiöser Richtung gerecht zu werden. Daß ich katholische Schriftsteller gegenüber der Vernachlässigung durch katholische Kritiker hervorgehoben habe, konnte grade Richard v. Kralik in der „Reichspost" gelegentlich meines Urteils über Emilie Ringseis betonen.

Ich glaube, es liegt nicht im Interesse der katholischen Autoren, ein aufrichtiges Bemühen andersdenkender Kritiker um Unparteilichkeit mit

Digitized by Google

derartigen Angriffen zu belohnen. An meinen Bestrebungen wird das freilich nichts ändern; aber andere wird es abschrecken.

Ich verbleibe mit besten Empfehlungen

hochachtend Ihr ergebener

gez.: Richard Moritz Meyer.

Zu Punkt 1 bemerken wir, daß wir den Namen: „Richard Moses Meyer" einer hochangesehenen Revue nachgeschrieben haben. Wie uns berichtet wird, hat diese Revue den Namen „Moses" wieder aus einer andern Zeitschrift übernommen, erst jüngst sei er in der gewiß unverdächtigen „Danzers Armeezeitung" aufgetaucht. Das beweist also, daß der Irrtum, das „M" bedeute Moses, ein ziemlich verbreiteter ist. Mit der Feststellung dieses Sachverhaltes fällt auch die Vermutung etwaiger „antisemitischer" Motive, die naheliegen würde, wenn wir den „Moses" frei erfunden hätten.

Wir müssen sagen, Herr Richard M. Meyer kam in unsern Aufsatz wie Pontius ins Credo. Er hat u. W. noch keine Zeile für „Über den Wassern" geschrieben und verdient in der Tat nicht die üble Charakterisierung des „Naserümpfens über alles Christliche". Daß er, soweit dies aus seinen Werken ersichtlich, auf die katholische Literatur vornehm herabschaut und von ihr sehr wenig Notiz genommen hat, wird er wohl nicht in Abrede stellen; aber er hat sich doch bemüht, sich wenigstens mit dieser Literatur bekannt zu machen und in einigen Fällen hat er ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, so z. B. neuerdings den Werken der Emilie Ringseis — der Gral hat ja mit Anerkennung im Juniheft davon Notiz genommen. Als die richtiggestellte Charakteristik im Gral erschien, war uns dieser Fall natürlich noch nicht bekannt. Wie nun aber die Sachen liegen, nehme ich keinen Anstand, den unhaltbaren und übereilten Ausdruck „vornehmes Naserümpfen über alles Christliche" mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen.

Mit diesem Akt der Gerechtigkeit einer nicht auf dem Boden der katholischen Weltanschauung stehenden, aber menschlich ehrenwerten Persönlichkeit gegenüber schließe ich für heute diese unerquicklichen, aber notwendigen Auseinandersetzungen.

* * *

Nachschrift. Einmal im Zuge, möchte ich unaufgefordert feststellen, daß ich im Juniheft des Gral die Korrektur einer mißverständlichen Wendung übersehen habe. Es heißt auf Seite 563, die katholische Kritik sei heute z. T. ein Instrument des Parteihasses, und zum Beweise wird auf zwei Aufsätze von Pfarrer J. Mumbauer und P. Expeditus Schmidt verwiesen. Es widerspricht selbstverständlich den

Digitized by Google

im Gral vertretenen Grundsätzen, über die inneren Motive und Gesinnungen eines Schriftstellers ein Urteil zu fällen, und die Richtigstellung ist auch lediglich infolge großer Eile bei Erledigung der letzten Korrekturen unterblieben, bezw. in dem an die Druckerei gesandten Exemplar nicht durchgeführt worden. Als das zu meiner Kenntnis gelangte, hatte eine telegraphische Richtigstellung keinen Erfolg mehr. Mit dem Ausdrucke des Bedauerns sei dieser Sachverhalt hier festgestellt.

R. Fabri de Fabris

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken

III. (Fortsetzung statt Schluß.)

In dem ersten Jugendbuch: „Aus Wildfangs Kinderjahren", findet ein liebes Großmütterchen ein altes Buch, aus dem sie den Enkelkindern Legenden und Märchen vorliest. Hier schon zeigt sich Fabri de Fabris' hervorragendes Talent zur Märchendichtung, das sie dann später auf das schönste in drei Bänden auswertete: „Am Wichtelborn" (1900), „Zur Sonnwendzeit" (1904) und „Im Zauberland" (1906) „Hätte sie nichts geschrieben als ‚Am Wichtelborn'," sagte mir bald nach dessen Erscheinen P. Kreiten, „so stände sie damit in erster Linie der Kunstmärchendichterinnen." Dies Urteil gilt für die sämtlichen drei Märchenbände („Im Zauberland" enthält außer den Märchen köstliche „Geschichten" und allerliebste „Kinderreime").

Zunächst ein Wort über das Kunstmärchen. Es ist vielen unliebsam, unbequem vielmehr —, aber wir werden es nicht aus der Welt schaffen, so lange der Märchenborn nicht nur aus der Vergangenheit des Volkes zu uns herüberfließt, sondern in der Gegenwart, in Gemüt und Phantasie der einzelnen Dichterindividualität lebendig bleibt. Je enger es sich in seiner Wesensart dem Volksmärchen in dessen beziehungsreicher Tiefe und taufrischer humorgesättigter Naivität anschmiegt, zugleich aber jenen aktuellen Ansprüchen der Zeit nachkommt, deren Erfüllung Dauerwert an sich sichert, desto höher steht es auf der Skala echter, der Unvergänglichkeit würdiger Poesie. Durchaus zutreffend heißt es in dem erwähnten R. Fabri de Fabris-Essay Nanny Lambrechts: mit dem „Wichtelborn" (ebenso mit „Zur Sonnwendzeit" und „Im Zaubergarten") habe die Verfasserin eine Spezies Kunstmärchen gegeben, die wohl als beste Lösung der neuerdings wieder

Digitized by Google

hervortretenden Konflikte über die Berechtigung des Märchens in unsrem neuzeitlichen Kinderlande zu betrachten seien. „Wer möchte bei dem Kinde ausschließlich eine Verstandeskultur pflegen? Was ist denn an dem Märchen direkt und durchweg unwahr? Im allgemeinen deutet die Märchendichtung den Sinn des Menschenlebens. Die Mittel, die sie dazu anwendet, sind märchenhaft verschnörkelte (ich möchte sagen: umwobene) Wahrheiten. Die bunte Hülle wird einmal zerrinnen, der Kern bleibt und wirkt."

Just das geht auf diese drei Märchenbände — möchten ihnen noch manche aus der gleichen Hand folgen! Besseres, d. i. das Gemüt, die Phantasie und zugleich die Denkkraft günstiger Anregendes und Befruchtendes, können wir unsern Kleinen kaum bieten. In diesen Büchern, die „das Spielende, Unbewußte, Naive des Kindes und seiner Traumphantastik in den traulichen Rhythmus weicher Linien gießen" (s. o.), steckt eine Unsumme sittlicher und praktischer Wahrheiten, in sonnengoldene, farbenschimmernde, duftige Dichtung gebettet, in eine Sprache, deren tiefpoetische Schlichtheit sofort in das jugendliche Verständnis eindringt, unmittelbar an die Herztore pocht und über die feinsten Saiten des Gemütes streicht, ohne selbstverständlich den auf dem verborgensten Grunde des Dargebotenen ruhenden Goldschatz reiner Lebenserkenntnisse gleich zu erschließen. Diese Hebung bleibt einem späteren Alter vorbehalten, wenn nicht die Mütter und Erzieher sie besorgen und in vermittelnde Prägung bringen. Vor den Augen des Kindes beseelt die hier waltende schöpferische Phantasie die Natur und ihre Kräfte, taucht ihre heimlichen Stimmungen in den Quell der Wirklichkeit, verkörpert das dichterisch Geschaute in lebenswarmen, lebensprühenden Gestalten von gesunder, niemals das Vorstellungsvermögen überhitzender Einwirkung. Dabei als treibende Grundkraft eine — wie ein ungenannter Rezensent treffend bemerkt — „wahre, solide Frömmigkeit, die nie langweilig oder bigott wird, im Gegenteil so unbemerkt in das Natürliche hinein- und hinüberfließt, wie Himmel und Meer am Horizont unmerklich in einander übergehen". — Wer sich als Erwachsener in diese Dichtung versenkt, falls er dessen überhaupt fähig ist, wird während des Lesens wieder zum Kinde, während er auf den Schlag des ihm hier entgegenpochenden lauteren Kindes- und Künstlerherzens — nur ein wahrer Künstler, der stets ein Stück echter Kindlichkeit bewahren muß, kann Märchen wie diese ersinnen — andächtig lauscht: das Herz eines Gott, Menschen, Natur, Zeit und Ewigkeit liebenden Weisen und Dichters, der das große Geheimnis gelernt hat und unaufdringlich zu lehren versteht, „zu werden wie die Kinder", der die „Welt" kennt und sich in ihr rein erhalten hat.

Ich habe schon früher den Wunsch ausgesprochen, diese Märchensammlungen möchten den Namen R. Fabri de Fabris tragen; denn sie bezeichnen mit die Schaffensgipfelhöhe der Dichterin, die wir unter diesem Namen kennen. Zudem spricht die Märchendichterin ein hell-

Digitized by Google

klingendes Wort in sämtlichen Werken, die unter diesem Pseudonym erschienen. Auch in den hier noch ungenannt gebliebenen Skizzensammelbänden. Neben dem oben gekennzeichneten Idealismus bekundet sich in ihnen, dort mehr, dort weniger, ein fest zupackender Realismus, der Dinge, Zustände und Seelen bis in ihre Nacktheit hinein durchschaut, ergründet, sie ohne Konzessionenmacherei und sentimentale Abschwächung bei Namen nennt und von der Furcht nicht weiß, wo Liebe, Mut und Gerechtigkeit allein in Betracht kommen dürfen.

1898 wurde in die Sammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" (Kevelaer, Butzon & Berker) das Sammelbändchen „Aus dem Bilderbuch des Lebens" aufgenommen, das besonders in den Skizzen „Aus den Tiefen des Lebens", „Sonnenflimmer", „Irrlichter", „Sternschnuppen" die Nachtseiten des Menschenschicksals aufdeckt. Dazwischen stehen ein paar Stücke von poetischer Naturauffassung und Sachbelebung, von Heldenmut und tapferer Selbstbehauptung („Höher hinauf!", „Im Dämmerstündchen", „Um der Heimat Willen") sowie jene kostbare, von lachendem Humor überrieselte Studie aus dem Kinder- und Elternleben: „Datteln". — 1895 erschien: „Von der Wanderstraße, Geschichten und Bilder" von reichlich ungleichartigem Wert und einem leisen, an Sentimentalität im älteren Sinne gemahnenden antikisierenden Hauch über einzelnen Stücken. Lyrische Empfindung und etwas leicht malendes Farbenspiel wiegt der Hauptsache nach vor. Aber auch der Idealrealismus, mit dem Ton auf dem letzten Wort, kommt — nicht selten in ausgesprochener künstlerischer Durchführung — zu seinem Rechte. („Die Caritas der Armen", „Aus der Mappe des Briefträgers", „Ergebung", Stark wie der Tod", „Und Friede den Menschen auf Erden", „Mein Volk, was tat ich dir?", „Erinnyen", „Frei!"). 1906 brachte „Aus Vergangenheit und Gegenwart" das Bändchen „Schlichte Geschichten". Es kündet die Schlichtheit des weisen gottinnigen Menschenfreundes, dem es gegeben ward, befreiend zu sagen, was andere litten. Der Verfasserin tiefe Liebe zum „Volke" tritt in hellstes Licht. Ein paar in ihrer wortwägenden Knappheit allem Gefühlsüberschwang weltferne Meisterskizzen finden sich: „Hier darf man Schutt ablagern", „Und vergib uns unsere Schuld", „Der Straßenkehrer", „Bis der Tod euch scheidet". — Kleinode nach der Richtung des tief Schürfenden umgibt die Sammlung: „Von stillen Leuten, Erzählungen" (Ravensburg 1908, Friedrich Alber). Ich nenne nur das prachtvolle Bild aus dem Hochmoor der Eifel, in dem zwei Waisenkinder den Tod finden — und wir fühlen: das ist Gottes Erbarmen; ferner „Elena Renis Weihnachten", die Geschichte von der armen Tochter des italienischen Volkes, die im Gefängnis das werktätige Mitleid lernt; „Miserere" mit dem merkwürdigen Traum des alten Küsters und der hervorragend stimmungsvollen Lokalschilderung; „Dora Gerlach" mit dem schwer lastenden Schicksal einer Unverdorbenen — ein Weck- und Bußschrei an die satten Genußsüchtigen unserer das billige Menschen-

Digitized by Google

material in heißer Gier verschlingenden Zeit; „Schwarzer Nachtschatten", ein feinstgeschliffener Brillant in seiner tiefdurchdachten Kürze und rapiden Schlußwendung zur Tagesaktualität. Der zweite Teil des Buches: „Märchen und Märchenhaftes" enthält, außer der wunderschönen „Königin Kunilind", den anmutigen „Im Kränzchen" und „Glück" sowie dem von Humor und echtem Witz getragenen allerliebsten „Stilleben", das aus dem Erstlingswerke herübergenommene „Blumenbuch des alten Fräuleins".

R. Fabri de Fabris' letzter Novellenband stammt aus dem Vorjahre: „Sommerlaub, Erzählungen" (Essen a. d. Ruhr, Fredebeul & Koenen). Ich habe neulich an anderer Stelle den Vorzug der Kennzeichnung „Erzählung", den Reiz der „Erzählecke", des gemeinschaftlichen literarischen Genusses gerühmt. Dorthin gehört auch dieses Buch, nur müßten die Erzählstücke sorgsam vorgetragen (gelesen) werden, damit keine der Feinheiten und Schönheiten verloren gehe. In der vorliegenden Sammlung hat die Verfasserin ihr bis dahin Bestes der Art erzielt, und es ist eine besondere Freude, diesen Fortschritt ihrer Kunst festzustellen. Alle ihre Vorzüge vereinigen sich hier und stehen unter dem Zeichen, das dem ersten der fünfzehn Stücke den Namen, dem Buche selbst seine Bedeutung gibt: „Excelsior". Denn der Gesamtinhalt deutet auf die Aufwärtsentwicklung im Menschen, auf die leitende höhere Hand, an der er sein Schicksal gestaltet oder die selbst in dieses zu endgiltiger Lösung eingreift. Und immer klarer, immer anteilnehmender und ehrfürchtiger erkennen wir unter Führung des Dichters die Wahrheit, die den Schluß der zweiten ergreifenden Erzählung („Der Träumer") bildet: „Die Menschenseelen sind Geheimbücher, die nur Gott richtig liest, und er allein kennt das Maß der Kraft, die er einem jeden gegeben hat!" Nicht zuletzt offenbart sich in dem Gesamtinhalte die in Unmittelbarkeit und Mannigfaltigkeit der Anpassung schier unerschöpfliche Kraft der Phantasie, über die R. Fabri de Fabris gebietet. Jetzt führt sie uns in die Eifel, in eine der ärmlichsten Hütten bei der moorigen Waldheide und auf die nahe Landstraße angesichts der schneeweißen geheimnisvollen Schönheit des Hochkönigs, wo der zur Mutter heimeilende Knabe, der Ernährer der Familie, in Winterkälte erstarrt, mit dem Gottvertrauensliede des frommen Paul Gerhardt auf den Lippen, — der Schnee „fiel und fiel" und begrub ihn in weißem Totenbettchen. „Aber seine Seele hatte sich hoch hinaufgeschwungen. Höher als der hohe Scheitel des Bergkönigs, höher als die hohen Himmelswolken. So hoch, daß kein irdisches Auge ihr folgen kann. Hoch hinauf bis zum Throne Gottes." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Dichtung und Weltanschauung

Einer lehrreichen Gegenüberstellung zweier Bühnenstücke — Claudels „Verkündigung" und G. Hauptmanns „Bogen des Odysseus" — begegnen wir im 7. Heft der „Stimmen aus Maria Laach".[1]) Zwei Gedankenwelten, zwei entgegengesetzte Geistesmächte sieht Jakob Overmans S. J. in den Hauptgestalten der beiden Stücke lebendig werden: in Hauptmanns Odysseus ein neues Heidentum, in Claudels Violäne das immer alte und neue Christentum. „Wie der zum katholischen Glauben seiner Kindheit zurückgekehrte Lothringer die Tragik des Leidens künstlerisch bewältigt, wie unter derselben Tragik der dem Christentum entfremdete Schlesier künstlerisch zusammenbricht — das weckt tiefste Teilnahme."

Overmans führt den Beweis, daß die künstlerische Unzulänglichkeit des Hauptmann'schen Dramas im wesentlichen auf der durch des Dichters Weltanschauung gegebenen Unfähigkeit beruht, das Problem des Leidens künstlerisch zu bewältigen.

„Odysseus wirft das verschuldete Leiden zwar äußerlich von sich, aber innerlich ist er unheilbar verwundet, ja getötet. Violäne wird von ihrem unverschuldeten Leiden nicht frei, sie stirbt daran, aber ihre Seele erhebt sich gerade durch das Leid zu einem Leben voll heldenhafter Größe.... Die Weltanschauung des Hauptmannschen Stückes ist nicht tragisch, sondern gräßlich, unmenschlich und darum auch undichterisch. Was in die Tierheit herniederzieht, hat bei diesen Griechen eine dumpfe, unwiderstehliche Kraft; was über die Tierheit hinausstreben möchte, wird von Zweifeln gelähmt. Das Leben ist eine ewige Bergeslast auf einer ächzenden Brust, schwarze Finsternis vor lichtgierigen Augen, höllischer Hohn als Antwort auf unstillbares Sehnen nach Glück. Ein solches Schicksal ist sinnlos und nicht tragisch. Denn die Tragik ist eine Kunstform, und jede Kunstform verlangt den Ausgleich der Gegensätze, damit sie unter dem Schweigen aller Begierde zum ganzen Menschen sprechen, den ganzen Menschen zur inneren Freiheit beglückenden Schauens emporführen könne. Hauptmann vermag den Sturm nur zu entfesseln: der Dichter muß die

[1]) Im Eingange des sehr lesenswerten Aufsatzes finden wir eine interessante Zusammenstellung von Urteilen der „berufensten" Kritiker, die mit ihren unglaublichen Widersprüchen wie eine Szene vom babylonischen Turmbau anmuten und die jammervolle Verwirrung auf dem Gebiet der literarischen Kritik sozusagen mit Händen greifen lassen. Wir hören hier z. B. daß Stefan Hock den „Bogen des Odysseus" als das Höchste, was G. Hauptmann gelang, überhaupt als das bedeutendste deutsche Drama der jüngsten Zeit wertet, während Karl Strecker darin die Bearbeitung der Odyssee mit der dramatischen Chausseewalze erblickt, „damit das Publikum daran seine platte Freude habe". Und während Paul Schlenther von dem Stück als einem „großen, meisterhaft gefügten Werk europäischer Dichtkunst" spricht, findet es Rich. Nordhausen „zu neun Zehntel überflüssig". Und einer solchen Kritik wollen gewisse katholische Kreise auch das höchste Richteramt über die katholische Dichtung, für deren Stoffliches sie doch gar kein Verständnis haben kann, zuerkennen!

Digitized by Google

Macht haben, Stille zu gebieten; er mag den Menschen zermalmen, aber gerade dann muß er ihn erheben. . . . Gewiß: Trümmer und Aufbau müßten wir in diesem Odysseus sehen, dann könnten wir mitleben ‚bis zur innersten Erschütterung'. Aber der Aufbau mißlingt nach des Helden eigenen Worten, und darum sind wir mehr als erschüttert, wir sind niedergedrückt. Wir empfinden Mitleid, aber wir empfinden nicht die Katharsis großer Kunst.

Bei Claudel ist beides in gleich überwältigender Wahrheit: Zertrümmerung und Aufbau. Das strahlendste Glück geht grausam unter — und aus der schrecklichen Nacht erhebt sich leuchtend der leidende Mensch in versöhnender Größe, in lebenspendender Kraft, in der Zuversicht ewigen Triumphes. Da muß auch das schwerste Leben des Lebens wert erscheinen, denn da ist keine Frage mehr ohne Hoffnung auf Antwort, kein Schmerz mehr ohne Aussicht auf Linderung, da ist volle Menschlichkeit und damit der einzige Boden tragischer Kunst. Und Kunst und Leben klingen in den Worten zusammen, die wie ein Widerschein aller Weisheit und Schönheit über den Tiefen und Höhen dieser Dichtung leuchten: ‚Heißt leben der Zweck des Lebens? Sind die Füße der Gotteskinder an diese armselige Erde geheftet? Er heißt nicht leben, sondern sterben, und nicht das Kreuz zimmern, sondern es besteigen und unser Besitztum lachend verspenden! Darin wohnt die Freude, darin die Freiheit, darin die Gnade, darin die ewige Jugend!' Wer meinen möchte, diese Gedanken schwebten wirklichkeitsfremd über dem Handel und Wandel von heute, der bedenke, daß Claudel sie nur deshalb dichterisch so rein verkörpern konnte, weil er sich auch im Leben vor ihnen beugt. Und im Leben ist Claudel kein beschaulicher Einsiedler, sondern Generalkonsul der französischen Republik, früher in Frankfurt a. M., jetzt in Hamburg. Der wahren Wirklichkeit fern ist vielmehr der andere, dem ungestört der Winter in Italien verstreicht, der Sommer in den schlesischen Bergen, der nicht zwischen harten Dingen schaltet, sondern zwischen den Gebilden seiner Träume, der sucht und nicht findet, schaut und nicht erkennt: dem vollen Leben entfremdet ist Gerhart Hauptmann."

Wer diesen Ausführungen beistimmt, — und welcher Katholik sollte das nicht? — der findet darin den klaren Beweis für die künstlerische Überlegenheit der katholischen Weltanschauung und er braucht aus dieser Überzeugung nur die praktischen Folgerungen zu ziehen, um anzuerkennen, daß es nur ein katholisches Literaturprogramm geben kann, nämlich das auf das Bewußtsein dieser Überlegenheit gegründete.

• • •

Ein ehrliches Geständnis

Im „Hochland", das sich, wie uns scheinen will, der graden Linie katholischer Kultur wieder etwas mehr genähert hat, schreibt Konrad Weiß einen „offenen Brief" an P. Desiderius Lenz, den Patriarchen der Beuroner Kunst. (Maiheft, S. 191). Auf den Inhalt dieses Briefes, der in einer Apologie der „neuen christlichen Kunst" (die natürlich erst gesucht und gefunden werden muß), in einer Parallele und doch wieder Gegenüberstellung dieses neuen Kunstideals und des Beuroner Kunstideals gipfelt, können wir hier — so sehr es sich verlohnen würde — nicht eingehen. An dieser Stelle interessiert uns hauptsächlich das Geständnis, daß der aktive katholische Kunstwille im

Digitized by Google

letzten halben Jahrhundert geschwunden sei und daß der Wille, „der Anschluß an Volk und Wirklichkeit suchte und an einem zeitlich bedingten Kunstgute teilhaben wollte — denn wir Katholiken können hieran nicht paritätisch teilhaben —" ihn nicht ersetzen kann. Dieser katholische Kulturwille sei in der Romantik zum letztenmal tätig gewesen und dann erloschen.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen gibt Konrad Weiß die folgende zum Teil sehr treffende Schilderung des gegenwärtigen Ver-Verhältnisses der Katholiken zur modernen Kunst, die wir wohl überall, nur nicht im „Hochland" gesucht hätten:

„Es ist schwer, unter Katholiken über die neue Kunst in einer Sprache zu reden, die die gegenwärtigen Kunstprobleme und die ganze katholische und geschichtliche Weise zugleich umfaßt; denn wir Katholiken haben in künstlerischen Dingen keine eigene Sprache mehr. Unsere Gedanken befinden sich innerhalb der allgemeinen liberalen Bildungskonventionen in einer Diaspora, und wir können einander nur schwer verstehen, weil unsere Sprache nicht die übliche sein kann; ja es hat oft den Anschein, als wollten wir einander nicht verstehen, weil wir instinktiv fühlen, daß die Dinge viel schwerer werden, wenn wir sie in eine eigene Sprache und katholische Denkweise aufnehmen wollen, während wir sie scheinbar mit den Mitteln der liberalen Denkweise leicht beherrschen und so einen ausreichenden Kulturanschluß zu gewinnen glauben. Die konservative und katholische Kulturkritik unterscheidet sich meist nur dadurch von der anderen, daß sie einige inhaltliche Bedenken und prinzipielle Kautelen anbringt, in der übrigen Charakterhaltung schlechter ist. Denn es ist natürlich, daß man nur mit halbem Herzen und Glauben bei einer Sprechweise und einer Beurteilung sein kann, der mannicht selber Inhalt und Richtung gegeben hat. **Die Kunst ist heute in der Öffentlichkeit eine linksliberale und radikale Sache**, und es wird dort viele ehrliche Arbeit geleistet. Diese Arbeit ist aber nicht unsere Arbeit und jene Ehrlichkeit ist für uns nicht Wahrheit. Aber auch der protestantische Kulturwille, der übrigens im Schöpferischen immer mehr zurückbleibt und sich nur durch Verhärtung und Vereinsamung erhält, hat für uns keinen Wert mehr, wenn wir das Weltbild wieder in unserem Sinne künstlerisch formen wollen. Ihm fehlt gerade das, womit wir wirken müssen, Geschichte, daß heißt ein geistiger Organismus, dessen Kraft und Erfahrung vom Anfang bis zum Ende reicht, der ebenso Vergangenheit wie Gegenwart und Zukunft ist. Er hat sich aus diesem Organismus abgetrennt und mit der Vergangenheit auch die gegenwärtige Kraft für die Zukunft immer mehr verloren. Seine letzte künstlerische Kraft liegt noch im Gemüt. Das Gemüt, als ein künstlerischer Rest verstanden, reicht aber nicht über die einzelne Seele hinaus, es ist nicht fähig, verantwortlich für eine überzeitliche Gesellschaft zu bauen, und seiner Inbrunst haftet oft ein peinlicher Mangel an Größe an. Es ist ein schönes Bekenntnis, aber von einem strengen Kunstwillen muß mehr verlangt werden. Es ist zeitlich und persönlich wie eine religiöse „Konfession". Aber Konfession reicht heute nicht mehr aus. Gemüt und Konfession müssen der neuen Kunst gegenüber rückständig werden, denn in ihr wird eine weltanschauliche Abstraktion und Eindringlichkeit erstrebt, die über die bloße seelische Gestimmtheit und eine bloß geschichtlich gewordene Religionsstimmung weit hinausgeht."

Wenn in diesen Sätzen nicht mit dem ganzen Kredo unserer literarischen Fortschrittler gründlich aufgeräumt wird, dann haben wir die Fähigkeit verloren, deutsch zu lesen und zu verstehen. Sie können nur den

Digitized by Google

Sinn haben, daß die katholischen Fortschrittler, die den Anschluß an die moderne Kultur und Kunst predigen, auf dem Holzwege sind, denn ein solcher Anschluß ist nicht möglich. Und auf den Gedanken dieses Anschlusses sind sie gekommen, weil ihnen der aktive, entschiedene katholische Kulturwille fehlt, weil sie unsere Geschichte vergessen haben, weil es so leicht ist mit dem Strom zu schwimmen und weil sie die Dinge „mit den Mitteln der liberalen Denkweise" viel leichter beherrschen und damit viel leichter „Kulturanschluß" gewinnen. Es wird klar gesagt, was dem Gral, wenn ers immer wieder sagt, die schwersten Vorwürfe einträgt, — daß die Kunst heute in der Öffentlichkeit eine linksliberale und radikale Sache ist, daß die ehrliche Arbeit, die sie leistet, nicht unsere Arbeit, ihre Ehrlichkeit für uns nicht Wahrheit ist. Ja, was anders sagt der Gral? Und was anders will er, als den entschiedenen katholischen Kulturwillen wenigstens wecken, weil er sich schlafend doch nimmermehr betätigen kann? Wir wissen recht gut, daß Herr Konrad Weiß mit diesen Sätzen gewiß keine Verurteilung der Fortschrittler und keine Apologie unseres Gralprogramms schreiben wollte; aber der Wille zur Wahrheit, der in ihm lebt, hat uns die seltene Genugtuung bereitet, daß an jener Stelle, von der aus unsere Bestrebungen so oft geschmäht wurden, für sie Zeugnis abgelegt wird! Die letzten Sätze scheinen freilich einem „konfessionellen" Kunstprogramm zu widersprechen. Unser Programm ist aber nicht konfessionell, sondern katholisch. Der katholische Glaube ist uns viel mehr als eine bloße „Konfession", darum trifft auf ihn und unser katholisches Kunstideal nicht zu, was K. Weiß von der Enge der „Konfession" sagt.

• • •

Moloch Großstadt

Keiner, der sich heute vom katholischen, vom christlichnationalen oder ausschließlich nationalen Standpunkt mit dem Gedanken einer Erneuerung unserer sinkenden Kultur befaßt, kann an dem ungeheuren Einflusse unserer „Kulturzentren", unserer Großstädte auf das gesamte geistige Leben der Gegenwart vorbeikommen. Mancherlei Nachdenkliches und Beherzigenswertes insbesonders über den Einfluß Berlins auf das deutsche Geistesleben brachte jüngst Ludwig Fulda in Cottas Monatsschrift „Der Greif". Wir übergehen seine Schilderung der historischen Entwicklung Berlins zum Zentrum deutschen Geisteslebens und greifen aus seinen Ausführungen nur einige Gedanken heraus. So meint Ludwig Fulda wohl nicht mit Unrecht, daß die deutsche Kultur vor diesem Aufschwunge Berlins ihr Bestes der Dezentralisation verdankt habe. „Eben weil das geistige Leben verstreut war über das ganze Land, konnte es das ganze Land befruchten . . . Nirgends konnte die Eigenart jedes Stammes und jedes Gaues so nachhaltig sich durch-

Digitized by Google

setzen, so gleichberechtigt dem allgemeinen Bilde ihre besondere Farbe . . . beimischen. Man braucht zum Vergleich nur nach Frankreich hinüberzuschauen . . . Die Abhängigkeit von dem Geschmack und Beifall einer einzigen Stadt mußte dort auch die einzelne schöpferische Persönlichkeit in die Fesseln der Konvention schlagen, während unsere bahnbrechenden Geister ihre Individualität in voller Ungebundenheit entfalten konnten . . . Je eingeschränkter der äußere Gesichtskreis für sie war, desto weiter war der innere, und was ihnen durch ihr Stilleben etwa entging, das ersetzten sie durch Vertiefung."

Anschaulich schildert nun Fulda den Umschwung, der sich im deutschen Geistesleben durch dessen Zentralisation in Berlin nach und nach vollzog. Und die Folgen, besonders für die Kunst? — „Wo diese aus einem künstlerischen Volkstum unmittelbar hervorwuchert, da weckt sie auch unmittelbare Empfänglichkeit, wirkt als erhöhte Lebensäußerung lebenerhöhend auf die Genießenden. Sie nehmen sie auf mit naiver Hingabe und ihr Gefühl allein . . . fällt über sie den unbewußten Richterspruch. In Berlin dagegen hat man zur Kunst nicht diese natürlichen Beziehungen. Hier ist sie eine Zierpflanze, die man bewußt züchtet, die man mit bewußtem Eifer heimisch machen will und deren Zauber man nicht anders zu genießen vermag, als indem man den Genuß zergliedert. Der Gedanke hat hier allzulange die Alleinherrschaft geführt, um sich von der Empfindung ausschalten zu lassen." Aus diesem Grunde, meint Fulda, gehe in Berlin die Kunstbegeisterung durch den Verstand, der wägende Kopf, nicht das ergriffene Herz, habe hier das erste Urteil. Und weil ein Gefühlsurteil immer eine subjektive Wahrheit ausspreche, darum zwingend sei, habe der verstandesmäßig die Kunst Beurteilende keine sichere Direktive, werde darum anlehnungsbedürftig und geneigt, sich leiten zu lassen, am meisten von Theorien und Schlagworten. Die Suggestion der vorgefaßten Meinung tue dann das Übrige, das weitere die Furcht, für rückständig zu gelten. Um einem so furchtbaren Verdacht zu entrinnen, nähmen viele das Absurdeste in den Kauf. Diesem Geiste, der von geschäftigen Wortführern durch das Schallrohr der Presse täglich laut verkündet wird, gibt sich Schritt für Schritt Deutschland gefangen. Darum verliere es immer mehr seinen alten Stil und werde gleichzeitig verhindert, einen neuen zu bilden. „Denn einen solchen gegen Berlin durchzusetzen, hat es nicht die Kraft, während Berlin seinerseits die wichtigste Vorbedingung dazu untergräbt: die Ruhe organischer Entwicklung". Denn seine Parolen wechseln, die Mode herrscht in der Kunst, die Geschmacksverwirrung steigt, marktschreierischer Wettbewerb von Sensationen macht sich breit.

Und die Wirkung von dem allen auf den Dichter, den Künstler? Sie leiden alle an Berlin, einerlei ob sie seinem Einfluß sich ausliefern oder ihm die Stirn bieten. Auch die Heimatskunst bringt hier keine Rettung. Sie kann die große nationale Kunst nie ersetzen, die ganz

Digitized by Google

großen Künstler machen die Welt zu ihrer Heimat. Zudem kann auch die Heimatkunst ohne die Anerkennung Berlins nicht leben. Um wie viel weniger können die anderen Künstler Berlin umgehen, die ihre Begabung dazu treibt, den Pulsschlag des ganzen Volkes zu spüren und das Leben zu erfassen, wo es am mächtigsten flutet. Diese können sich Frische und Schaffenskraft mitten im Großstadtleben aber nur bewahren, wenn sie sich isolieren, sich einkapseln mitten im Gewühl.

Gewiß, diese Klagen sind zum guten Teil berechtigt, aber was nützen sie? So lange die Kunst dem Tagesgötzen dient, dem Erfolg nachläuft, wird sie dem Moloch der Großstadt immer zum Opfer fallen. Und wenn sie ihre eigenen Wege geht, den heiligen Gral aufsucht, so bleibt sie die Stimme des Rufenden in der Wüste!

Kritischer Wegweiser

Literaturwissenschaft

Sörgel, Albert, Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. XII. 892 Seiten mit 345 Abbildungen, Leipzig-R., Voigtländers Verlag. Preis 10,50 Mk., in Ganzleinenband 12,50 Mk., in Halbfranzband 14.— Mk.

Die große Flutwelle des Naturalismus, ihr Anschwellen und ihr Zergehen, ist in diesem Zeitbilde geschildert. Nicht nur sind die bedeutenderen Dichter bis in die jüngste Gegenwart hinein gewürdigt, sondern sie wurden auch eingeordnet in das große Ganze der nationalen und internationalen Kulturströmungen.

Der Verlag hat es dazu an Ausstattung nicht fehlen lassen und durch reichliche Illustrationen das Verhältnis zwischen Dichtkunst und bildender Kunst aufzuzeigen versucht.

Das Ganze ist geschrieben in einer anregenden Art, die mitten drin zwischen Feuilletonistik und Wissenschaft steht. Feinhörigkeit für Rhythmus und Klang, wie überhaupt Instinkt für Schönheit sind dem Verfasser in hohem Maße eigen.

Unklar scheint mir der Zweck der Arbeit. Der Fachgelehrte könnte vieles missen und für den Laien ist es nicht genug. Wo Sörgel abweicht von andern Darstellungen — wie viel weniger hat z. B R. M. Meyer für Dehmel übrig, wie hart nimmt Grotthus Hauptmanns versunkene Glocke mit, wie einseitig erscheint Sörgels Darstellung von Sudermann dem betreffenden Kapitel bei Kummer gegenüber, von Kreitens Urteilen und den wissenschaftlich ganz anders fundierten in Salzers Literaturgeschichte gar nicht zu reden — in all diesen Fällen wünscht der Kenner eine gründlichere Art, die sich aber allein schon durch den Umfang des Buches verbietet. Man könnte sich überhaupt fragen, ob eine solche Gesamtdarstellung der letzten 30 Jahre, die irgendwie auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, schon an der Zeit sei: ob nicht dadurch vorschnell eine Reihe von Urteilen gebildet werden, die sich nur zu bald als verfrüht erweisen müssen.

Schlimm wäre es, wenn dieses Werk über die Fachkreise hinaus ins Volk dränge. Es könnte Schuld daran werden, daß eine Masse von perverser und jedenfalls innerlich kranker Kunst dadurch seinen Weg in weite Schichten fände. Es könnte höchst persönliche Urteile des Verfassers verbreiten, die keineswegs auf Allgemein-

Digitized by Google

spezifisch menschlichen. Faust findet sein Heil im Ewig-weiblichen, in Maria, im Zarathustra hinwieder tönt uns das teuflische „Gott ist Tod" entgegen. Das ist das typisch Moderne in der Dichtung, welches der Komposition zugrunde liegt. Darum hat Seidl in Strauß gerade den Befreier aus den verhaßten Sklavenketten gesehen und preist ihn als den Bannerträger moderner Musik. Seidl schrieb das vor zehn Jahren. Heute können wir wohl kaum mehr in Strauß jene große Persönlichkeit erblicken, die gleich einem Beethoven oder Wagner eine neue Musikepoche heraufgeführt hätte. Wir finden in Seidl's Schrift eine zu starke Betonung der zu Grunde liegenden philosophischen Ideen und eine zu geringe Beachtung des rein Musikalischen. Sonst müßte er zum Ergebnis gekommen sein, daß Straußens Art nachzuempfinden wie auch seine Kompositionstechnik weit eher eine Fortführung der Liszt-Wagner-Romantik zur Neuromantik ist, daß z. B. Mahler's Kompositionen bedeutend mehr moderne Luft atmen. Das Moderne liegt eben vornehmlich in der größeren (oft bis in das Krankhafte gesteigerten) Gefühlszergliederung (natura naturans) und in dem ebenbürtigen musikalischen Ausdruck als in einer bis ins kleinste geführten Schilderung äußerer Vorgänge (natura naturata). Die vom Verfasser betonte Alleinherrschaft subjektiver Empfindung kommt dann erst zur vollsten Geltung. Von diesem Standpunkte aus können wir auch dem Urteil des Verfassers über Hugo Wolf nicht beistimmen. Seidl hält Hugo Wolf mehr für eine „Epimetheus-Natur" als für einen Prometheus, mehr für den Beschließer einer Kunstperiode. Wir finden aber gerade in Hugo Wolf die gelungensten Ansätze moderner Auffassung und Ausdrucksweise. Daß die komponierten Texte nicht modern sondern romantisch sind, gibt nicht den Ausschlag. Es handelt sich vor allem um die Art des Nachempfindens; und dieses ist bei H. Wolf in vielen Liedern bei weitem moderner als bei R. Strauß. Wenn H. Wolf dem Wagnerschen Sprechgesangs-Ideal nicht immer folgt, sondern öfters zur Steigerung des Ausdrucks den Forderungen Wagners widerspricht, so ist das eben ein mutiger Schritt nach vorwärts zu einer neuen Ausdrucksmöglichkeit. R. Strauß wich übrigens in den letzten Werken vom dionysischen Kunstideal wieder ab. Wir sehen eben, daß auch Seidl's Abhandlung den Begriff „Modern" noch nicht vollständig klärt.

Jos. Lechthaler.

Goethe-Kalender, bergründet von Otto Julius Bierbaum, auf das Jahr 1914, herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit 15 Tafeln. 8° (VIII und 130.) Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. Gebunden Mk. 1,50.

Die Ankündigung des Kalenders durch den Verlag beginnt mit den Worten: „In diesen erinnerungfrohen Zeiten rüstet sich Weimar, den Abschluß der Freiheitskriege, die Rückkehr des Herzogs Carl August aus dem Feldzuge 1815 und die Erhebung seines Landes zum Großherzogtum festlich zu begehen." — Was hätte „in diesen erinnerungfrohen Zeiten" eigentlich näher gelegen, als einmal das hochaktuelle Thema „Goethe und die Befreiungskriege" wahrheitsgetreu, ohne Schminke und Verschönerungskünste in einem Goethe-Kalender zu behandeln? Aber weder für das Jahr 1913 noch für 1914 hat der Herausgeber sich an den heiklen Stoff herangewagt. Man muß hier schon zu dem zweiten Bande der nunmehr abgeschlossenen Baumgartner-Stockmannschen Goethebiographie greifen; denn alle andern Biographen des Olympiers treten an das Problem höchstens mit Glacéhandschuhen heran. Der diesjährige Kalender, der sich mit den Beziehungen des Dichters zum Weimarer Fürstenhause befaßt, läßt die Politik möglichst aus dem Spiel. Er enthält aber eine große Zahl von artigen — allerdings bereits bekannten — Briefen, Notizen und Urteilen Goethes, welche die persönliche Liebenswürdigkeit und höfische Devotion ihres Urhebers gegenüber den weimarischen Fürstlichkeiten bezeugen. Fünfzehn gutreproduzierte Bilder von Prinzen, Prinzessinen und Hofgesellschaften sind dem Texte beigegeben.

Was ich unter Palmen fand. Aus dem Skizzenbuch eines Orientfahrers von P. Petrus Klotz O. S. B. 8° (X und 158). Freiburg und Wien 1921, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1,50, Kr. 1,80; geb. in Leinw. Mk. 2,20, Kr. 2,60.

Was der Verfasser bietet, sind in sich abgeschlossene Stimmungsbilder voller Subjektivität, Erlebnisse einer für alles Edle und Schöne in Gottes weiter Welt

Digitized by Google

begeisterten Wanderseele. P. Kloß macht den Eindruck, als würde er am Abende eines hellen Sommertages auf einem Hügel oder unter einer Laube sitzen und seinen Freunden im Golde der letzten Sonnenstrahlen von des Lebens schönsten Stunden erzählen. Nüchternes, Altbekanntes läßt er beiseite; nur das Packende, dichterisch Ergreifende von allem, was der empfängliche Wanderer unter Palmen zu finden vermag, hat er in wenigen, aber farbensatten, lebensvollen Strichen zu Papier gebracht und zum anmutigen Bilde gestaltet, daraus Humor und Phantasie uns sympatisch entgegenlacht. In feiner Kleinmalerei schildert er, wie die Sonne aus dem Meere steigt, wie der Tag über der Wüste stirbt, durch dämmerdunkle Gassen das orientalische Leben flutet usw. In Palästina durchlebt er das große Werk des Welterlösers und streift es in seinen Schilderungen mit spannendem Realismus. In Ägypten wandelt er sinnend und denkend durch Tempelruinen und träumt von alter längst verronnener Zeit. Das Buch wirkt erfrischend, in vielen Partien geradezu ergreifend, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß dem gewinnenden Erzähler viele eifrige Zuhörer lauschen werden.

Droben! Briefe der Gräfin de Saint-Martial (Schwester Blanche vom heiligen Vinzenz von Paul). Mit einer Lebensskizze und 2 Bildern Zusammengestellt von Leopold von Fischer. Aus dem französischen nach der 30. Auflage. 403 Seiten. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Gebunden Mk. 4.—.

In diesen Briefen offenbart sich eine nach dem Höchsten strebende Seele, deren Himmelsflug gleichgestimmte Seelen mitreißt. Diese Seele zeigt, wie das Streben nach dem Höchsten auch das Menschliche veredelt, schön und liebenswert macht, darum spricht sie oft eine dichterisch schöne, dabei männlich starke und entschiedene Sprache. Ein Lebensbuch für diesseits und jenseits.

Monlaur, M. Reynés: Jerusalem. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit einem Vorwort von Kardinal de Cabrieres, Bischof von Montpellier. Berechtigte, nach der 18. Auflage des Originals bearbeitete deutsche Ausgabe von Ludwig Klinger. 8°. 268 Seiten. Petrus-Verlag, Trier. Preis 3 Mark.

Wir können vorläufig nur sehr empfehlend auf das neue Buch M. Reynés Monlaurs hinweisen. Das Buch ging uns kurz vor Redaktionsschluß noch zu. Wer die — auch literarisch — doch sehr bedeutende Schöpfung M. Reynés Monlaurs „Die Pharisäer" gelesen, wird jedenfalls sehr interessiert diesem vornehmen, von starkem und schönem katholischem Pathos getragenen Wanderbuche folgen. Auf die literarischen Qualitäten des Buches werden wir bald zurückkommen. Otto Walter.

Calderons ausgewählte geistliche Festspiele. Übersetzt von E. Freiherr von Eichendorff. Mit einer Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Hesse & Becker, Verlag.

In einer gelungenen Auswahl werden uns diese geistlichen Festspiele des großen spanischen Dichters, den August Schlegel an Dante reiht, geboten.

In der Einleitung gibt von Wurzbach eine eingehende, Detailstudien verratende Charakteristik der geistlichen Festspiele mit besonderer Berücksichtigung der Technik ihrer Aufführung. Offenbar hat von Wurzbach wenig Sympathien für die Weltanschauung, welche in den Festspielen Calderons ihre Triumphe feiert. Das hätte ihn aber nicht abhalten sollen, das rege verständnisvolle Interesse des damaligen spanischen Volkes für das Drama überhaupt und das religiöse Drama im besonderen hervorzuheben. Wie E. Huber sehr richtig bemerkt, war das klassische spanische Theater des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts im besten Sinne des Wortes volkstümlich.

Die deutsche Übersetzung ist eine treue und glückliche. — r. —

Digitized by Google

Der ungleich kürzere zweite Teil bringt nun verschiedene Gebete, die selten den Raum einer Seite übersteigen und sich sehr gut vor jedem Gesetz des zu betenden Rosenkranzes einschalten lassen und demselben noch mehr Wärme und Innigkeit verleihen werden.

Das Büchlein wird Jedem stets ein lieber Begleiter und Freund für's Leben bleiben. Cordula Peregrina.

Monlaur, M Reynés: Jerusalem. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit einem Vorwort von Kardinal de Cabrieres, Bischof von Montpellier. Berechtigte, nach der 18. Auflage des Originals bearbeitete deutsche Ausgabe von Ludwig Klinger. 8°. 268 Seiten. Petrus-Verlag, Trier. Preis 3 Mark.

Wir können vorläufig nur sehr empfehlend auf das neue Buch M. Reynes Monlaurs hinweisen. Das Buch ging uns kurz vor Redaktionsschluß noch zu. Wer die — auch literarisch — doch sehr bedeutende Schöpfung M. Reynés Monlaurs „Die Pharisäer" gelesen, wird jedenfalls sehr interessiert diesem vornehmen, von starkem und schönem katholischem Pathos getragenen Wanderbuche folgen. Auf die literarischen Qualitäten des Buches werden wir bald zurückkommen. Otto Walter.

Calderons ausgewählte geistliche Festspiele. Übersetzt von E. Freiherr von Eichendorff. Mit einer Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Hesse & Becker, Verlag.

In einer gelungenen Auswahl, werden uns diese geistlichen Festspiele des großen spanischen Dichters, den August Schlegel an Dante reiht, geboten.

In der Einleitung gibt von Wurzbach eine eingehende, Detailstudien verratende Charakteristik der geistlichen Festspiele mit besonderer Berücksichtigung der Technik ihrer Aufführung. Offenbar hat von Wurzbach wenig Sympathien für die Weltanschauung, welche in den Festspielen Calderons ihre Triumphe feiert. Das hätte ihn aber nicht abhalten sollen das rege verständnisvolle Interesse des damaligen spanischen Volkes für das Drama überhaupt und das religiöse Drama im besonderen hervorzuheben. Wie E. Huber sehr richtig bemerkt, war das klassische spanische Theater des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts im besten Sinne des Wortes volkstümlich.

Die deutsche Übersetzung ist eine treue und glückliche. — r. —

Antworten und Mitteilungen der Redaktion

Der aktuelle Stoff drängte leider wieder einmal derart, daß der „Kritische Wegweiser" stark gekürzt werden mußte.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Dr. Oswald Menghin, Wien I. Hörengasse 13. / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 13. Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

elftes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. August 1914 :: ::

„Wie aber das Schöne in Gott eins und dasselbe ist mit dem Wahren und dem Guten, gerade so besteht ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die künstlerische Anmut sich dem Abglanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden und ihm so zu dienen habe."

Papst Pius X. an den Gral, 16. Februar 1911.

Auf den Pfaden des jungen Goethe

Bilder aus einem deutschen Wanderbuche von Johannes Jörgensen

IV. (Schluß dieses Abschnittes)

„Eine dritte, Sesenheim!" verlange ich am Billetschalter auf dem Bahnhof in Straßburg, und ich wundere mich fast darüber, daß ich ein Billet nach Sesenheim erhalte wie nach jedem andern Ort der Erde.

Oftmals habe ich mich über den Bädecker lustig gemacht wegen jenes voile de tristesse, den er über dem Trasimener See ruhen läßt, weil die Römer daselbst vor 2000 Jahren eine Niederlage erlitten haben. Die Gegend ist schön, sagt er, aber ein Trauerflor breitet sich darüber, wenn man daran denkt, daß . . . usw. Man soll sich über niemanden lustig machen, selbst über den Bädecker nicht. Denn nun ist mir's selbst, während ich nach Sesenheim fahre, als ob sich ein Schleier der Schwermut über das Land breite, wenn ich an Friederike denke . . .

Digitized by Google

Aber der Tag ist auch wirklich grau und trübe, der Himmel hängt voll Regen über dem flachen Lande mit seinen Obstgärten, Hopfenanlagen und Maisfeldern. Weit in der Ferne erhebt sich in blauen Ketten der Schwarzwald.

Der Regen tropft herunter, als ich in Sesenheim aussteige. Die Hauptstraße des Dorfes erstreckt sich zwischen Obstgärten ohne Einfriedigung und eigentümlichen Häusern aus Fachwerk mit zwei, drei vorspringenden, ringsherumgehenden Dachtraufen, wie an chinesischen Pagoden. Bald stehe ich an der nagelneuen Kirche, aber in die neue Mauer sind zwei alte Grabsteine eingelassen, Seite an Seite; der eine ist geborsten, seine Inschrift ist unleserlich, auf dem andern jedoch steht mit schönen Schreibbuchstaben:

Hier schläft in seinem Erlöser
der
Hochehrwürdige und Hochgelehrte Herr
Johann Jacob Brion
Treueifriger Lehrer hiesigen Kirchspiels
Seines Alters 70 Jahr 6 Monat.

Stehe still und weine
Christ und Menschenfreund!
Hier ruhen die Gebeine
eines Mannes, der vereint
Tugend pries und Tugend übte,
Gott in seinem Leben liebte.

Ich weiß, daß der alte Pfarrhof niedergerissen und nur eine Scheune davon übrig geblieben ist; ich suche ihn vorläufig nicht auf.

Auch das Wirtshaus „zum Ochsen" mit seinem „Goethemuseum" lockt mich nicht. Es hat aufgehört zu regnen, und in dem bleichen Sonnenschein gehe ich zwischen den Gärten dahin, die voll sind von Akelei, Nachtviolen und rotblühenden Ackerwinden. In den Obstgärten hängt Wäsche zum Trocknen, Hühner gackern im Hof und auf dem Grasplatz, alles ist wie immer — alles wie einst — wie im Mai und Juni 1771. Und das wahnsinnig verzweifelnde Gefühl von der Vergänglichkeit alles Irdischen überwältigt mich; — Goethe war, und Friederike war — alles das, wovon mir die Bücher noch eben erzählten, war und kehrt niemals wieder, kann nimmer wiederkehren ... Goethe und Friederike sitzen nicht mehr in der Laube auf der Anhöhe; Herder liegt nicht krank in Straßburg und liest aus dem Vicar of Wakefield vor, wenn jemand ihn besuchen kommt; der Aktuarius

Digitized by Google

Salzmann schüttelt nicht sein sechzigjähriges Haupt über die Briefe des jungen Freundes. Alles ist gewesen — alles ist vorbei — für immer! Ja, ja — wohl mußte der alte Geheimrat in Tränen ausbrechen, als er seinem Sekretär das Kapitel über Sesenheim in „Wahrheit und Dichtung" diktierte!

Auf regendurchweichten Wegen gehe ich ein Stück zum Dorf hinaus. Rings in der Nähe sind hohe Hopfengärten mit über Kreuz gestellten Stangen, weiter fort Wiesen, auf denen man mit dem Grummet beschäftigt ist, und bescheidene kleine Wäldchen. Die Sonne dringt durch das Gewölk; alles wird unter ihrem warmen Scheine mild und sanft — wie Friederike selbst. Ich lege mich auf einen Grabendamm in das von Weißklee gesprenkelte Gras. Wie eine grüne Bahn erstreckt sich der Damm zwischen zwei Reihen Hopfen, deren Ranken leise hin und her schwingen. Dicht vor meinen Augen krabbeln Ameisen und Käfer auf den hohen Blumenstengeln des Wegrandes auf und ab, etwas weiter weg steht eine rote Flockenblume, ab und zu schwirrt eine Fliege mit Summen an meinem Ohr vorbei; eine Glocke, die eine kleine Weile in Sesenheim geläutet hat, verstummt, und alles wird still und warm und rein.

Ich gehe nach dem Platz zurück, auf dem die Kirche steht; er ist neu in Ordnung gebracht, planiert und mit Kies beschüttet. Zwischen zwei Linden ragt noch ein hohes Steinkreuz aus früherer Zeit; die halb zugewachsene Inschrift lautet: „Ignatius Klein hat dieses Kreutz machen laßen 1821. Barbara Eyfele et Ursula Eyfele requiescant in pace." Dieses katholische Kreuz erinnert mich daran, daß die Sesenheimer Kirche zu Goethes Zeit sowohl zu katholischem wie zu protestantischem Gottesdienst gebraucht wurde; jetzt hat das Städtchen eine schöne, neue katholische Kirche. Jene Barbara und jene Ursula Eyfele mögen im Jahre 1771 gelebt haben, — sie mögen damals junge Mädchen gewesen sein, — sie mögen so ausgesehen haben wie die schwarzgekleideten Mädchen, die ich neulich mit dem Rosenkranz in der Hand aus einem Hause kommen und zur Abendandacht gehen sah, während die Töchter des Pfarrers Brion mit ihren Straßburger Freunden hellgekleidet und singend vorüberwanderten . . .

Dann gehe ich über die Bahnstrecke und komme zu „Friederikens Ruhe". Ein kleines Wäldchen, und im Wäldchen eine kleine Anhöhe, und auf der Anhöhe ein kleines Häuschen, — ganz so wie in dem Kinderverschen. Über der neuen, aus Tannen gezimmerten Laube steht

Digitized by Google

die alte Inschrift. — Aussicht hat man von dort nicht mehr, ringsherum sind die Bäume herangewachsen. Aber über dem Grase tanzen goldene Sonnenfunken, es säuselt im Laube, und von den nahen blumenreichen Wiesen zieht ein frischer Duft herüber.

Und hier tritt mir alles noch lebendiger vor die Seele: die Mondscheinabende, wo Friederike so vernünftig redete wie der klare Tag, und die taufrischen Morgen voller Lerchenjubel, die ihnen folgten . . . Ein Kind des Lichts war Friederike, und auch Goethe gehörte damals dem Lichte an . . . Später wurde es anders mit ihm; er ging in die Schule Ovids und lernte Lust für Glück einzutauschen. Aber ob er sich doch nicht mehr als einmal aus den römischen Nächten und aus den Armen Christianens zurückgesehnt haben mag nach diesen taufrischen Pfingstmorgenstunden? — Wie lasen wir Goethe in unsrer Jugend? War nicht Mephisto unser Held statt Faust? Verstanden wir die „römischen Elegien" und „die Braut von Korinth" nicht besser als die Gedichte aus Sesenheim?

Ich gehe nach der Stadt zurück, nach dem „Goethe-Museum" oder vielmehr „Friederike-Museum", denn so heißt es. Hier sind Bilder von dem alten Brion mit der Allongeperücke und von seiner Frau, Magdalena Salomea, mit großer Nase, aber freundlichem Gesichtsausdruck. Hier ist eine Photographie des Hauses, in dem Friederike geboren ist: der Pfarrhof zu Niederrinden, — und hier die Wiedergabe einer Zeichnung von Goethe, die den Pfarrhof in Sesenheim vorstellt. Aus „Wahrheit und Dichtung" wissen wir, daß er wie ein halb verfallener Bauernhof aussah: auf der Zeichnung sieht man das Hauptgebäude aus Fachwerk nebst Anbauten, eine wacklige Scheune, einen Hebebrunnen und einen Staketenzaun mit unordentlich hervorstehenden Latten. — Ferner ist hier das bekannte Bild von Friederike in elsässischer Tracht mit den beiden großen, schwarzen Schleifen im Haar und den Hängezöpfen, dann die Photographie ihrer Urgroßnichte, die, wie die Familientradition wissen will, ihrer Urgroßtante sehr ähnlich sieht. Das Bild zeigt eine freundliche Blondine mit weichen Zügen und einem etwas gefallsüchtigen Lächeln. Hier ist endlich Friederikens Garnwinde und der alte messingvergoldete Wetterhahn von der früheren Kirchturmspitze, dessen knarrendes Drehen Goethe an den windigen Regenabenden vernahm und mit dessen Ruhelosigkeit er die seiner eigenen unsteten Seele — animula vagula — verglich.

Drüben in der Kirche, erzählt mir der Besitzer des Museums, steht noch der alte Pfarrstuhl, in dem einstmals die Mitglieder der Pfarrers-

Digitized by Google

familie dem Gottesdienst beiwohnten. Er ist angenehm eingerichtet, gegen die Gemeinde durch ein hohes Gitter abgeschlossen und durch eine niedrige Tür in zwei Teile, einen inneren und einen äußeren, geteilt. Innen saßen Friederike und ihre Schwester, den äußeren Platz hatte Goethe. Und oben auf der Kanzel, unter dem braunen Schalldeckel mit der in Eichenholz geschnitzten Taube stand der alte Pastor Jacob Brion und pries Tugend und Menschenfreundlichkeit, so wie man es überall auf der Welt in jenen idyllischen Zeiten tat, deren Stille dem Sturm der französischen Revolution vorausging.

Ich lasse mir die Kirche öffnen und setze mich in den Pfarrstuhl, hinter das hohe, gelbgemalte Gitter. Es ist Goethes Platz, auf dem ich sitze; vor mir liegen alte Gesangbücher, ich schlage eins auf und finde „Komm, ist die Stimme deiner Braut". Das ist der Choral, den Goethes Mutter und die anderen frommen Freundinnen Fräulein von Klettenbergs ihr an ihrem Totenbett sangen. — All die Stimmen, die einst gesungen haben, und jetzt schweigen!

Ich mache das Buch zu und lehne mich zurück in den alten Domherrnstuhl. Die Kirche ist leer und still, nur eine große Fliege summt irgendwo gegen die Fensterscheibe. Leere, Stille! Keine Friederike auf dem Sitze neben mir; aber auf diesem braungemalten Holz hat ihre Hand geruht . . .

Von der Kirche gehe ich quer hinüber nach dem Pfarrhof. Da liegt er, neu und blumenumrankt, — und horch! Stimmen und Gelächter dringen durch das offene Fenster wie zu Goethes Tagen. Nach hinten hinaus liegt der Hof, über den ein großer Walnußbaum seine Äste breitet, und hinter dem Hof ist die alte Scheune, wo Goethe und sein Freund Wehland den Versuch machten, die Staatskarosse der Familie Brion mit neuem Farbenanstrich herauszuputzen; da sie jedoch vergessen hatten, das Trockenmittel in die Farbe zu mischen, wollte der Wagen durchaus nicht trocken werden, und schließlich mußten sie, von Friederiken und ihrer Schwester angeleitet, die ganze Farbe abwaschen, und der Wagen sah ärger aus als je! Vielleicht war es zu jener Zeit, daß Goethe das „Zuckerbeckerwesen" aus Straßburg kommen lassen mußte.

Ich stehe draußen am Wege und gucke über das Gitter, um meine Aufzeichnungen zu machen. Da merke ich, daß mich jemand betrachtet; ich sehe auf und erblicke ein junges Mädchen, das am offenen Fenster des ersten Stocks sitzt und über den Fremden lacht. Sie trägt ein blaues Kleid, und die großen, schwarzen Elsässer-Schleifen zieren das

Digitized by Google

blonde Haar. Auf meinen höflichen Gruß errötet sie. Und so verlasse ich Sesenheim, nachdem ich wenigstens einen Schimmer von Friederiken gesehen habe.

V.

„D. 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beysammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich ietzt so rein und still bin wie die Luft so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ichs verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschafft und Treue verwendet habe, ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit iener Zeit noch überliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt . . . daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in iede Laube, und da mußt ich sizzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond, ich erkundigte mich nach allem . . . fand alte Lieder die ich gestifftet hatte, eine Kutsche die ich gemahlt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche iener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig und man fand ich sey jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kan."

So schrieb Goethe im September 1779 an Frau von Stein über sein Wiedersehen mit Friederike nach achtjähriger Trennung. An anderer Stelle bemerkt er: „Ich besuchte unterwegs Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch ebenso gut, liebevoll und zutraulich, gefaßt und selbständig."

Goethe war inzwischen ein großer Mann geworden, der Günstling Karl Augusts und Weimarer Minister. In der Gesellschaft des Herzogs hatte er eine Reise nach der Schweiz unternommen, und auf der Rück-

Digitized by Google

reise von dort war es, als er jenen Versöhnungs-Abstecher nach Sesenheim machte. Vielleicht verstand Friederike nun, warum seinerzeit der goldene Ring entzwei brechen mußte.

Aber sie blieb einsam bis an ihr Lebensende. Nachdem die Eltern gestorben waren, zog sie mit einer jüngeren, unverheirateten Schwester nach Rothau, wo ihr Bruder Pfarrer war. Dort eröffneten sie ein kleines Geschäft mit Steingut und Kurzwaren? Im Kirchenbuch sind die beiden demoiselles Brion als négociantes eingetragen. Ja, Goethes Friederike stand im Laden und verkaufte Steingut!

1801 ging sie zu ihrer verheirateten Schwester, Frau Marx, nach Meißenheim an der Lahr in Baden, und hier verbrachte sie ihre letzten Lebensjahre. Die Kinder der Stadt nannten sie „die große Tante"; sie soll groß, schlank und mager gewesen sein mit schönen freundlichen Augen. Als im Jahre 1812 „Dichtung und Wahrheit" erschien, lebte sie noch, hat aber wohl kaum die darin enthaltene Schilderung der Sesenheimer Episode gelesen. Daß sie nicht vergessen hatte, zeigt eine Äußerung in einem Brief an ihren Neffen in Rothau. Neckend erzählt sie ihm, daß seine Meißenheimer Flamme vom vorigen Sommer sich mit einem andern verlobt habe; — „aber hier gibt's andere, mit denen du dich trösten kannst; das fällt euch jungen Herrichens ja nicht so schwer!" Sie starb am 3. April 1813. Ihr Grab schmückt ein Stein mit ihrer idealisierten Porträtbüste und folgender Inschrift (von Friedrich Gepler):

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Ich stand an einem Augustmorgen an Friederikes Grab; ich ging in die große, helle, im Rokokostil erbaute Kirche, wo sie während ihrer letzten Lebensjahre Sonntag für Sonntag gesessen und die Predigten ihres Schwagers mitangehört, wo sie die Bilder längs der Orgeltribüne, das Leiden Christi darstellend, betrachtet hatte. Ich besuchte den Pfarrhof, wo sie gewohnt hatte, und sah ihre Stube, in der gerade der Geburtstagstisch für ein Kind des Hauses gedeckt war; — „aber jetzt sind sie alle auf'm Feld und helfen Korn einfahren," erzählte mir die freundliche, alte Magd, die mich herumführte. Es war kühl in der großen Diele des Pfarrhauses, in dem grünlichen Licht zweier Kastanienbäume, die vor den Fenstern standen, — und in Friederikens Stube wartete der Geburtstagstisch mit Chokolade und selbstgebackenem Kuchen auf die Kinder, die bei der Ernte helfen . . .

Digitized by Google

Heim, — Traulichkeit — Idyll — all das, worin Goethes animula vagula ſich nicht zurechtfinden konnte — er „der Flüchtling, der Unbekannte, der Unmenſch ohne Zweck und Ruh."

Es iſt ein warmer Tag, und ich gehe ſtill durch das Dorf, vorbei an Häuſern mit grünen Fenſterläden und an Gärten mit Malven und Georginen. Überall weite Anger mit ſaftigem Gras, überſchattet von Apfelbäumen, duftend von Roſen und Nelken, die zwiſchen rieſigen Schirmpflanzen und Ranunkeln wild wachſen. Alles iſt reich und üppig in ſeiner tiefen, grünen Unendlichkeit — der Garten des Paradieſes . . .

Nur wenige Tage ſpäter war ich in einer Großſtadt, die gerne Paris imitiert. Ich ſaß vor einem Café in einer der Hauptſtraßen. Rings um mich ſchnaubte der ganze Apparat der modernen Kultur, die Ziviliſation der Plakate, Automobile, Kinematographen und ſtarker, giftiger Getränke. Längs des breiten Boulevards erhoben ſich noble Häuſer mit heruntergerollten regelrechten Perſiennen, Engländer fuhren im break durch die Straße, die Zeitungsverkäufer ſchlängelten ſich zwiſchen den Mormortiſchen hindurch, verſchwanden in dem halbdunklen Innern des Cafés, kamen wieder hinaus und liefen weiter. Und vorbei ſtrömten ſie, die Frauen der modernen Kultur, bleich, gepudert, krank. Da mußte ich mitten in Lärm und Staub, im übeln Geruch der Automobile an die fernen Täler Germaniens denken, an Heſſen und Elſaß, an Lotte und Friederike und an ein kleines, altes Mütterchen, das mich in Meißenheim auf der Straße von einem Stutenwagen herab mit freundlich runzligem Geſicht ſo lieb gegrüßt hatte . . .

Digitized by Google

Großstadtgewitter *) / Von Otto Walter

Über diese Last und Qual von Mauern
Fährt wie über Schluchten hoch das Wetter. — — —

Aus der engen Gasse, wo die Häuser
Dumpf und streng und ohne Schimmer ragen,
Aus der trüben, lampenscheuen Klause
Suche ich den Himmel und die Blitze. —
Alle Dächer dampfen
Und der Rauch von tausend Schloten
Wirbelt, weht wie schwarze Flaggen
Über das viereckige Himmelsstück,
Das trostlos zu meinen Häupten hängt.
Feig und häßlich blinken die Laternen
Wie zerlumpte Diebsgesichter
Aus dem Dunst der niedern Schenken — — —
Und der Schutzmann, dessen Mantel stäubt,
Drückt sich schimpfend in die Flucht der Mauern
Und scheucht grimmig ein paar Gassenhunde,
Die tropfnaß nach Wind und Wetter heulen.

Alle Menschen hasten
Furchtsam und mit scheuen Stirnen,
Raffen ängstlich Tuch und Schleier fester,
Ziehn die Schultern hoch und reden flackernd,
Kindern gleich, die Nacht und Nebel fürchten,
Wenn ein herrlich-hoher Schlag
Hoch vom vollen Sommerhimmel
Wie ein junger Held aus froher Schlacht
Stäubend in die dunkle Gasse bricht.

Muß ein wundersames Klingen sein
In den blanken Weiten droben
Und ein selig-helles Streiten,
Daß mich heimatwunden Berggesellen
Sehnsucht übermächtig und verworren
Aufjagt,
Hochzuklimmen auf die Türme Wiens,
Auf die steilste Spitze von Sankt Stephan,
Mit hochroten, heißen Wangen
Und mit meinen jungen Fäusten
In den hellen Sturm zu langen
Und mein Herz in seine Kraft zu stellen,
Der jetzt meiner fernen Heimat
Wälder biegt,
Firnen stäubt
Und die Menschen aufrecht lassen muß,
Weil sie lachen, wenn die Erde schüttert
Und die königlichsten Mienen tragen,
Wenn die Not von allen Türmen läutet
Und die Dämme brechen.

*) Aus dem soeben erschienenen Gedichtbuch: „Auf junger Erde", von O. Walter.

Digitized by Google

Gralsucher*)

I. Wilhelm Fischer in Graz

:: :: Von Franz Zach :: ::

Wilhelm Fischer gehört zu den mutigsten Lebensbejahern unter den zeitgenössischen Dichtern. Er glaubt unerschütterlich an das Gute im Menschen und in der Welt, und diese bejahende Lebensanschauung gibt seinen Werken etwas Ruhiges und Abgeklärtes, etwas Sonniges. Still, aber stark und kernig wie seine Heimat sind seine Bücher — so recht für die Feierabendstunde, für den stillen Heimgart nach des Tages Taumel. Menschen, denen echte Poesie lieber ist als nervenerregendes Unterhaltungsfutter, werden an diesen abgeklärten Büchern ihre Freude haben. Und diesen Stillen möchte ich Wilhelm Fischer zum Freunde machen.

Dr. Wilhelm Fischer wurde 1846 in dem Städtchen Czakathurn auf der Murinsel geboren und lebt seit seinen Universitätsjahren in Graz, das ihm zur zweiten Heimat geworden ist, ein stilles Gelehrtenleben. Gegenwärtig ist er Kustos der steiermärkischen Landesbibliothek Joanneum. Als er seine dichterische Laufbahn begann, stand er bereits an der Schwelle der Mannesjahre. Seine Werke lassen deutlich erkennen, wie er sich allmählich entwickelt und selbst gefunden hat.

Im Anfang fesselte ihn die Vergangenheit, vor allem das klassische Altertum. Reifer geworden, wandte er sich der deutschen Sage und Geschichte zu, um endlich nach einer Abschweifung zur italienischen Renaissance im zeitgenössischen Leben der Gegenwart zu landen. Seine reifsten Werke sind auf dem Boden der steirischen Heimat erwachsen.

Im Jahre 1880 erschien Fischers erstes Werk „Atlantis", ein phantasievolles Epos. 1882 trat er zum erstenmale als Prosaerzähler auf mit seinen „Sommernachtserzählungen". Ein Band Liebesnovellen voll glühender Leidenschaft. Dann folgte das Frühlingsidyll „Anakreon",

*) In allererster Linie wurde der „Gral" freilich zu dem Zwecke geschaffen, der katholischen Literatur Platz und Raum an der Sonne zu erkämpfen. Das ignorierende Verhalten akatholischer wie katholischer Kreise hatte die dringende Notwendigkeit einer entschlossen katholischen Literaturrevue erwiesen. Trotz seines eigenen und besonderen Standpunktes aber will und kann der Gral nicht achtlos an dem vielen, ethisch und künstlerisch Gesunden und Bedeutenden vorübergehen, das die „anima naturaliter christiana" außerhalb des wohlbehüteten Gottesgartens katholischer Kunst hervorgebracht. Diese zweite bedeutende Aufgabe, dem Volk auch die Wege zu weisen zu den wahrhaften künstlerischen Schätzen nichtkatholischer moderner Dichter, hatte er sich ebenfalls von allem Anbeginn gestellt und er hat sich in diesem Sinne niemals vom lebendigen Strome nationaler Geistesarbeit abgeschlossen. Dies zu behaupten zeugt von Unverstand und von Unfähigkeit, die Wesenszüge

Digitized by Google

ein Stück antiken Lebens in der Beleuchtung romantischen Empfindens. Ganz im Bannkreise der Romantik stehen „Lieder und Romanzen" (1884). Dann hörte das Publikum lange nichts von Fischer. Erst 1891 ließ er wieder eine Novellensammlung „Unter altem Himmel" erscheinen, Erzählungen im Stile älterer Meister. Durch diese Nachbildungen älterer Geschichten suchte Fischer zum richtigen Erzählerton zu gelangen. 1894 kamen die Renaissance-Novellen „Mediceer". — Noch immer arbeitete der Dichter an seiner Entwicklung — an der Hand der beiden großen Erzähler J. K. Meyer und Gottfried Keller suchte er seine eigene, volle Individualität zu gewinnen. In den „Grazer Novellen" (1898) zeigt er sich bereits auf der Höhe seiner Kunst. „Es ist kein Zweifel mehr, der Dichter hat sich gefunden, die Spuren mühsamer Arbeit sind verschwunden, rein und in sich geschlossen stehen Figuren, Szenen und Motive da. Er ist zwar der Alte geblieben mit seinem Herzen voll Poesie, mit seinem Sinn für das Stimmungsvolle, aber er hat gelernt, fest in seinen eigenen Schuhen einherzugehen — schlicht und einfach erzählt er, was er mit seinem inneren Auge geschaut hat."

Schon durch seine „Grazer Novellen", noch mehr aber durch seinen ersten Roman „Freude am Licht" (1902) hat Fischer einen Platz neben den besten Erzählern Oesterreichs erklommen. Nun erschien für ihn auch die Morgenröte des Erfolges. Bisher war er unbeachtet geblieben, denn er hatte sich nie um die Mode gekümmert, er war nur seinem Wesen getreu geblieben. Als steirischer Heimatdichter war er, der sich nie um das augenblicklich herrschende Schlagwort gekümmert hatte, nun mit einemmale modern geworden.

„Freude am Licht" hat die steirische Heimat zum Schauplatz und enthält die Entwicklungsgeschichte eines Menschen, der von edler Abkunft, schon in frühester Jugend in niedrige Verhältnisse kommt, aber durch eigene Kraft sich den Platz im Leben erringt, der ihm gebührt, weil unbewußt in seiner Seele auch in der trübsten Zeit der Drang nach dem Edlen, Guten, die Freude am Licht lebt und ihn stets den rechten Weg finden läßt. Es ist ein Spiegelbild von des Dichters eigenem Leben und Ringen. Und als Fischer das Werk vollendet hatte, und es durchlas, um ihm einen Namen zu geben, da leuchtete ihm, wie er

---

eines katholischen Literaturprogrammes zu erfassen. Da wir es nun heute erleben können, daß gerade auch von Seite katholisch-literarischer Kreise der Versuch unternommen wird, einer undeutschen, im innersten Marke kranken Dekadenzliteratur den Weg tief ins katholische Volk hinein zu bahnen, so wird die Pflicht um so dringlicher, die unserm Denken und Fühlen doch innerlich tief verwandte, gesunde und klare Dichtung moderner nichtkatholischer Poeten uns nahe zu bringen. Gottlob: es sind uns vor allem in jüngster Zeit eine ganze Reihe von Künstlern erstanden, deren Werk den Segen hoher Schönheit und Reinheit trägt und die blutleerem Aesthetentum Frische, Wärme, Kraft und Gewalt entgegensetzen: Gralsucher, nach denen wir uns in Liebe umsehen sollen! — Wir hoffen, eine zwanglose Reihe solcher Dichtermonographien in folgenden Heften publizieren zu können.

Gral-Redaktion.

Digitized by Google

selbst schreibt, daraus etwas entgegen, an dem er Freude hatte, denn es war wie Licht. Und er nannte aus dieser Empfindung heraus sein Werk „Die Freude am Licht". Das war nomen et omen. Denn dieses Werk bezeichnete den Anbruch des hellen Tages für ihn. Seine Stimme verhallte jetzt nicht mehr ungehört, sie erweckte Wiederklang in tausend Herzen, die durch ihn Freude am Licht empfingen.

Dieser Roman hat bereits die zwölfte Auflage erlebt, und er verdiente noch viel mehr Leser. Denn er gehört zu jenen stillen, poesievollen Büchern, die man nicht bloß einmal liest, sondern immer wieder gern zur Hand nimmt, um sich daran zu erquicken. Dieser Roman ist ganz in Licht und Sonne getaucht — der Held ist eine Licht- und Siegernatur, wie sie mit solch unerschütterlichem Glauben an Freude und Sonne seit langem nicht mehr in unserer Literatur lebendig gemacht wurde. Und solche Sonnenkinder brauchen wir heute — Schattenkinder hat unsere moderne Literatur ohnehin mehr als genug.

Fischer ist eine lichtfreudige Natur und daher kann er auch Lichtgestalten besser zeichnen als kraftlose Schattenwesen. In seinem nächsten Romane „Hans Heinzlin" versuchte er einen rückgratlosen Schwächling zu gestalten, einen Menschen, der viel von sich hält und nichts wird und dem dieses Bewußtsein wie ein Bleigewicht in allen Tagen im Herzen hängt. Dieser obersteirische Bildschnitzer Hans Heinzlin, dem die Sünde der Unzufriedenheit im Innern sitzt wie ein Feind, der ihn knechtet und blendet, und dem keine Freude ins Herz hinein scheint, ist das Gegenstück zu Paltram in „Freude am Licht". Der Dichter hat ihn mit sichtlicher Liebe gezeichnet, aber so gut wie der Zenz Paltram ist er ihm doch nicht gelungen. Weit besser ist das Liebespaar (Heinzlins Tochter und der Jäger) geraten — da scheint eben wieder die Sonne. Am Schlusse bricht die Freude am Licht wieder vollends durch und flutet durch alle Zeilen. Fischer kann es eben nicht lassen, Licht zu sehen und zu finden.

Bedeutet „Hans Heinzlin" gegen „Freude am Licht" auch keinen Fortschritt, so ist das Buch doch ein neuer Beweis, daß Fischer ein echter Dichter ist. Er hat die „schlichte, geradlinige, unnervöse Erzählerart eines Gottfried Keller".

Nun trat Fischer auch als Dramatiker auf mit dem fünfaktigen Trauerspiel „Königin Hekabe". Das Stück spielt vor Troja unmittelbar vor der Heimfahrt der Griechen und enthält Stellen von wunderbarer Schönheit. Mutterliebe und abergläubische Furcht sind die beiden Angelpunkte. Mit festem Griff handhabt Fischer Technik und Vers. Nach meinem Dafürhalten müßte die Bühnenwirkung eine tiefe und erschütternde sein. Aber unser heutiges Theater ist leider kein Boden für solch tiefernste Stücke.

Den Höhepunkt seiner Künstlerschaft erstieg Fischer mit seinem „Lebensmorgen". Nur ein Mann, der selbst im Herzen Kind geblieben ist und in sich selbst die Keuschheit des Lebensmorgens trägt, kann die

Digitized by Google

Kinder so schildern, wie Fischer es hier getan, so erdenfroh und dem Himmel verwandt. Und nur ein Dichter, in dem selbst die schöpferische Kraft der kindlichen Phantasie lebendig ist, konnte uns das Reale so schön und zugleich in so wunderbarer Beleuchtung zeigen, daß wir wie durch ein lieblich lächelndes Märchen zu wandeln vermeinen, sagt mit Recht einer seiner Kritiker. Fischer hat ein Herz, in dem die Sonne beständig scheint und weil er ein solches Herz hat, darum sieht er auch überall Dinge, die gewöhnliche Menschen nicht sehen. Mit seinen reinen Kinderaugen schaut er die Erde in ihrer ganz wunderbaren natürlichen Schönheit und seine Seele verschwistert sich mit allem, was da um ihn leuchtet und blüht, singt und klingt — und nun nimmt er die Kinder an der Hand und führt sie hinein in diese Zauberwelt. Mit einem Zauberschlüssel sperrt er das Pförtchen neben dem alten Stadttor auf und führt die Kinder in das herrliche Schloß und in das Kämmerlein der alten Frau, die auf einmal so schön wird, weil sie gut ist — und zeigt ihnen den Lebensbaum, von dessen Zweigen die Musik der guten, fröhlichen Menschenseelen klingt. Auch den Kapellmeister möchte er ihnen zeigen, doch der ist zu hoch für Menschenaugen. Nur der Falke, der fromme Glaube, fliegt zu ihm empor und holt den köstlichen Trank, der jeden heilt, den Neid und Bosheit krank gemacht haben. Ja, gut sein, das heißt schön und gesund und glücklich sein. Und dann führt er die Kinder wieder hinaus ins freie Feld und hier findet er das Regenbogenschüsselchen, das von den Engeltränen der Mitfreude seinen wunderbaren Glanz erhalten hat, das aber nur der sehen kann, der seinen Mitmenschen Freude macht. Und wie die Kinder sich vornehmen, ja recht gut zu sein und allen, die mit ihnen und um sie sind, Freude zu machen, da leuchtet die Sonne heller auf denn je und auf ihrer Strahlenkrone segelt „das goldene Schiffsvolk" der echten Sonnenfröhlichkeit in ihre Herzen hinein und macht dieselben so hell, und froh, daß auch das Auge hell wird und die kleinen Wichtelchen mit ihrem Haus aus Bergkrystall sieht, die so fleißig und arbeitsfroh sind. Denn froh sein heißt auch wieder gut sein. Dann gibt er ihnen wieder die grüne Fahne des Lebensmutes mit dem goldenen Sterne der Nächstenliebe in die Hand, mit der man das verschwundene Land der Welt erobert und dazu noch den grünen Paradeisstein der Zuversicht und des Glaubens, der alles Wehtum heilt, das von der Wissenssucht herstammt, und er zeigt ihnen noch das „Schloß der Frau Sonne", das der Inbegriff alles guten und Schönen ist, und in dem als das Höchste die Liebe wohnt und mit milden Armen derer harrt, die in sich selbst die große, alles umfassende Liebe getragen und um dieser Liebe willen gelitten haben. Denn die Welt ist kein Paradies und heischt Arbeit, Kampf und Entsagung, und es ist eine Feengabe, sich mit dieser Welt abzufinden, das Notwendige zu wollen. Wer aber aus gutem, reinem Herzen heraus sich dieses Ziel gesetzt hat, der wird es auch erreichen.

Digitized by Google

Wenn das Wort wahr ist: „für die Jugend ist nur das Beste gut genug", dann ist „Lebensmorgen" ein Buch für die Jugend, denn hier werden die Kinder in eine Welt eingeführt, die eine Sonnenwelt ist. Aber auch den Erwachsenen mit Kinderherzen, die aus den Irrgängen der Welt wieder herausgefunden haben, wird dieses Buch ein guter, lieber Begleiter durchs Leben sein, denn es führt sie wieder zurück ins Friedensland der Jugend. „Lebensmorgen" ist ein goldenes Märchenbuch mit dem prächtigen Landschaftsbild von Graz als Hintergrund — eine wundersame Verbindung von Märchenwelt und Wirklichkeit. Das ist ein Buch, wie die deutsche Literatur nicht viele hat; es ist wohl auch unter all den schönen Musengaben Fischers das reinste, abgeklärteste Kunstwerk.

Fischer ist eine lebensfrohe Sonnennatur mit einem gläubigen Kindesherzen. Schon aus den Titeln seiner Werke leuchtet uns seine sonnige Lebensauffassung entgegen: „Freude am Licht", „Lebensmorgen", „Sonne und Wolken" (eine Aphorismen-Sammlung). Und „Sonnenopfer" heißt der Roman, der 1908 erschien. Und in der Tat, auch dieser neue Roman liegt auf der Sonnenseite. Schon aus dem ersten Kapitel flutet uns die Sonne entgegen, deren warmes Licht sich über das ganze Buch ergießt. Die Personen des Romanes, der Held Raimund vor allem, dann Burgei, die wie der helle Tag ist, und ihr Vater, der Bauer und Kurpfuscher Graschner, der die Sprache der Pflanzen so wundersam versteht, Günther, eine lichte Sonnennatur, ebenso die Nebenpersonen sind anschaulich gezeichnet. Der Aufbau ist klar und schön, die Handlung aber ist dünn. Wir haben es hier mit einem psychologischen Roman zu tun und als solcher ist er zweifellos die Frucht eines hochbegabten Dichters, voll wundersamer Lichtgestalten, die unsere Seele beschwingen und aufwärts tragen — fast etwas zu gedankenschwer. Der Dichter ist etwas zu nachdenklich geworden, die Kräuter- und Sonnenphilosophie des alten Graschner nimmt einen zu breiten Raum ein, so tiefsinnig und schön sie auch an sich ist. Nach meinem Empfinden ist Fischer in diesem Buche zu viel Philosoph, auch seine Sprache leidet darunter, sie hat etwas Schweres und macht durch den zu großen Bilderreichtum oft den Eindruck des Geschraubten und Gequälten. Freilich, wo er große Gedanken ausspricht, steht die Sprache gut, aber als Werkzeug für die einfache Erzählung ist sie zu schwerfällig und gekünstelt. Doch das sind im Vergleich zu den großen Vorzügen des Romanes immerhin nur nebensächliche Schwächen. Fischer ist ein Dichter von so stämmiger Eigenart, daß er auch Kritik seiner Schwächen gar wohl vertragen kann. Den Hintergrund dieses Romanes bildet der Untergang des steierischen Gewerkewesens, der Kampf der kleinen Eisenwerke mit dem Großbetrieb. Die Gebirgswelt von Vordernberg und Eisenerz mit ihren intimen Schönheiten wird in farbensatten Bildern gezeichnet. Fischers Art der Naturschilderung ist von einem ganz eigenartigen Zauber.

Digitized by Google

Doch Fischers ureigenste Welt ist das Märchen mit seiner wunderbaren Zauberwelt und den kindlichen einfältigen Kreis der Ideen. Er liebt träumerische Menschen, die Dinge hören und sehen, welche nur Sonntagskinder sehen und hören. Solche Sonntagskinder zeigt er uns wieder in seinem neuen Band Erzählungen „Murwellen". Hier schlägt das Märchen seine blauen Augen auf. Schon die Titel „Die himmelblaue Stadt", „Die Silbernacht", „Die Meerminnen", „Wunschzauber", „Das Paradiesgartel" verraten uns den Inhalt. Die lenzhafte Weiblichkeit und die Frühlingsnatur, das sind die beiden Lieblinge des Dichters — über beiden schwebt die Zauberin Liebe. Es sind märchenhafte Liebesträume — das Ende ist traurig und doch verklärt vom Sonnenlicht einer tieferen Lebensauffassung. Meist sind es zwei Jünglinge, die ein Mädchen lieben — der eine gewinnt es, der andere geht traurig von dannen. Aber es ist ein keusches Reich, in das uns Fischer führt. Wo seine Menschen gehen, bleibt eine Lichtspur zurück. Das ganze Buch ist von einem Äther von Frohsinn nnd Sonnenlicht umgeben. Was es aber besonders wertvoll macht, ist der heimatliche Erdgeruch, den es ausströmt. Es ist ein schöner Naturhymnus auf die Grazerstadt und ihre Umgebung. In immer neuen Bildern schildert er das Paradies, das er nun seine Heimat nennt. Fischer ist so recht eigentlich der „Dichter von Graz". So reizend und sinnig ist die schöne Murstadt mit ihrer idyllischen Umgebung wohl noch nie in der deutschen Literatur verherrlicht worden, wie durch Fischer in „Lebensmorgen" und „Murwellen". Für diese beiden poetischen Denkmale sollten ihm die Grazer aus Dankbarkeit ein Monument setzen an einem lauschigen Plätzchen auf dem Schloßberg. Wenigstens sollte jeder feinfühlige Grazer diese beiden Bücher in sein Haus nehmen und den Sonnenschein kennen lernen, den Fischer über die Grazienstadt zu breiten weiß.

Fischer hat die Schwelle des Greisenalters längst überschritten, aber seine Schaffensfreude und seine Schöpferkraft sind jugendfrisch geblieben. Das beweisen seine beiden letzten Romane „Der Traum vom Golde" (1911) und „Aus der Tiefe" (1912). Der Held des ersteren ist ein Bergmann aus der Schladminger Gegend (Obersteier) und schildert das steirische Oberland mit auserlesen prächtigen Farben. Letzterer spielt im alten Graz in der Zeit der Franzoseneinfälle. In diesem Romane hat Fischer in der Heldin eine edle Frauengestalt geschaffen, — sie ist das lebendige Widerspiel des Zenz Paltram in „Freude am Licht" — für die wir dem Dichter besonders danken müssen in unserer feministisch kranken Zeit. Es kann überhaupt nicht hoch genug angeschlagen werden, daß Fischer ganz frei ist von jener perversen Erotik, die sich in der modernen Romanliteratur zum Überdruß breit macht. Noch ein seltener Vorzug Fischers sei besonders hervorgehoben: er schreibt ein durch und durch edles Deutsch — er ist einer unserer ersten Sprachkünstler.

Digitized by Google

Fischer, der Romantiker von Graz, ist ein Sonnenkind, dem die Märchenfee an der Wiege saß. Wie ein scheues Reh aus Waldesdickicht lugt seine Muse mit Märchenaugen hinein in unsere Kulturwelt voll Qualm, Lärm und Unruhe. Edelheit im Denken und Fühlen ist ihm in die Seele geschrieben. In seinem Dichterherzen rauscht unaufhörlich ein Quell — und der ist Sonnenfreude am Leben. Die ganze Erde ist ihm ein großer Freudensaal, aus dem die Sonne herausschaut bei allen Fenstern. Aber an dieser Freude am Leben ist nichts vom krankhaften Lebensübermut eines Nietzsche, es ist die Lebensfreude eines Kinderherzens. Das Sonnenlicht, das im Wasser glänzt und auf den Bergen liegt, ist für ihn eine goldene Schrift, die er zu lesen versteht wie wenige. Überall in der Natur geht er den Lichtspuren der Schöpferhand nach mit dem Ernste eines gläubigen Gemütes. Mit offenem Sinn ehrt er und anerkennt er das Schöne und Wahre, wo immer er es findet. Fröhlichkeit und Gottesfurcht kommen ihm aus *einem* Herzensquell. Und der Weg vom Menschlichen zum Göttlichen geht ihm durch das Kindliche hindurch. Seinen Dichtungen ist daher zumeist eine solche Reinheit aufgeprägt, daß wohl kein guter Mensch ihrem Zauber sich entwinden kann. Seine ganze Dichtung ist wie ein warmer Sommer, der das Eismeer unserer realistischen Literatur und seine Gletscher in ihre Schranken zurückdrängt.

Mit religiösen Problemen beschäftigt sich Fischer in seinen schön literarischen Werken nirgends direkt, aber es liegt in ihnen allen wohltuende religiöse Wärme. Und obschon Fischer kein Katholik ist, so kann ich mich doch an kein Wort in seinen Romanen und Novellen erinnern, das katholisches Empfinden verletzen würde. Gewiß, er kann nicht geben, was er nicht hat, er ist eben kein Besitzer, sondern ein Sucher des Grals. Aber er ist ein warmer Künder kindlichen Gottesglaubens und damit ist er als Dichter auch der Künder der tiefsten Bewußtseinssphäre des Volkes, das an der Religion festhält und keinen Zweifel hegt an Gottes Dasein. „Die Schönheit der Antike und die Ethik des Christentums, beide erfüllt von der Innerlichkeit und Tiefe germanischen Denkens und Fühlens, das sind die Sterne, die sich in geruhigem Glanze in den Fluten seiner Dichtung spiegeln."

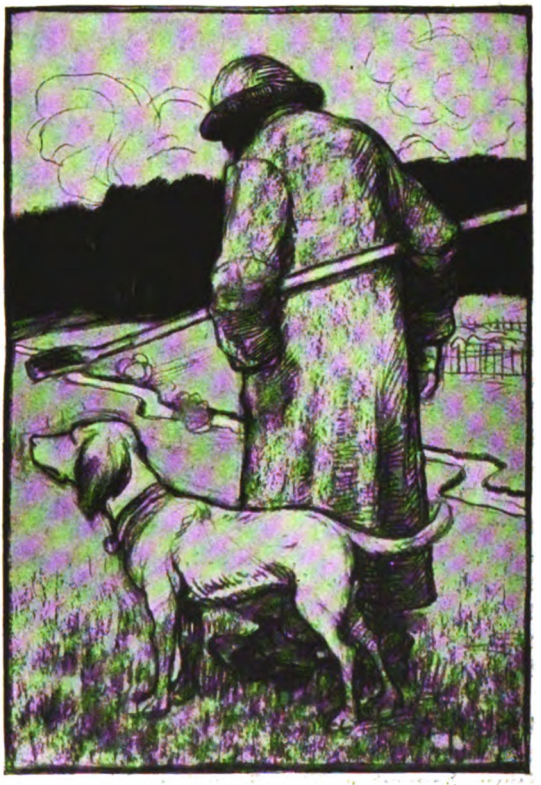
Wilhelm Fischer verdient entschieden noch mehr Verbreitung, als er bisher gefunden hat, denn er ist unstreitig einer der feinsten und eigenartigsten unter den Dichter-Individualitäten Österreichs. Fischer will auserwählte Leser, Leute von feinem Geschmack und Empfinden, die dichterisches Fühlen mitbringen und eines wirklichen poetischen Genusses fähig sind; solchen bietet er wirkliche Poesie und damit auch wirkliche Unterhaltung. Wem das Lesen ein Feierabendglück nach getaner Arbeit bedeutet, der greife zu seinen Büchern — Märchenzauber und Sonnenschein werden ihm hineinströmen ins verstaubte Herz.

Digitized by Google

Matthäus Schiestl

Von Dr. Rudolf Huber

Es ist schon die Frage erörtert worden, welchen Höhenweg die deutsche Kunst wohl genommen hätte, wenn sie nicht nach glorreichem Aufstiege durch eine am Beginne der Neuzeit übermächtig einwirkende fremde Kunstbewegung, die „antikisch-welsche Kunstmanier", in gesunder Entwicklung gehemmt und unterbrochen worden wäre. August Reichensperger hat u. a. solcher Anklage gegen das Einbrechen der Renaissance in Wort und Schrift mit dem Feuer seiner Überzeugung und Sprache Ausdruck verliehen und die Darstellung seines Freundes Janssen namentlich in dem sechsten Bande der „Geschichte des deutschen Volkes" beeinflußt. Zeitgenossen der beiden und spätere traten hinwieder als Anwälte der bekämpften Kunstrichtung auf und wiesen auf die Fülle des Wertvollen hin, das uns durch die Renaissance und aus ihrer Durchdringung mit deutschem Geiste geschenkt worden sei.



Schäfer

Wenn hier noch Zwiespalt der Meinungen herrscht, so finden sich die Streitenden leichter auf einem anderen Gebiete: in dem Wohlgefallen, das sich fast ungeteilt bis in die Gegenwart jenen Künstlererscheinungen zuwendet, in denen sich deutscher Geist und deutsches Wesen so rein darstellen, daß wir die Empfindung haben: hier ist alles Fremde über-

Digitized by Google

wunden; hier äußert sich eine nationale Kunst, deren Eigenkraft stärker ist als alles, was an äußeren Einflüssen ihr zuströmt. So ist Ludwig Richter, der in mehrjährigem Aufenthalt in Italien zum deutschen Künstler reifte, der Liebling der Nation geworden. So wirkt Moritz von Schwind in seinen besten und eigensten Schöpfungen auf uns und wir finden das stolze Bewußtsein solcher Fähigkeit auch die größten fremden Eindrücke dem deutschen Geiste zu assimilieren, wenn er im Rückblick auf den römischen Aufenthalt etwa erzählte: „Ich ging in die Sixtina, schaute mir den Michel Angelo an und wanderte nach Haus um am Ritter Kurt zu arbeiten."

An solche Meister denken wir, wenn wir das Werk Matthäus Schiestls betrachten, der schlicht und unaufdringlich, aber mit wachsendem Erfolge sich den Weg zu unserem Volke bahnte.

Ich bin ihm einmal flüchtig begegnet. Es war in der alten Salinenstadt Hall. Da malte er auf dem Künstlersitze seines Freundes, des Malers Alfons Siber, auf die frische Wand eines großen Hoftores die lebensgroße Gestalt Heinrichs von Bozen, des seligen Taglöhners. Diese knorrige Kraft, diese feste Sicherheit der Zeichnung, diese mit den einfachsten Darstellungsmitteln erzielte Charakteristik wirkten mächtig auf mich und prägten mir Art und Kunst des jungen Meisters aufs tiefste ein. Leider haben diesen ersten Versuch in Fresko an ganz exponierter Stelle Wind und Wetter wieder fast völlig von der Wand gewischt.

Bald danach sah ich zwei seiner Steinzeichnungen, die ich auch heute noch zu seinen besten Stücken zählen möchte: den Bergkönig und St. Christophorus. Dieser hing in der getäfelten Prunkstube einer alten Ritterburg des Eisacktales, wo alles Schwächliche und Unechte durch die Wucht des Milieus erdrückt worden wäre. Schiestls Blatt wirkte aber, als sei es für den stimmungsvollen Raum auf Bestellung geschaffen.

Der Gedanke an die alten deutschen Meister erwacht sofort, wenn man irgend eines von seinen Bildern betrachtet. Aber nicht durch äußere Mittel und Mittelchen wird diese Beziehung hergestellt. Es ist nichts gesucht Archäisierendes dabei, sondern es ist innere Seelenverwandtschaft dieses schlichten Meisters mit den Ahnen der deutschen Kunst: mit den Schongauer, Wohlgemut, Dürer, Altdorfer, die sich in verwandtem Schaffen äußert.

Am 27. März 1869 wurde Schiestl geboren. In Gnigl bei Salzburg, aber als Sohn eines Tirolers aus dem Zillertal, der nicht lange zuvor seine Heimat verlassen hatte und vier Jahre später in Würzburg seinen dauernden Wohnsitz nahm. Man weiß, wie zäh sich Tiroler Art vererbt. So betrachtet sich auch Matthäus Schiestl noch im Wesen als einen Sohn der Tiroler Berge, auf den Zufall der Geburt geringeres Gewicht legend. Und noch fester sind seine Beziehungen zu seinem Stammlande geworden, seit er vor sechs Jahren auf dem Schwendberg zwischen Zell und Mairhofen im Zillertal unweit der väterlichen Heimat ein Blockhaus erwarb, das er monatelang im Sommer und manchmal

Digitized by Google

auch im Winter mit seinem Bruder Rudolf bewohnt. Dort ist er der großartigen Firnenwelt des Talgrundes nahe, die er — ebenso wie die Hügellandschaft der neuen fränkischen Heimat — als Hintergrund auf seinen Bildern gern verwendet (Alpensee, Alpensage, Bergkönig u. a.).

Noch in einer Hinsicht mag man Schiestl mit den alten Meistern in Vergleich setzen: daß er bei dem Vater, der ein tüchtiger Bildschnitzer war, in die Lehre ging und zehn Jahre selbst mit dem Schnitzmesser arbeitete, ehe er — schon vierundzwanzigjährig — die Akademie bezog. Andere ziehen mit Künstlergebärden und Meistergewicht gleich auf die hohe Schule.

Und wiederum an die alten Künstlerfamilien gemahnt uns die Tatsache, daß das Talent des Vaters sich gleich auf mehrere Söhne vererbt; zwei Brüder unseres Meisters, Rudolf und Heinrich, haben sich, der eine besonders als Graphiker und Meister der Vignette, Heinrich als Bildhauer, geachtete Namen erworben.

St. Christophorus

Auf der Münchner Akademie waren Wilhelm von Diez und Ludwig Löfftz die Lehrer Matthäus Schiestls: tüchtige Künstler aus der vielgeschmähten

Digitized by Google

Pilotyschule; jener durch seine scharfgezeichneten und feingefärbten Kriegs-, Landsknechts- und Straßenbilder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges bekannt, dieser zu den besten Koloristen der Schule gehörig.

Aber stärker hat der väterliche Einfluß und das eigene Schaffen der Jugendjahre auf Schiestl gewirkt. Daher die fast reliefartige Gestaltung seiner Bilder mit den festen, klaren Umrissen der Figuren und der nichts weniger als kleinlichen Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes, bei dem er auch bestimmte Konturen der Gebäude und Felsen liebt: Elemente der Landschaft, die er mit feinem Raumgefühl zu seinen Menschen in Beziehung bringt. Allerlei Studien zu solchen füllen Schiestls Mappen: malerische Kirchlein oder Felsgebilde oder altersgraue Burgen oder charakteristische Häuser, die gleichsam organisch der Scholle entwachsend das Auge erfreuen.

Die Wertschätzung der sicheren Linienführung wurde weiter gefördert durch die Tätigkeit, die Schiestl 1895 und 1896 als Zeichner an der Tiroler Glasmalereianstalt des trefflichen Albert Neuhauser, damals unter Dr. Albert Jele's künstlerischer Leitung, übte. Eine Anzahl Entwürfe zu Glasgemälden zeigt, wie sehr er sich auch die Technik dieses Kunstzweiges zu eigen machte.

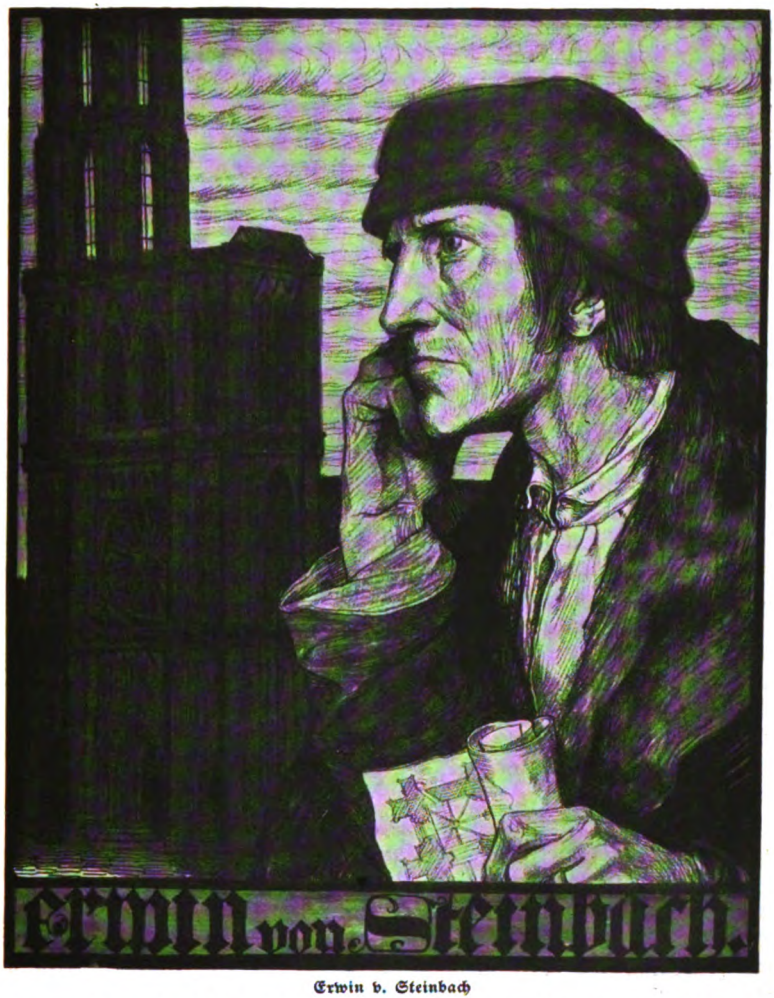
Das mag man übrigens auch als ein Erbe seiner akademischen Schule buchen, daß er die Linie niemals vernachlässigt hat.

Im letzten Jahrzehnt hat Schiestl in München seinen bleibenden Wohnsitz genommen.

Früh fand der Künstler den Weg zum Volke. Einfach und bieder, mit geringen Ansprüchen an das Leben, hätte er leichter als viele seines Berufes sein Auskommen gefunden, wenn hin und wieder ein Kenner oder ein Gönner eines seiner Gemälde entdeckt und erworben hätte. Aber seiner Mission bewußt verlangte ihn nicht nach einem Begräbnis erster oder zweiter Klasse für seine Schöpfungen. Sie sollten in Haus und Hütte gehen und dort erfreuen, anregen, erbauen. Und sie fanden diesen Weg und erfüllten ihre Aufgabe.

Es ist von den Dichtern oft gesagt worden, daß ihre besten Werke Selbstbekenntnisse sind. So scheint es mir auch in Schiestl's besten Sachen zuweilen, als spreche er darin sich selbst aus, als lege er einzelne Seiten seines Wesens, gleichsam wieder personifiziert, seinem geliebten Volke vor. Es steckt etwas von einem ritterlichen Poeten in ihm, von einem gottsuchenden Einsiedler, von einem alten Meister, von einem frommen, beschaulichen Mönche. Wohlan, so zeichnet er Oswald von Wolkenstein oder den minnemüden Ulrich von Liechtenstein oder die Meister Erwin von Steinbach und Albrecht Dürer oder die heiligen Einsiedler der Wüste, die stillen Mönche, wie Sankt Antonius oder Sankt Wolfgang oder Sankt Franziskus. Immer wieder zieht es ihn auch zu dem stillen Träumer Wendelin, der die Königskrone mit dem Hirtenstab vertauschte und in frommer Naturfreude die Schafe hütete. Je mehr er darin von seinem eigenen Wesen geben kann, desto besser

Digitized by Google



Erwin v. Steinbach

gelingen ihm die Darstellungen. — Darf man darin einen Grund erblicken, daß er — streng und männlich durch und durch — weibliche Wesen nicht mit der gleichen Sicherheit und Freiheit zu gestalten vermag? Sie haben dann und wann etwas Schematisches, nicht ganz ungezwungen Naives. Das schönste Frauenbild, das Schiestl gelang, ist vielleicht die Alpenfee, die auch in der frischen, unverzagten Farbengebung ebenso meisterlich geglückt ist, wie in der feinen Zusammenstimmung der großen Alpennatur mit ihrem lieblichen Symbol.

Volkstümlicher Kunst fehlt selten ganz der goldene Schimmer des Humors. Selbst seinen Heiligen steht das Volk mit einer behaglichen

Digitized by Google

Unbefangenheit gegenüber. In Schiestls Kunst begegnet uns öfter dieser Zug wie das frohe unverhaltene Lachen reiner Seelen. Es ist ein sieghafter Humor in der Darstellung, wie Sankt Georg mit seinen Eisenhänden, die Füße gegen den Felsboden gestemmt, den Drachen würgt, daß dem Gewürm die Zunge weit aus dem aufgesperrten Rachen tritt. Aus manchen seiner anheimelnden Bilder der Geburt des Heilandes mit den gabenspendenden Hirten klingt es uns entgegen wie aus den bäuerlichen Weihnachtsliedern:

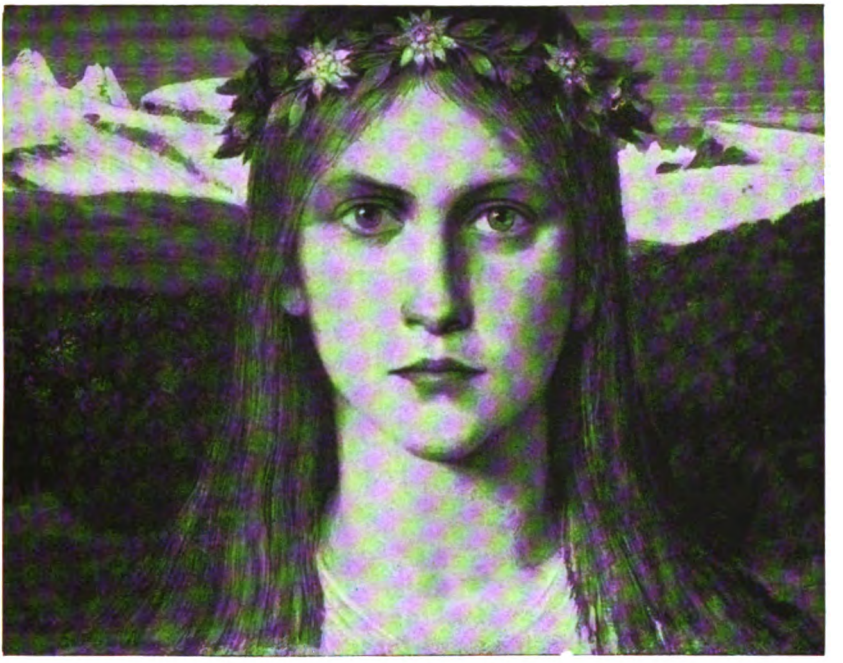
„Eier sein teuer
Und b'sonders heuer.
Dös woaß i g'wiß, daß dös Büabl schian lacht.
Wenn ihm sei' Muater a Schmarele macht."

Es ist öfter bemerkt worden, daß unser Volk auch mit dem Knochenmann auf vertrauterem Fuße steht als der Kulturmensch. Man denke an eine fein beobachtete Szene in Schönherrs „Erde"! Daher erklärt sich die alte Beliebtheit der Totentanzdarstellungen. Schiestl hat dies Motiv gleichfalls nicht ungern behandelt und den Tod bald als grausamen Feind, bald als Wohltäter des Menschen geschildert. Kaiserlicher Rat Robert Mader in Innsbruck besitzt ein Gemälde aus des Meisters Frühzeit: ein Steinbockjäger klettert die Felswand empor, um zu der seltenen Beute zu gelangen. Er gewahrt nicht, daß auf dem Felsvorsprung der Tod kauert und mit scharfer Sichel die herabhängende Wurzel durchschneidet, an der sich der kühne Jäger emporschwingt. — Eine Lithographie „Heimgang" (1900), auf der der Tod dem hilflosen erschöpften Bettler wie ein Bruder das Geleite gibt, mag als Beispiel für die zweite Behandlungsart des Stoffes genannt sein.

Sie leitet uns über auf andere Bilder sozialer Richtung, aus dem Alltagsleben der Armen und Ärmsten, derb, realistisch, aber mit den Augen des Menschenfreundes geschaut („Das Almosen des Armen" u. a.).

Die vornehmste Stätte aber, von der ein Künstler zu allen Ständen reden und geistig gesammelte Menschen erheben und begeistern kann, ist seit vielen Jahrhunderten das Gotteshaus. Es ist namentlich der hehre Festraum des gemeinen Mannes, der kein trauliches Heim sein eigen nennt; und was sein ungeübtes Auge in Büchern nicht zu lesen vermag, künden ihm — eine wahre biblia pauperum — die Gemälde dieses heiligen Ortes. Kein Wunder daher, daß die Künstler, denen die Wirkung auf das Volk am Herzen liegt, danach verlangt, auch zur Ausschmückung der Kirchen berufen zu werden. An Schiestl ist dieser Ruf wiederholt ergangen und wir dürfen uns nicht bloß um seinetwillen darüber freuen. Es ist in den letzten Jahrzehnten manches gesündigt worden durch geringeres Verständnis kirchlicher Kreise oder staatlicher Auftraggeber für wahre und ungeschminkte religiöse Kunst. Es ist oft das Glatte, Geschniegelte, das im falschen Sinne „Schöne" über Gebühr geschätzt worden, und es waren schwächliche Nachfolger

Digitized by Google



Alpenfee

der großen „Nazarener", eines Overbeck, Veit, Führich, Steinle, nahe daran, die kirchliche Kunst bei den wahren Kunstfreunden in Mißkredit zu bringen. Daß man Schiestl zu finden wußte, gehört mit zu den Symptomen gesunder Umkehr von falschen Bahnen.

Hatten schon zahlreiche Gemälde und Kunstblätter von seiner Hand religiöser Erhebung gedient, so stellte man ihn auch bald in den Dienst der eigentlichen Kirchenkunst und wies ihm Aufgaben von monumentaler Bedeutung zu, in denen er sich abermals erproben konnte. Einzelne Heiligenfiguren hatte er schon früher für Kirchen gemalt (Sankt Michael, Sankt Georg, Sankt Florian). Nun geschah es, daß er 1904 bei einem Preisausschreiben für die malerische Ausschmückung der Marienkirche in Kaiserslautern als erster Preisträger hervorging und sich an zwei figurenreichen Darstellungen zur Verherrlichung der Heiligen Jungfrau vor eine ihm bisher minder geläufige Aufgabe gestellt sah. In den folgenden Jahren 1905 und 1906 entstanden die zwei dreiteiligen Gemälde: „Maria, die Königin der Heiligen" und „Die Anbetung der Hirten". Die Gesamtlösung wird man in beiden Fällen eine glückliche nennen dürfen: die harmonische Verteilung der Gestalten im Raume darf ebenso gerühmt werden wie die liebevolle und sichere Charakteristik der einzelnen Heiligen und Hirten, besonders der prächtigen

Digitized by Google

Männerköpfe. Nur in der Behandlung der Gewänder auf dem ersten Bilde führt das Streben nach einfachen großen Linien hin und wieder zu einer gewissen Starrheit. Es ist der gleiche Fehler, dem wir bei der Lösung monumentaler malerischer Aufgaben in heutiger Zeit so häufig begegnen — eine erklärliche, aber doch zu bekämpfende Folge der Tatsache, daß die vorangehenden Generationen vielfach wahllos oder doch mit geringer Beachtung des Stilunterschiedes das große Kirchenwandbild gleich dem kleinen Andachtsbilde des Hauses behandelt hatten. Indem man sich der mühsam erkämpften Erkenntnis des großen Stils freut, fällt man zuweilen in den entgegengesetzten Fehler.

Übrigens können wir bei Schiestl das ernste Ringen um diesen Stil und um die von ihm verlangte große Linie weiter verfolgen, da er seither (1908) wieder zwei figurenreiche Freskobilder in den Chor der Sankt Bennokirche in München malte: die Übertragung der Reliquien des heiligen Benno in die Liebfrauenkirche (1580). Es ist eine feierliche Prozession; die Geistlichkeit im Ornate mit den Gebeinen des Heiligen, der hohe Adel mit der hochragenden Gestalt Wilhelm V. und daran sich schließend das fromme Frauenvolk in der kleidsamen Tracht der Zeit.

Einige Jahre später entstanden, abermals wie in Kaiserslautern im Auftrage des bayerischen Staates, die Bilder für den Flügelaltar der Johanniskirche auf dem Domberg zu Freising. Daß die Lösung der ihm übertragenen Aufträge voll befriedigte, beweist die zu Neujahr 1912 erfolgte Verleihung des Titels eines Königlichen Professors, die freilich das Wesen des schlichten bescheidenen Mannes nicht verändert hat. Aber als offizielle Anerkennung seines Schaffens mußte sie ihn doch erfreuen.

Die Theorie wird schwerlich darüber ganz ins reine kommen, wie weit die Gesetze der monumentalen Malerei der freien Wiedergabe der Natur Fesseln anlegen dürfen und müssen. Ich gestehe, daß ich einer etwas freieren Observanz zuneige und — von dieser Frage absehend — jenen Schöpfungen Schiestls den Vorzug gebe, wo er ganz frei seiner kerngesunden Eigenart folgte. Sie scheint mir aber am sieghaftesten in jenen Gemälden, kolorierten Zeichnungen und Lithographien hervorzutreten, mit denen er um die Jahrhundertwende seinen Ruhm begründete und sich seine treue Gemeinde gewann.

Digitized by Google

Drei Landschaften

Zeichnungen um das Ave Maria

Von Franz Friedrich Oberhauser

Claudian, der Wanderer, saß am Feldrain in abendlichen Bienenliedern. Er ließ den Stift sinken und faltete sein Buch, in dem er gezeichnet hatte.

Der Tag neigte sein müdes Haupt und gab mit letzten Händen sein flammendes Rosenrot. Vor den schauenden tiefleuchtenden Augen Claudians wellten sich die Ährenmeere bis hinaus, wo in zitternder Lautlosigkeit ein dunkelblaues Wallen über die Felder ging.

Drüben am Rande der wogenden goldenen Herrlichkeit blitzte silbern ein ziehendes Wellengetriebe. Auseinandergeschoben, erhoben sich jenseitig schwergrüne Wälder, von glühenden Gletschern überleuchtet.

Der Himmel begann zu verlöschen, ein stillgesichelter Mond ging in seine Rundung, und ganz draußen entzündete eine selige Hand den ersten Stern.

Das war ein Abend.

In wundersamem Leuchten und Schimmern flog der Blick Claudians über die Felder, über denen ein geheimnisvolles raunendes unruhiges Zittern atmete.

Schnitter waren im Felde, geschürzte Weiber und arbeitende Männer. Und eben, da sie mit ihrer blitzenden Sense noch einmal ausfahren wollten, kam es über die Felder in zagen, flüsternden Klängen. Irgend ein Kirchlein läutete den Abend ein, und brachte mit seligbebendem Munde der Muttergottes sein Gebet.

Durch die Wipfel horchender dunkelgeballter Bäume, die draußen eine Insel bildeten, wanderte es einher.

Und siehe, da erwachte der Stern, von stiller Hand angezündet, ruhiger ging der Tag sein letztes Stück, und erhob noch einmal lichtüberflutet seine brennende Stirne.

Über die Felder flog ein Raunen, Wispern und Kosen, selig hob sich der Mond höher, und tiefer drückte sich die Schale des Himmels.

Indessen standen die Schnitter still, falteten die müden Hände und dankten für die Arbeitslast, die sie kaum auf ihrem Rücken spürten.

Eine junge Mutter hob ihr Kind aus duftendem Heu, faltete die kleinen Hände, und begann mit leiser, zitternder Stimme den zweiten Satz . . . ich bin die Magd des Herrn . . . Und das kleine Menschlein schaute mit stillen Augen in die der Mutter, während in tiefen Stimmen die Männer den heiligen Gruß zu Ende beteten . . . Und das Wort ist Fleisch geworden . . .

Tiefer neigte die junge Mutter ihr Haupt, und die goldgelben Flechten schimmerten einen leisen Reif.

Auf dem Himmel zogen die Sterne, die Straße erwachte in silberhellem Ton und ging draußen zur Erde.

Und Claudian, der noch immer schauend am Feldrain saß, versank in tiefe Seligkeit. Dunkler wurde es, und drüben gingen langsam die Schnitter heimwärts.

Das Beten in leisen Tönen war verhaucht, eine wundersam geheiligte Ruhe zog über die Felder, und da Claudian sich eben frug, warum wohl seine Seele jetzt in tiefem, tiefem Frieden lag . . .

Schritt die Muttergottes segnend über die Straße des Himmels.

* * *

Claudian schloß zum zweitenmale sein Skizzenbuch, denn der Abend senkte sich schwer nieder, und er mußte noch einen Stundenlauf gehen, wollte er in die große, jetzt blauumdämmerte Stadt kommen, die sich weit vor ihm, in eine Ewigkeit hinausschob.

Digitized by Google

Über das graue, wimmelnde Gedächer stieg ein Schleier gegen den Himmel, der sich aber bald in allen Richtungen hin verlor.

Ein ganz leises fernherkommendes Surren und Leben lag in der Luft und Claudian mußte des öfteren seine Augen schließen, wenn drüben in diesem toten, erstarrten Meere der grauen Gedächer plötzlich ein Blitz aufzuckte und über die weitausgedehnten Felder und Fluren flog.

Zu drei Seiten gingen die Berge weit auseinander, wichen zurück, als kämen sie einem brennenden Herd zu nahe. Zur vierten Seite öffnete sich die Unendlichkeit der Welt. Ein breites schimmerndes Band flocht die fernen Berge scheinbar zusammen, indes es sich aber in jenem ahnungsdüsteren abendlichen Nichts verlor.

Da glühten tausend Fenster auf, als hätte eine himmlische Hand tausend schwerrote Dolden entfacht.

Claudian wanderte über kleine Hügel und sanfte Wiesen, auf denen kleine Häuser standen, und Kinder spielten. Zeitweis kam er über einen Platz, dann hörte er einen stillen Marienbrunnen rauschen, Tauben gurren, und eine schwermütige Musik, zu der manchmal eine helle Stimme die wehseligen Herzwehlieder sang. Alte Zeiten — alte Lieder — vergangenes Glück.

Näher rückte die Stadt mit den von weitem grauflimmernden Dächern, und es mochte der Stundenlauf gewiß noch nicht voll gerundet sein, als Claudian durch lange verlassene Häuserfluchte schritt, in denen ein unbarmherziger Staub seine Wolken in die Abendsonne trieb. Hundert Gassen kreuzten sich, und als der versonnene Wanderer die lange Strecke durchwandert hatte, kam er tiefer in das Gewimmel des Gassen-, Straßen- und Platznetzes der unendlichen Stadt.

Spaziergänger begegneten ihm, redende Frauen, lärmende Kinder. Die Wagen grollten, und geschäftigen Männern rann der Schweiß über die Stirne.

Wie einem Wunder gleich, öffneten sich da die unsichtbaren Tore der arbeitenden Großstadt, schwarze Ströme . . . schwarze Ströme . . . wogten und drängten sich in diesen langen Gassenfluchten.

Und da Claudian stehen blieb, hörte er, wie von irgend woher die hallende Stimme den Abend vom dunkelgespannten Himmel rief. Aber niemand achtete auf die tiefen, hallenden Töne der Glocke, niemand blieb stehen und lauschte, oder nahm den Hut vom Kopfe . . .

Tausend und wieder tausend wanderten durch die grauen Gassen, schwätzten, fluchten, und lachten . . . über irgend etwas . . .

Einsam gingen die Glockenakkorde über die Dächer der Stadt, und fanden sich mit anderen von hundert Kirchen. Tiefer und voller wurde das Geläute, stieg höher himmelan, hob lauterbittende Hände, und rief mit tiefem Zittern, tiefer, tiefer Sehnsucht . . .

Unten gingen durch dunkle Straßen die Menschen.

Nur als Claudian an einem stillen kleinen Haus vorbeikam, hörte er aus offenen Fenstern den lieben, hochstimmigen und hellen Chor einer Kinderschar:

Gegrüßt seist du, Maria . . .

Er verlor sich auf der Gasse, aber auf dem Himmel erwachte tausendfach glühend, schimmernd, leuchtend eine Seligkeit, mit allsegnenden dreimal geheiligten Händen.

Über die Stadt sank die Nacht und die Sterne flochten einen holdblütigen Traum

* * *

Draußen im Lande lag ein blendendweißer Haufen Häuser.

Ringsum reiften die Felder zum zweitenmale im Jahr, die Sonne brannte nieder, und am Abhang eines dunklen, ewigschlafenden Waldes, der einen scharfen blauen Schatten warf, saß Claudian mit seinem Buche.

Er zeichnete die dritte Landschaft um das Ave Maria.

Er sah die Trauben blitzen und schwellen, die Goldkugeln glühen, und fühlte in der fieberndheißen Luft der abendlichen Stunde ein tiefes, schweres Arbeiten in reifendem Schweigen.

Digitized by Google

Der Himmel ſpannte ſich glutentbrannt, eine ſcharfe, flutende Sonne ging einſam und blitzeſtrahlend über die Herrlichkeit dieſes reingezogenen heliotropnen Himmels, der draußen in glückſeligem Schwunge hinter ſilbernfunkelnden Gletſcherfeldern niederging. Das war die Ruhe und die Sehnſucht: dieſe unendlich fern gerückte Gletſcherpracht.

Sonſt alles in fieberndem Bangen.

Über den zuſammengewürfelten Häuſerhaufen der weißblendenden Stadt kreiſte manchmal ein Flug morgengrauer oder roſaroter Tauben, und bildete das einzige ſichtbare Leben, bewegten ſich ſonſt nicht zeitweiſe kleine, graue Pünktchen in den durchglühten Feldern: arbeitende Bauern.

In unendlicher Schwere neigte der Tag ſeine ausgebrannte lichtflammende Himmelsſchale, und die letzte Helligkeit brach ſich in rotem wunderſamem Lichte.

Die Felder wurden übergoſſen, aber das Bangen hielt an und ein Zittern flog durch jeden noch lebenden Halm. Ein Lechzen, als verdürſte die Welt . . . aber die Sonne ſtand noch am Himmel und hatte eine Schale flüſſigen Goldes.

Indeſſen erwachte in der kleinen ſüdlichen Stadt das Leben.

Noch lagen die Plätze leer und verlaſſen. Bis aus den niederen Haustoröffnungen buntgeſchürzte Mädchen und dunkelgebräunte Männer traten. Kinder tollten, und die ſüdlichen vollen Laute brachen ſich an den glatten Wänden.

Auf dem Platze des uralten, verlaſſenen Marmorbrunnens aus Karrara, erhob ſich die Kirche der lieben Frau. Daraus erklang nun, in die Kühle des Abends feingeſtimmt hineingewebt, das engelgeſungene, geſchluchzte und in alle Himmel anſteigende Ave Maria Gounods.

Das Cello betete von zitternder Hand bemeiſtert, und die Töne flochten ſich in himmliſcher, ſteigender, wildaufjauchzender, und demütig, mit großen ſchönen Augen ſchauender Hingebung an die wunderſam Prächtige und dreimal Gebenedeite.

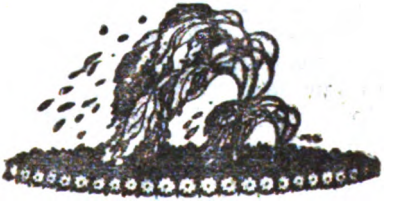
Der Platz wurde ſtill und ſelbſt auf dem kleinen Vorraum des einzigen Cafés ſchwieg alles, da man wußte, wer auf dem Chore der einſamen Kirche den Segen der Madonna herabflehte.

Und ſie, die über den Sternen ſchritt, und jetzt den Mantel der Nacht fallen ließ mit flimmernden Blumen beſteckt, ſchritt über die blaßweiße erwachende Straße nieder auf die Erde, und ihre unnennbar reinen tiefſeligen Augen wurden bedeckt von den nirgendmehr ſo feingezeichneten ſchweren Wimpern, da eine Perlenkette von leuchtenden Tränen auf die Erde niederfiel.

Und ſiehe, da begann es in hellen, feinen Strichen zu regnen, daß die glatten Wände der ſüdlichen Stadt zu leuchten und zu glänzen begannen, das Raunen ſich im Felde aufhob, und das Bangen der fiebernden Arbeit in ſanfte, lächelnde Träume überging.

Und die Kirche hob ſich märchenhaft gegen den Himmel, als ſollte die marmorne Spitze den heiligen Fuß der ſegnenden Frau niedertragen, zur flehenden, bittenden Menſchheit.

Und lange noch ſchluchzte ſelig das Cello.



Digitized by Google

A. v. Droſtes ‚Lieder und Kompoſitionen‘ / (Eine bibliographiſche Überſicht)

Von Profeſſor Dr. Eduard Arens

Aus dem ſchriftſtelleriſchen Nachlaß der großen Dichterin, der im ganzen leider ein überaus trauriges Schickſal erfahren hat, ſind durch die Fürſorge ihrer Freunde im Laufe der Zeit wichtige Schriften ans Licht getreten. In erſter Linie iſt ‚Das Geiſtliche Jahr‘ zu nennen, das eigentliche Vermächtnis der frommreligiöſen Dulderin, von ihren Freunden Profeſſor Schlüter und Wilhelm Junkmann treu beſorgt. (1851). Später hat Schücking das Wertvollſte ihrer lyriſchen Späternte, teils Gedrucktes teils Ungedrucktes, in den ‚Letzten Gaben‘ vereint. (1860). Endlich hat Profeſſor Schlüter (1877) die ſchönſten ihrer ‚Briefe‘ gerettet; und gleichzeitig ‚Kompoſitionen‘ der A. v. Droſte bekannt gemacht, die allgemeine Überraſchung hervorriefen. Dieſe letzte Sammlung iſt, von ihrem muſikaliſchen Werte abgeſehen, ſchon rein literariſch durch die hier vertretenen Texte merkwürdig. Hermann Hüffer, der tüchtige Kenner und Biograph der Dichterin, hatte vor, der Herkunft dieſer Lieder nachzugehen; leider iſt der arbeitſame Forſcher nicht mehr dazu gekommen. Wenn ich es im Folgenden unternehme, die von ihm geſtellte Aufgabe zu löſen, ſo kann ich nicht verſprechen, jedes Rätſel, das uns hier entgegentritt, aufzuhellen. Immerhin hoffe ich doch manche Nachweiſe erbracht zu haben, die weiter führen können.

Was die Form meiner Mitteilungen angeht, die vielleicht ſeltſam erſcheinen könnte, ſo ſei bemerkt, daß ich ſie als Probe einer ausführlichen kritiſchen Droſte-Bibliographie gebe, die mich ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftigt und, wie ich hoffe, bald vollſtändig erſcheinen kann.

An durchlaufenden Abkürzungen verwende ich bloß die folgenden: Für die Biographen der Droſte: Kr = Kreiten 2. Aufl., H = Häffer, H-C = Hüffer, 3. Auflage, beſorgt von Cardauns, 1911. Für die Briefe: S = Theo Schücking, 1893, C = Cardauns, 1909. Für die Ausgaben der ſämtlichen Werke: Kr 1—4 (Band 1 und 2 in zweiter Auflage); Ar = Arens, Schw = Schwering.

* * *

Lieder mit Pianoforte-Begleitung komponiert von Annette von Droſte-Hülshoff. Münſter, Adolph Ruſſell's Verlag, o. J. (1877) 4° 4 Bl. und 44 S. (S. 40—44 Anzeigen des Verlegers) kart. M. 4.00.

Digitized by Google

— — 2. Auflage 1880.

Besprochen wurden die Lieder[1]) u. a.:

Lit. Handweiser (218 = 1877, Sp. 575. Von Domchor-Direktor Friedrich Schmidt.)
Deutsche Romanzeitung (Berlin).
Zeitschrift für Musik.
Vaterland, Wien.
Kölnische Volkszeitung.
Europa.
Illustrierte Frauenzeitung.

Herausgeber war Professor Dr. C. Schlüter (s. Vorwort.) Enthält 27 Kompositionen. Die Herkunft der Texte ist noch immer nicht völlig aufgeklärt. „Von den hier gebotenen Liedern sind mehrere, namentlich Minnelieder, zugleich Dichtungen Annettens; zu manchen entnahm sie den Text anderen Dichtern." (Vorwort.)

1. ‚Wenn ich träume, du liebst mich, so magst du vergeben' (Aus dem Englischen nach Byron.)

Das Urbild dieser vierzeiligen Strophe ist bei Byron nicht zu finden: Bertha Badt, A. v. Dr. H. und ihr Verhältnis zur engl. Lit. 1909 S. 16. Vielleicht von Elise v. Hohenhausen? (Ebenda.)

2. Die Meerfey (Schottisch). ‚Wie lieblich summt auf Juras Höh'.'

„Findet sich in keiner der mir bekannten engl. Balladensammlungen." (Badt a. a. O. S. 18; des Schotten Lewis, Tales of wonder waren ihr nicht zugänglich.) Das Lied scheint nicht alt; es hat damit wohl ähnliche Bewandtnis, wie mit Nr. 17.

3. Lied der Königin Elisabeth. ‚Ich gräme mich, und darf den Gram nicht zeigen.' (Kr 4, 559; Ar 4, 111; Schw 2, 213).

Übersetzung aus dem Englischen: Badt a. a. O. S. 17. Der Königin selbst zugeschrieben: Flügel, Die Gedichte der Königin Elisabeth: Anglia 14, 346 ff.

4. Graf Essex an die Königin Elisabeth. ‚Mein dunkles Haar färbt altersgrau die Zeit.' (Kr 4, 560; Ar 4, 111; Schw 2, 213.)

Ebenso: ebenda S. 17. Von George Peele (1590). Für Annette muß Quelle sein: Evans, Old Ballads 4, 48 (1810), da hier die Ballade in der ersten Person und in Beziehung auf den Grafen Essex erscheint.

Daß 3 und 4 Übersetzungen der Droste sind, ist nicht zweifellos, doch wahrscheinlich. Vermutlich waren beide Lieder als Arien für eine Oper bestimmt.

5. ‚Mein Freud' möcht' ich wohl mehren.'

Bei Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877 Nr. 128 richtiger ‚Mein Freud' möcht' sich wohl mehren'; doch nur diese eine Strophe.

6. ‚Gott grüß mir die im grünen Rock.'

Der Dichterin Lieblingslied; vergleiche ihren Brief an Schlüter aus Eppishausen, 1835 (Okt./Nov.) C 92, 36: „Hier im Hause gibt's ganze Ladungen von Minne-

[1]) Einige Auszüge aus den genannten Besprechungen: 2. Aufl. der Briefe der A. v. Dr. H. 1880, Vorblatt des Verlegers u. S. 230.

Digitized by Google

liedern und darunter mehrere ſtarke Hefte mit den Melodien dazu, aber nicht ein ſo ſchönes als ‚Der grüne Rock', oder ſelbſt ſeine Geſellen, die übrige Garderobe."

Bei Hoffmann v. Fallersleben, Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1844 S. 13 etwas abweichender Text aus einer Sammlung des Komponiſten Lechner 1588; ebendort mehrere ähnliche Lieder. Daß die Lechner'ſche Sammlung wahrſcheinlich für Annette die Quelle war, ergibt ſich aus L. Schücking, A. v. Droſte. Ein Lebensbild, 1862 S. 125.

7. ‚Ich habe g'meint.'

8. ‚Daß ihr euch gegen mir ſo freundlich tut beweiſen.'

9. ‚Sie tut mir wohl gefallen.'

Nr. 5—9 (Kr 4, 560; Ar 4, 112; Schw 2, 200 ff.) und 21 ſind Volkslieder, nicht von A. v. Droſte umgeſtaltet. Nachweis: Arens ‚Studien zu A. v. Droſte I. Volkslieder in ihren Werken' Lit. Handweiſer 50, 1912, Nr. 2. Für Nr. 7—9 fehlt noch jede Quelle; für 5, 6, 21 die unmittelbare Quelle, woraus Annette Kenntnis von den Liedern ſchöpfte.

10. ‚Wer nie ſein Brot mit Tränen aß'. (Aus Goethes ‚Wilhelm Meiſter.')

Goedeke, Grundriß der deutſchen Dichtung 4, 3. Abteilung (dritte neu bearbeitete Auflage 1912), verzeichnet S. 428 andere Kompoſitionen des Liedes; weder hier noch auch Seite 72 ff. wird A. v. Droſte genannt.

11. ‚Wenn die Sonne weggegangen' (Cl. Brentano).

Str. 3, 4 muß heißen: ‚Was mir (ſtatt ihr) wohnet in der Bruſt'. — Str. 4, 3 ‚Blick und Tränen'. Gehört gewiß zu ſeinen Liedern vor 1820. Wann zuerſt gedruckt? Brentano 2, 171. Geſammelte Schriften (1852).

12. Indiſches Brautlied. ‚Nahandowah, ſchöne Nahandowah.' 6 Strophen in rhythmiſcher Proſa.

O. L. B. Wolff, Proben altholländiſcher Volkslieder. Mit einem Anhange altſchwediſcher, engliſcher, ſchottiſcher, italieniſcher, madecaſſiſcher, braſilianiſcher und altdeutſcher Volkslieder. Geſammelt und überſetzt von O. L. B. Wolff. Greiz 1832.[1])

Hier S. 140 drei madecaſſiſche Volkslieder (nach S. 146 aus Chansons Madécasses traduites etc. par M. le Chevalier de P. (Parny). Londres 1787).

Auch bei Talvj, Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen mit einer Überſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften. Leipzig 1840, S. 75 nach O. L. B. Wolffs Halle der Völker Tl. II S. 139 ff. (Frankfurt a. M. 1837).

Schon Herder hatte im 6. Buche ſeiner ‚Lieder der Völker' einige Lieder der Wilden von Madagaskar nach derſelben franzöſiſchen Sammlung in Proſa überſetzt; zufällig fehlt grade das von der ſchönen Nahandovah.

Adele Schopenhauer erwähnt in einem undatierten Briefe an Werner v. Harthauſen (Weſtf. Magazin 3, 1912, Nr. 10 S. 240) bei Überſendung von Muſikalien und Liedern: „Ich rekommandiere Ihnen die Reiſe von Martius, es iſt ein Heft acht Indianiſcher und Braſilianiſcher Wunder ſchöner Volkslieder dabei."

Dieſer Brief läßt ſich datieren. „Unſer Hausfreund H[err] von Gerſtenberger heiratet": Friedrich von Gerſtenbergk, Großherzogl. Sachſen-Weimar'ſcher Regierungs-Kanzler zu Eiſenach, vermählte ſich am 14. April 1825 mit Amalie Gräfin Häſeler

[1]) Auch in desſelben: Hausſchatz der Volkspoeſie. Sammlung der vorzüglichſten und eigentümlichſten Volkslieder aller Länder und Zeiten uſw. 4°, Leipzig 1853, S. 70. ‚Madecaſſiſches Liebeslied.' — Vermutlich iſt ſein Text ſchon vor 1832 erſchienen.

Digitized by Google

(der „Amelie" in unserem Briefe); er starb am 14. Februar 1838. Siehe Gothaisches Gräfliches Taschenbuch 1858 S 314. — Adele Schopenhauer erwähnt einen Aufenthalt in Wiesbaden, wo man also mit Werner von Harthausen verkehrt hatte [1824?]. „Den Sommer kommen wir wieder nach W[iesbaden]" und sie wünscht die Wiederholung des Zusammentreffens, also 1825. — Bekanntlich hielt sich Annette 1825/26 in Köln bei ihrem Onkel Werner v. Harthausen auf. Durch ihn bezw. Adele Schopenhauer könnte sie also jene Sammlung indianischer Lieder kennen gelernt haben. Dies dürfte überhaupt wohl die Bekanntschaft mit den Schopenhauers vorbereitet haben, denen sie persönlich 1830 in Bonn nahe trat. — Das erwähnte, übersandte Buch ist: Johann Baptist v. Spix und Karl Friedr. Phil v. Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht. München 1823.

13. ‚Farben sind genug beisammen.' [Kr 4, 563; Ar 4, 115; Schw 2, 204.]

Klingt völlig romantisch, aber kaum von Annette. Quelle unbekannt.

14. ‚Venuswagen.' (Ballade.) [Kr 4, 376; Ar 4, 104; Schw 2, 188.]

Erstdruck dieser Jugendballade der Dichterin. „Sie ist um 1820 gedichtet": Schwering 2, 19. Vergl. Kr. 2, 409. Arens, Balladenjahr S. 14 f. (Über den Namen „Venuswagen". Auch Paul Hertz ‚Unser Elternhaus, Hamburg 1902' berichtet aus seiner niederdeutschen Heimat, daß man die Blüte des Eisenhuts Venuswagen nenne. „Wenn man von dessen Blüten die vordere Klappe abzog, kamen zwei reizende kleine Tauben zum Vorschein, und das Ganze sah aus wie ein kleiner Wagen, den die Tauben zogen."

15. Offene Tafel (Goethe). ‚Viele Gäste wünsch' ich heut.'

Aus 1813; vgl. Goethes Werke, Jubil.-Ausg. 1, 332. Str. 2—5 sind ausgelassen.

16. Der weiße Aar. [Kr 3, 230; Ar 1, 112; Schw 1, 133.]

In den ‚Gedichten 1844': ‚Der kranke Aar'. Schwering 6, 115 glaubt, daß Annette durch Felicia Hemans ‚Der verwundete Adler' (Morgenblatt 1843, Nr. 288, 2. Dezember) oder Otto Prechtler ‚Der gefangene Adler' (Morgenblatt 1842, Nr. 280, 23. Nov.) angeregt sei. Das ist unmöglich, da ihre Kompositionen durchaus in die zwanziger und dreißiger Jahre fallen. Auch der Titel ‚Der weiße Aar' deutet auf die politische Grundtendenz und die Beziehung auf das polnische Wappen hin; dadurch wird das Gedicht in die Zeit der Polenlyrik versetzt. (Kr 3, 230.) Die Handschrift hatte ebenfalls ‚Der weiße Aar' (Hüffer, Beil. z. Allg. Ztg. 1887, Nr. 77, 18. März).

17. Altschottische Ballade. ‚Und wohin soll ich mit euch gehn.'

Bertha Badt (S. 48) hat sie in keiner der englischen Balladensammlungen angetroffen. (Vgl. Nr. 2.) Natürlich; A. v. Droste hat hier, wie so oft im Leben, die gelehrten Kenner noch im Grabe zum Besten gehalten. Es liegt keine altschottische Ballade vor, sondern eine meisterhafte Neuschöpfung: Walter Scott hat sie gedichtet.

Ich habe (Lit. Handw. 47, 1909, Nr. 11) schon auf eine andere deutsche Bearbeitung hingewiesen: Brit. Museum für Deutsche. N. F. 3. Heft, S. 244. Aachen 1825. Dieselbe stammt von Haug und bezeichnet sich als freie Bearbeitung nach Scott.

Inzwischen habe ich auch die Quelle selbst aufgefunden; man muß sich wundern, wie sie Bertha Badt entgehen konnte, die doch Scotts Einfluß auf unsere Dichterin genauer untersucht hat. Es ist Scotts Epyllion Rokeby (1812 erschienen, Gesang V 27). Die Wiedergabe der ‚Lieder' aber führt zurück auf Storck.

Burg Rokeby. Romantisches Gedicht in sechs Gesängen von Walter Scott. Aus dem Engl. im Versmaße des Originals von Dr. Ad. Storck, Prof. in Bremen. Bremen, 1822. (S. 201 ff.)

Digitized by Google

Freilich ſtimmt völlig nur die erſte Strophe der Faſſung der ‚Lieder‘ mit Storck überein. Bei A. v. Droſte hat die Ballade 8 Strophen (ſtatt 7); dies rührt aber daher, daß Strophe 5 nur Variante von Strophe 4 iſt. Aber auch Strophe 2 bis 8 (bezw. 7) weichen vielfach ab, wenn auch kein Zweifel ſein kann, daß Storck die Grundlage geweſen; denn ſein Text erſcheint in den ‚Liedern‘ zumeiſt gebeſſert und verfeinert. Rühren die Abänderungen von unſerer Dichterin her? Hat ein anderer dieſes Plagiat an Storck begangen? Wie dem auch ſein mag, es iſt anziehend genug, die drei Faſſungen — die unpoetiſch-lederne von Haug, die beſſere von Storck, die faſt vorzügliche der ‚Lieder‘ — unter ſich bezw. mit dem engl. Originale zu vergleichen. Zu erſterem Zwecke ſtellen wir die drei deutſchen Texte neben einander.

I. Altſchottiſche Ballade.
(In den ‚Liedern‘.)

Und wohin ſoll ich mit euch gehn?
Sprach der Mönch vom Orden grau.
Die Ritter ſprachen: „Du ſollſt nun beten
Bei einer ſterbenden Frau.“

Ach Gott! ich ſeh keine Kranke ja nicht,
Ich ſeh auch keinen Harm,
Ich ſeh euer jüngſtes Töchterlein
Mit einem Kindlein im Arm.

Hör' ihr die Beicht, du grauer Mönch,
Hör' ihr die Beicht mit Bedacht;
Sonſt ſoll dich plagen bis an dein End'
Die arme Seel', die abſcheid't heut Nacht.

Laß läuten auch deine Kloſterglock'
Um eine adlige Jungfrau,
Laß halten ihr auch das Toten-Amt
Mit Wappen und Fackeln genau.

[Laß leſen auch die heil'ge Meſſ'
In deinem Kloſter lang,
Laß läuten auch alljährlich ein' Stund
Mit dem allertraurigſten Klang.]

Die Beicht iſt aus, der Mönch iſt fort,
Ihm ward der Mut ſo klein,
Und alle früh morgens wohl in der Burg
Beklagten ihr Jungfräulein.

„Der Herr iſt nun ein andrer Mann,
So ſprachen die Bauersleut',
Sieht aus wie Aſche und macht ein Kreuz,
So oft die Kloſterglocke läut't.“

„Kömmt ihm ein Fürſt oder Graf in den Weg,
Dann iſt er ſo ſtolz und ſo breit,
Doch iſt's ein Mönch aus Sankt Benedikt's Orden,
Dann tritt er demütig bei Seit'.“

II. Das Geheimnis.
Frei nach Scott. Von Haug.

Ein Frater ward von Vermummten,
Verblindet (!) mit Flor, im Wagen

Digitized by Google

Bewacht von hinnen getragen,
„Warum? Sagt an!" Sie verstummten.

„Was fordert Ihr?" fragt er betreten,
„Gebt mir Unschuldigen (!) Kunde!"
Du sollst zu nächtlicher Stunde
Mit einer Sterbenden beten.

Als stille standen die Rosse,
Ward er bei der Kerzen Schimmer
Geführt in ein schwarzes Zimmer
Vom stillen verlarvten Trosse.

Jetzt durft er die Binde lösen,
Da fand er in tiefem Harme,
Den lächelnden Säugling im Arme,
Das schönste bezauberndste Wesen.

Nun beichte dem geistlichen Vater,
Eh dein Haupt fällt unter dem Schwerte!
Und wenn dich Gott nicht erhörte,
So quäle dein Geist den Pater.

Laß Priester, nach dem Vollbringen,
Der Messen wohl dreißig lesen.
Dumpf laß um das arge Wesen
Die Glocken Sankt Benedikts klingen.

Spät kam der Mönch zu den Seinen
Der Bind' entlastet, geborgen.
In Littlecotholl am Morgen
Tät jedes die Dame beweinen.

Lord Arrel (sic!) wandelt mit Stöhnen,
Baß irr umher, und erschüttert,
Will beten, kann nicht und zittert,
Wenn die Klosterglocken ertönen.

Zwar spielt er, ein Stolzer, noch heute
Vor Prinzen und Pairs den Verwegnen;
Doch wenn ihm Mönche begegnen,
Schleicht er voll Kummer bei Seite.

III. Bei Storck.

(Strophe 1 wie auf Seite 672 in I).

„Ich sah, sprach er, ein holdes Bild,
Es kündet keinen Harm,
Ich sah ein Fräulein Lilienweiß,
Mit einem Kind im Arm."

„Hör' ihre Beicht, o grauer Mönch,
Hab deines Amts nun Acht!
Sonst wird heimsuchen dich dafür
Der Geist, der flieht heunt Nacht.[1])

Laß lesen Seel- und Totenmess'
In deinem Kloster lang,
Laß läuten auch Sankt Benedikt's Glock'
Den tiefsten Totenklang."

[1]) „Heunt" bedeutet schon für sich „in dieser Nacht".

Digitized by Google

Beicht iſt vorbei, der Mönch iſt fort,
Das Aug' verhüllt genau,
Und alle Tags drauf in Littlecothall
Beweinten ihre Frau.

Wild Darrell iſt ein andrer Mann,
So heißt's im Dorfe bald;
Blickt erdenfahl, ſagt ſein Gebet,
Wenn die Kloſterglocke ſchallt.

Kommt Prinz oder Pär ihm in den Weg,
Tritt auf mit Dreiſtigkeit —
Und kommt ein Mönch vom Orden grau,
Dreht ſich demütig bei Seit'.

Der Text der Droſte ſteht vielleicht in den mir unzugänglichen W. Scotts Balladen. Überſetzung von E. v. Hohenhauſen, W. Alexis, W. v. Lüdemann. Zwickau 1825.

(Schluß folgt.)

Ährenopfer / Von Peter Bauer

Aus geſegneten Feldern quirlt Weiheruch der Reife.
Steil auf ſchrauben ſich kleine Lerchen ins Ätherblau
Und jubeln ihr Gloria in Excelsis.
Purpurn wimpeln die Mohnfahnen im Winde
Und hinter Zyanen mit blauen,
Hinter Kaden mit lilanen Blütenkörbchen
Tragen — in Goldbrokat gewandet —
Prieſterlich,
Wie zu Altären
Sanft geneigte Ähren
In goldenen Kelchen duftende Körner.
Höre ſie beten im Winde:
Gib ihnen Brot, Herr,
Gib ihnen Brot!

Digitized by Google

Im Waisenhause / Von L. K. Esdes

(Schluß)

Der Verbrecher war in die Mitte des Raumes zurückgetreten. Er schaute auf die Uhr. Da war nicht mehr viel Zeit zu verlieren! Schnell und gewandt zog er die Schuhe aus, stellte die Blendlaterne so, daß ihr matter Schein in eine finstere Ecke fiel und schlich auf den Zehenspitzen zur Türe.

Behutsam steckte er den Dietrich ins Schloß, drehte, einmal . . zweimal . . . drückte leise auf die Klinke, und horchte . . .

Nichts regte sich draußen im Schlafsaale.

Dann öffnete er langsam und schaute hinaus.

Alles stille! Nur das ruhige Atmen der Schläfer drang an sein Ohr.

Der Einbrecher nahm das Messer zwischen die Zähne, öffnete die Türe halb und trat durch den Spalt in den Schlafsaal hinaus. Jetzt bückte er sich und gewandt wie eine Schlange, kroch er unter den Betten hindurch, der offen stehenden Tür zu. Hie und da seufzte einer der kleinen Schläfer im Traum.

Da hielt der Schurke inne und lauschte, überzeugte sich indes bald, daß alles noch in festem Schlafe lag.

Behutsam kroch er weiter. Jetzt mußte er die Tür erreicht haben. Er hob den Kopf.

Richtig, da ist die Tür . . . sie steht offen. Leise zog er sie hinter sich zu! . . Ja, da liegt er! Ganz allein! Die weiße Binde schimmert im bleichen Mondlicht.

„Wenn die Range mit dem Verband nur nicht zu früh erwacht und keinen Skandal macht!"

Er bewegte sich so leise als möglich einige Schritte näher, bis er sich seitwärts vom Schlafenden befand. Der schlief fest und ruhig. Das merkte er an den tiefen und regelmäßigen Atemzügen. Er erhob sich langsam und schaute dem Schläfer ins Gesicht. Der ganze Kopf war mit Binden umhüllt. Zum Glück war der Hals frei! Ueber das ganze Gesicht war ein starker Zug von Entschlossenheit und Willensstärke ausgegossen. Das entging auch dem Verbrecher nicht.

Donner! — was ging dort drüben im Schlafsaal vor?

Wie der Blitz hatte er sich geduckt. Unverständliche Laute drangen an sein Ohr.

Jetzt vernahm er die Stimme deutlicher. „Ich komme", sprach sie stoßweise in silberhellen, klaren Lauten, „o Jesus, ich komme — bald — zu Dir. Jesus, — Dir leb' ich — Jesus, Dir sterb' ich — Dein bin ich — im Leben und — im Tode. — Grüße Du — heiliger

Digitized by Google

Schutzengel — Vater und Mutter! — Und führe mich — in den Himmel!"

Der lange Henschel war bei den ersten Worten nicht wenig erschrocken. Machte die Tür ein wenig auf und schaute hinüber.

Aufrecht im Bett saß dort eine Knabengestalt. Die Flamme der Oellampe verklärte das blasse Knabengesicht mit einem fast überirdischen Glanze. Die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf nach oben gerichtet, lauschte sie, als ob jemand mit ihr spräche.

Jetzt breitete der Knabe die Arme aus, als wollte er jemanden an sein Herz drücken. Und von neuem sprach er treuherzig mit klingender Stimme: „O ich komme — heute noch — ich komme, ich komme!"

Er legte die Hände zusammen, hauchte noch einige unverständliche Worte und sank zurück. Bald verkündigten regelmäßige Atemzüge, daß er wieder fest eingeschlafen sei.

Aufmerksam hatte der Schurke den Worten des Kindes gelauscht. Einen Augenblick flackerte es wie eine verlorene Kindheitserinnerung über das rohe Gesicht. Dann versank auch die Schönheit in Sündenmacht.

„Ich komme!" lachte er jäh in sich hinein. Teuflisch! „Ja, ich komme! Der lange Henschel kommt!"

Vorsichtig schaute er herum. Die schliefen alle wie die Murmeltiere da draußen! Alle! Er duckte sich unter Maxens Bett. Faßte das Ende der Decke und zog. — Der Schläfer über ihm bewegte sich nicht. Noch einmal — nichts.

Er zog stärker, stärker. „Zum Teufel!" ... Er würgte seinen Groll hinunter.

Packte von neuem die Bettdecke, zog und zog. Die Hälfte derselben war bereits in seinen Händen, und über ihm rührte sich immer noch nichts. Er biß sich in die fahlen Lippen: „Die Range, die verfluchte, miserable! .. Na wart'!"

„So .. jetzt ... Ah!" Er ließ schnell die Decke fahren.

Der Knabe über ihm stieß einen gurgelnden Laut aus und drehte sich auf die andere Seite.

„Richtig! der Kerl schnarcht weiter!" Rasende Wut zuckte über das wilde Gesicht des Verbrechers. Mühsam bezwang er sich.

Wieder packte er mit seinen großen Händen die Decke und riß an derselben — nichts!

„Ah, Bestie!" zischte es hinter den geschlossenen Zähnen. „Na wart' .. du .... dda! Und im Nu war er unter dem Bett.

Der Schläfer fuhr erschrocken in die Höhe und schaute verwirrt um sich. Er rieb sich die verschlafenen Augen. Seine Hand glitt über die verbundene Stirne, wie um den Schrecken wegzuwischen. Halbwegs zog er die Decke zurecht, legte sich wieder und suchte einzuschlafen.

Digitized by Google

„Henschel, jetzt oder nie!" Der Schurke kroch leise unter dem Bett des Knaben hindurch. Mit einem Ruck stand er auf den Füßen. Das Messer in der Rechten. Noch einmal hielt er Umschau. Nichts regte sich. Auch der Knabe lag da mit geschlossenen Augen.

Langsam beugte er sich über den Knaben ... Ein blitzartiger Griff!

Max rang nach Luft, konnte aber keinen Laut hervorbringen, denn die sehnigen Hände des Einbrechers schnürten ihm kunstgerecht die Kehle zu.

„Hände weg, du elende Krabbe!" ... knirschte der Verbrecher, „Dda! .. Bestie!"

Sein Opfer schloß die Augen. Die bleichen Lippen bebten. Und aus einer Wunde am Halse rieselten leise die hellen Blutstropfen.

„Still! sag' ich, oder . . !"

Max öffnete die Augen und sah dicht vor sich das häßliche Gesicht des Verbrechers.

„Ich tu dir nichts", begann der von neuem, „wenn du ruhig bist. Du hast nur auf eine Frage zu antworten, sonst nichts! Weißt du, wo die Eltern des Röhrich-Franz wohnen?"

Max zuckte zusammen. ‚Der lange Henschel!' hätte er schreien mögen. An den letzten Worten hatte er ihn erkannt. Franzel hatte von ihm erzählt. Rächen wollte sich der. Nie verriet er den Franzel! Nie, nie!

„Ob du weißt, wo die Eltern des Röhrich-Franz wohnen? der morgen ins Waisenhaus kommen soll?"

Ganz nahe an seinem Ohre vernahm er das häßliche Zischeln. Wie Gifthauch schlug sein heißer, unreiner Atem in sein Knabenantlitz.

Wo seine Eltern wohnen, wollte der Henschel wissen! .... o Gott!

Hilfesuchend irrte der Blick des Knaben durch den Raum .... Hinüber zu dem großen Kruzifix an der Wand, das der matte Schimmer des Oellämpchens verklärte.

„Wird's bald?"

Die Augen des Knaben blieben wie gebannt an der rührenden Gestalt des leidenden Heilandes haften. Von dort her sollte der Schurke die Antwort haben. Wenns schwer wird im Leben, hatte Schwester Modesta gesagt, fragt man den Heiland am Kreuze ....

„Mein Jesus!"

„Weißt du's oder weißt du's nicht?" Mühsam verhaltene Erregung klang aus der unterdrückten Stimme.

„O lieber Heiland — —"

Vor Furcht schloß Max die Augen. Todesangst malte sich in dem kreidebleichen Knabengesichte.

„Du weißt es! Willst du's sagen!" Der lange Henschel biß sich die Lippen. Die Range trieb ihn wirklich zum äußersten.

Digitized by Google

Die Augen des Knaben gingen wieder hinüber zu dem hehren Kreuzbilde. Er faltete die zitternden Hände. Ein Gebet aus tiefstem Herzensgrunde stieg empor zu dem, dessen Lieben Leiden und dessen Leiden Lieben gewesen. „Es gibt keine Liebe ohne Leiden. Die Liebe muß opfern", sagte Schwester Modesta immer. So ist die starke Liebe. So hatte der Heiland geliebt! — — Der Röhrig-Schuster war verloren, wenn der Schurke .... Nein, nein .. es durfte nicht sein ... Nie, nie! .... Lieber sterben!" Seine Lippen schlossen sich krampfhaft. „O Jesus!"

„Willst du's endlich sagen?"

Max schüttelte den Kopf.

Der Verbrecher war verwundert zurückgefahren. Eine Art blöden Erstaunens malte sich in dem schrecklichen Gesichte.

„Was? du willst nicht?" keuchte er. „Stirb!" Packte ihn fester am Halse und erhob das Messer zum Todesstoße.

„Verfluchte Range, du weißt nicht, wozu ich imstande bin! Willst du's endlich sagen!" Die Worte kamen nur so unter den zusammengekniffenen Lippen hervorgepfiffen.

Der Knabe schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Wie rasend hatte der Schurke den Verband von der Stirne des Kleinen heruntergerissen. Das wunde Gesicht verzog sich in gräßlichen Schmerzen.

„Willst du's sagen? ... Du Range, du erbärmliche!"

Wiederum ein entschiedenes Schütteln des Kopfes. Im Nu hatte der lange Henschel Maxens Hand aufgerissen. Setzte das Messer am Halse des Kleinen an und fuhr ritzend blitzschnell über die Brust bis zur Herzgegend hinunter. Ueber die Heldenbrust des Knaben zogen die roten Opfertropfen.

„Ich zerstückle dich, Bestie!" preßte der Verbrecher heraus. „Willst du! Zum letzten Male!"

„Nein!"

Die Augen des Unholds bohrten sich in das Gesicht des Knaben. Darum sah er nicht, daß er die Tür offen gelassen hatte und daß nebenan im Schlafsaal einer der Schläfer entsetzt auffuhr und einen Augenblick zum Tode erschrocken zu ihm hinüberblickte.

Der Mordstahl blitzt auf, und fährt nieder ....

Da — ein markerschütternder Schrei gellt durch den Schlafsaal. „Jesus, Maria!" stöhnt eine silberhelle Knabenstimme.

Einen Augenblick steht der Mordbube wie erstarrt. Ueber Max hingeworfen liegt eine zarte Knabengestalt, sein Opfer — zu Tode getroffen. In tierischer Befriedigung zuckt's und flackert's über das grausame Gesicht. „Franz Röhrich!" schreit er auf. „Ah Schuster, wir sind quitt! .... Henschel, jetzt rette dich!" — Und im Nu hat er das Fenster aufgerissen und ist in der Tiefe verschwunden.....

Im Schlafsaale ist alles wach. Zum Tode erschrocken ist Schwester Modesta herbeigeeilt. Ein paar starke Knaben tragen Franzel und

Digitized by Google

Max ins Krankenzimmer. Verängstigt und verstört kommen auch die anderen Schwestern. Und ein großes Rennen und Laufen beginnt in den weiten Gängen. Und ein Suchen nach Alfred. Treppauf, Treppab eilt die opferwillige Liebe der Schwestern. Endlich findet man ihn geknebelt und besinnungslos und bringt ihn zu den anderen Opfern.

Max schlug unter den liebevollen Händen der Schwestern zuerst die Augen auf und schaute angstvoll im Raume umher. Er hatte breite Schnittwunden am Hals und auf der Brust; aber sie waren nicht gefährlich. Traurig lächelte er und fragte nach Franzel. Eine Träne schimmerte im Auge der guten Oberin, die mit besorgter Miene an seinem Bette saß: „Hörst du nichts, Max?" Der Knabe hob, von der Schwester unterstützt, mühsam den Kopf, schaute hinüber und bemerkte, daß er neben Franzel gebettet war. Die anderen Schwestern knieten um dessen Bett. In Franzens Händen flimmerte eine weiße Kerze. Das schmale Gesicht war so bleich und so schön und aus der Herzgegend quoll Blut. „Franz! — und Tränen füllten Maxens Augen.

„Nein, o Jesus", hörte er Franzl im Wundfieber reden, „Max nicht sterben ... ich ... ich sterben .... Max gesund machen .... Max so gut ... viel besser als ich ... nicht sterben lassen ..... Lieber Jesus, ... ich komme bald!"

Er hält inne. Eine heilige Stille herrschte im Raume. Langsam schlug Franzl die müden Augen auf und kam zu sich. Versuchte sich aufzurichten, fiel aber mit einem tiefen Seufzer in die Kissen zurück. Mit sorgsamen Händen richtete ihn Schwester Modesta auf. Er erkannte sie und ein dankbares Lächeln flog über seine fieberheißen Lippen.

Dann wanderte sein Blick auf das Bett neben ihm. Er erblickte Max und schaute ihn innig und freudig an.

„Ich gehe jetzt fort in den Himmel! ... Dort ... sehen wir uns wieder ... guter Max ... im Himmel bete ich für dich"...

Seine Stimme versagte vor Erschöpfung. Er hatte Maxens Hand ergriffen und fuhr leise über dieselbe .....

Jetzt bemerkte er auch Alfred, der immer noch nicht zu sich gekommen war. „Tot?" fragte er Schwester Modesta, ahnend, was vorgefallen war. „Nein, aber krank, Franzel, sehr krank! Wird aber wieder gesund!" Er warf einen langen, dankbaren Blick zu ihm hinüber.

Dann reichte Franzl allen Schwestern die Hand zum Abschiede und allen, die sie ihm boten. Keiner blieb zurück.

Es wurde stille. Man begann die Sterbegebete. Plötzlich umschlang der Fiebernde krampfhaft das hölzerne Kruzifix und drückte es an die brennenden Lippen.

Seine Augen öffneten sich so weit, um sein Gesicht flog ein Schimmer so schön, wie in Verzückung hauchte er.

Digitized by Google

„Jetzt kommt er ... im weißen Kleide ... Jeſus! ... und die weißen Knaben ... ich komme, ich komme! ... ſie lächeln alle und winken mir ... Vater und Mutter grüßen ... nicht weinen ... bin bei Jeſus! ... O Jeſus, ich komme, ich komme!“ ....

Er breitete die Arme aus, fiel zurück und ſeine ſchöne Kindesſeele nahm den Flug gen Himmel. — — —

Es war eine traurige Nacht und ein trauriger Morgen. Man bettete ihn auf weißes Linnen, den Knaben mit den dunklen Locken und den blauen Augen, die jetzt geſchloſſen waren. Ein Kranz von Roſen und Lilien ſchlang ſich um ſeine reine Stirne. Er war ſo ſchön im Tode, ſo ſchön, ſo treu und gut wie er im Leben geweſen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem ſtillen Kinderfriedhofe der Großſtadt ſteht ein halbgroßes Kreuz an der bemooſten Kirchhofsmauer. Hier ſchläft Franz bis zum Auferſtehungsmorgen. Dunkle Roſen bedecken den kleinen Grabhügel. Am Kreuz aber ragen reine Lilien; ſie verdecken eine Inſchrift. Wenn der Abendwind ſanft über die ſtillen Gräber ſtreift, dann beugt er die ſchwanken Blüten und goldene Buchſtaben werden ſichtbar.

„Eine größere Liebe hat niemand, als wer ſein Leben hingibt für ſeine Freunde.“

Digitized by Google

R. Fabri de Fabris

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken

IV. (Schluß)

Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hatte ich R. Fabri de Fabris zu einem Versuch im Roman, und zwar im sozialen, geraten. Ich sagte mir: Wer so verstehend, so sicher seiner selbst und mit so scharfer Unterscheidung in die Gründe und Abgründe unserer Gesellschaft blickt, dem kann es auf diesem Felde nicht fehlen. Die Verfasserin aber zögerte — und fühlte wahrscheinlich, warum. Als dann 1907 ihr Roman „Die da wandern und irren" (Alber, Ravensburg) erschien, erkannte ich meinen Irrtum. Nicht als ob sie Untüchtiges geleistet hätte — im Gegenteil —, aber ich sah: ihre Hauptbegabung liegt hier nach einer anderen Richtung, nicht nach der des lärmenden Treibens und Ringens, sondern nach der der Idylle. Ihr Sinn steht zu ausgesprochen aufs Lichte und Schöne, als daß sie sich andauernd wohl fühlen könnte in kritischer Beobachtung unserer sozialen Wirrnisse und Disharmonien. Ihre späteren umfangreicheren Veröffentlichungen auf dem Erzählgebiete bestätigten mir dies Urteil. Auch in „Die da wandern und irren" liegt ihr bestes in den Darstellungen des Lebens in der Stille, sei es der Natur oder der Menschengemeinschaft. Wenn sie die ihr wesensfremden gleißnerischen Verhältnisse und Persönlichkeiten der „großen Welt" uns verlebendigen soll, gerät sie leicht in das, was ihr, der zutiefst Wahren und ursprünglich Begabten, schlechter als tausend andere steht (und dafür mag sie Gott danken): in die Schablone. Ich skizziere rasch die gut aufgebaute Handlung:

Ein junger Mediziner religiöser Erziehung, aber von schwankendem, durch den Universitätsbesuch grundgelegtem Indifferentismus. Im freisinnigen Norden verliert er sein Herz, das eigentlich schon einer liebreizenden Kindheitsgespielin gehört, an eine sirenenhafte atheistische Kokette. Die Ehe wird eine unglückliche. Das Weib, dem er das Leben gerettet hat, verrät und verläßt ihn. Dieser Schlag trifft den Betrogenen hart in der Ehre. Der Boden weicht ihm unter den Füßen, da ihn auch sein Beruf als Hochschullehrer nicht befriedigt. Da bringt ihn der Wink eines treuen Studiengenossen auf festen Grund. Er wird Arzt in einer weltabgeschiedenen Eifelgegend und erstarkt allmählich in der Liebesarbeit an Hilfebedürftigen und im engen Verkehr mit der Natur sowie gesinnungsverwandten Freunden. Hier findet er auch die Jugendgefährtin wieder, die ihm, ohne Sünde, treu geblieben ist.

Digitized by Google

Beide bewähren sich auch jetzt als vollkommen ehrenhaft, beide auch weisen fremde Neigung ab: er die einer Künstlerin und Weltdame, sie die seines wackeren jungen Kollegen. Die Folgen schwerer Erkrankung treiben ihn nach dem Süden. Während seiner Abwesenheit erscheint die ungetreue, todsieche Gattin in seinem Hause, verlangt und erhält vom Gatten Unterstützung, an der Heldin Pflege und liebevollen Zuspruch, sodaß etwas wie Reue in ihr aufwacht. Unter der Hut gütiger Nonnen stirbt sie, im letzten Augenblick nach dem ihr entgegengehaltenen Kruzifix greifend. — Der Ausgang ergibt sich von selbst: die Liebenden finden sich zu beglückender Lebensvereinigung.

Was ich früher bereits ausgesprochen habe, kann ich hier nur wiederholen: Eine gerechte Kritik wird an dem Roman das stark künstlerische Gepräge vermissen, nicht aber das im Ganzen — mehr oder weniger — künstlerisch verwertete tief ethische. Wie schon angedeutet, erweist sich die Charakteristik als nicht gleichwertig. Ein wirklicher Entwicklungsprozeß nach oben vollzieht sich im Helden und einem armen jungen Mädchen der hohen Eifel, bei jenem psychologisch gewissenhaft begründet, bei diesem überzeugend angedeutet.

Die Heldin hat Proben auf ihre Seelenfestigkeit, ihren Opfermut zu bestehen, an derem sieghaftem Bestehen wir von vornherein nicht zweifeln; auf sie also will der Titel des Buches nicht passen. Ein bißchen bequem hat die Autorin es sich mit der Glücks- und Charakteraufbesserung des windigen Bruders der Heldin gemacht. Geschmack und Takt verrät der Zug, daß an einem unhaltbar Gesunkenen kein Bekehrungsversuch gemacht und daß der Gefallenen ein ausgleichendes Gegengewicht in der zunächst schwankenden, dann aber fest aufs Edle gerichteten Künstlerin gegeben wird. Die Typen aus dem Mittelstande und dem Volke sind gut und vorwiegend liebevoll gesehen, nicht zuletzt die oft so heroischen Frauen. Prachtzeichnungen sind die des natur- und menschenfreundlichen Hocheifelpfarrers und seiner famosen kernhaften Schwester. Sehr anziehend gibt sich wiederum die Naturschilderung und -symbolik, gewählt, sorgfältig die Sprache, auch im Dialekt, vorzüglich getroffen der Lokalton. Die Eigenart der Verfasserin verleugnet sich auch in diesem Werke nicht: die erquickende Frische und Gemütstiefe, die Natur- und Humorfreudigkeit, die Klarheit und Festigkeit der Anschauung, die schöne Lauterkeit des ganzen inneren Menschen. — Wenn ich gerade dieses Buch, dem meiner Ansicht nach der letzte schöpferische Funke fehlt: jener, der unmittelbar von Herz zu Herzen zündet, so reichlich abskizzierte, so geschah es in dem Wunsche, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den ihm inne wohnenden Reichtum der Einwirkungsmöglichkeiten darzutun. Mit besonderer Freude aber wende ich mich jetzt jenen umfangreicheren einheitlichen Erzählbänden zu, in denen R. Fabri de Fabris ganz sie selbst sein konnte.

1909 erschien „Die Goldmaria. Eine Kleinstadtgeschichte" (Kevelaer, Jos. Thum). Der Gral brachte derzeit eine Besprechung;

Digitized by Google

so mögen ein paar Sätze genügen. In der Persönlichkeit und den Erfahrungen der nach der Farbe ihres Haares benannten Heldin hat die Verfasserin höchst wahrscheinlich der Hauptsache nach sich selbst, ihre eigene Kindheit und Jugend wiedergegeben. Die Kleinstadt in ihrem charakteristischen Kolorit, ihren ebensolchen Vorgängen und Typen ist mit einer Lebenstreue ohne jede Spur von Naturalismus bespiegelt, die an die besten englischen Vorbilder um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gemahnt. Die Märchen- und Kinderwelt öffnet sich weit, weit vor unseren durstigen Blicken, und das Sonnenlicht anheimelnder Traulichkeit fällt tief in unser Herz. Dennoch ist dies Buch von Kindern keines für Kinder, dazu führt es schon zu tief in die Probleme des Düstern und des innern Erlebens ein. Dagegen werden junge Mädchen und junge Frauen viel bleibend Köstliches aus diesem Born leuchtender Gesinnungsreinheit schöpfen können. Das entsprechende Alter der Zuhörerschaft vorausgesetzt, eignet sich das Werk besonders zur gemeinsamen Familienlektüre, was übrigens von sämtlichen R. Fabri de Fabris'schen Büchern gilt, unter Ausscheidung des oben besprochenen ersten Romans und unter Sichtungswahl innerhalb der Skizzenbände. Das Familienleben in seinen verschiedenen Ausprägungen, auch — im einzelnen — nach der negativen Seite, bildet ja überall eines der Hauptthemen der vom echten, dem lachenden und dem weinenden Humor durchfluteten Erzählung, welche die seltene Kunst der Zeichnung von Originalen aufweist und die schöne Aufgabe des Dichters: die der ästhetisch-ethischen Befreiung, so gern und anmutig löst.

Auf eben dieses Vorrecht deutet auch „Ruth Hergarten. Ein Buch vom Sonnenschein". (Warendorf 1911, Verlag der J. Schnell'schen Buchhandlung), das seinen verheißungsvollen Untertitel mit vollem Rechte trägt. Der Faden der episodenreichen Handlung wickelt sich leicht ab: die dem Werke den Namen gebende Heldin ist das älteste Kind eines verwitweten Arztes in der Eifel. Unter Oberleitung der prächtigen Tante „Te-Te" vertritt sie Mutterstelle an den (flott gezeichneten) naturwuchtigen kleinen Brüdern, betreut sie den edlen Vater, dem sie in der Praxis hilfreich zur Seite steht, den ältern Bruder und die kunstsinnige jüngere Schwester, betreut sie auch die alten Spittelweiber im ehemaligen Posthause, wie überhaupt die notbedürftigen Nebenmenschen jeglicher Art bis herab zur gichtbrüchigen Frau des „philosophischen" Küsters, zur alten jüdischen Händlerin und dem unglücklichen Weibe eines Säufers. So schaut sie — und wir mit ihr — auch in nachtschwarze Abgründe, die kein Strahl je mehr erhellen zu wollen scheint. Aber Gottes Liebe dringt auch hier durch, und die Schönheit der Gottesnatur, zu der es Ruth fast leidenschaftlich zieht, durchsonnt die ganze Darstellung. Ein irisches Bäschen, ein originelles Persönchen (auch in Ruth Hergarten treffen wir auf verschiedene ergötzlich gesehene Originale) flattert wie ein goldener Sonnenstrahl ins deutsche Doktorhaus und stellt es ein wenig auf den Kopf, verdreht auch, ganz heimlich

Digitized by Google

und leise, dem gymnasialstudierenden Vetter den Kopf. Als die gute Tante Te-Te einen großen Teil ihres Vermögens verliert und ein junger Arzt sich in der Gegend ansiedelt, nahen der Heimstatt Sorgen, zu deren Abhilfe Ruth eine durch die Irländerin vermittelte angenehme Gesellschafterinnenstellung in englischer Familie annimmt. Sie geht nicht mehr freien Herzens, was der „Konkurrent" des Vaters, mit Rückwirkung auf sich selbst verschuldet hat, aber sie bezwingt sich und hält Auge und Herz offen für die Stimme der Natur und des Lebens, die sich ihr nun auf weiten Reisen im Britenlande, im grünen Erin, in Italien und Ägypten auftun. Durch ihren intimsten Vertrauten, das Tagebuch, das bereits alle ihre uns bekannten Aufzeichnungen der durch heimische Naturschönheit gewonnenen Eindrücke umschließt, nehmen wir auch jetzt teil an ihrem Auskosten landschaftlicher Herrlichkeiten, die uns in auffallender Lebenstreue übermittelt werden. Das Buch endet unter dem Kling Klang Gloria junger Liebe: Ruth heiratet den inzwischen durch Krankheit und Leid gegangenen jüngeren Kollegen des Vaters; ein streifendes Aufheben des Zukunftschleiers zeigt die kunsttätige Schwester als Braut und den weiland Primaner als Bräutigam der irischen Nellie. — Wir finden in diesem Buch weniger Entwicklung als im vorhergehenden, dagegen mehr dichterische Schilderung und ein tieferes Eingehen auf die Not und die springendsten Probleme unserer Zeit (Ehe, Frauenfrage, Weltanschauung). P. Fr. Muckermann S. J. hat bereits im Gral die „reife, siegreiche Kraft" der auch technisch (völlig?) einwandfreien Darstellung gerühmt. Ein anderer (anonymer) Rezensent sagt mit Recht: „Sonnige Menschen mit goldenen Herzen und sonnigem Humor wandeln durch Licht und Schatten der Sonne des Glücks entgegen; über trauliche deutsche Landschaften strahlt die Sonne und mit buntem Wechsel gleißt und glitzert auch die Farbenpracht erotischer Bilder in ihrem Schein. So fällt auch mancher belebende Sonnenstrahl ins Herz des Lesers, und namentlich die erwachsene (ich unterstreiche dies Beiwort!) weibliche Jugend wird ihre helle Freude an diesem stillen unaufdringlichen Buche haben."

Und nun zum letzten veröffentlichten „Roman" unserer Autorin: „Die Wacholderleute" (1912). Hier möchte ich nichts näher Beleuchtendes sagen als dieses: das Buch ist idyllisch und psychologisch durch und durch, wer das nicht selber in sich hat, wird es weder wohl nie verstehen noch schätzen können. R. Fabri de Fabris ist ganz darin in all ihrer tiefen Sinnigkeit und zarten Poesie, in ihrer behaglichen Ausmalung traulicher Szenen (zumal der Kinderwelt) und hingegebenem Sicheinfühlen in die Natur und Menschenseele. Ein blauferner Duft der Romantik liegt über diesen Erlebnissen und Umgebungen einfacher und einfachster Menschen, der aus Tiefen heraus, von denen die laute Welt nichts weiß, erkannt und genießend empfunden sein will, dem aber mancher der „Stillen im Lande" in heimlichem Sehnen nachzugehen pflegt. Nochmals: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder. . ." Wohl

Digitized by Google

uns, wenn wir's können. Es ist so nicht aller Leute Sache, und erst recht nicht allen Leuten gegebene Sache. Aber wo vor noch nicht gar langer Zeit der Spott lauerte und der Blitzstrahl des Hohnes ob solchen schlichten Dichtergebilden drohte, beginnt jetzt ein ahnendes Verstehen aufzudämmern, denn trotz allem: das Morgenrot künstlerischer Vereinfachung beginnt leise heraufzuziehen am Firmament, und sein Widerschein umwebt freundlich milde Dichtergestalten wie die unserer R. Fabri de Fabris, die, wenn eine, das große Geheimnis ihrer Kunst kennt und übt: „die Güte ist die Erlöserin der Welt".

Nach langer Wanderung

Von Franz Josef Sailer

Ganz eine Wolke war
Der Himmel über diesem Tag
Und meine Reise ging
Durch vielen Regen.

Nun aber wartet schon
Vor mir der letzte Weiler
Schwarz im Abend.

Und eng an seinen Giebeln
In grünen Dünsten
Glänzen ruhige Sterne.

Digitized by Google

Kraliks große historische Werke

Von Dr. Richard Volpers

Richard von Kralik ist eine durchaus konservative Natur. Und er ist konservativ gleichsam von einem höheren Standpunkt aus, weil er durchdrungen ist von der Naturnotwendigkeit des Konservativismus.

Die Wertschätzung der Geschichte ist bei einem solchen Manne selbstverständlich. „Es gibt keine Wahrheit, die nicht historisch ist", dies strenge Wort Friedrich Schlegels ist schließlich die konservative Anschauung schlechthin.

Bei weitem nicht ist heute die Geschichte in ihrer Bedeutung als Gesellschaft- und Staatenbildendes Element anerkannt. Die Gegenwart scheint sich vielmehr darin zu gefallen, die Loslösung von der Vergangenheit in ihrem Fühlen und Denken möglichst durchzuführen. Wenigstens die sogenannten maßgebenden Geister der modernen Kultur können sich nicht genugtun in der Zurückweisung der Tyrannei (wie sie sagen) alles Historischen. Sie möchten sich am liebsten ganz von der Vergangenheit losmachen, als wenn sie „vater- und ahnenlos" zur Welt gekommen wären. Die immer fortschreitende Isolierung des Individuums wird von ihnen zum Prinzip erhoben. Freilich eine Wandlung ist heute immerhin festzustellen.

Der Mangel „an erhaltendem geschichtlichen Sinn", erklärt Richard von Kralik, „gehört überhaupt zu den bedauerlichsten Tatsachen der deutschen Kulturgeschichte". Er ist bedauerlich, weil damit die festesten Bande sich lockern, die die menschliche Gesellschaft zusammen halten. Denn die Gesellschaft, so führt er in seiner „Weltgerechtigkeit" („Versuch einer allgemeinen Ethik") aus, ist „der Inbegriff der gesamten Tradition". „Eine Gesellschaft bildet sich nur dort, wo historisches Bewußtsein ist, wo man sich im Besitz eines Schatzes von Weisheit, von Kunstfertigkeit, von Erfindungen, von Einrichtungen, von Sagen, Siegen und Geschichte weiß, wo man etwas hat, das wert ist, wieder weiter tradiert zu werden. Die Gesellschaft ist die lebendige Trägerin des weltgeschichtlichen Bewußtseins." — An anderer Stelle aber, von höchster philosophischer Warte aus, kennzeichnete er das Weltgeschehen selbst also: „Es ist kein Zweifel, daß sich in der Weltgeschichte ein idealer transzendentaler Prozeß in sinnlicher Bedeutsamkeit abspiegelt, aber er spiegelt sich ab in künstlerischer Freiheit und Mannigfaltigkeit, nicht in logischen, schematischen Paragraphen." („Weltschönheit. Versuch einer allgemeinen Ästhetik.")

Digitized by Google

Aus einer solchen Auffassung vom geschichtlichen Geschehen und von der Bedeutung alles Historischen für die menschliche Gesellschaft ergeben sich Folgerungen für die Geschichtsschreibung und ganz bestimmte Aufgaben, die ihr erwachsen. An der nämlichen Stelle, die wir zuletzt zitierten, fährt Richard von Kralik fort: „Darum kann die Geschichte nur von der Kunst bewältigt werden. Denn es ist ja der Kunst eigenste Aufgabe, die sinnliche Gestaltung einer Idee einheitlich aufzufassen und auszudeuten. Dazu gehört freilich eine andere Methode als die historische Kritik der wissenschaftlichen Seminare, die dort versagt, wo die Kunst anfängt." Es könnte danach scheinen, daß Kralik die Dichtkunst, also das Epos oder das Drama insbesondere für befähigt halte, die Aufgabe zu lösen. Kralik hat von der Dichtkunst nur die höchste Meinung. Aber vor allem will er auch: die Geschichtsschreibung soll selbst eine Kunst werden. Man soll sie als Kunst behandeln. Wie aber nach Kraliks Meinung die treue Überlieferung des alten Sagenstoffes des Epikers vornehmste Aufgabe ist, so soll es des Historikers vorzüglichste Pflicht sein, den Schatz der Tradition und der wirklichen Geschichte zu bewahren. Und er soll ihn wieder wirksam machen in der Gegenwart, wirksam machen den weitesten Schichten des Volkes.

* * *

Zwanzig Jahre sind beinahe verflossen seit der Veröffentlichung jener Werke, in denen Richard von Kralik die Anschauungen entwickelte, die wir soeben darlegten. Und nun schuf er selbst zwei epochale historische Werke: „Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Kultur" (im Verein mit Hans Schlitter, der die kritische Kontrolle des Werkes übernahm) und die „Österreichische Geschichte". Und es ist bedeutsam für die Konsequenz des ganzen Kralikschen Gedankenbaues, daß diese Werke so ganz dem Geiste jener früheren Ausführungen entsprechen. Nicht nur das! Kralik sieht mit Recht offenbar gerade darin den besonderen Wert der Werke, daß sie den Forderungen entsprechen, die er schon damals aufstellte.

„Die Aufgabe des Historikers ist es", so erklärt er in der Vorrede zur „Österreichischen Geschichte", „zu verstehen, nicht zu kritisieren, den Gesetzen und den Tendenzen der Entwicklung nachzuspüren und das Verständnis des österreichischen Problems zu erklären." Eine einheitliche höhere Idee waltet über der Geschichte Österreichs, die in der Zeit in die Erscheinung tritt. „Österreich ist nicht die Summe aller Länder, Städte und Dörfer, die in der Verwaltung des Hauses Österreich stehen: Österreich ist vielmehr eine über all dem stehende Idee, die sich immer mehr verwirklicht." Österreich ist ein Organismus, ein organisches Wesen. Und wie in einem solchen, so waltet auch in der Entwicklung Österreichs eine hohe Vernunft. Daher ist es die Aufgabe des Historikers,

Digitized by Google

„diese vernünftigen Entwicklungsgesetze zu verstehen und ins Licht zu setzen." Diese Aufgabe des Historikers will er in seiner Geschichte erfüllen.

Und um sie zu erfüllen, wie stellt sich Kralik da seinem Stoffe gegenüber? Er verzichtet darauf, überall seine subjektive gekünstelte Meinung anzubringen. Er will nicht schreiben, wie sich seiner Meinung nach die Geschichte Österreichs hätte abspielen sollen oder hätte abspielen können. „Der Historiker", sagt er, „muß seine subjektiven Meinungen über Österreich an der wirklichen Geschichte regeln, nicht umgekehrt die Geschichte an seinen Meinungen." Darum führt er immer wieder die Zeugnisse jeder Kulturepoche selber an. Politische Aktenstücke, aber nicht minder Bücher, Flugschriften, Briefe, die Erzeugnisse der Dichtung insbesondere bieten ihm gewichtiges Material, das er in sein Werk einfügt, um so den Geist versunkener Zeiten selbst wieder zum Reden zu bringen. Und er betrachtet sich nur als Redaktor, als Herausgeber der österreichischen Geschichte. (So hat sich einst der Dichter als Redaktor der germanischen Sagenwelt bezeichnet.)

* * *

Die „Österreichische Geschichte" führt herauf aus den dunkelsten Zeiten der Vergangenheit bis in unsere Tage. In einem Nachwort geht Richard von Kralik noch ein auf die Fragen, die der letzte Balkankrieg aufrollte, wo Österreichs Politik in den Mittelpunkt des europäischen Interesses trat. Als besondere Glanzpartien möchten wir nennen die Kapitel über die josefinische Zeit und über die Zeit der Befreiung vor nunmehr hundert Jahren. Der Abschnitt, der die Jahre von 1808—1814 behandelt, führt bezeichnenderweise die Überschrift „Österreichs Erprobung und Bewährung". Das große Pathos der Zeit ist hier wirklich zu einem gewaltigen Ausdruck gelangt. Der Abschnitt über den Krieg von 1866 ist im Gegensatz zu den Darbietungen so mancher anderer auch österreichischer Geschichtsschreiber sehr „österreichisch" ausgefallen. Der Preuße wird hier allerdings manches dem begeisterten österreichischen Patrioten nachsehen müssen. Mit vieler Genugtuung begrüßt übrigens Kralik das Bündnis, das Österreich dann doch bald so eng mit dem Deutschen Reiche verknüpfte. „Es war die Ergänzung des Prager Friedens, es war die staatsrechtliche Fortsetzung des deutschen Bundes; es war mehr, es war im wesentlichen das von Schwarzenberg seinerzeit angestrebte Siebzigmillionenreich."

Richard von Kralik hat allezeit um das Hochziel einer nationalen Kultur gerungen. Sein nationaler Standpunkt ist auch in der „österreichischen Geschichte" ein selbstverständlicher. Schon daß er den Namen Österreich „als die wissenschaftlich ausreichende Bezeichnung" für den offiziellen Namen Österreich-Ungarn nimmt, beweist es. Das Deutschtum erfüllt für ihn in den österreichischen Staaten einen Kulturberuf.

Digitized by Google

Trefflichst ergänzt wird die „Österreichische Geschichte" durch die „Geschichte der Kaiserstadt". Im Vordergrunde steht hier die Darstellung der Kultur. Und wieder sind Chroniken, Denkwürdigkeiten, Briefe, Dichtungen und Dokumente im weitesten Maße herangezogen worden. Die Behandlung des Minnesanges am Babenbergerhof, die der Romantik in Wien heben wir als besonders gewichtig hervor. Überhaupt aber ist das Werk das würdige Monument einer wirklichen Kulturstätte.

Kralik ist wahrhaft der Historiker großen Stils. Freuen wir uns, daß er zur Bewältigung der großartigsten geschichtlichen Stoffe von seinem katholischen Boden aus sich aufmachte.

Seine Weltgeschichte, an der er zur Stunde mit dem Fleiße, der nur ihm eigen, arbeitet, wird der weltgeschichtlichen Literatur neues Relief geben, das wissen wir.

Die Selbstvergiftung des katholischen Schrifttums

Von Franz Eichert

Unmittelbar vor Redaktionsschluß wurde mir der sechsunddreißig Seiten starke Separatabzug eines Aufsatzes[1]) zugesendet, der im Juliheft der Zeitschrift „Über den Wassern" erscheinen soll (das Heft selbst ist m. W. noch nicht erschienen). Verfasser dieses Aufsatzes ist Universitätsprofessor Dr. theol. Ignaz Seipel, der bereits wiederholt für „Über den Wassern" und sein Programm publizistisch eingetreten ist. Es ist selbstverständlich, daß ich in dem knappen Zeitraum, der mir bis zum endgiltigen Abschlusse des Augustheftes zur Verfügung steht — zwei Bogen sind bereits umbrochen — eine erschöpfende Antwort auf die zahlreichen, zumeist in persönliche Angriffe ausklingenden Anklagen, in welchen sich die Entgegnung des hochw. Herrn Professors nahezu erschöpft, nicht erteilen kann. Aber es sei mir doch gestattet, auf die bereits genügend bekannte, leider auch in diesem Fall zutreffende Erscheinung hinzuweisen, daß sachliche Vorhalte und Klagen, die ohne jede persönliche Spitze rein aus der bittern Sorge für die Unversehrtheit der katholischen Lehre und der katholischen Grundsätze erhoben werden, dem unbequemen Mahner fast immer persönliche Verdächtigungen eintragen. Auf achtzehen Seiten beschäftigt sich Herr

[1]) „Literarische Polemik und katholische Moral." Vom kk. Universitätsprofessor Dr. theol. Ignaz Seipel.

Digitized by Google

Professor Seipel mit dem Versuch, mir blinden Fanatismus, schwere Verstöße gegen die katholische Moral, Unwahrheiten, Verdrehungen usw. nachzuweisen, und wenn er es nicht ausdrücklich sagt, so müssen doch die von anderer Seite nicht orientierten Leser der Zeitschrift „Über den Wassern" den Eindruck gewinnen, daß ich ein blinder Draufgänger sei und durch meinen Fanatismus das moralische Empfinden eingebüßt habe. — Selbstverständlich genügt das für weite Kreise, um alles, was ich in Vertretung meiner Überzeugung von der Schädlichkeit des „fortschrittlichen" Literaturprogramms sage oder gesagt habe — wenn es auch sachlich noch so unanfechtbar und unwiderlegbar wäre — entweder als Verketzerung katholischer Mitbrüder oder als grundloses Geschwätz eines blindwütigen Fanatikers zu charakterisieren.

Der Eindruck persönlicher Kampfesweise wird selbstverständlich nicht durch die Aufdeckung tatsächlicher Irrtümer, die mir unterlaufen sind oder angeblich unterlaufen sein sollen, erweckt; sondern durch die immer wiederkehrenden offenen oder versteckten Hindeutungen auf meine Absichten, die in dieser künstlichen Beleuchtung geradezu auf gewollte Irreführung gerichtet erscheinen. Ob es der katholischen Moral entspricht, nicht nur (was unter Umständen geradezu Pflicht ist) die äußeren Handlungen zu kritisieren, sondern auch Urteile über die verborgenen inneren Triebfedern dieser Handlungen zu fällen, z. B. sie auf blinden Fanatismus zurückzuführen usw., das muß ich einer höhern Instanz zur Beurteilung überlassen. Darum habe ich auch im letzten Heft ein derartiges, gegen meinen Willen im Druck stehengebliebenes Urteil (die Kritik sei z. T. ein Werkzeug des Parteihasses) öffentlich widerrufen. Ich bin gespannt, ob der hochwürdige Herr Moral-Theologieprofessor mit seinen öffentlich geäußerten Urteilen über meine, ihm unbekannten, unerforschlichen inneren Absichten dasselbe tun wird?

Soweit die oben erwähnten Anklagen meine Person betreffen, habe ich mich darüber mit meinem Gewissen und mit den zur Seelenführung von der Kirche bevollmächtigten geistlichen Gewalten abzufinden. Außerdem kann ich gegenüber den öffentlichen Anklagen des Herrn Theologieprofessors auf das *entgegengesetzte*, diese Anklagen vollständig aufhebende Zeugnis einer offenbar *kompetenteren* und *höheren* Autorität, des hochwürdigsten Herrn *Bischofs von Chur*, bezw. auf dessen im Juliheft des Gral veröffentlichtes Urteil über den moralischen und religiösen Gehalt meiner Ausführungen hinweisen. Und wahrlich: nicht um einzelne bei meiner Arbeit mir unterlaufene Ungenauigkeiten und Irrtümer, die Herr Professor Seipel mir nachzuweisen sich bemüht, kann es sich handeln; sondern einzig um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meines Endurteils, die jetzige Wirksamkeit der Zeitschrift „Über den Wassern" *falle unter den Kompler jener Interkonfessionalisierungsbestrebungen, die vom obersten Lehrer und Hirten der Kirche wiederholt autoritativ als dem katholischen Glaubensleben schädlich* (oder nur unter gewissen Bedingungen

Digitized by Google

als kleineres Übel geduldet) erklärt wurden. Dieses mein Urteil muß als falsch erwiesen, diese grundsätzliche Streitfrage muß geklärt werden; zuvor hat auch der strikte Nachweis wenig Wert, daß ich mich bei der Begründung dieser Behauptung in einzelnen Dingen geirrt oder vergriffen habe. Daß mein (kritisches, nicht autoritatives) Urteil aber vollständig richtig ist, dafür habe ich das Wort und die Bestätigung eines Bischofs und die gilt mir mehr als das Wort eines einzelnen Theologieprofessors, zumal es mir nicht allzuschwer werden dürfte, gegen dieses eine absprechende Urteil ein halbes Dutzend oder mehr entgegengesetzter Urteile von ebenso angesehenen Theologen beizubringen.

Selbstverständlich bleibt Herrn Professor Dr. Seipel das Recht, als Anwalt der Zeitschrift „Über den Wassern" mir Irrtümer und Unrichtigkeiten in meiner Beweisführung nachzuweisen. Daß sich solche in einzelnen Punkten eingeschlichen haben, wurde von mir bereits im Juliheft des Gral zugegeben und in jenen Fällen, wo ich mich davon überzeugte, habe ich Widerruf geleistet. Aber diese vereinzelten Irrtümer, mit welchen meine Beweise keineswegs fallen, — ausschließlich zum Gegenstand der Erwiderung zu machen, heißt nichts anderes als die Diskussion von der Hauptfrage ablenken. Ich muß es immer wiederholen, daß es sich bei dem Nachweis einzelner Irrtümer höchstens um die Frage handelt, ob der Beweis für mein Urteil über den interkonfessionellen Charakter der Zeitschrift „Über den Wassern" mehr oder weniger gelungen, daß die Falschheit meines Endurteils damit keineswegs nachgewiesen ist und daß Herr Professor Seipel diese Haupt- und Kardinalfrage gänzlich verschiebt und durch einen Wald neu aufgeworfener Anklagen gegen meine Kampfesweise verdunkelt — wo der ganze Zug der Erörterungen unvermerkt auf ein Nebengeleise geschoben wird. Mit dem Herumtipfeln an meinen Ausführungen ist aber gar nichts entschieden. Auch wenn dadurch die Begründung meiner Beurteilung des religiös-kirchlichen Charakters der Zeitschrift als unzulänglich erwiesen worden wäre — was keineswegs der Fall ist, — so wäre es mir ein Leichtes, aus dem übrigen Inhalt der Zeitschrift „Über den Wassern" neue Stützpunkte für meine Behauptungen vorzubringen, und ich werde das auch tun müssen, um zu zeigen, daß ich mein Pulver noch lange nicht verschossen habe.

Es ist doch jedenfalls höchst auffällig und seltsam, daß der Theologieprofessor Herr Dr. Seipel als solcher nur in einem verschwindend kleinen Teil seiner Ausführungen, nämlich in der ganz willkürlichen „Begriffsbestimmung" des integralen Katholizismus und in der — wie unten nachgewiesen wird — ganz deplazierten und auf irrigen Voraussetzungen ruhenden Untersuchung über die angeblich von mir vorgefundenen zwei Variationen des Begriffs „katholisch" spricht. Fast alles andere ist reine Redaktionsarbeit und macht auch ganz den Eindruck einer solchen.

Digitized by Google

Warum, so fragen wir, tritt Herr Professor Seipel als Theologe nicht lieber an die ihm zunächst obliegende Klärung der den ganzen Streit entscheidenden Frage heran, worin das Wesen des vom Heiligen Stuhle als Lehre verurteilten und als praktisches Organisationsprinzip nur unter ganz bestimmten Bedingungen geduldeten Interkonfessionalismus besteht und ob das Wirken der Zeitschrift „Über den Wassern" diesen Bestrebungen dient oder wenigstens Vorschub leistet? Diese Frage hat der Theologe zu untersuchen, aber er tut es nicht, er beschäftigt sich mit Wortklaubereien und Anlegung statistischer Tabellen und mit der Fällung von kritischen Urteilen, die nur dem Literarhistoriker vom Fach, nicht aber dem Theologen als solchem zukommen.

Zu der soeben gekennzeichneten Verschiebung der Kernfrage gehört auch die ganz willkürliche Voraussetzung, ich hätte meine Anklagen gegen „Über den Wassern" nur im Namen der „Integralkatholiken" erhoben. Ich leugne nie und nirgends, daß ich meiner Gesinnung nach ein „Integraler" bin, insofern ich stets und auf allen Gebieten gegen den interkonfessionellen Mischmasch und für die entschiedenste, unbekümmerte, volle Auswirkung der katholischen Grundsätze und die Befolgung der päpstlichen Weisungen und Wünsche im öffentlichen Leben eingetreten bin, allerdings schon lange, ehe noch der Name „integral" erfunden war. Aber ich hätte doch unzweifelhaft meine Stellung zu den literarischen Streitfragen so einnehmen können, wie ichs getan habe, wenn ich mit jener Richtung, die man heute die integrale nennt, gar nichts zu tun hätte. Meine Stellung ergibt sich einfach aus meiner katholischen Überzeugung und meinem katholischen Empfinden. Wenn diese Überzeugung falsch und dieses Empfinden irrig ist, so weise man mir das überzeugend nach oder bringe die Frage zur Entscheidung vor die zuständige Autorität, wie ich dies bereits im Laufe einer brieflichen Auseinandersetzung vorgeschlagen habe. Einen klaren Beweis, daß auch „nichtintegrale" Katholiken in dieser besonderen Frage gerade so urteilen wie ich, erhielt ich durch mehrfache schriftliche Zustimmung aus Kreisen, die ihre Nichtübereinstimmung mit den „Integralen" durch wiederholte öffentliche Kundgebungen ausgesprochen haben.

Wenn es mir auch aus dem bereits erwähnten Grunde heute unmöglich ist, mich eingehend mit der Entkräftung der einzelnen, auf zirka 18 Seiten gegen meine Polemik erhobenen Anklagen zu befassen, so möchte ich doch wenigstens in einem Falle dartun, wie leicht es ist, einem von ganz andern Voraussetzungen ausgehenden Meinungsgegner den Vorwurf der Unwahrheit und der Verdrehung zu machen. So wirft mir Herr Professor Seipel auf Grund meiner Erklärung, daß wir „das Urteil über den katholischen Charakter der Zeitschrift („Über den Wassern") im kirchlichen Sinne den zur Fällung eines solchen Urteils berufenen kirchlichen Stellen überlassen", eine versuchte Fälschung des Begriffs „katholisch" vor, indem er irrig die Charakterisierung „im kirchlichen Sinne" auf das Wort „katholisch" bezieht und daraus folgert, daß

Digitized by Google

ich eine Katholizität unterscheide, über die kirchliche Stellen zu urteilen haben, und eine solche, über die das Urteil jedem freisteht. Das ist natürlich — rein sachlich gesprochen — ganz unrichtig; wenige Leser dürften wohl darüber im Unklaren sein, daß mein Zusatz „im kirchlichen Sinne" sich nicht auf die Unterscheidung des Begriffs „katholisch", sondern des Begriffs „Urteil" bezieht, was auch durch die Sperrung des Wortes „Urteil" angedeutet wurde, um jedes Mißverständnis auszuschließen.[1]) Ich wollte also nicht mehr und nicht weniger sagen als: Was ich behaupte ist kein Urteil im kirchlichen Sinne, dazu fehlt mir jede Kompetenz, ich überlasse dieses Urteil, das vermöge der Autorität, die es fällt, verpflichtet, den dazu berufenen kirchlichen Stellen; mein Urteil ist nur ein persönliches und gilt nur soviel, als seine Begründung wert ist und als es vermöge der dieser Begründung innewohnenden Überzeugungskraft sich die Zustimmung vernünftig denkender Zuhörer erzwingt.

Nach dieser Feststellung könnte ich, Gleiches mit Gleichem erwidernd, meinen Ankläger ebenfalls einer Verletzung der katholischen Moral zeihen, denn er beschuldigt mich auf Grund eines in meine Worte willkürlich hineingelegten, von mir nicht einmal im Traume beabsichtigten Deutung — der Ketzerei! Denn das Wort katholisch hat nur einen Sinn, den von der Kirche ihm gegebenen und wer eine andere Auffassung vertreten wollte, würde sich offenbar einer Irrlehre schuldig machen. Eine schwerwiegendere Beschuldigung kann gegen einen öffentlich wirkenden Katholiken kaum erhoben werden. Doch ich erwähne das nur, um an einem besondern Beispiele zu zeigen, wie leicht mit einigem Mangel an gutem Willen ein ganz unbeabsichtigter Lapsus — denn einen solchen nehme ich an — im Namen der Moral unter schwere Anklage gestellt werden kann.

Mit dem schärfsten Protest muß ich insbesondere die Beschuldigung zurückweisen, daß ich meine Anklagen „leichtfertig" in die Welt gesetzt habe. Meine Manuskripte wurden wiederholt von ganz berufenen und zuständigen Faktoren geprüft, die erste Niederschrift wurde wegen eines einzigen Einspruchs ganz zurückgezogen und erst die zweite, die volle Billigung fand, veröffentlicht. Aus dem Umstande, daß hauptsächlich Theologen meine grundsätzlichen Ausführungen prüften, möge Herr Professor Seipel auch ersehen, daß er seine Anklagen nicht ohne weiteres im Namen „der katholischen Moral" erheben kann.

Nun — soweit es der noch verfügbare Raum und die nur nach Stunden zählende Zeit bis zum Redaktionsschluß gestatten — nur einige Worte über den gegen mich „im Namen der Moral" von Herrn Pro-

[1]) Es ist mir fast zu kleinlich, nach dem Vorbilde meiner Ankläger in jedem nicht ganz bombenfest stehenden Worte gleich eine schlimme Absicht zu suchen; wollte ich mit gleichen Waffen kämpfen, so müßte ich auch in dem Umstande, daß Herr Professor Seipel diesen Satz zitiert, ohne den im Gral deutlich sichtbaren Sperrdruck des Wortes „Urteil" wiederzugeben, eine Fälschung wittern, weil ja nur durch Unterlassung dieses Sperrdrucks der Anschein erweckt werden kann, daß sich der Zusatz: „in kirchlichem Sinne" auf das Wort „katholisch" bezieht.

Digitized by Google

fessor Seipel erhobenen Anklagen. Dieselben gründen sich hauptsächlich auf meine Inhaltsübersicht mit den darin kenntlich gemachten nichtkatholischen Autoren und nicht spezifisch katholische Literatur behandelnden Aufsätzen. Ich habe in meiner Übersicht mit einem Sterne bezeichnet: 1. den nichtkatholischen Autor eines Aufsatzes; 2. den eventuell gewürdigten nichtkatholischen Dichter; 3. das Thema, den Inhalt, wenn der Aufsatz nicht ausgesprochen katholische Literaturfragen behandelt. Wenn ich also z. B. schrieb: „Dr. Eckardt, der Bogen des Odysseus (*) von G. Hauptmann (*)", so wird jeder Unbefangene das so verstehen: Ein katholischer Autor schreibt über das zur nichtkatholischen Literatur gehörende Werk eines nichtkatholischen Schriftstellers (Es wäre doch auch möglich, daß ein Nichtkatholik katholisch schreibt, wie z. B. Cordula Wöhler längst vor ihrer Konversion). Es ist richtig, das Werk und sein Dichter wird hier doppelt bezeichnet; wenn aber der Stern (*) bei dem Namen G. Hauptmann fehlen würde, so könnte ein Unkundiger (auch solche lesen Zeitschriften) meinen, Hauptmann sei ein katholischer Dichter. Herr Professor Seipel will das nicht verstehen und witzelt, der Stern solle wohl bedeuten, daß Odysseus kein Katholik war? Wenn man mit solchen Mätzchen streitet, zeigt man nur, daß stichhaltige Gründe fehlen und Scheingründe bei den Haaren herbeigezogen werden müssen. Ebenso verhält es sich mit der folgenden Ausstellung: „Zwei Zeilen weiter lesen wir: Dr. Johannes Eckardt, Thomas Manns (*) Novelle ‚der Tod in Venedig (*)' ... Wir fragen: von welcher nichtkatholischen Literatur handelt denn Manns ‚der Tod in Venedig'? Wenn aber ‚Der Tod in Venedig' selbst die nichtkatholische Literatur ist, dann ist derjenige, der davon handelt, doch nicht Thomas Mann, sondern der Katholik Dr. J. Eckardt. Es ist daher jedenfalls ein (*) zu viel." Ganz gefehlt! Der Katholik Eckardt kommt zu seinem Recht als Autor, er hat keinen Stern. Thomas Mann hat einen als Nichtkatholik, der mit seiner Novelle „der Tod in Venedig" jedenfalls ein Thema behandelt, das zur nichtkatholischen Literatur gehört, also besteht dieser zweite Stern völlig zu Recht. — Dann hält sich Herr Professor Seipel darüber auf, daß der Aufsatz über das Münchener Marionettentheater als zur nichtkatholischen Literatur gehörend bezeichnet wird. Ich möchte das Halloh hören, das sich erheben würde, wenn der Gral es einmal wagen wollte, Poccis Marionettentheater als „katholische Literatur" zu bezeichnen! Weiter wird mir imputiert, ich hätte bei „Detlev von Liliencron, (*) Unveröffentlichte Briefe (*)" den Namen der Adressatin, Anna von Krane, totgeschwiegen, — als ob etwa anzunehmen wäre, der Protestant Liliencron hätte an eine katholische Schriftstellerin „katholisch" geschrieben, wodurch also seine Briefe den Charakter eines katholischen Literaturwerkes erhalten hätten! Solche Ausstellungen kann man doch unmöglich ernst nehmen. Eher könnte man noch darüber streiten, ob als Autor des Aufsatzes Baronin Krane hätte genannt werden sollen, weil sie zu den Briefen ein Vor- und Schlußwort schrieb. Das wäre

Digitized by Google

aber m. E. auch unrichtig, denn der Hauptinhalt sind die Briefe und deren Autor ist unbestritten Liliencron. — In diesem Tone gehen die „Anklagen" fort. Das Übrige schenke ich mir.

Eine andere „Anklage" lautet, ich hätte zwei ausgesprochene katholische Autoren als nichtkatholisch bezeichnet, Ilse von Stach und F. A. Holland. Nun habe ich immer gehört, daß Ilse von Stach Protestantin ist — von einer Konversion ist mir nichts bekannt geworden. Daß sie im „Keiter" steht, ist doch kein Beweis, da stand seinerzeit auch Rosegger drin. Dagegen findet sich F. A. Holland im Jahrgange 1912, den ich damals noch benützte, — der neue „Keiter" erschien erst im Juni — nicht. Aber er schrieb „Franziskus-Legenden!" Das soll ein Beweis sein? Wie viele Nichtkatholiken haben schon über St. Franziskus geschrieben!!

Ganz gegenstandslos ist die weitere Anklage, ich hätte die in der Rubrik „Rundschau" untergebrachten Aufsätze nicht berücksichtigt. Ich schrieb doch zur Begründung meiner Beschränkung auf die selbständig dastehenden kritischen und literarischen Aufsätze, daß sich in ihnen hauptsächlich der Charakter einer Zeitschrift ausprägen; ich schrieb ausdrücklich, daß meine Zusammenstellung von der „Rundschau" und den „Anmerkungen" absehe, aus naheliegenden raumtechnischen Gründen und weil ich der wohlbegründeten Ansicht bin, daß die Heranziehung dieser Rubriken das Gesamtbild nicht wesentlich verändert hätte. Im Gegenteil; denn wenn wirklich in diesen „Hintergemächern" einer Zeitschrift die katholischen Autoren überwiegen und die andern vorn im Salon sich breit machen, so ist das ein Verhältnis, das einer katholischen Revue, die katholische Literatur fördern will, keineswegs zur Ehre gereicht. Ebenso wenig vermag ich der Ansicht beizustimmen, daß lyrische Gedichte den katholischen Charakter einer Revue wesentlich mitbestimmen und daß darum meiner Unterlassung der Feststellung von neunzehn katholischen Lyrikern unter sechsundzwanzig keine ausschlaggebende Bedeutung zukommt.

Der ganze mühevolle, aus dem Inhaltsverzeichnisse versuchte Nachweis des katholischen Charakters der Zeitschrift „Über den Wassern" ist eigentlich nur wieder ein Versuch, die Aufmerksamkeit leicht zu beeinflussender Leser von der entscheidenden Hauptfrage abzulenken. Diese Hauptfrage lautet: Ist es falsch oder ist es richtig, daß sich der Geist, der Charakter einer Zeitschrift vor allem in ihrem Hauptteile, in den Beiträgen und selbständigen Abhandlungen der bevorzugten Mitarbeiter ausspricht? Ist das richtig, so genügt es vollkommen, ein Urteil über den vorherrschenden Charakter der Zeitschrift auf diesen ihren eigentlichen, jedem Leser zuerst in die Augen fallenden Inhalt zu gründen. Herr Professor Seipel müßte also zuerst erklären und beweisen, daß eine Zeitschrift auch dann als „katholisch" anzusprechen ist, wenn der katholische Charakter fast nur in den untergeordneten Rubriken und in jenen Aufsätzen, die von der Redaktion selbst

Digitized by Google

durch Zusammenfassung unter einem gemeinsamen Titel als minder selbständig bezeichnet werden, stärker hervortritt. Ein praktisches Beispiel: Wenn es heute dem Herausgeber des „Türmer" einfiele, die ständigen Rubriken „Rundschau", „Lese" „Auf der Warte" und allenfalls die Bücherbesprechungen nur von Katholiken im katholischen Geiste schreiben zu lassen, den Hauptteil der Zeitschrift aber ganz im bisherigen Geiste weiter zu führen — würde Herr Professor Seipel es wagen, diese Zeitschrift als „katholische Revue" zu bezeichnen. Kann er das nicht, erklärt er somit meine oben formulierte Behauptung als richtig, so kann er unmöglich die Berechtigung der Beschränkung meiner Statistik auf den Hauptteil der von ihm verteidigten Zeitschrift anzweifeln. Dann hätte er sich aber zur Entkräftung der Ziffern- und Zeichensprache meiner Aufstellung darauf beschränken müssen, diese ganze Aufstellung als unrichtig oder gefälscht nachzuweisen. Ein solcher Nachweis ist nicht im kleinsten Punkte gelungen. Bis auf die noch umstrittene Frage der Zugehörigkeit zweier Autoren zur katholischen Literaturgruppe steht mein Nachweis bombenfest und ich habe keinen Strich daran zu ändern.

Ganz unzutreffend scheint mir auch der Vorhalt, ich hätte gewisse Aufsätze, die sich z. B. gegen die Überschätzung der Dichter G. Hauptmann und R. H. Bartsch wenden, nicht zum Beweise des interkonfessionellen Charakters der Zeitschrift „Ü. d. W." heranziehen dürfen. Ich habe ausdrücklich gesagt, was meine Inhaltsübersicht will und bezweckt: nichts anderes als die Untersuchung, ob „Ü. d. W." deshalb als katholisches Organ zu gelten hat, weil es sich vorwiegend mit katholischer Literatur befaßt oder von Katholiken geschrieben wird. Nun sind gewiß Aufsätze der erwähnten Art im Interesse einer richtigen Einschätzung der nichtkatholischen Dichtung sehr zu begrüßen; aber deshalb können sie noch nicht zur ausgesprochen katholischen Literatur gezählt werden — sonst müßte man folgerichtig die noch viel entschiedener gegen die Hauptmann-Überschätzung sich wendenden Aufsätze Storcks, Hofmillers u. a. nichtkatholischer Autoren durchwegs als „katholische Literatur" bezeichnen.

Doch die Polemik gegen mich nimmt immer seltsamere Formen an. So wird meine Schlußfolgerung, eine Beurteilung literarischer Fragen im Lichte katholischer Weltanschauung sei in allen Fällen ausgeschlossen, wo nichtkatholischen Autoren die Behandlung solcher Fragen, die für den Katholiken neben der literarischen eine tiefe sittlichreligiöse Bedeutung haben, zugeschoben wird, als „ganz ungeheuerlich" bezeichnet. Mit der fast unglaublichen Begründung: „Als ob nicht nötigenfalls auch ein katholischer Autor über dieselben Fragen schreiben könnte". Es wird also hier die Deutung bei den Haaren herbeigezogen, ich hätte eine solche Beurteilung im katholischen Geiste in der Zeitschrift „Ü. d. W." überhaupt als ausgeschlossen erklären wollen, obwohl ich doch ausdrücklich sage: wo nicht katholischen Autoren die Behandlung solcher Fragen zugeschoben wird. Also nur in diesen Aufsätzen ist die

Digitized by Google

Beurteilung nach katholischen Prinzipien ausgeschlossen, und das ist doch selbstverständlich, denn man wird doch von einem Th. Mann oder K. Lissauer nicht ein auf katholische Prinzipien gegründetes Urteil verlangen!

Über die Tabelle, die beweisen soll, daß meine Zusammenstellung ein gründlich falsches Bild gab (obwohl sie auch nach Professor Seipels Kritik bis auf die etwaige noch ausstehende Katholizitätserklärung der beiden Autoren Ilse von Stach und T. A. Holland völlig intakt dasteht), muß noch eingehender gesprochen werden, als es hier möglich ist. Ebenso über Professor Seipels Bemerkungen zu meinen vier Fällen falscher Orientierung der katholischen Leser. Daß Herr Professor Seipel die Arbeiten Thormanns über Paquet und R. Knies über N. Lambrecht ganz in der Ordnung findet und verteidigt, ist ja selbstverständlich; denn wenn er das nicht täte, hätte er überhaupt nicht als Verteidiger der Zeitschrift: „Ueber den Wassern" auftreten können. Also darüber gibts eigentlich nicht viel zu reden. Hier stehen sich eben zwei Anschauungs- und Betrachtungsweisen gegenüber, die voraussichtlich noch lange nicht zusammenkommen. Daß so etwas auf katholischem Boden, noch dazu in katholischen Weltanschauungsfragen, möglich ist, mag tief zu bedauern sein, aber die Tatsache ist leider nicht aus der Welt zu schaffen. Nur eins sollte man verlangen dürfen: daß derart naive und unsre Polemik kompromittierende Schlußfolgerungen ausgeschaltet werden, wie jene, auf Grund derer mir die schimpfliche Beschuldigung des „blinden und geradezu lächerlich wirkenden Fanatismus" an den Kopf geworfen wird. Nämlich auf Grund einer Rezension der „Germania". Weil die den Roman „Der Flieger" lobt, ist meine gegenteilige Beschuldigung „blinder Fanatismus." So urteilt Professor Seipel! Und gesteht zum Überfluß, daß er den Roman selbst gar nicht gelesen hat! Ich kann fast nicht glauben, daß Herr Professor Seipel diese Auslassungen selbst niedergeschrieben hat. Ein Mann mit seiner Weltkenntnis müßte doch wissen, daß es einer katholischen Redaktion, besonders der eines Tagblattes, nicht möglich ist, alle einlaufenden Rezensionen auf ihren inneren Gehalt zu prüfen. und daß deshalb nicht selten geradezu glaubens- und sittenfeindliche Bücher durch unwissende oder oberflächliche Rezensenten (die nur ein paar Seiten lesen) warm empfohlen werden. Und daß ich diese Rezension tot geschwiegen hätte, ist ebenfalls ein ganz ungerechter Vorwurf, denn ich erkläre hier mit meinem Worte, daß ich sie zum erstenmal in der Wiedergabe durch Herrn Professor Seipel gelesen habe. Ich kann doch nicht alle Zeitungen und alle Rezensionen lesen!

Damit genug! Kostbare Zeit verloren! Ich sehe ein, daß mit derart kleinlicher Polemik unserer großen Sache nicht gedient wird. Aber ich konnte mich der Pflicht einer Erwiderung nicht entziehen, denn mich trifft die Verantwortung für jeden, der vom „Gral" und seinem Kreise deshalb sich zurückzieht, weil er den Steuermann für einen

Digitized by Google

Irrfahrer hält. Deshalb, und nur deshalb, mußte ich mich verteidigen. Persönlicher Groll sei mir ferne. Sollte ich ein zu schneidiges Wort gesagt haben, so berücksichtige man, daß man scharfe Hiebe nicht mit dem Fliegenwedel abwehren kann.

Stimmen der Zeit

Erst Scheidung, dann Sammlung!

Zum zweitenmal erleben wir die seltene Genugtuung, aus dem „Hochland" eine Bestätigung der Richtigkeit unseres entschieden katholischen Literaturprogramms wiedergeben zu können. Im Juliheft der genannten Zeitschrift beschäftigt sich ein mit „E." (Dr. Max Ettlinger) gezeichneter Aufsatz mit Rudolf Euckens Aufruf: „Zur Sammlung der Geister". Zustimmend wird hier zunächst Euckens offenes Wort zitiert:[1])

„Aber wo findet sich ein Weg, der aus der Verwicklung herausführt? Helfen kann nicht eine grübelnde Reflexion, davon haben wir heute schon im Übermaß, ihr Weiterspinnen würde die Unsicherheit nur noch steigern. Helfen kann auch nicht eine freundliche Verständigung, eine leidliche Ausgleichung der verschiedenen Tendenzen. Denn die Gegensätze sind viel zu schroff, als daß sie sich ohne eine Verflachung des Lebens zusammenbringen ließen, es tut uns weit mehr ein energisches Entweder-Oder not als ein vermittelndes Sowohl-Als-Auch, **eine Sammlung wird erst möglich, nachdem eine Scheidung erfolgt ist!**"

Dazu sagt Dr. Ettlinger sehr richtig:

„Aber die Scheidung allein kann noch nicht genügen, um zu sammeln... Nicht der Gegensatz eint die Geister, sondern das gemeinsame Bekenntnis. Mag man sich immerhin auf Gebieten, wo es sich zunächst um äußere Machtentscheide handelt, trotz verschiedenartiger Geistesrichtung gegenüber gemeinsamen Gegnern reorganisatorisch zusammenschließen. Auf dem Schlachtfeld des Geistes gilt jede Organisation nur soviel, als an starkem und einheitlichem Zielbewußtsein in ihr lebendig ist. Und dieses Zielbewußtsein wäre zerstört in dem Augenblicke, wo man sich über tiefgehende, grundsätzliche Unterschiede hinwegsetzen wollte. (Wie z. B. bei der „gemeinsamen Literaturarbeit" von Katholiken, Juden und Neuheiden in der Zeitschrift „Über den Wassern". — Gralred.) Ein bei aller Überzeugungstreue so versöhnlicher Beobachter wie W. H. Riehl hat hierfür am Schluß seiner „Land und Leute" das rechte Wort gefunden: Um für die Einheit reif zu werden, müssen wir erst reif werden für das Verständnis und die Würdigung unseres Sonderlebens. Hätten wir das konfessionelle Sondertum nicht, so müßten wir zugeben, daß wir es gewännen. (So kann selbstverständlich nur ein Nichtkatholik sprechen. — Gralred.) Wohl wurzeln die Leiden unserer Nation in diesen Gegensätzen, aber mit den Leiden auch unsere eigentümlichste Lebenskraft!"

[1]) Sperrdruck von der Gral-Redaktion.

Digitized by Google

In Riehls Lobpreisung der konfessionellen Zersplitterung können wir selbstverständlich nicht einstimmen, wohl aber in seine Behauptung, daß wir — nachdem die konfessionelle Spaltung einmal da ist — für die Einheit nicht durch Unterdrückung oder Zurückstellung, sondern nur durch Verständnis und Würdigung (und wir setzen folgerichtig hinzu: konsequente Auswirkung) unseres religiösen Sonderlebens reif werden können.

Dr. Ettlinger sagt weiter:

„. . . Wir müssen uns, so schmerzlich es auch ist, nachgerade damit abfinden, daß es mit der konfessionellen Zwiespältigkeit noch lange nicht sein Bewenden hat, und daß noch weitere und tiefere Klüfte sich aufgetan haben. Aber alle diese Gegensätze werden niemals überwunden, indem man sie verwischt. (Wie es bei Euckens „neuem Idealismus" der Fall ist, was hier weiter ausgeführt wird) . . . Wenn heute gerade im Widerstreit der Weltanschauungen gar manche Organisation versagt oder wenigstens die gehegten Hoffnungen nicht erfüllt, so ist sicherlich daran die Tatsache mit schuld, daß in den entscheidenden Lebensfragen des Geisteslebens man nicht länger mehr mit sentimentalen ‚Sehnsüchten' oder verschwommenen Redensarten (z. B.: gemeinsam-nationale Arbeit, Versöhnung mit der modernen Kultur 2c. — Die Gralred.) sich vertrösten lassen will. Wo aber klare und feste Ziele gesetzt werden und entschlossene Kräfte für sie eintreten, da schließen sich trotz aller scheinbaren Organisationsmüdigkeit die Scharen noch freudig zusammen und hohe Ideen werden mächtiger als der beredteste Mund".

Wir staunen, staunen, staunen! Oder vielmehr, wir freuen, freuen, freuen uns! „Hochland" an der Seite des „Gral" für bewußte, entschiedenste Auswirkung unserer katholischen (wir vermeiden prinzipiell die Anwendung des engen Begriffs „konfessionell" auf die katholische Kirche) Sonderart! Und nur durch diese entschiedene Auswirkung, nicht durch Verwischung und Zurückstellung der Gegensätze, wie es z. B. die „fortschrittliche" Richtung in unserm Literaturleben verlangt, können wir zur ersehnten Einheit gelangen! Das ist uns ja aus der Seele gesprochen! Auf der Überzeugung, daß nicht durch schwächliche Kompromisse, sondern durch kraftvolles Auswirken der katholischen Grundsätze in unserer Literatur sowohl der Kirche, als der Nationalliteratur am besten gedient wird, ruht unser ganzes „Gralprogramm"! Und jene, die um des Friedens willen die Gegensätze verwischen, die klaren und festen katholischen Hochziele zurückstellen, innerlich unvereinbare Gegensätze äußerlich und künstlich zusammenkleistern wollen — sind die auf dem rechten Wege zur ersehnten Einheit? — Die Frage ist klar beantwortet, nicht bloß vom „Gral", sondern auch vom „Hochland"!

• • •

Hypererotrophie

Dieses Thema will nicht zur Ruhe kommen. Warum? Wenn man nur ehrlich sein will, muß auch der Blindeste sehen, daß unsere Zeit,

Digitized by Google

oder sagen wir unsere Nation, unser Volkstum, unser Glaube, unsere Kunst und nicht zuletzt unsere materielle Wohlfahrt an dem Überwuchern des erotischen Gefühls oder vielmehr der sinnlicherotischen Leidenschaft zugrunde gehen muß. Ganz wie im alten Rom.

Jüngst hat Lothar Brieger im Thürmer (Juliheft 1914) das alte Thema nach neuen Noten abgewandelt, anknüpfend an die vom Mühlhausener Massenmörder Wagner an „sein Volk" erlassene Epistel mit dem lapidaren Ausspruch: „Wir leiden am Geschlecht." Brieger spricht von einer gefährlichen, immer mehr um sich greifenden allgemeinen Hysterie, deren Vorhandensein naturgemäß die polizeilichen Maßregeln gegen die Abbildungen gewisser Kunstwerke hervorrufe. Die Polizei stelle durch diese Maßregeln das Überhandnehmen allgemeiner erotischer Empfänglichkeit fest, welche auf die Darstellungen der Künstler nur mehr in sexuellem Sinn reagiere. Gewiß gehöre zu allen (?) guten und großen Dingen ein tüchtiger Schuß Erotik und das Lied von der Liebe liege stets allem (?) als Urmelodie zugrunde; doch wenn die Begleitung des Liedes wesentlicher werde als die Melodie — sei es da nicht an der Zeit, über einen Verfall, über eine Verwilderung der Harmonielehre sich zu besorgen? „In der Tat müssen wir eigentlich komisch wirken, wie wir so mit ängstlichen Gesichtern sorgfältig um alles herumschleichen und mit feinem Hämmerchen — Psychologie merkwürdigerweise genannt — solange daran herumklopfen, bis wir glücklich den erotischen Ton herausgefunden haben." — Dieser Vorwurf trifft selbstverständlich vor allem unsere Literatur!

Die weiteren Ausführungen Briegers, die darzutun versuchen, daß das als Selbstzweck und Endzweck uns erscheinende erotische Problem zum beängstigenden Spukgespenst geworden ist und als solches auch bedeutende Literaturwerke unserer Tage durchgeistert, wollen wir übergehen. Nur noch einige seiner Schlußsätze: Wir leiden nicht etwa an einem Phantasiemangel, sondern haben die ganze Phantasie der Generation in einem Punkte konzentriert, wo sie wie Höllenglut brennt. Während weite andere Gebiete unseres Gemütslebens unerwärmt bleiben und absterben. Unsere Gesellschaft, unser Leben, unsere Kunst sind hypererotrophisch. Wenn da nicht vorgebeugt wird, können wir uns am Ende nicht anders helfen als das Mittelalter durch die Hexenprozesse. Zum Vorbeugen seien besonders die Literaten berufen, die in unseren Tagen zu solcher Verderbnis geworden seien, daß ihnen ihr Gewissen die neue Berufung in gutem Licht erscheinen lassen müßte. —

So scheint nun wieder einmal die erotische Sündflut ihre schmutzigen Wellen über unserem Kulturleben zusammenschlagen zu wollen, und wir Katholiken in unserer gesicherten Arche sollten froh sein, daß die Wogen uns nicht berühren. Statt dessen gibt es unter uns noch immer Leute, die Löcher in die Planken bohren mit ihrer Forderung, die katholischen Dichter müßten vor allem die Leidenschaften, die Konflikte und Sehnsüchte des modernen Lebens behandeln. Diese Forderung läuft auf

Digitized by Google

nichts anderes hinaus, als den dunklen Strom in unser gesichertes Haus zu leiten, denn diese Leidenschaften, Konflikte, Sehnsüchte sind heute eben durchwegs erotisch. Wer die Kunst vor der „Hypererotrophie" retten will, sorge dafür, daß die „weiten andern Gebiete unseres Gefühlslebens" von ihr erwärmt und befruchtet werden. Gebiete, in welchen es vielleicht weniger Leidenschaften und Konflikte in modernem Sinne gibt, die aber aus den Niederungen hinaus den menschlichen Geist zu den heiligen Bergen leiten, die niemals von den Wellen der erotischen Sündflut berührt werden können.

Kritischer Wegweiser

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Romane, Novellen

* Bazin René: Davidée Birot. Roman aus dem Leben einer Lehrerin. Autor. Übersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. 336 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Gebunden 4.— Mk.

Wir haben in diesem Roman die mit psychologischer Meisterschaft erzählte Geschichte der Rettung und Erhebung eines in ein sündhaftes Verhältnis verstrickten Mannes durch eine reinere Liebe und durch den sühnenden Tod eines Kindes vor uns. Hier vereint sich hohe Kunst der Seelen- und Milieuschilderung mit jenem starken Zuge nach oben, der durch seelische Läuterung zum Glauben und zur Reinheit führt. Bewunderungswert ist auch die Kunst, mit der Bazin seine Gestalten mit ein paar Strichen charakterisiert und lebensvoll hinstellt, so z. B. den alten Birot, den Schulinspektor, die Titularlehrerin u. a. m. Alles in allem ein für reife Lehrer hochinteressantes und starke Lebenswerte vermittelndes Buch. (I, 2, B)

Bonde, Sophus: Fräulein Kapitän. Ein Seeroman. 402 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 3.50.

Digitized by Google

Der größte Reiz dieses Buches liegt in der plastisch-anschaulichen, aus eigenem Erlebnis geflossenen Schilderung des Seefahrerlebens, namentlich an Bord eines deutschen Segelschiffes. Sonst konnten wir nicht viele Vorzüge entdecken. Die Handlung ist dürftig, durch eingestreute episodische Erzählungen zerrissen, von einer irgendwie höheren Auffassung des Lebens kaum eine Spur, also gewöhnliche Unterhaltungsliteratur; zudem für katholische Leser wegen der ungebundenen Behandlung erotischer Stoffe nur mit starken Vorbehalten geeignet. (V, 3, D)

Ertl, Emil: Walpurga. Novelle. 82 S. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.50.

Das mit allen Finessen moderner Buchdrucker- und Buchbinderkunst ausgestattete Bändchen trägt eine Leibbinde, auf der es heißt: „Von Anfang bis zum Ende voll tiefer, heiliger Poesie; sie hat das Heiße, Ursprüngliche und Urwahre eines Gottfried Keller . . ." Hiezu möchten wir doch ein starkes Fragezeichen machen. Gewiß ist diese Novelle in ihrer Einfachheit, Schlichtheit und Innigkeit eine sympathische Erscheinung, aber denn doch ein bloßes Stimmungsbild: Ein Reisender besucht ein Alpendorf, in dem er eine Jugendliebe verlassen hat, erfährt daß sie aus Liebesgram gestorben ist, dann sucht er die Bergwiese auf, wo er die erste Liebesstunde mit ihr durchlebte — an heißen sinnlichen Farben fehlt es nicht —, lebt im Traum alles wieder durch und verläßt endlich das Dorf, von einem Gewitter vertrieben. Das ist alles: Stimmung, Schilderung. Zu einer „Perle der Novellenliteratur" gehört aber doch mehr. Wir kennen Höheres! (II, 2, B)

* Frank, Emil: Die Brockschulten. Westfäl. Roman. 230 S. Münster in Westfalen, Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. Gebunden Mk. 3.—.

Frank ist ein sehr produktiver Schriftsteller, aber dieser neue Roman ist ein Aufstieg. Die straffe Führung der Handlung, die Komposition, die Charakter- und Milieuschilderung verdient alles Lob. Es fehlt auch nicht an innerem Gehalt, ganz leise aber doch erkennbar schimmert durch die Schicksale dieser Menschen die religiös-sittliche Idee, der Segen des „Gut- und Frommseins". Die Schilderung des westfälischen Bauernlebens und der herben Natur erhebt sich oft zu prächtiger Bildhaftigkeit. (II, 2, C)

Geißler, Max: Valentin Upp der Legionär. Mit Bildern von Th. Rocholl. Leipzig, Otto Spamer. Gebunden Mk. 3.—.

Hier hat sich nun einmal ein wirklicher Dichter an einen Stoff gewagt, der bisher mehr vom zeitgeschichtlichen Standpunkt und auch ein wenig vom Sensationsbedürfnis behandelt und ausgebeutet wurde. Wie weit die Darstellung „nach Berichten eines alten Afrikaners" — sie widerspricht vielfach den landläufigen Anschauungen — auf Wirklichkeit beruht, können wir nicht untersuchen; aber die Geschichte ist jedenfalls flott und spannend erzählt, reich an prächtigen Schilderungen und dramatischen Momenten. Sie ist zudem sittlich einwandfrei und kann auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden. (II, 2, C)

Hegeler, Wilhelm: Die Leidenschaft des Hofrat Horn. Roman. 320 Seiten. Berlin, Egon Fleischel & Co. Gebd. Mk. 4.—

Hegeler ist ein Dichter, der in seiner Art und gemäß seiner Weltanschauung die Wahrheit sucht. So ist dieser Roman, der die Tragödie eines „komplizierten", innerlich haltlosen Mannes schildert, der seiner edlen hingebenden Frau mit einer herzlosen Komödiantin, die seine Künstlereitelkeit aufpeitscht, die Treue bricht — ein Sitten- und Kulturdokument mit einem nach der Richtung sittlicher Wahrheit und Gerechtigkeit wegweisenden Einschlag geworden. Auch muß man es dem Dichter zur Ehre anrechnen, daß er zwar die sittlichen Verirrungen seines Helden und die laxe Moral in den Kreisen der Künstlerbohème ungeschminkt schildert, von lüsterner Ausmalung erotischer Szenen sich jedoch stets im gegebenen Augenblick zurückzieht. Starken, gefestigten Menschen, die das Leben kennen, können solche Bücher kaum schaden, wohl aber die Leere und Haltlosigkeit der Kultur ohne Gott und Sittengesetz anschaulich aufzeigen. (V, 3—4, B)

Digitized by Google

Huch, Friedrich: Erzählungen. 188 S. München, Georg Müller. Mk. 3.—

Über den meisten dieser Erzählungen, die vom Schauen und Gestalten eines begabten Dichters reden, liegt wie ein trostloser Herbstnebel der kalte Hauch einer gottfremden lebensfeindlichen Weltanschauung. Es sind zumeist Ausschnitte, Skizzen, Zustandsschilderungen, die von Todesfurcht (Das möblierte Zimmer), feigem Selbstmord (Die Entscheidung), von Verführung und Dirnenwesen in der Gesellschaft (Franziskas Erlebnis, Christels Verpflichtungen) und andern abstoßenden und niedrigen Dingen erzählen. Daneben tauchen seltsame, rätselhafte Gestalten und Erlebnisse auf (Das Urbild, Der Gast) und nur eine einzige Geschichte fanden wir, die Natürlichkeit und Frische atmet, „Die Familie im Walde". Nein, solche Poesie erhebt nicht, sie zieht in die Täler hinab, die im Schatten des Todes liegen. (V-VI, 3, B)

Jegerlehner, Johannes: Hohlicht. Eine schweizerische Soldatengeschichte. 93 Seiten. Heilbronn, Eugen Salzer. Gebunden Mk. 1.—

Die einfache Liebesgeschichte eines schweizerischen Offiziers, humorvoll und natürlich erzählt, mit einer lebensvollen Schilderung der „Brautfahrt" des Helden über den Gletscher im nächtlichen Schneesturm. Eine Episode macht Vorsicht in der Empfehlung nötig, ist auch unwahrscheinlich und überflüssig. (II, 3, C)

Lilienfein, Heinrich: Der versunkene Stern. Roman. 2. und 3. Aufl. 465 Seiten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—.

Vieles, was von Hegelers Roman: „Die Leidenschaft des Hofrat Horn" oben gesagt wurde, gilt auch von dem vorliegenden Buche. Auch Lilienfein ist ein keineswegs nach dem Niedern strebender Dichter und sein vorliegender Roman in gewissem Sinne eine sittliche Bankerotterklärung des modernen, über alle Schranken der Sitte und des Herkommens selbstherrlich sich hinwegsetzenden, nur den eigenen sinnlichen Trieben gehorchenden Ästhetentums. Auch hier die lebendige, anschauliche Schilderung des Lebens in diesen Kreisen, aber ohne die beliebte sinnenreizende Ausmalung des Niedrig-Erotischen. Zum Schlusse sogar eine Art sittlichen Aufstiegs: Die Heldin, die ihr Leben und ihre Ehre im Herumtaumeln um die lockende Flamme gefährdet hat, verzichtet im Gefühl ihrer Unwürdigkeit und in einer Art Bußgesinnung auf die Liebe eines edlen Mannes, dem sie nach Lösung ihrer (protestantischen) Ehe angehören könnte. Der Roman ist reich an dichterisch schönen Schilderungen und öffnet manchen tiefen Blick in Zeit und Leben. (V, 3, B)

* Lucens: Im Kampf um Lourdes. Ein deutscher Roman. 336 S. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G. Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50

Wollte man diesen Roman von rein literarischen, ästhetischen Gesichtspunkten beurteilen, so würde man ein höchst einseitiges Urteil fällen, denn seine Bedeutung, wenigstens für den katholischen Leser, liegt auf einem andern Gebiet, auf dem religiös-apologetischen. Er schildert nämlich mit psychologischem Verständnis die Bekehrung eines ungläubigen Arztes zum Glauben an die Wunder von Lourdes und damit zum ganzen katholischen Glauben. Es gehört selbstverständlich zu den größten Aufgaben der Dichtung, eine derartige innere Umwandlung mit wahrhaft dichterischen Mitteln und mit künstlerischer Vollendung zu schildern, darum darf man sich nicht wundern, daß man öfter auf Partieen stößt, die künstlerisch nicht verarbeitet sind, daß oft die Reflexion das große Wort führt und die Handlung mitunter daran hängen bleibt. Als ein Kardinalfehler des Romans erscheint mir die Verquickung der Bekehrung mit einer Liebesgeschichte, wodurch natürlich die überzeugende Kraft der Bekehrungstatsache stark erschüttert wird. Andererseits ist wohl nicht zu verkennen, daß gerade diese Verquickung über manche Schwierigkeit hinweghilft und vielleicht auch weitere Leserkreise anzieht. Jedenfalls ist aber der Gesamteindruck auf den unbefangenen, nicht allzusehr vom ästhetischen Kritizismus angekränkelten katholischen Leser ein erhebender und die apologetische Wirkung ist so geschickt herausgearbeitet, daß der Roman gerade im gegenwärtigen Kampfe um Lourdes nicht genug empfohlen werden kann. (I, 2, E)

Digitized by Google

Lienert, Meinrad: Bergdorfgeschichten. 439 S. Frauenfeld, Huber & Co. Gebunden Mk. 5.60.

Die Schweizer bringen heute einen kräftigen, gesunden Ton in die kranke Großstadtdichtung. So einer ist auch Lienert. Er schöpft seine Schildereien und Erzählungen aus dem Leben des Schweizer Volkes. Am besten gefällt er uns, wo er Gestalten und Bilder ohne viel Beiwerk natürlich hinstellt, wie im „kalten Brand", „das hustende Seppeli", „Lützelweißchen", „Jungfernraub". Wenn er große Erzählungen ausspinnt, wie „Die Schmiedjungfer", fällt er manchmal in Übertreibungen. Meistens hält er sich hübsch auf der Erde, nahe bei einer „gesunden Sinnlichkeit", die aber nur für sehr empfängliche Leser einen Anstoß bilden dürfte. Sonst ist die Natürlichkeit und Echtheit dieses Schweizerpoeten eine erfreuliche Erscheinung in der zeitgenössischen Literatur. (II, 3, C)

Strobl von Ravensberg: Gestalten aus der Kongreßzeit. Skizzen und Studien. Herausgegeben und mit Einleitung von Edith Gräfin von Salburg. 238 Seiten. Leipzig, B. Elischer Nchf. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

Eine eingehende Besprechung an dieser Stelle erübrigt sich, weil einzelne dieser Skizzen, namentlich „Königin Pepperl", eine derart frivole Moral ausatmen, daß das Buch für Leser, die auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes bleiben wollen, gar nicht in Betracht kommt. Die historische Kleinmalerei, übrigens ohne schöpferische Gestaltungs- und Verlebendigungskraft, scheint oft auf sehr schwachen Füßen, auf dem Boden des historischen Klatsches zu stehen, wie folgende über Zacharias Werner vorgebrachte „historische" Mitteilungen beweisen: Er war früher protestantischer Pastor, später Redemptoristenmönch, als solcher verheiratet und schleppte seine Frau mit herum, die ihm auf Schritt und Tritt folgte, beim schwarzen Kaffee pflegte er den pikanten Roman „Lucinde" vorzulesen! Soviel Worte, soviel Lügen. Mehr kann man nicht verlangen. (VI, 4, D)

Schieber, Anna: Amarhllis und andere Geschichten. 111 S. Heilbronn, E. Salzer. Gebunden Mk. 1 —.

Kleine, herz- und gemütvolle Geschichten, Stimmungs- und Lebensbilder, mitunter von herzerfreuender Frische und Natürlichkeit, voll des Lebens Freuden und Schmerzen. Eine der schönsten ist „Vetter Engelbrecht". Solchen herzstärkenden Geschichtlein sollte man öfter begegnen. Die Dichterin versteht es, aus den tiefen Brunnen des Lebens den verborgenen Quell der auf dem Grunde ruhenden Poesie der Dinge aufspringen zu lassen. (IV, 2, B)

* Zarzamora und andere spanische Novellen. Übersetzt und Herausgegeben von Otto v. Schaching. 283 S. Regensburg, J. Habbel. Gebunden Mk. 2.—.

* Spanische Novellen. Herausgegeben von Richard Zoozmann. 138 S. Regensburg, J. Habbel. Gebunden Mk. 1.—.

„Zarzamora" ist eine hübsche Probe der neueren spanischen Erzählungsliteratur, die sich auch in ihrer vorzüglichen deutschen Übersetzung sehen lassen kann. Während diese Novelle nach modernem Geschmack mehr das Innenleben schildert, wirken die andern beiden Novellen mehr durch äußere Handlung und die daraus sich ergebende sittliche Wahrheit. — Die von Zoozmann gebotenen Übersetzungen von fünf Novellen sind treffliche Leistungen der alten Schule und können neben unserer klassischen Novellenliteratur Beachtung beanspruchen; wenn auch manche dem modernen Geschmack nicht entsprechen, zeigen sie doch die charakteristischen Vorzüge der klassischen Novellistik der Spanier. (I, 2, B)

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 13.
Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H., Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

P. Albert Kuhn O. S. B.

(Nachdruck verboten).

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste

zwölftes Heft des 8. Jahrgangs

:: :: 1. September 1914 :: ::

„Mit Recht leugnet ihr, daß die Religion, die unsere ganze Kultur hervorgebracht hat und die den ganzen Menschen umfassen soll, keine Beziehung zu den Musen habe ... Wie denn das Schöne in Gott eine und dieselbe Sache ist wie das Wahre und Gute ..."

Papst Pius X. an den Gral, 16. Februar 1911.

Dr. P. Albert Kuhn O. S. B.

Von Dr. Jos. Scheuber

Am 28. Mai dieses Jahres feierte Dr. P. Albert Kuhn in der Stiftskirche zu Maria Einsiedeln seine goldene Jubelmesse. Zu seiner Ehre wurde auf der Studentenbühne die Oper Diokletianus aufgeführt, deren glaubensinnigen und formvollendeten Text der Jubelpriester selbst verfaßt hatte. Ein Prolog in edelster sprachlicher Prägung von Dr. P. Romuald Banz O. S. B. feierte die bisherige Geistes- und Lebensarbeit des Jubelgreisen. — Kunst und Wissenschaft erheben in edlem Wettstreite seine hohen Verdienste, jede beansprucht an ihm den ersten Anteil, bis die Gestalt des Glaubens ihr höchstes Anrecht auf ihn beweist.

In P. Albert Kuhn ehren wir einen Notker, einen Wulafried Strubo, einen Mobillon der Gegenwart, einen Mönch, der die Geistes- und Kunstschätze längst entwichener Jahrhunderte in die Einsamkeit eines stillen Waldtales flüchtete, der angeweht vom Geiste seines Ordens und dessen großen Stifters, den religiösen und kulturellen Segen der mittelalterlichen Klosterschule auch in unserer Zeit zu reichster Fruchtbarkeit entfaltete. — In seltener Überfülle sind die Garben auf dem Felde seiner Tätigkeit gereift. Er ist unermüdlicher Erforscher und überlegener Richter der vergangenen und tatkräftiger Anwalt der gegenwärtigen Kunst,

Digitized by Google

Lehrer und Schriftsteller von Gottes Gnaden, als Priester und Mönch, als Ritter in der Edelgarde der Kirche vom hellsten Glaubensstern geleitet, weltgewandt und durch zahlreiche Reisen mit den meisten großen Kunstwerken Europas persönlich bekannt und doch wurzelnd im Frieden des stillen Klosterglückes und geborgen in dessen schützender Umfriedung.

Der äußere Gang dieses Lebens, dessen reicher Gehalt sich nicht bloß nach der Fülle der Jahre, sondern vorab nach der Größe der Verdienste bemißt, läßt sich mit wenigen Stichworten bezeichnen: Eintritt in die Welt, im Heilsjahre 1839 in Wohlen, einem erwerbsfrohen Industrieorte des Freiamtes (Kt. Aargau), der Frühling glücklicher Jugend- und Studienjahre im Schoße einer echt katholischen Schweizerfamilie und an der Stiftsschule Einsiedeln; früher Ordensberuf und Eintritt ins dortige Kloster, wohin ihm ein älterer Bruder (P. Raphael) vorangegangen war, segens- und erfolgreiche Jahre, aszetischen, theologischen und sprachlichen Studiums in Einsiedeln unter dem Einfluß von P. Gall. Morel und am Hofe des Bischofs von Orleans Fel. Dupanloup, dazwischen die schönsten Tage der jungen Ordenszeit: Profeß (1858) und Priesterweihe (1864), dann eine fünfzigjährige, durch manche Studienreisen unterbrochene Lehrtätigkeit an der Stiftsschule in Einsiedeln als Professor der Ästhetik und der deutschen, griechischen und französischen Literatur, verbunden mit vielseitigen Fachstudien, worunter die Kunstgeschichte den ersten Rang behauptete.

Die Kunstgeschichte und Kunstforschung zählt P. Albert Kuhn gegenwärtig zu ihrem gefeiertsten Vertreter. Seine Allgemeine Kunstgeschichte ist ein monumentales Werk wie wenige seinesgleichen. Ihr Erscheinen entsprach einem dringenden Erfordernis. Als P. Albert die Feder hierzu ansetzte, gab es keine allgemeine Kunstgeschichte, die den Grundsätzen der katholischen Kirche und deren unvergleichlichen Verdiensten um die Kunst gebührend gerecht wurde. Seitdem sind von der Hand bewährter katholischer Gelehrten, so von Dr. Ad. Fäh und Prof. Dr. Neuwirth u. a. kurzgefaßte Kunstgeschichten veröffentlicht worden. Damit ist P. Kuhns Werk keineswegs entbehrlich geworden. Wen nach einläßlicher Belehrung und reiferem Verständnis vergangener Kunstzeitalter dürstet, der wird mit größter Befriedigung an diesem reicheren Quell sich laben. — P. Albert Kuhns Unternehmen war nicht nur schwierig, es mochte bedächtigen Fachgenossen als förmliches Wagnis erscheinen. Wie konnte ein Mann das ganze Gebiet der Kunstgeschichte mit einer so überaus reichhaltigen und verzweigten Literatur beherrschen? P. Albert kannte kein Fürchten und Bangen. Mit starkem Gottvertrauen und unter dem Segen des hochseligen Papstes Leo XIII. begann er sein großes Werk. Es kamen Jahre und Jahrzehnte drückendster Geistesarbeit. Trotz außergewöhnlicher Anstrengung und rascher Wanderung sah er das Ziel immer mehr in die Ferne gerückt. Oft äußerte er, daß er den Abschluß des Werkes herbeisehne. Endlich, im Dezember 1908, achtzehn Jahre nach dem Erscheinen des Vorwortes (April 1891) konnte er das Schlußwort

Digitized by Google

ſchreiben. Die beliebte Wendung mancher Kunſtrichter: Dieſes Buch bedeutet eine Tat, iſt hier keine Übertreibung. Eine Unſumme von Anſtrengung und Selbſtüberwindung liegt darin, die nicht ſelten die Höhenlinie ſtillen, verborgenen Heldentums berührt haben mag. Das ganze Werk wuchs zu ſechs Bänden von zuſammen über dreitauſend Quadratſeiten an; je zwei Bände ſind der Baukunſt der Plaſtik und der Malerei aller Zeiten gewidmet. Die Kunſtwerke werden nicht nur geſchichtlich, ſondern auch äſthetiſch und techniſch gewürdigt. Der geſchichtlichen Betrachtung widmet der Verfaſſer immerhin den breiteſten Raum. Vor ihm hatte Franz Xaver Kraus eine nicht vollendete Geſchichte der chriſtlichen Kunſt geſchrieben. Bequem für den Fachmann legte er die bisherigen Forſchungen und den Stand jeder Streitfrage mit genauen Quellen- und Literaturnachweiſen dar. P. Albert hatte ſein Werk in größeren Linien gedacht. Er verzichtet auf einläßliche Erörterung mancher kunſtgeſchichtlicher Streitfragen, bietet aber die bisher geſicherten Hauptergebniſſe der Forſchung und beſpricht im einzelnen eine ſehr reiche Auswahl von Kunſtwerken, die durch ausnehmend zahlreiche und ſchöne Abbildungen veranſchaulicht werden. Ausgiebige Literaturverzeichniſſe folgen allen größern Abſchnitten. Der geſchichtlichen Belehrung ſchreitet durch das ganze Werk folgerichtig, unentwegt und unbeſtechlich die äſthetiſche Bewertung zur Seite. Sie ſtützt ſich auf eine Reihe philoſophiſcher Lehrſätze, die in der Einleitung als das Ergebnis reifen und ruhigen Denkens und reicher Erfahrung und Beobachtung klar und anregend dargeſtellt werden. Nirgends iſt der Wandel der Meinungen auffälliger und die Eigenwilligkeit des Urteils ſchrankenloſer als auf dem Gebiete der heutigen Kunſt. Daher mögen manche empfindſame Schöngeiſter jedes ſichere Urteil, jede feſte Grundſätzlichkeit in der Kunſt als eine Art „Dogmenzwang" verabſcheuen, der denkende Leſer wird gerade darin einen beſondern Vorzug des Werkes erblicken. Die geſchichtliche Forſchung mag ſich verändern und bereichern, die ewigen Geſetze der Schönheit bleiben und veralten nicht. Dazu verſteht es P. Albert ausgezeichnet, ſie auf alle Kunſtſchöpfungen bis zur Gegenwart verſtändnisvoll und ohne beengende Einſeitigkeit anzuwenden. Würden dieſe Geſetze des Schönen mehr beachtet, ſo könnte eine Geſundung des heutigen Kunſtgeſchmackes nicht ausbleiben. — Nicht geringe Sprachkunſt war von nöten, um dieſen gewaltigen Stoff ſo abwechſlungsvoll darzuſtellen, daß der Leſer nie ermüdet. P. Albert haſcht dabei nicht nach Flitter und Rauſchgold, auch nicht nach dem geiſtreichelnden Prezioſentum mancher Kunſtrichter, Klarheit der Darſtellung und des Urteils geht über alles, daneben fehlt es der Sprache nicht an Regiſtern von zarter Weichheit und großer, kräftiger Tonfülle.

Neben ſeiner großartig angelegten Kunſtgeſchichte vergaß P. Albert auch nicht die Kleinarbeit der Einzelforſchung. Zwei ſehr anſprechende und lebensvolle Künſtlerbildniſſe von bleibendem Wert entwarf er in den Monographien: Der Kunſtmaler P. Melchior von Deſchwanden (1882)

Digitized by Google

und P. Rudolf Blättler O. S. B., ein moderner Fiesole (1910). Beiden Künstlern war der Verfasser im Leben nahegestanden, vom letztgenannten konnte er schreiben: „Ich sah sein Mühen, Ringen, Erreichen und freudiges Schaffen, und ich darf wohl hinzufügen: Quorum pars magna fui — ich hatte großen Teil daran." —

Die reich illustrierte Schrift: Moderne Kunst- und Stilfragen (1909) faßt P. Alberts Studien und Erfahrungen über die Kunst der Gegenwart zusammen. Vorurteilslos wird das Gute anerkannt, aber auch die Spreu vom Weizen hinweggeworfelt. Der heutige Künstler und Restaurator wird hier einen kundigsten und wohlmeinenden Pfadweiser finden.

Am nächsten lag P. Albert die Kunstgeschichte seines Klosters. Seine Monographie: „Der jetzige Stiftsbau von Maria Einsiedeln" erschien voriges Jahr nicht nur in neuer Auflage, sondern auch neu und vorzüglich illustriert und in ganz neuer Bearbeitung. Als Bauleiter und Restaurator der Beichtkirche, der Studentenkapelle, vor allem des Kirchenschiffes und des später in Restauration befindlichen Chores hat der Verfasser selbst einen großen Anteil am jetzigen prachtvollen Stand dieser Bauten. Er rechtfertigt in diesem Buche die von ihm geleitete pietätvolle Erneuerung und beweist, daß die Klosterkirche in Einsiedeln in der baulichen Anlage, zumal in der Gestaltung des Oktogons, in der figürlichen Ausstattung und Stuckdekoration von Agidius Asam, endlich in den Deckenfresken von dessen Bruder Kosmas Damian Asam nicht nur ein ganz großartiges, sondern in mancher Hinsicht ein völlig einzigartiges Meisterwerk darstellt.

Nach wiederholten Auflagen ist soeben auch des Verfassers weitverbreitetes Erstlingswerk „Roma, die Denkmale des heidnischen und christlichen Rom" in neuer Bearbeitung und Ausstattung erschienen. Dieses Buch hat sich neben Wisemanns Fabiola einen Platz am katholischen Familientisch erobert. Es eröffnet nicht nur einen weiten Ausblick auf die kalten Gipfel klassischer Werke und Ruinen des heidnischen Rom und auf die hohe Stirne der großen Renaissancebauten, sondern auch einen intimen Einblick in die Katakombenwelt und das frühchristliche Rom mit dem weihe- und poesievollen Vorfrühling der Kunst.

Aber der Verfasser so vieler hervorragender Werke bleibt nicht in gelehrter Abgeschiedenheit. Er hat, wie er gelegentlich äußerte, ein Herzensbedürfnis, mit dem braven katholischen Volke in Fühlung zu bleiben. So trat er denn als langjähriger Redakteur des Einsiedler Kalenders an den Herd der Armen, in die Hütten der Kleinen und Unwissenden und sprach zu ihnen nicht nur von der Schönheit in der Kunst, sondern von der Pracht und Größe ihres ewigen Urhebers und von der hehrsten, gedankenvollen Königin der Schönheit, die er an der Märtyrerstätte des heiligen Meinrad treu und gläubig verehrt. — Einen Kranz der schönsten praktischen Ratschläge und sorgsam ausgewählter Gebete widmete er seinen einstigen Schülern und Freunden in dem

Digitized by Google

Büchlein „Der katholische Mann". Er wollte den Seinen nachwandeln über die stürmische See des Lebens und ihnen Kompaß und Steuer bieten.

Die umfassendsten Kenntnisse und eine reiche Erfahrung befähigen P. Albert wie wenige andere zum Restaurator und zum Ratgeber bei Neubauten. Er genießt als solcher unter dem Klerus der Schweiz ein unumstrittenes Ansehen. Nicht nur große Bauten wie die Einsiedler Stiftskirche und die Pfarrkirche in Schwyz hat er glücklich und pietätvoll restauriert, sondern weit im Umkreise der Waldstatt, in der gesamten deutschen katholischen Schweiz ist in den letzten Jahrzehnten fast keine Kirche erbaut oder erneuert worden ohne seinen Rat und seinen Einfluß. Er mag dabei mancher rücksichts- und verständnislosen Kritik begegnet sein, aber er hielt unerschöpflich an dem Grundsatze fest: Alte und gute Kunst soll erhalten bleiben, wenn nicht die Bedürfnisse des Kultes eine Abänderung dringend erfordern. Mit Recht erachtete er indes die Forderung mancher Archäologen, *jedes Altertum* muß unbedingt geschont und erhalten werden, als undurchführbar. Die Bedürfnisse des Gottesdienstes und der Seelsorge machen bauliche Änderungen nicht selten zur Notwendigkeit. Im einzelnen Falle mag es oft sehr schwer sein, die goldene Mittellinie zu finden zwischen pietätvoller Schonung des Alten und den berechtigten Forderungen der Gegenwart. Im Zweifel wäre es besser den bisherigen Bestand zu erhalten, eine spätere Zeit wird vielleicht über dessen Wert gerechter und besser urteilen.

Als Lehrer bleibt P. Albert den vielen, vielen Schülern, die seit fünfzig Jahren zu seinen Füßen saßen, in teuerster Erinnerung. Die Rücksicht auf seine persönliche Bescheidenheit legt meinen Worten hier mehr als eine Beschränkung auf. — Er ist in jungen Jahren selbst unter der Leitung und dem Einfluß des größten damaligen Erziehers von Frankreich, Bischof Felix Dupanloup von Orleans gestanden und hat ihm zeitlebens lebendigste Erinnerung und Dankbarkeit bewahrt[1]). Viele Eigenschaften dieses Mannes scheinen sich in P. Albert, allerdings in ganz eigener Ausprägung, wiedergefunden zu haben: neben tiefem Wissen und glücklicher Mitteilungsgabe der persönliche Adel, die Macht des Wortes, nötigenfalls des unnachsichtlichen Tadels, ein Wille von unbezwinglicher Festigkeit, eine sichere und schlagfertige Überlegenheit im Verkehr mit der Jugend auch in den heitersten Erholungsstunden, vor allem eine nicht blinde und weichlich zarte, sondern eine väterlich starke und trotz aller Enttäuschungen unbesiegbare Liebe zur Jugend. So wurde der persönliche, bildende und erzieherische Einfluß von P. Albert unberechenbar groß und vielleicht sogar ertragreicher als der seiner zahlreichen Schriften, die schon für sich allein als überreiche Ernte eines langen Menschenlebens gelten könnten.

[1]) Eine zufällige Äußerung P. Alberts über Dupanloups vorzügliches Werk „Die Erziehung" veranlaßte den Verfasser dieser Zeilen zu dessen eingehendem Studium und schließlich zu dessen Neuherausgabe. (2. Aufl. Mainz, Kirchheim 1912).

Digitized by Google

Als der Patriarch Jakob als Jüngling über den Jordan schritt, besaß er nichts als seinen Wanderstab, aber in den späten Tagen eines glücklichen Greisenalters konnte er, den Blick in ruhiger Erwartung auf die Tore der Ewigkeit gerichtet, voll Dankbarkeit sprechen: „Du aber, o Gott, hast mich zu einem großen Volke gemacht". Ein großes Volk von Kindern seines Geistes feiert und ehrt P. Albert Kuhn als hochverdienten Jubelgreis. Aber nicht der Personenkult, den die Großen dieser Welt beanspruchen, ist Ziel und Erfolg dieser Ehrung. In letzter Linie galt sie der Weltkirche, der er angehört, dem Orden und dem monastischen Leben, das sein Wirken so glücklich befruchtet, dem gnadenerfüllten Heiligtum, in dessen Schatten er dachte und lehrte.

Weltrhythmus

Drei Skizzen von F. Schrönghamer-Heimdal

I.

Ein Spatenstich

Die sonnigen Südosthänge meines Gartens sehnen sich nach Edelobst.

Ich füge mich ihrem Verlangen, greife zum Spaten und grabe eine Baumgrube.

Es ist ein neuer, scharfer, blanker Spaten, gestern erst von der Schmiede geholt.

Ich halte ihn fest in Fäusten, setze ihn an, stütze den Fuß darauf und führe den ersten Stich tief in den mürben Humus, daß nur mehr das Stilholz aus dem Boden ragt wie ein dürres, wipfelloses Stämmchen, wie man in strengen Wintern oft vom Wild entrindete Bäumchen sieht.

Ich hebe den Rasen und das lockere Erdreich aus, und die Spatenschnittfläche schimmert mir entgegen wie ein Mosaikbild mit seltsamen Einlagen, in sonderbaren Formen.

Ich weiß, es ist seit einem Jahrtausend aufgeschütteter Boden, vermurter, metertiefer Humus, und ich weiß, daß hier an diesem Steilabhang, hoch über dem Innstrom, vor vielen Menschenaltern einmal das Luft- oder Paradiesgärtlein der Herrenfeste Neuburg war. Ich schaue die Dinge, die der Spatenstich förderte, und lese in dem Mosaik der entsiegelten Humuswand:

Obenauf, unterm Graswasen, schimmert ein Scherblein Porzellan. Was war es? Eine Kaffeetasse, eine Puderdose aus der Zeit des

Digitized by Google

Rokoko? Das Scherblein ist stumm. Aber ein Wörtlein steht darauf: souvenir. Und ich weiß, hier hat ein Menschenherz eines andern Menschenherzens gedacht, und dies Scherblein ist der Nachruf toter Dinge, die zweien Herzen lieb und gemeinsam waren.

Daneben lockern sich aus dem schwarzen Humus ein paar Kieselsteine, vom Spaten hart angestreift und geritzt. Und ich weiß: Es ist angeschüttetes Land, hergeführt von Rossen oder Regengüssen, von Fronkarren oder Wolkenbrüchen. Denn der Urboden ist kieselos, Urgebirge mit Quarz, Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Der Spatenstich sagt mir, daß an der Schaffung dieses Bodens Menschenhände und Naturgewalten am Werke waren. Ich sehe die Palmen und welschen Gewächse des Paradiesgartens, den der langbewahrende Volksmund aus dem Vergessen der Jahrhunderte bis auf das Heute herüberrettete, des Lustgärtleins, von dem auch die Chronika des Freigrafengeschlechts zu melden weiß, das auf der Neuburg herrschte. Ich sehe die lieblichste Heilige, die deutscheste aller Frauen, Elisabeth, die Wunderrose des Rosenwunders, wie sie als Kind an der Hand ihrer Mutter, der Ungarnkönigin, an dieser Stelle lustwandelte. Denn die Chronisten wissen und bekunden, daß die Mutter dieser Heiligen eine Neuburger Grafenstochter war, und daß die Heilige selbst auf ihrer Brautfahrt ins Thüringer Land hier Einkehr und Rast hielt.

Unter dem Kieselager gleißt, vom Spaten angeschürft, eine Münze. Ich hebe sie und lese: Franciscus II, D. G. R. I.[1]) Austriae, Hungariae, Bohemiae rex. Die Reversseite zeigt den Doppeladler und die Jahreszahl 1800. Und die Münze erzählt mir von Zeiten, da die Grafschaft zu Österreich gehörte und die Bande deutscher Zunge zerrissen waren, zerteilt unter hundert Herren, zerfallen in Fehden.

Unter der Münze kollert der Henkel eines Graphitgefäßes, eines Schmelztiegels, aus dem Humus. Und der Henkel gibt mir Kunde von einem Grafen Sinzendorf, der unweit dieser Stelle in Graphittiegeln schlechtes Geld und falsches Geschmeide schmelzen und fertigen ließ. Und der Henkel erzählt mir von Habgier, Untreue, Betrug und gebrochener Macht, sowie der Henkel selbst vom Gefäße gebrochen ist und nutzlos im Boden modert.

Aber unter ihm rostet rotes Eisen, rot und zerfressen von der Säure der zudringenden Luft, von durchgesickerten Regentropfen. Ein Stück Heldentum! Eine Schwertspitze, etwa aus Römertagen oder aus Kämpfen um den Besitz der Burg, oder gar von dem Grafen Eckbert dem dritten, dem gewaltigen Neuburger Recken, der die Stadt Mailand, als die Mannen Barbarossas versagten und verzagten, allein erstürmte, die Mauern erstieg, in die welschen Verräter raste, hunderte mit der Lanze erstach, als diese brach, hunderte mit dem Schwerte erschlug, als dieses zersplitterte, hunderte mit der Eisenfaust zerdrasch, bis ihm die Meute an die Rüstung sprang und sie zerriß, bis sie ihn vierteilten,

[1]) dei gratia Romanorum imperator.

Digitized by Google

seinen Kopf auf eine Stange steckten und auf der Stadtmauer ausstellten . . .

Unter Rosenwundern und Kriegsgrausamkeiten, am Grunde des Spatenstiches windet sich ein Regenwurm, von der Spatenspitze mitten entzweigeschnitten, statt eines Wurmes kriechen zwei halbe Würmer fort, beide todtwund.

Sieh', so wird immer ein Leben zerstört, wo man ein neues setzen will . . .

Ich schaue verwundert auf das verwundete Leben, auf das Mosaikbild des Spatenstiches, nnd besinne mich, was ich hier pflanzen soll: eine Köstliche von Charneu, eine Frührebe, eine Ananasreinette, einen weißen Klaraapfel — oder eine Theerose oder eine duftschwere, vollblühende Marschall Niels, versöhnend über dem Zwist der Vergangenheiten, über Wundern und Wunden einer toten Zeit, die mir ein Spatenstich im vermurten Humus meines Gartens entsiegelte.

II.

Die ewigen Sterne

Das Dorf kommt nach und nach zur Ernteruhe. Da wird noch ein Wagen in die Tenne geschoben, dort dengelt einer die Sense für den morgigen Frühschnitt, vom Schulhaus herüber hört man Gesang und eine Geige.

Dann ist es ganz still.

Jetzt kommen die Sterne, die Freunde der müden Menschheit. Da ist der Abendstern, der leuchtet so schön. Und weiter zurück, gerade über dem Habichtstein, der Heerwagen. Sonst kennen sie keinen Stern im Dorf. Den Abendstern merken sich Liebste, die fern voneinander sind. Wenn er zuerst aufblitzt, schauen sie zu ihm auf mit einem Wunsch und Gruß an das ferne Lieb. Und den Heerwagen merken sich die nächtlichen Wanderer, daß er sie an Ort und Ziel führe. Die alten Leute haben wohl mehr gewußt von den Sternen, und was jeder bedeutet.

Heute schauen sie zum Abendstern auf. Das ist im Herzen wie ein Nachhall vergessener Flötenlieder, die man irgendwo und irgendwann einmal gehört hat, und deren Weise uns verloren ging. Oder ist es das uralte Lied der Menschheit, das man nur spürt, aber nicht singen kann?

Ein blonder Bauernbub liegt am Anger und träumt zu einem Stern empor. Und er weiß, da drüben über den Bergen steht eine, die er zum Kirchweihtanz geführt, am Kammerfenster und hat denselben Stern im Sinn. Und der Stern ist wie ein Spiegel, der ihre Herzen zurückstrahlt, eins glücklicher und leuchtender als das andere.

Es ist derselbe Stern, zu dem sein Vater aufgeschaut, als er vor Weißenburg lag und die Granate im Schenkel hatte.

Digitized by Google

Es ist derselbe Stern, zu dem sein Urgroßvater emporblickte, als er mit Napoleon über die russischen Eisfelder floh und an Heimat und Leben verzagte.

Es ist derselbe Stern, der seinen Ahnherrn vor Belgrad tröstete und ihm Mut gab, daß er die Mauern stürmte und den Muselmann stürzte.

Es ist derselbe Stern, der seinem Urahnen leuchtete, als er über Alpen und Apennin schritt und große Dinge im Sinne hatte. Und er schien ihm freundlich, daß ihn Cäsar an die Spitze seiner Leibwache stellte.

Wem hat dieser Stern der Liebe nicht geschienen? —
Träumerisch klingt die Harmonika über den Anger.
O Stern, wem wirst Du nach tausend Jahren scheinen?

III.

Steinbruch

Dumpf dröhnt ein Hall.

Staub wirbelt aus Waldesgründen.

Vögel flattern erschreckt auf, ein Häslein hastet in ein Gerstenfeld, das sich mohngesprenkelt am Waldsaum breitet.

Was ist geschehen?

Ich trete vor auf den Felsenvorsprung und schaue über Waldwipfel zu meinen Füßen in die Tiefe eines Stromtales, und sehe, wie am jenseitigen Hang die Erde aufgewühlt ist zwischen dorrenden Baumstrünken und schwarzem Waldrasen mit Heidelbeergestrüpp und Heiderich.

An der offenen, tiefgewühlten, granitglänzenden Erdenwunde kriecht es wie Gewürm und eine große, greuliche Raupe, wie ein Untier der Vorwelt, müht sich keuchend und rauchend aus dem Gewirr und pfaucht wieder zurück in den sinnlosen Wirrwarr.

Aber im Schauen erkenne und begreife ich: die Erdenwunde ist ein Granitwerk, ein Steinbruch, das Gewürm, das an den Wänden kriecht, sind hagere, braune Männer, die große, greuliche Raupe entpuppt sich als eine Kleinbahn mit schnaubender Lokomotive und schwarzen Wägen, die das Material zum Lagerplatz befördern. Das Sinnlose nimmt Form und Sinn an und schon erkenne ich im Schauen auch, daß hier im gotteseinsamen, weltverlorenen Waldwinkel hohe Kräfte am Werke sind, die mit Sinn und Willen schaffen, ein Dutzend brauner Menschen bei karger Kost, im Sonnenbrand. Ihr Wille meistert ihre Welt und gibt ihr Formen: Würfel, Kegel, Säulen, große quadratische Platten, ungeheure rechteckige Quadern, Kleingeröll und Granitstaub.

Und ich sehe, wie der Steinbruch in die Ferne wächst, wie die Kegel, Würfel, Säulen, Platten und Quadern in die Welt wandern, in den großen Tag der Menschheit, in Arbeit und Feierruhe, in Handel und Verkehr, in Rechtssitzungen und Volksversammlungen, in Fürstenempfänge und Krönungsfeiern.

Digitized by Google

Lange Lastenzüge und schwere schwankende Schiffsladungen tragen die Arbeit der einsamen Hauer an den granitenen Hängen hinaus in die Arbeit der Erdenbrüder, in ihre Feste und Feiern, und schlingen ein Band der Verbrüderung um alle, die Teil haben an diesen Steinen: um Tote, die darunter schlafen, um Gegenwärtige, die sich damit mühen, um Künftige, die darauf wandeln werden.

Ich sehe, wie sich Brückenpfeiler mächtig, unerschütterlich aus der Flut erheben: ein Bahnzug donnert darüberhin und trägt fremder Länder Menschen, Tiere, Früchte und Minerale über die Quaderblöcke der Hauer im Granitbruch.

Gotische Dome wachsen aus ihren Händen, die so in Weihrauch tauchen, in heilige Gebete, in das Gloria gläubigen Gottesjubels.

Fundamente von Rathäusern, Eckſteine von Justizpalästen wandern aus den gleichen Händen hinaus in das eigene und in fremde Reiche, und die Hauer haben Teil an Volksberatung, Rechtsprechung, Gesetzgebung im eigenen und fremden Land.

Auf den Würfeln ihres Fleißes — nun zum steinernen Teppich gefügt — rattert die Trambahn, gehen Kinder zur Schule oder zum Spiel, wandern Erwachsene zum Tagwerk oder Einkauf, in Theater und Versammlungen, in denen Leuchten des Geistes über die großen Dinge des Lebens sprechen.

Leben läuft darüber und Tod, Leichenwägen, schwarz und ernst, Brautgespanne, mit Rosen bekränzt, im Schmucke wehender lichtfarbener Wimpel, Radfahrer, Kohlen- und Kehrichtwagen, Automobile, Rollschuhe und Reifen spielender Knaben.

Die Würfel widerhallen im Gleichschritt der Infanterie, im Galoppgetrappel der Reiter und im schweren Rädergeächz der fahrenden Feldhaubitzbatterien und tragen ein Echo von starker Kriegsbereitschaft des heimischen Heeres hinaus in den heimischen Steinbruch zu den horchenden Hauern.

Die Wagen des Königs gehen darüber, wenn ein fremder Fürst ins Land kommt, oder wenn er selbst zur Krönung schreitet. Tausend Herzen jubeln ihm zu und nennen ihn von Gottes Gnaden, Vater des Landes, Schirmherr der Künste und der Gewerbe, Schützer der Bedrängten, Wahrer des Rechtes, Mehrer des Reiches.

Und der König der Könige geht darüber, der Herr der Erde, in prunkenden Prozessionen. In Weihrauch wogen die Straßen, Mädchen in weißen Kleidern werfen Blumen vor dem wandelnden Baldachine her, Knaben singen jubelnde Chöre, Priester in Festornaten psalmodieren und lobpreisen, Fahnen wehen, Volk betet entblößten Hauptes, ein unübersehbarer Heerbann frommen Glaubens.

Und der König der Könige segnet die Arbeit der Hauer im entlegenen Steinbruch, wo die Hämmer und Meißel klingen; unbewußt fügen die kurzen, harten Töne sich ein dem Takte, dem Hohenliede von der Harmonie der Welt.

Digitized by Google

A. v. Drostes ‚Lieder und Kompositionen' / (Eine bibliographische Übersicht)

Von Professor Dr. Eduard Arens

(Schluß)

Wichtig sind aber für A. v. Droste auch Scotts Anmerkungen, die wir daher abgekürzt nach Storck (S. 364 ff.) mitteilen. Schon Bertha Badt (S. 43) hatte eine Beziehung zwischen unserer Ballade und ‚Des Arztes Vermächtnis' wahrscheinlich gemacht. Schwering, der sonst viel Wertvolles und Neues für die Quellenfrage beibringt, hat in seiner Ausgabe der Künstlichen Werke (3, 28 f.) diesen Punkt völlig übergangen. Indessen beweisen Scotts Noten, die zunächst seine eigene Ballade hinreichend aufklären, durch ihren Inhalt, daß von ihnen eine gewisse Anregung zu „Des Arztes Vermächtnis" ausgehen konnte. Ja, die Vermutung liegt nahe, daß hier der allererste Anstoß zu finden sei. Ich erwähne nebenbei, daß in „Rokeby" auch eine Räuberhöhle mit den wilden Gesellen geschildert wird; freilich, seit Rinaldo Rinaldini ist das ja romantische Szenerie, die sich nicht so selten findet. Aber die beiden Sagen, aus deren Stoffe Scott seine meisterhafte, echt schottische Ballade gezimmert hat, sind Varianten jener Sage von der „Nächtlichen Trauung", die, weit verbreitet von den nordischen Gestaden und Eilanden an über Ost- und Nordsee bis zu den britischen Inseln sich nachweisen läßt, ein Stoff, der auch in der höheren Literatur seit Heinrich Steffen's mündlicher Erzählung und späterer Niederschrift mannigfaltige Formen und Schicksale erlebt hat. Schellings Terzinen vom Pfarrer auf Seeland (1802), der Droste düsteres Nachtgemälde (1834), endlich Detlev v. Liliencrons kurze Ballade (1903) bedeuten Höhepunkte auf dem Wege dieser Umformung.

Scott berichtet, daß ihm ein Freund die erste grausige Geschichte erzählt habe, mit der er dann eine andere ihm von Jugend auf geläufige Edinburger Sage verknüpft hätte. Jene Geschichte lautet folgendermaßen:[1])

„An einem dunklen, regnerischen November-Abend wurde eine alte Hebamme, als sie eben an ihrem Kamine saß und kalmäuserte, plötzlich durch ein starkes Klopfen an die Haustüre aufgeschreckt. Bei Eröffnung derselben fand sie einen Reiter, welcher ihr sagte, ihre Hülfe sei flugs bei einer Dame von Stande erforderlich; sie solle recht gut belohnt

[1]) Wir übergehen die Beschreibung des Landhauses, die Scott selber so wertvoll erscheint, daß er sie nicht unterdrücken möchte „Da sie ein herrliches Bild von einer alten englischen Halle oder Vorsaal aufstellt." Man denkt an den Romantiker Scott, an sein Tuskulum in Abbotsford, an all seine mittelalterlichen Neigungen.

Digitized by Google

werden, es wären aber Gründe vorhanden, die Sache höchſt geheim zu halten, weshalb ſie ſich die Augen verbinden und ſo in das Schlafzimmer der Dame führen laſſen müſſe. Nach einigem Zaudern und Bedenken willigte ſie ein; der Reiter verband ihr die Augen und nahm ſie hinter ſich aufs Pferd. Nach langem Hin- und Herreiten auf holprigen Wegen einige Meilen weit, hielten ſie an; die Hebamme wurde ins Haus geführt, wo ſie aus der Länge ihres Ganges durch die Zimmer und aus anderen Dingen um ſie her, wohl annehmen konnte, daß ſie in einem großen und reichen Hauſe ſein müſſe. Als man ihr die Binde abgenommen hatte, befand ſie ſich in einem Schlafgemache, mit einer Dame und einem Manne von ſtolzem und grimmen Anſehen. Die Lady wurde von einem wunderſchönen Knaben entbunden. Sogleich ließ ſich der Herr das Kind von der Hebamme geben, eilte damit zum Kamin und warf es ins Feuer. Das Kind jedoch war kräftig und rollte bei ſeiner ſtarken Bewegung auf den Herd herab, worauf es der Böſewicht, trotz der Bitten der Hebamme und des kläglichen Flehens der Mutter, unter den Roſt ſteckte, die glühenden Kohlen darauf ſcharrte und ſo ſeinem Leben ein Ende machte. Nachdem die Hebamme der unglücklichen Mutter noch alle in ihren Kräften ſtehende Hülfe geleiſtet hatte, hieß es, ſie müſſe wieder fort. Ihr voriger Führer erſchien, verband ihr die Augen, nahm ſie hinter ſich aufs Pferd und brachte ſie wieder zu Hauſe; beſchenkte ſie dann reichlich und ſchied. Die Hebamme, heftig erſchüttert durch die Greuel der vorigen Nacht, machte ſofort vor der Obrigkeit eine Anzeige davon. Zwei Umſtände ließen hoffen, daß man das Haus, in welchem das Verbrechen begangen war, entdecken würde; der eine, daß die Hebamme, als ſie vor dem Bette ſaß, um den Ort wieder zu erkennen, ein Stückchen aus der Gardine geſchnitten und wieder eingenäht hatte, und der andere, daß ſie beim Herabſteigen von der Treppe, die Stufen gezählt hatte. Es fiel einiger Verdacht auf einen gewiſſen Darrel, den damaligen Eigentümer von Littlecot-Houſe und der Ländereien umher. Das Haus wurde unterſucht, von der Hebamme für das nämliche erklärt und Darrel in Salisbury des Mords wegen inquiriert. Durch Beſtechung der Richter entging er zwar dem Ausſpruche des Geſetzes, er brach aber einige Monate nachher auf der Jagd durch einen Sturz mit dem Pferde den Hals. Der Ort, wo ſich dies ereignete, führt den Namen Darrels-Stiege — ein Fleck, vor welchem dem Landmann graut, den die Dunkelheit der Nacht auf ſeinem Heimwege überraſcht hat.

„Littlecot-Houſe liegt [1]) zwei Meilen von Hungerford, durch welches die Fahrſtraße nach Bath geht. Das Faktum ereignete ſich unter der Regierung der Königin Eliſabeth. Die Hauptumſtände habe ich genau ſo angegeben, wie ſie in der Gegend erzählt werden; einige Kleinigkeiten ſind zugeſetzt, ſowohl dem Ganzen mehr Zuſammenhang zu geben, als den Eindruck zu verſtärken.“

[1]) Früher iſt noch die Nähe des Kennet-Baches erwähnt.

Digitized by Google

Mit dieser Schreckens-Erzählung hat der Verfasser eine andere Sage ähnlichen Schlages verbunden, die in seiner Kindheit in Edinburg gang und gäbe war.[1])

„Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als die großen Schlösser der schottischen Edelleute, und sogar die abgeschlossenen Hotels, die sie in Edinburg besaßen, zuweilen der Schauplatz seltsamer und mysteriöser Verhandlungen waren, wurde ein Geistlicher, der im Rufe ganz besonderer Frömmigkeit stand, um Mitternacht geweckt, um mit einem Kranken, der in der Todesnot läge, zu beten. Dies war eben keine seltene Aufforderung; was nun aber erfolgte, war beunruhigend für den geistlichen Herrn. Er wurde in eine Sänfte gesetzt, und nachdem man ihn in einen entlegenen Teil der Stadt gebracht hatte, bestanden die Träger darauf, ihm die Augen zu verbinden. Das Verlangen, dem ein gespanntes Pistol Nachdruck gab, fand Gehör. Der Geistliche glaubte aber im Verlaufe der Unterhandlung aus den Redensarten der Sänftenträger und aus einigen Teilen ihrer Kleidung, welche durch die Mäntel nicht vollständig verdeckt wurden, schließen zu dürfen, daß sie nicht Leute aus dem niedrigen Stande wären, welchen sie angenommen hatten. Nach vielen Kreuz- und Quergängen wurde die Sänfte in ein Haus getragen, wo man ihm die Binde abnahm und in ein Schlafzimmer führte, in welchem er eine Dame fand, die soeben entbunden worden war. Seine Begleiter befahlen ihm, vor ihrem Bette so mit ihr zu beten, als wenn sie nicht hoffen könnte, von einer tödlichen Krankheit wieder zu erstehen. Der Geistliche wagte es, ihnen Einwendungen dagegen zu machen und vorzustellen, daß ihre glückliche Entbindung bessere Hoffnungen verbürgte. Umsonst, sie befahlen ihm aufs Strengste, den ihm gegebenen Befehlen zu gehorchen, und nicht ohne Schwierigkeit gelang es ihm, sich zu fassen und das aufgedrungene Geschäft zu verrichten. Als er fertig war, setzte man ihn eiligst wieder in die Sänfte. Indem man ihn die Treppe vor dem Hause hinabtrug, hörte er einen Pistolenschuß. Übrigens brachte man ihn wohlbehalten zu Hause, drang ihm eine volle Geldbörse auf, warnte ihn aber zugleich, nicht das mindeste von dieser Geschichte zu verraten, weil es ihm sonst das Leben kosten würde. Er begab sich zur Ruhe und fiel endlich nach langem Hin- und Hersinnen in einen tiefen Schlaf. Aus diesem weckte ihn ein Bedienter durch die schreckliche Nachricht, daß ein Feuer von ungewöhnlicher Heftigkeit in dem Hause des Herrn . . . . ausgebrochen, daß es ganz niedergebrannt, und was das schrecklichste sei, daß die Tochter des Eigentümers, ein junges Frauenzimmer von ausgezeichneter Schönheit und Bildung in den Flammen umgekommen wäre. Der Geistliche hatte seinen Argwohn, es wäre aber vergeblich gewesen, ihn auszusprechen; er scheute sich, die Familie gehörte zu den vornehmsten, und, was die Hauptsache war, die Tat war einmal geschehen. Mit der

[1]) Dieselbe Geschichte berichtet Fontane, aus England und Schottland, 1860 S. 312 ff. (Schwering 3, 28), ohne Scott zu nennen.

Digitized by Google

Zeit verloren ſich endlich die Beſorgniſſe. Er fühlte ſich unglücklich, der einzige Vertraute dieſes ſchrecklichen Geheimniſſes zu ſein, und erwähnte etwas davon gegen einen Kollegen, durch welchen die Anekdote ins Publikum kam. — Der Geiſtliche war jedoch ſchon lange tot, und die Geſchichte gewiſſermaßen vergeſſen, als zum zweiten Male, an derſelben Stelle, wo das Haus des Herrn . . . ehemals ſtand, die jetzt aber mit geringeren Gebäuden bebaut war, ein Feuer ausbrach. Als die Flamme am ſtärkſten aufloderte, wurde der Lärm, welcher bei Auftritten dieſer Art gewöhnlich ſtattfindet, plötzlich durch eine höchſt unerwartete Erſcheinung unterbrochen. Ein ſchönes weibliches Weſen, in ganz reichem Nachtkleide, erſchien mitten in den Flammen und rief mit furchtbarer Stimme in ihrer vaterländiſchen Sprache aus: „Einmal verbrannt, zweimal verbrannt, zum drittenmal jag ich euch alle von hinnen.“ — Der Glaube an dieſes Geſchichtchen war ehemals ſo ſtark, daß, wenn ein Feuer ausbrach und ſich jener unglücklichen Stelle zu nähern ſchien, einem großen Teile der Leute bange ward, die Erſcheinung möchte ihre Verkündung erfüllen.“

18. ‚Hebe ſelbſt die Hinderniſſe.‘ (Goethe.)

Überſetzung eines neugriechiſchen Liedes, die zuerſt 1825 erſchienen iſt: Jubil.-Ausgabe 3, 378.

19. Unter dem Fenſter. (Altſpaniſch.) ‚Mein teurer Freund, ſchlaf nicht zu dieſer Friſt.‘

Ein ‚Tageliet‘ (Aubade).

20. Zigeunerlied. (Goethe. Aus Götz v. Berlichingen.)

Andere Kompoſitionen: Goedeke, Grundriß 4, 3. Abteilung [3], S. 104, 50 a.

21. Reihenlied. ‚Ich ſpring an dieſem Reihen.‘

Vergl. oben zu Nr. 9. Böhme a. a. O. Nr. 291 (zwei Strophen mehr: über Sachſen und Bayern). Bei Kretzſchmer und Zuccalmaglio, Die deutſchen Volkslieder. Berlin 1840. 2, Nr. 266, Ringelreigen. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert. (Nur eine Strophe.) Vergl. Erk-Böhme, Deutſcher Liederhort II, 1712. (Aus dem Lochheimer Liederbuch 1460.)

22. ‚O Wundernacht, ich grüße.‘

Aus der erſten Hälfte des ‚Geiſtl. Jahrs‘: Gründonnerstag. Entſtanden 1820. — Dieſe Kompoſition beweiſt auch, daß, was man jetzt nicht mehr zugeben will, die Dichterin das ‚Geiſtl. Jahr‘ ſich als wirkliche Lieder gedacht hat.

23. ‚Es ſtehet ein Fiſchlein‘ (Minnelied).

Iſt auch eingelegt in ‚Die Mergelgrube‘, welches Gedicht wie alle ‚Heidebilder‘, 1841/42 auf der Meersburg niedergeſchrieben, auf das Jahr 1838 zurückweiſen: W. v. Scholz, A. v. Droſte als weſtfäl. Dichterin (Diſſ.). 1887; Arens, Balladenjahr S. 15.

Meine frühere Anſicht, dies Minnelied könne von der Dichterin ſelber gemacht oder wenigſtens in Anlehnung an ein Original umgeformt worden ſein (Lit. Handw. 1912 Nr. 2) iſt erſchüttert durch den Nachweis von Schwering (Münſt. Anzeiger 1913, Nr. 981, 15. Dezember), daß auch das Landsknechtslied in der ‚Schlacht im Loener Bruch‘ Bruchſtücke eines echten alten Liedes ſind. ‚Volkslieder‘, von A. v. Droſte ſelber gedichtet oder auch nur umgedichtet, gibt es alſo, mit Ausnahme des

Digitized by Google

verhochdeutschten Hirtenrufes im Gedicht ‚Die Hirten' nicht. Eine Bestätigung dafür liegt auch eben in dem Vorhandensein unserer Komposition; denn die Kompositionen der Dichterin fallen alle in die zwanziger und vielleicht die frühen dreißiger Jahre.

Ein Volkslied mit dem Anfang: ‚s schwimmet drei Fischli im Bodensee' war mitgeteilt in Nostorf's Dichtergarten 2, 1808: Pissin, Die Almanache der Romantik 107, 65.

Das ‚Fischlein' hatte Hildegard v. Laßberg zu den ‚Liedern' beigesteuert: Kr 510 und 503.

24. Trinklied. ‚Das Gläslein, das muß rummer gehn.'

Von dem Trinklied ist nicht ausgemacht, ob die Tonsetzerin dasselbe erfunden oder nur aufgefunden habe. Herr Kessler in Hannover, ein Kenner älterer deutscher Volksmelodien, wußte aus der Musik- und Textliteratur seit dem Jahre 1536 etwa vierzehn ähnliche Texte anzuführen." (Vorwort.) Vergl. Schlüters Bericht bei Kr 223 (Text mittelalterlich? Komposition von der Droste?).

25, 26, 27. Lieder ohne Worte.

„Die vier letzten Lieder und ihre Begleitung (24—27) wurden aus dem Gedächtnis eines Freundes der Dichterin (d. i. Schlüters) aufgeschrieben, leider aber fehlt dazu größtenteils der entsprechende Text." (Vorwort.)

* * *

Neun dieser Liedertexte (Nr. 3—9, 13, 21) sind wiederholt bei Kr 4, 558. — Die Noten von Nr. 22 und ‚Ein Lied ohne Worte nach A. v. Droste' im ‚Denkmal 1879'.

Mithin stammen von diesen Liedertexten (1—24):

a) Von Annette v. Droste: Nr. 14, 16, 22, wahrscheinlich auch 3 und 4 (Übersetzungen englischer Gedichte aus Elisabethanischer Zeit). Spuren ihres Eingreifens zeigen vielleicht 12 und 17.

b) Von andrrn Dichtern: Brentano Nr. 11, Byron? 1, Goethe 10, 15, 18, 20, W. Scott 17.

c) Deutsche Volkslieder sind: Nr. 5, 6, 7, 8, 9, 21, 23, 24.

d) Volkslied aus Madagaskar: Nr. 12.

e) Herkunft bisher unbekannt: Nr. 1 (Byron), 2 (schottisch), 13 (deutsch?), 19 (altspanisch).

Zeitlich führen uns die Texte Nr. 14 und 22 (eigene Dichtungen) in das Jahr 1820, Nr. 16 (der polnische Adler) in die Zeit um 1830. Der Text Nr. 17 kann nicht vor 1822, Nr. 18 nicht vor 1825 komponiert worden sein. Als unterste datierbare Grenze begegnet uns bei Nr. 12 das Jahr 1832. Diese Grenzbestimmungen, so unsicher sie auch im einzelnen sein mögen, fügen sich doch gut in alles ein, was die Biographen (H-C 66 f., Kr 120, 134) über Annettes musikalische Studien berichten. Wir finden sie 1821 darin vertieft, und der Aufenthalt am Rhein fördert diese Vorliebe noch weiter. Als sie 1833/34 die vertraute Freundschaft der Schlüterschen Familie gewinnt, scheint ihr Repertoire an Minneliedern und Volksgesängen (Kr 198 f.) schon abgeschlossen gewesen zu sein. Wir dürfen also wohl den Schluß ziehen, daß diese Kompositionen alle den zwanziger und ersten dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angehören.

Es waren früher noch mehr ihrer Kompositionen vorhanden. „Eine von der Dichterin selbst angefertigte, ungleich reichere Sammlung ward in der Schweiz ausgeliehen, aber nicht zurückerstattet, und ging wahrscheinlich verloren." Schlüter in den Anmerkungen zu den Briefen (1877) S. 203.

Über die Beschaffung der Melodien aus dem Nachlaß, vergl. den Brief Jennys v. Laßberg an ihren Bruder Werner v. Droste-Hülshoff, Meersburg 1848, 10. Nov. (Kr 503) und den Brief von Frl. Dehne an Kreiten (Kr 510).

Digitized by Google

Komponiert waren von Annette auch (Kr 503 und 3, XIII: Brief der Frau v. Laßberg, 10. Nov. 1848), die Lieder: ‚Mich hatte lieblich eingewiegt' — ‚Als ich ein Knabe ſorglos unbewußt' (Kr 4, 378 „wahrſcheinlich Bruchſtück einer projektierten Oper"; A 4, 107; Schw 2, 191).

Erwähnt werden als von Annette geſungen noch: Das ‚Räſignationslied' [?][1]: Kr 139 — ‚Wohin ſoll ich mit euch gehen' (Kr 199; Tagebuch des Geh. R. Schlüter, 1. März 1834)[2] — ‚O du, nach dem ſich alle Blicke lenken': H-C 67 (um 1820).

Annette ſang Lieder, die ſie von Malchen Haſſenpflug gelernt hatte: Kr 284.

Ein Lied, das die Großtante Wilhelmine v. Harthauſen geſungen, erwähnt Annette in einem Briefe (Hülshoff, 31. Dez. 1819: Münſter. Anzeiger 1913, Nr. 202, 15. März. Anfang: ‚Hat denn die dunkle Nacht.' Die zweite Str. (mit Noten) dort mitgeteilt; der Text lautet:

Wer iſt's, der mit mir red't? O Echo, biſt es du?
Biſt du die Einzige, die mit mir reden tut?
Wohlan, ſo ſage an, damit ich's wiſſen kann,
Wie lang es dauern wird, daß mich die Liebe plage?

Über Annettes muſikal. Betätigung vergl. beſ. H-C 67 und 75.

Erwähnt werden von ihren Opern bezw. Plänen zu ſolchen:

‚Der Galeerenſklave': H-C 67; C 122, 29.

‚König Erich': H-C 67 und 75 (Titel unſicher).

‚Die Wiedertäufer'[3]: H-C 67, 75; C 122, 20; 123, 16; 24: 178, 25.

‚Babilon': H-C 75.

‚Die ſeidenen Schuhe': H-C 75.

Eine komiſche Oper, Der Einzug. Text von Frhr. v. Neſſelrode, Muſik von Max v. Droſte-Hülshoff, wurde in Münſter am 19. Jan. 1825 aufgeführt: Rouſſeaus Rhein. Flora (Aachen) 1, 1825, S. 140 lobt die Muſik, tadelt den faden Text des Herrn v. Neſſelrode, deſſen ‚Johann v. Leiden' (H-C 75) ein „leidiges Drama" genannt wird. Die Aufführung einer (ungenannte!) Oper des Oheims Max v. Droſte vom Jahre 1810; H-C 67.

Julius Blaſchke, A. v. Droſte-Hülshoff und ihre Beziehungen zur Muſik: Neue Muſikzeitung (Verlag v. Heinniger, Stuttgart-Leipzig) 23. Jahrgang, Nr. 6—8 (27. Februar bis 3. April), S. 77, 93, 105/6.

Stellt im Anſchluß an Kreitens Biographie zuſammen, was dieſer über ihre muſikal. Anlagen und Betätigungen bietet. Mit Recht bedauert er, daß man im Jubiläumsjahr 1897 dieſes Thema nirgends

[1] Vielleicht identiſch mit den ‚Liedern, Nr. 3, ‚Lied der Königin Eliſabeth'.

[2] d. i. die altſchottiſche Ballade Nr. 17.

[3] W. Rauch, Johann v. Leyden, der König von Sion, in der Dichtung. Diſſ. Münſter 1912. — G. Hermſen, Die Wiedertäufer in der deutſchen Dichtung. Stuttgart 1913. — Und dazu die Beſprechung von Kl. Löffler: Lit. Handw. 1913, Nr. 16/17 S. 638 ff.

Digitized by Google

besprochen habe; aber er selber berichtet und beurteilt die ‚Lieder 1877' nur nach sekundären Quellen; er hat die Noten nicht einmal gesehen (Seite 105)!

* * *

So zeigt uns der einzige Aufsatz, der bisher den ‚Liedern' gewidmet wurde, wie berechtigt Hüffers Klage war, als er ausführte, wie in all dem, was zur Feier des Zentenartages ihrer Geburt geschrieben worden, so selten eine wirkliche genauere Bekanntschaft mit dem Lebens- und Entwicklungsgange der Dichterin zu Tage trete. Sein hartes Urteil muß man auch auf Vieles in der späteren Droste-Literatur ausdehnen. Ihrem Umfang entspricht keineswegs der Ertrag. Möchte das wenigstens in Zukunft besser werden!

Digitized by Google

Jeschuah ben Mirjam

Aus einer Skizzenreihe

Von Edmund Schopen

Noch immer wehte keine Kühlung aus der Richtung des galiläischen Meeres. Ununterbrochene Glut strahlte ruhig aus wolkenloser tiefblauer Unendlichkeit auf den leblosen, kaum atmenden Boden, trotzdem schon die neunte Stunde vorüber war. Die saftreichen Ölbäume, die tief wurzelten in dem von den eigenen Kronen feuchtbeschatteten Boden, die hielten es schon aus. Aber die arme, weiße Lilie, die da draußen zwischen den heißen Steinen stand, so am Abhang, daß die widerstrahlende Glut sie doppelt umfaßte, die senkte müde und immer müder ihre weißen, königlichen Kelchblätter. Sie rüstete sich zum Sterben.

Unter dem letzten Ölbaume, der hart am Rande des Abhanges stand, lag eine Gestalt am Boden, das Haupt in die Hand gestützt, und schaute sinnend in das helle Tal und auf die Häuser von Nazareth, die an der gegenüberliegenden Höhe sich hinanzogen. Lange ruhten zwei eigentümlich leuchtende Augen auf den kleinen weißen Bauten, den engen Gassen und fruchtbeladenen Gärten. Dann kehrten sie zurück in die unmittelbare Umgebung und maßen den schroffen felsigen Abhang, der jäh in die Tiefe fiel. Ein Stirnrunzeln gab dem Antlitz, aus dem diese Augen sprachen, etwas stolzstrenges und um die noch jugendweichen, aber doch auffallend energischen Lippen spielte ein schmerzliches Lächeln. Wie ausruhend blieb der Blick des jugendlichen Grüblers an der sterbenden Lilie lange — lange haften. Und es war, als ob die arme Blume das unholde Bild, das diesen jungen Geist beschäftigt haben mochte, mit ihrem klaren, reinen Farbenton und ihrem herben Duft hinweggezaubert hätte. Ein froher, kraftvoller Blitz brach aus den jäh aufflammenden Augenlichtern und verriet eine heiße Feuerseele. Und dennoch erhob sich der junge Israelit jetzt so ruhig und selbstverständlich, daß entweder eine erstaunliche Selbstbeherrschung in seinem raschen Knabenwillen liegen mußte oder das Ebenmaß und die Anmut waren in den Palaistren von Hellas zum unwillkürlichen musikalischen Gesetz dieser schlanken edlen Gestalt geworden. Doch nein, der war noch zu jung, um schon Jahre in der Fremde gewesen zu sein, zu arm, um unter hellenischen Paidotriben gelernt zu haben, und die leichte Hornhaut dieser nackten Knabenfüße, die jetzt behutsam und sicher den steilen Abhang hinabkletterten, zeigte, daß sie gewohnt waren, nicht auf dem Sandboden der Palaistra zu stehen und in Öl gebadet zu werden, sondern dem

Digitized by Google

rauhen Felsboden Galiläas und dem Lehm und Holz einer schlichten galiläischen Hütte zu trotzen.

Jetzt hatte der Knabe die welke Lilie erreicht. Er stützte die Füße auf die schmalen Vorsprünge, die hier und dort herausragten, sandte noch einen kurzen Blick in die Tiefe und dann hob er, während die Linke einen dürren Tamarindenstrauch fest umspannte, mit der Rechten behutsam die Blume mit der Wurzel aus.

Das junge Antlitz heiß und rot, mit perlender Stirn und die Augen fast zärtlich auf seinen Schatz gerichtet, kam er wieder oben an.

„Jeschuah, was hast du getan!" tönte es ihm erschrocken entgegen. Ein gleichalteriger Junge, der soeben aus dem Walde getreten, starrte ihn entsetzt stehenbleibend an. „Du hättest dich zu Tode fallen können und das um einer Blume willen!"

Der kühne Kletterer schaute ihn lachend an und sagte herzlich: „Azrael hatte noch keinen Befehl mich zu küssen. Du bist gut, Stephanos!"

„Was willst Du mit der Lilie, Jeschuah, sieh, ich hätte sie Dir holen können, und verwelkt ist sie ja doch."

„Sie wird wieder blühen," sagte der andere mit fast befehlender Stimme und so fröhlich, daß Stephanos ihn erstaunt anblickte. Doch Jeschuah achtete nicht darauf, kniete nieder und pflanzte die weiße Blume in den feuchten Schatten des Ölbaums, wo nur lichtvoll, nicht sengend mehr, die vereinzelten Strahlen sich mühsam den Weg durch die schmalen, saftigen Blätter suchten.

„Komm, Freund," unterbrach endlich der Altersgenosse sein eignes schweigendes Zuschauen, „morgen wird die Blume in neuer Frische Dich erfreuen. Jetzt rufen uns die Genossen. Willst Du mit uns spielen?"

Jeschuah nickte und die beiden Knaben schritten tiefer in den dunkelgrünen Hain, aus dem jetzt Lachen und Scherzen erklang. Stephanos legte den Arm um die Schulter des Freundes und seltsam stach der reichbestickte Ärmel seiner purpurnen Tunizella ab von dem schlichten ärmlichen Linnen des Chitons Jeschuahs. Und doch wieder war es nicht erstaunlich, daß der reiche, vornehme Sohn des Richters in so scheuer, inniger Verehrung und Liebe emporblickte zu dem wahrhaft königlichen Knaben aus dem Häuschen des armen Handwerkers. Auch in des Stephanos Auge blitzte eine energische Seele und ein rascher kühner Geist. Seelenverwandtes lag in den Zügen des jungen Adligen und in denen des Handwerkerknaben, dessen Blut das hoch gesalbte, wenn auch verarmte der Davididen war, Seelenverwandtes, nur daß Jeschuah im herzlichen, schlichten Freundesverkehr der beiden der Gebende, Stephanos der Empfangende war.

Als sie auf die Waldlichtung traten, mochten wohl ein Dutzend Knaben dort versammelt sein. Mitten unter ihnen stand ein großer starker Bursche, der Dorfheld von Nazareth, dessen Eltern vor einigen Jahren aus Judäa eingewandert waren. Als sie die Beiden erblickten,

Digitized by Google

erhob sich lauter Jubel. „Jeschuah! Jeschuah! komm! Gut daß Du ihn bringst, Stephanos, den schlimmen Ausreißer!“ jubelte alles durcheinander. „Jetzt kann's losgehen.“

Selbst Malchi der Dorfheld trat auf den so laut Bewillkommten zu und faßte seine beiden Hände. „Komm, Jeschuah, wir haben ein neues Spiel und Du mußt es leiten!“

„Laß hören“, lächelte der Knabe.

Malchi war in seinem Element.

„Du und ich und der Stephanos sind die einzigen diesmal, die nach dem Sabbath ihre erste Tempelreise mit den Osterpilgern machen. Es sind also die letzten Tage unserer Knabenspiele. Da müssen uns die anderen heute eine Abschiedsfeier veranstalten. Was schlägst Du vor?“

Da sah der Knabe mit lachenden Augen über die ganze Schar, die an seinen Blicken hing, und es hob etwas wie stürmische Jugendlust seine edel geformte Gestalt und als sei er von jeher ein Führer gewesen, so drehte er sich kurz um: „So kommt!“

Jubelnd folgten ihm die andern.

* * *

Als Jeschuah gegen Sonnenuntergang heimkehrte, hob er lächelnd den Arm gegen seine hohe, stille Mutter. Zwei scharfe Risse hatte der ärmliche Leinenrock.

„Süße Mutter, ich mußte ihnen Freude machen und Dir schuf ich Mühe.“

Lächelnd drückte die Mutter einen Kuß auf die hohe, reine Stirn und es war, als neige sie dabei mehr das Haupt als nötig, um sich zu ihrem Knaben herabzubeugen.

Als Jeschuah gegangen, um Joseph den Zimmermann aus seiner Werkstatt heimzuholen, trat Stephanos in das Haus. Auf dem Arme trug er ein lichtblaues Knabengewand.

„Edle Mutter Mirjam, nimm es für Jeschuah. Er hat sein bestes Linnenkleid zerrissen, als er uns führte, und nach dem Sabbath ist die Festfahrt.“

Mirjam lächelte und streichelte nachdenklich die Locken dessen, den ihr Knabe als Freund zugelassen.

„Dank Dir, Stephanos! Aber für Jeschuah und seine Mutter sorgt Joseph der Zimmermann mit seiner treuen Arbeit. Jeschuah liebt Dich, aber er will keine Geschenke.“

Der Knabe errötete, aber er drängte doch, wenn auch scheu.

„Jeschuah braucht es garnicht zu wissen. Ich kann nicht ertragen, daß er arm aussieht, während ich geschmückt einherziehe.“

Mirjam lächelte.

„Jeschuah weiß es, mein Stephanos!“

Digitized by Google

„Aber wenn Du es ihm doch nicht sagst, wie kann er es wissen!"

„Jeschuah weiß es!"

Der Knabe wandte sich betrübt zum Gehen. Da verdunkelte sich der Eingang. Die stattliche Gestalt des Zimmermanns trat in die Türe. Hinter ihm stand Jeschuah, sein Werkzeug tragend.

„Ave Mirjam", sagte er mit tiefer Baßstimme, ergriff die zarte Hand des Weibes und drückte leicht seine graubärtigen Lippen darauf.

Stephanos wich verlegen in eine Ecke zurück. Da legte Jeschuah stumm sein Werkzeug nieder, ging auf den Freund zu und faßte ihn bei der Hand.

„Komm, Stephanos!"

Schweigend gingen sie durch die Gassen bis zu den letzten Häusern des Ortes. Da stockte der Fuß des Stephanos.

„Du weißt doch, Jeschuah, wer dort wohnt!"

„Komm!"

Willenlos folgte der andere.

Nackte Kinder tummelten sich vor einigen elenden Hütten. Aus ihrer Mitte erhob sich ein größerer den beiden gleichaltriger Knabe, als er die Ankommenden sah.

„Ha, Hellenistenbrut! Verräter!"

Und er griff einen Stein auf und schleuderte ihn gegen Stephanos. Er traf den Knaben an die Wange und Blut floß aus einer breiten Schramme. Lauter Jubel folgte dem erfolgreichen Wurfe. Stephanos erbleichte und ballte die Faust. Im nächsten Augenblick wäre er auf den Burschen gestürzt, dessen magerer Körper von Beulen und Rissen bedeckt war. Aber schwer lastete Jeschuahs Hand auf seinem Arm.

„Gib ihm das Gewand."

Erstaunt sah Stephanos auf seinen Freund.

„Dem?" und er zeigte ihm die blutende Wange.

„Siehst Du nicht, daß er nackt und arm ist? Tu's mir zu Liebe. Es ist mir, als hättest Du mich selbst gekleidet."

Da ging eine tiefe Röte über das feine Knabengesicht des Stephanos und hastig trat er auf den erstaunt blickenden Gegner zu und streifte ihm stumm die weiche Tunizella über den zerbeulten Leib.

Hand in Hand gingen die Knaben davon. Aber hinter ihnen her scholl das Hohngeschrei des Beschenkten und ein Stein faust dicht am Kopfe des Stephanos vorüber. Seine Hand zuckte in der des anderen. Der aber hielt sie fest und sah ihm geheimnisvoll lächelnd in das zornblasse Gesicht.

„Willst Du noch mehr Steine für mich annehmen?"

„Und wenn sie mich ganz steinigten, für Dich, Jeschuah, alles!", rief der Knabe leidenschaftlich.

Jeschuah strich ihm sanft über die erregte Stirn und mit einem Feuerblitz aus seinen zwingenden Augen sagte er ruhig. „Wer weiß!"

* * *

Digitized by Google

Am anderen Morgen trat der edle Eliasaph, des Razias Sohn, der Richter von Nazareth, in die Werkstatt des Zimmermanns. Seine Stirn lag in Falten.

„Beuge den allzu stolzen Nacken deines Sohnes unter die väterliche Zuchtrute, Joseph ben Jacob, er achtet nicht mehr die Würde der Ältesten."

Der graue, sorgfältig gepflegte Bart des Sadduzäers zitterte leicht unter den zornigen Worten.

Der Zimmermann schaute ihm ruhig in das erregte Gesicht.

„Was willst Du von dem Knaben, Eliasaph?"

„Heber, die Brut des tollen Eiferers, mit all den Gassenbuben, die in den Hütten seiner Sippe wohnen, bewirft mich mit Kot, so oft ich meine Schritte an ihnen vorüberlenke. Und als ich gestern der Armut Deines Sohnes ein Festkleid meines Stephanos schenke für seine erste Pilgerfahrt, da zwingt er mein Kind, die wertvolle Gabe dem schmutzigen Besudler meines Hauses zu reichen."

Joseph der Zimmermann schwieg.

„Du sagst garnichts Joseph ben Jacob! Hole Deinen Sohn und züchtige ihn und dann laß ihn mich um Verzeihung bitten!"

Da glitt ein eigentümliches, fast ironisches Lächeln über die edel geschnittenen Züge des Handwerkers aus Königsblut.

„Wenn der Knabe so getan hat, muß es wohl gut gewesen sein. Wie sagt doch Jeschuah ben Sirach: ›Vergib Deinem Nächsten, wenn er Dir Unrecht getan, so werden auch Dir, wenn Du darum bittest, Deine Sünden nachgelassen.‹ Heber, der Sohn des Pharisäers, ist nackt und arm und verwahrlost. Die Liebestat Deines Stephanos war ein Wassertropfen auf harte Erde. Viele solcher Tropfen und das Erdreich wird fruchtbar."

Zornig fuhr der Sadduzäer auf.

„Geh mir mit den Sprüchen des Panaretos. Schon lange sah ich ungern den Verkehr meines Sohnes in diesem Hause. Der Fluch Adonais treffe Hebers ganze Sippe und treffe dreimal Deinen —"

Er stockte, denn soeben betrat der, den er verfluchen wollte, den Raum, und die Sonne schien voll und strahlend auf das wunderschöne, klare Knabengesicht, das trotz aller echten Jugendweiche eine so bestimmte, innerlich geschlossene Physiognomik aufwies, daß es wie ein unenträtselbares Geheimnis aus diesen Zügen leuchtete. Und als die großen schwarzen Augen sich mit einem wehmütig herzlichen Blick auf ihn richteten, einem Blick, in dem doch ein leises, bescheidenes Drohen funkelte, da wandte er sich halb besänftigt, halb gereizt zur Seite und verließ wortlos und mit schweren Schritten das Haus. Jeschuah kreuzte nach Knabensitte grüßend die Arme, dann griff er stumm nach den fertigen Gerätschaften, um sie den Bestellern zuzutragen, während der Zimmermann ihn heimlich beobachtete.

* * *

Digitized by Google

Am Abend ruhte der Zimmermannssohn wieder an seinem Lieblingsplätzchen unter dem Ölbaum am Abhang des Felsens und koste zärtlich die frischblühende Lilie. Da stand plötzlich Malchi vor ihm.

„Jeschuah", flüsterte er mit unterdrückter Stimme, „Du hast gestern mit Stephanos dem verhetzten und verhaßten Pharisäersohne Gutes getan. Adonai vergelte es Dir."

Jeschuah lächelte und schaute nicht auf.

„Jeschuah, weißt Du, meine Eltern sind Judäer und ich liebe die strengen Gesetzeseiferer. Aber keinem anderen hier im Lande der galiläischen Bauern darf ich's sagen als Heber und Dir."

Jeschuah reichte dem Knaben die Hand und zog ihn neben sich nieder.

„Weißt Du, Jeschuah, wenn ich groß bin, kehre ich nach Judäa zurück und lasse mich in Jerusalem unter die Waffenknechte des Hohenpriesters selbst einreihen. Ich bin stark und will das Schwert führen für Israel und das Gesetz, das die Fremden verachten."

Jeschuah schwieg.

Dem redseligen Malchi war es unangenehm, so gar keine Antwort zu bekommen. Er wurde verlegen und stand langsam auf, denn seine Worte und Gedanken waren zu Ende.

„Nun also, Jeschuah, Du sagst nichts weiter, nicht wahr? Vielleicht treffen wir uns später an einem Osterfest wieder einmal in Jerusalem. Dann wollen wir uns immer gut sein."

„Ja, Malchi, wenn wir uns dereinst in Jerusalem am Osterfeste wiedersehen, werde ich Dir gut sein."

Malchi fühlte einen warmen Druck der Hand und trollte vergnügt von dannen.

Als der Zimmermannssohn dem Häuschen seiner Mutter zuschritt, wartete an versteckter Ecke sein Freund Stephanos auf ihn.

„Mein Stephanos"! Er streckte ihm beide Hände entgegen und der Knabe des Sadduzäers warf sich ihm schluchzend um den Hals.

„Mein Vater hat mich gezüchtigt, weil ich Dir folgte und mein Gewand an Heber gab! Er hat mir verboten, noch jemals mit Dir zu reden."

Das Auge des anderen leuchtete und sonnenwarm umfloß sein Blick den Freund.

„Was willst Du tun, mein Stephanos?"

„Ich kann's nicht bereuen, daß ich tat, was Du mich lehrtest, und wenn auch mein Vater noch so zürnt! Mein Herz war so froh nach dem, was wir gestern getan!"

Jeschuah lächelte still.

Stephanos hob das tränennasse Gesicht zu dem Freunde empor und unter seinen Wimpern, an denen noch die Tropfen hingen, blitzte es schon wieder.

„Jeschuah, Du weißt alles. Heilig ist Vaterwort und Vaterwille. Darf ich trotzdem fernerhin noch zu Dir kommen?"

Digitized by Google

„Fällt Dir der Schmerzenspsalm so leicht?"

Stephanos schüttelte fast unwillig den Kopf.

„Nicht der Schmerz quält mich, sondern mein Gewissen. Darf ich, Jeschuah?"

Da richtete der Knabe sich unwillkürlich straff empor und schloß die zusammengelegten Hände seines Freundes in die eigenen.

„Du darfst und mußt, mein Stephanos. Denn Du bist mein."

„Trotz meines Vaters?"

„Trotzdem!"

„Dank Dir, mein Jeschuah! und sagt so wirklich das Gesetz?"

„So spricht der Herr!"

„Dann soll mich nichts mehr, nichts mehr von Dir trennen!"

„Jetzt geh mein Freund! Dein Vater sucht Dich!"

„Du weißt es?"

„Ja, ich weiß es!" lächelte der Knabe.

* * *

Blutrot ging die Sonne unter, als Joseph ben Jacob, der Zimmermann, auf der Dachterrasse seines Häuschens stand und gedankenvoll auf die Gruppe sah, die unfern von ihm sich aneinanderschmiegte. Jeschuah lehnte an der Schulter seiner Mutter, die müde auf dem Steinsims saß und den Kopf gegen einen der aufragenden Simspfeiler gestützt mit ihrem Kinde in die feuriglohende Abendglut schaute.

„Wie blutig rot!" schauerte die ernste Mirjam still in sich zusammen.

Jeschuah riß seinen Blick los und schaute lächelnd auf die Mutter.

„Nicht für mich ist heute der Himmel in Purpur getaucht!"

Fragend hob die Frau ihre Augen und auch Joseph ben Jacob trat näher.

„Ich schenkte einem, der mir ein blaues Festgewand gebracht, eine purpurne Dalmatika dafür."

Digitized by Google

Die Tanzlieder Neidharts des Minnesingers

Von Richard Kralik

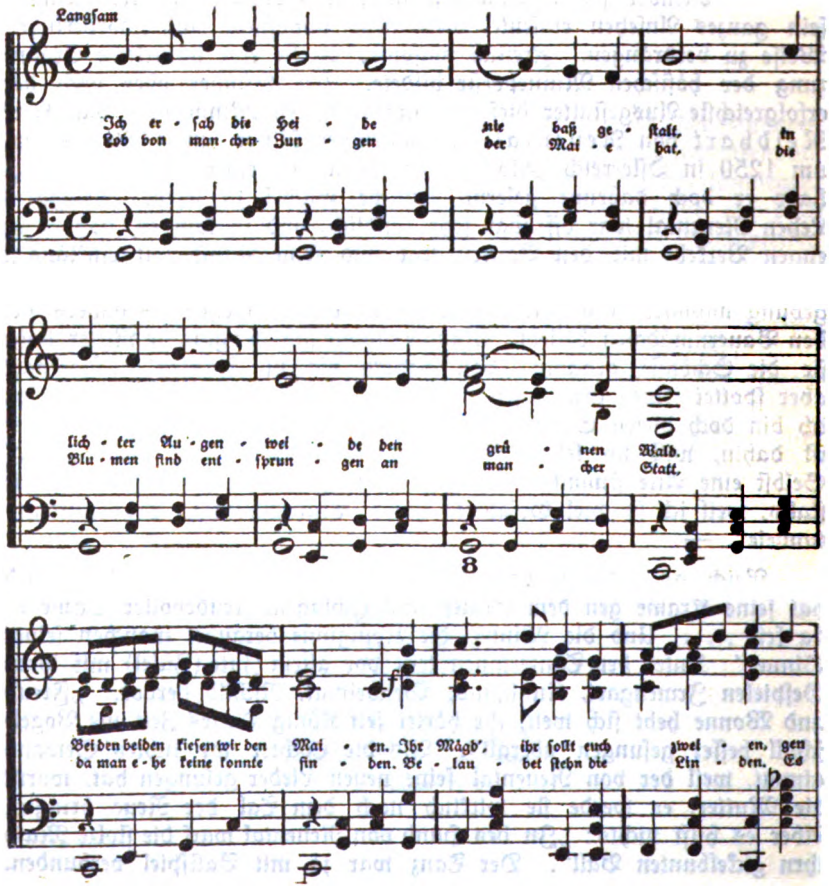
Zur Zeit, da Walthers Kunst auf ihrer Höhe stand, im zweiten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts, machte eine neue Kunstrichtung so erfolgreiches Aufsehen, daß Meister Walther darüber seinen Unwillen nicht unterdrücken konnte, vielmehr sein ganzes Ansehen einsetzte, diese neue unhöfische und „dörperliche" Weise zu verdrängen. Freilich umsonst; da sie eine natürliche Ergänzung der höfischen Minnepoesie bildete. Der Erfinder oder doch der erfolgreichste Ausgestalter dieser naturalistischeren Minnepoesie war Herr Neidhart von Reuental, ein bayrischer Ritter, um 1180 geboren, um 1250 in Österreich gestorben. Er rühmt sich einer guten Erziehung, habe er doch daheime gelernt, teutsche Büchel zu lesen. Neidharts Lehen Reuental war offenbar sehr ländlich, und so kam es, daß er in engen Verkehr mit den Bauern trat und seine Kunst, mit Anklängen an die Volkspoesie und Volksmusik, vor allem seiner bäuerlichen Umgebung widmet. So wurde er bald in diesen Kreisen, besonders bei den Bauernmädchen beliebt. Manche rühmte sich, der galante Ritter habe sie die Schönste genannt „von Bayern bis in Franken". Neidhart aber spottet seines armseligen Lehens: „Ob Reuental mein Eigen sei, ich bin doch diesen Sommer aller meiner Sorgen frei. Da der Winter ist dahin, will ich lehren Freude ehren, darnach steht mein Sinn." Selbst eine Alte stimmt in die Lust ein: „Warum sollt ich allein hie stahn, weil ich so viel Gefährten han? Traranuretum, Traranuriruntundeie". —

Reich an Bildern, besingt Neidhart den Frühling: „Der Wald hat seine Krame gen dem Maien aufgeschlagen, freudevoller Same ist da feil . . . Und die Minne, die Königinne beraubet manchen seiner Sinne." Unter den Tänzerinnen tritt vor allem Jute (Jütel) mit ihren Gespielen Irmengart, Kunigund, Wendelmut, Richild hervor. „Freud und Wonne hebt sich weit, ihr hörtet seit König Karles Zeit nie Vogelschall besser gesungen überall". Als die Tochter ihr lichtes Gewand nimmt, weil der von Reuental seine neuen Lieder gesungen hat, warnt die Mutter, er werde sie wirklich nach dem Tal der Reue bringen. Aber es hilft nichts: „In des Hand von Reuental warf die stolze Maid ihrn gickelbunten Ball". Der Tanz war ja mit Ballspiel verbunden.

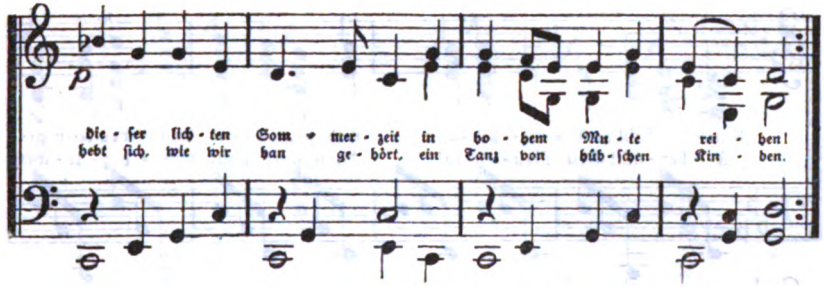
Digitized by Google

Die Tänzerinnen trugen kleine Spiegel am Gürtel. Der Bauer Engelmar zerbricht den Spiegel der schönen Friderun, worüber eine große Keilerei entsteht. Dabei hat der Sänger Hausſorgen: „Nu heißen ſie mich ſingen; ich muß ein Haus beſorgen, das mich Sanges wendet manchen Morgen. Wie ſoll ich gebaren? Mir iſt an Engelmaren Ungemach, ſeit er Friderunen ihren Spiegel von der Seite brach".

Neidhart verdankte ſeine Beliebtheit vor allem ſeinen Melodien, den einſchmeichelnden Tanzweiſen. Wir haben derer noch etwa fünfzig, wovon allerdings gerade die ſchönſten nicht als echt gelten, ſondern als ſpäter erfunden. Ich werde dieſe auch nicht vorenthalten, gebe aber für diesmal nur die unzweifelhaft als echt anerkannten. Die folgende Weiſe ſtammt aus einer Berliner Handſchrift und heißt „ein Reihen". Die Tonart ſteht nicht ganz feſt, da die Notenſchlüſſel fehlen.



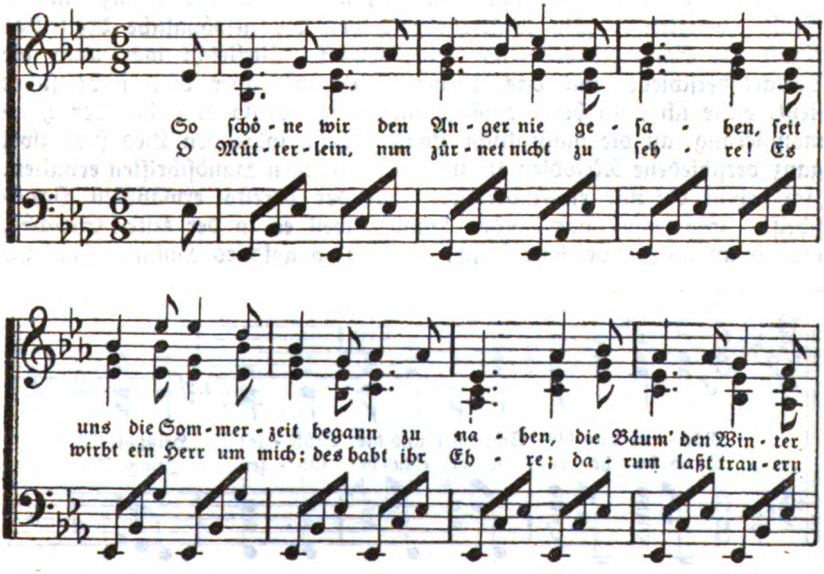
Digitized by Google



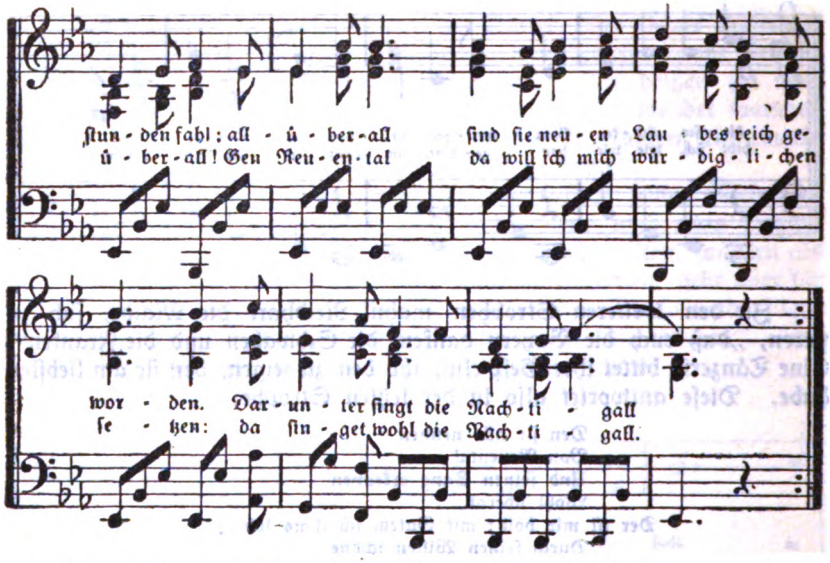
In den weiteren Strophen mahnt Neidhart die Maide, ſich zu zieren, „daß euch die Bayern danken, die Schwaben und die Franken“. Eine Tänzerin bittet ihre Geſpielin, ihr den zu zeigen, den ſie am liebſten habe. Dieſe antwortet alſo in der letzten Strophe:

Den ſie alle nennen
Von Reuental
Und ſeinen Sang erkennen
Wohl überall,
Der iſt mir hold; mit Gutem ich ihms lohne.
Durch ſeinen Willen ſchone
So will ich ſchmücken meinen Leib.
Wohl dann, man läutet None

Das folgende Tanzlied ſteht auch mit den Noten (aber ohne Schlüſſel) in der Berliner (früher von der Hagen'ſchen) Handſchrift und hat den Titel: „Der Tiſeltaſel“.

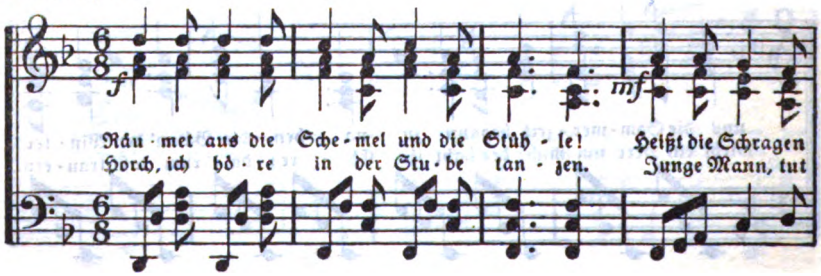


Digitized by Google

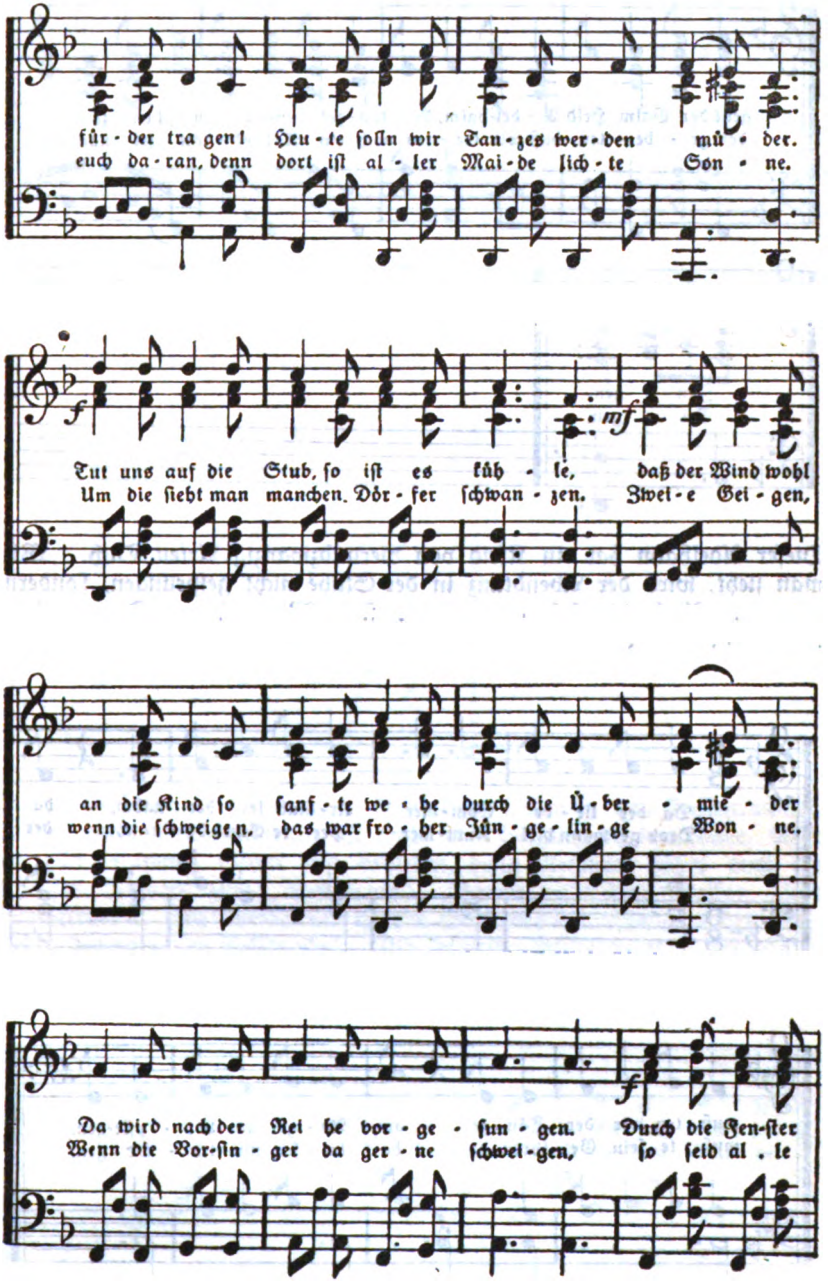


Die Mutter nämlich rät der Tochter, ſtatt beim Tanz zu flirten, zu tiſeln und zu taſeln, lieber den jungen Meier zu nehmen, der um ſie wirbt.

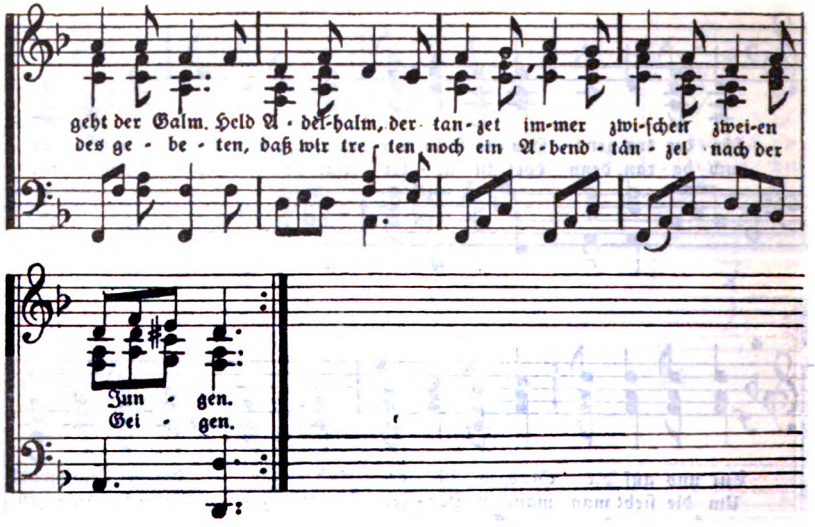
Das waren zwei Frühlingslieder; man teilt nämlich die Lieder Neidharts in Sommerlieder und Winterlieder ein. Im Sommer wurde der „Reihen" im Freien „geſprungen", im Winter der „Tanz" in der Stube „getreten". Die Winterlieder haben die gewöhnliche dreiteilige Form, die Sommerlieder ſind freier gebaut. Vielleicht war auch die Taktart verſchieden und das Zeitmaß. Da mir aber dies nicht ſicher ſteht, halte ich mich bei der Rhythmiſierung ebenſo wie bei der Harmoniſierung an die muſikaliſche Logik. Zum folgenden Lied ſind zwei ganz verſchiedene Melodien in zwei verſchiedenen Handſchriften erhalten. Ich nehme die mir einleuchtendere aus der bereits erwähnten Handſchrift. Sie heißt „das goldne Huhn", weil es in der erſten Strophe, die ich auslaſſe, ſcherzhaft heißt: „Sing' o goldnes Huhn! Ich geb dir Weizen".



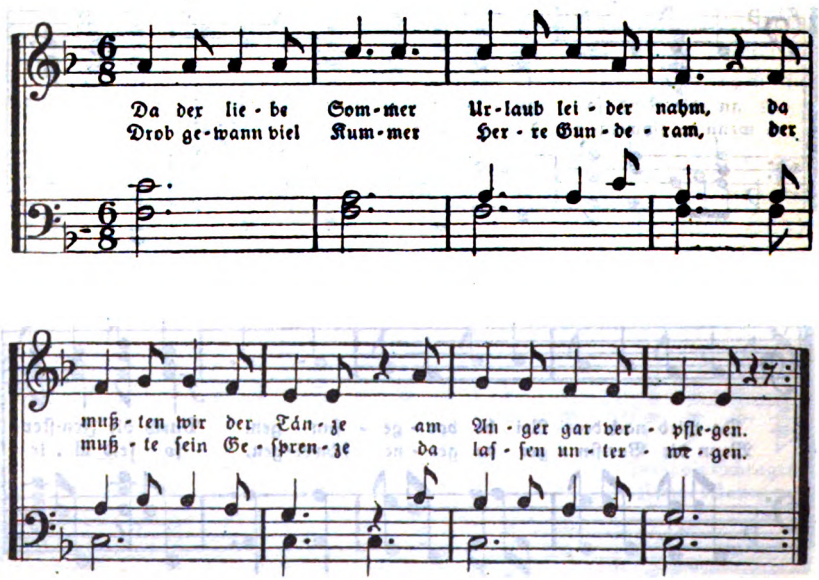
Digitized by Google



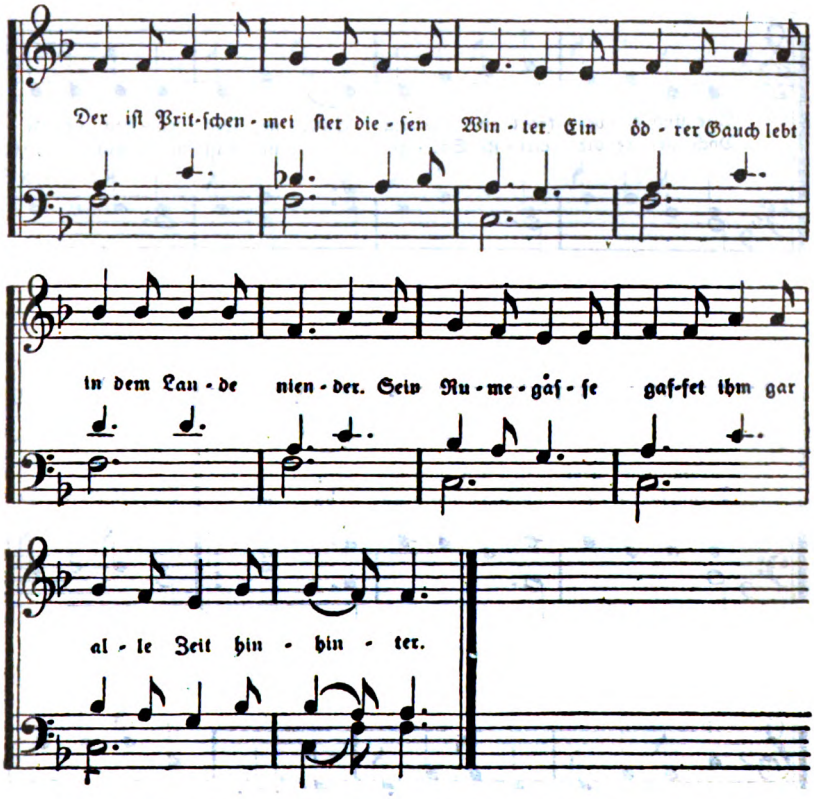
Digitized by Google



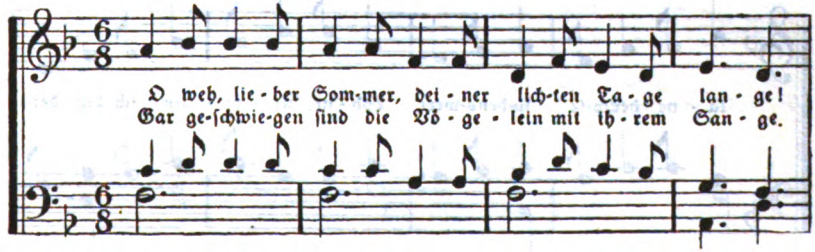
Dieſer Adelhalm hat ein Kleid von vierundzwanzig Arten Tuch. Wie man ſieht, wird der Abendtanz in der Stube nicht geſprungen, ſondern getreten. Auch die folgenden Lieder ſind Wintertänze. Das nächſte iſt eine ſchlichte Trällerweiſe.



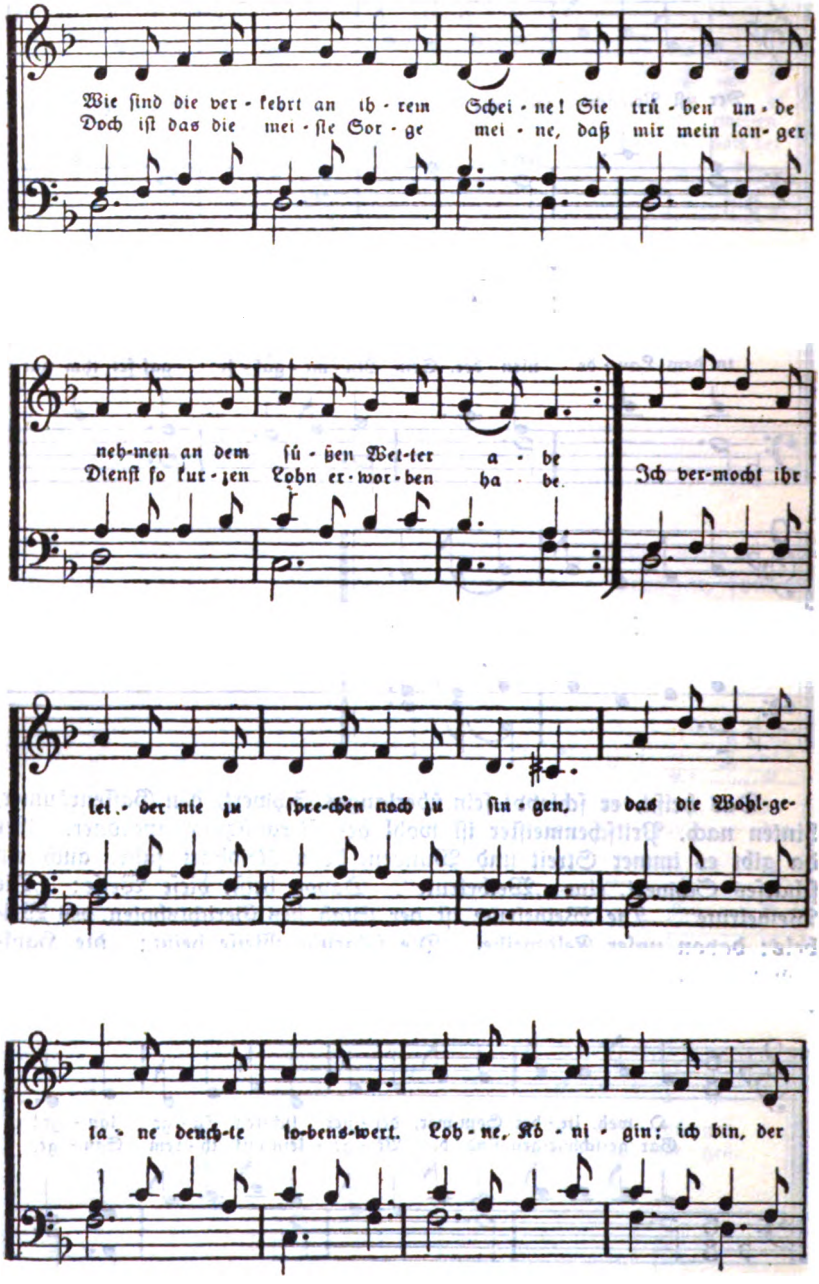
Digitized by Google



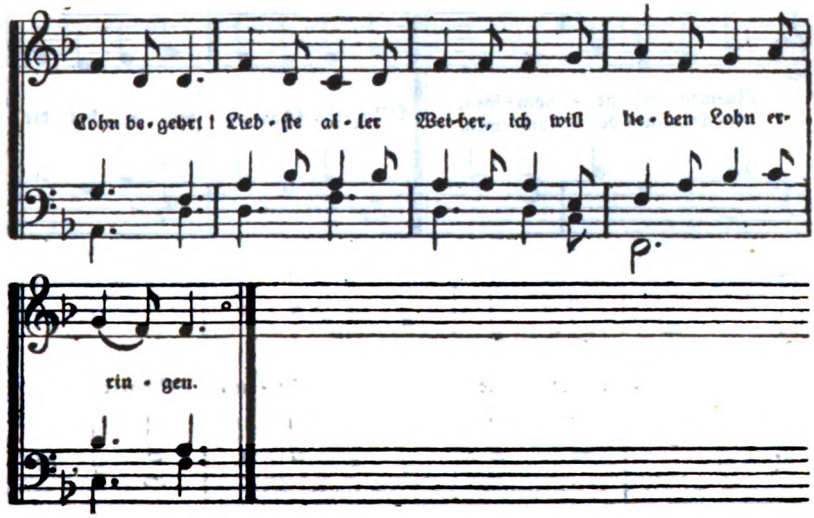
Das heißt, er ſchleppt ſein überlanges Schwert, den Gaſſenräumer, hinten nach. Pritſchenmeiſter iſt wohl der Vergnügungsanordner. Aber da gibt es immer Streit und Wunden, denn Neidhart führt auch ein ſcharfes Schwert, eine „Weibelrute". Davon heißt dieſe Weiſe: „Die Weibelrute". Die Weibelrute iſt der Stab des Gerichtsboten, des Weibels; davon unſer Feldweibel. Die folgende Weiſe heißt: „die Hanfſchwinge", weil Neidhart das lange Schwert eines Bauern mit einer Hanfſchwinge vergleicht.



Digitized by Google

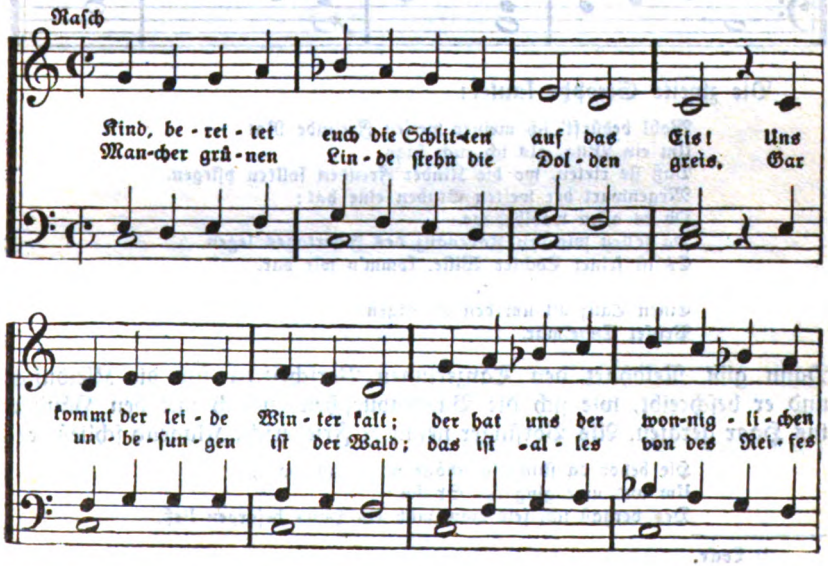


Digitized by Google

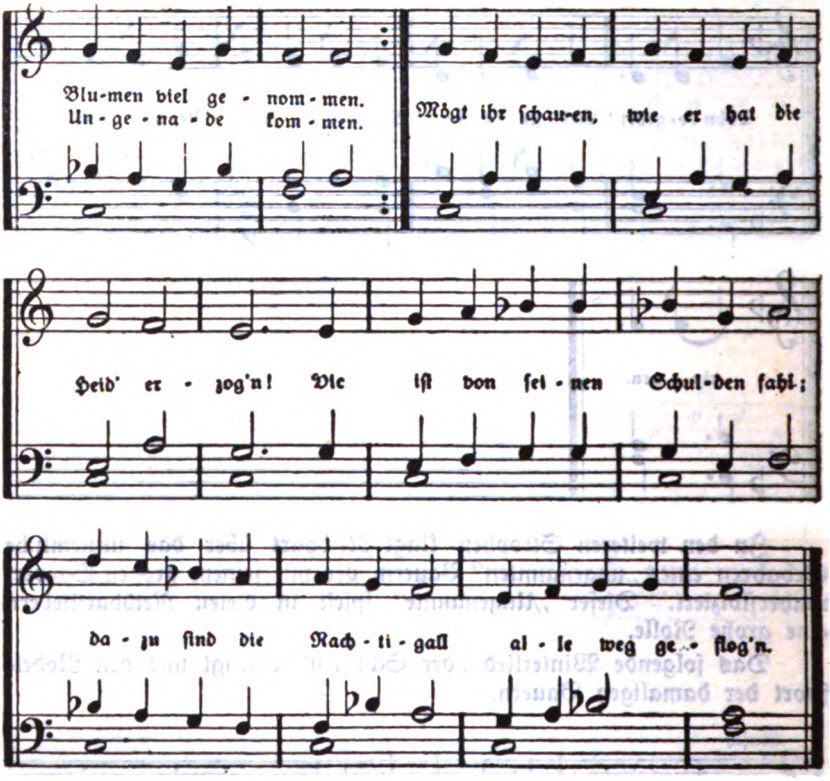


In den weiteren Strophen klagt Neidhart über das unziemliche Gebahren eines „ungenannten" Bauern, der mit ſeinem großen Schwert umherſtolziert. Dieſer „Ungenannte" ſpielt in vielen Neidhartliedern eine große Rolle.

Das folgende Winterlied „der Schlitten" bezeugt uns den Rodelſport der damaligen Bauern.



Digitized by Google



Die zweite Strophe lautet:

Wohl bedürft' ich meiner weiſen Freunde Rat
Um ein Ding, als ich euch ſage,
Daß ſie rieten, wo die Kinder Freuden ſollten pflegen.
Megenwart der weiten Stuben eine hat:
Ob es allen wohlbehage.
Da ſollen wir den Kovenanz des Feiertages legen.
Es iſt ſeiner Tochter Wille, komm'n wir dar.
Ihr ſollts all einander ſagen.
Einen Tanz all um den Schragen
Prüfet Engelmar.

Dann gibt Neidhart den Tänzerinnen Vorſchriften für die Kleidung, und er beſchreibt, wie ſich die Bauernburſchen endlich mit den Händen ins Haar geraten. Als Vorſinger nennt er Friederich. Klagend ſchließt er:

Hie bevor da ſtund ſo ſchöne mir mein Haar,
Um und ume ging der Spahn.[1])
Des vergaß ich, ſeit man mich ein Haus beſorgen ließ.

[1]) Locke.

Digitized by Google

Salz und Korn die muß ich kaufen durch das Jahr.
Weh, was hab ich ihm getan,
Der mich Dummen so zuerst in diesen Kummer stieß?
Meine Schulden waren kleine gegen ihn.
Meine Flüche sind nicht schmal,
Wenn ich da zu Reuental
Unberaten bin.

Den wichtigsten Einschnitt im Leben Neidharts bezeichnet seine Übersiedelung von Bayern nach Österreich. Diese geschah wohl schon vor 1217. Denn in diesem Jahr macht er den Kreuzzug des Herzogs Leopold des Glorreichen mit. Eigentliche Kreuzlieder Neidharts sind uns nicht erhalten; wohl aber andere Lieder von der Kreuzfahrt. Er klagt: „Den Freunden mein ich nu gerne sänge, daß sie mir alle sagten Dank. Auf meinen Sang achten hier die Welschen nicht: so wohl dir, deutsche Zunge! Bote, nu fahr bereit zu lieben Freunden über See. Mir tut viel weh schwere Arbeit. Sage der Meisterinne den willigliehen Dienst mein. Viel lieber Knabe, ob sie dich fragen, wie's um uns Pilgerime steh, so sag, wie weh uns die Welschen haben getan." In einem zweiten Lied sagt Neidhart: „Ob sich der Bote nu säume, so will ich selber Bote sein zu den Freunden mein. Wir leben alle kaum; das Heer ist mehr denn halbes tot. O wär ich aus der Not! Wir sollten sein zu Österreiche! Nirgend wär ein Mann baß denn daheim in seiner Pfarre." Nach der Fahrt besuchte er aber noch einmal seine bayrische Heimat; denn er schließt ein drittes Lied: „Bote, sage dem liebgenehmen Weibe, daß zu Wunsche gehe meine Scheibe! Du sage zu Landshute, wir leben alle in hohem Mute!" Von dieser Zeit verbreitete sich Neidharts Ruhm. Wolfram von Eschenbach erwähnt ihn um 1220 in seinem Willehalm als allbekannten Sänger einer besonderen Art.

Seit Neidhart in Österreich angesessen ist, bittet er seine Freunde, ihn nicht mehr von Reuental zu nennen. Er sagt, er habe seines bayrischen Herrn Huld ohne seine Schuld verloren: „Drum hab ich zu Bayern gelassen alles, das ich je gewann, und fahr dahin gen Österreiche und will mich verdingen an den werten Ostermann. Meiner Feinde Wille ist nicht ganz an mir ergangen: in dem Land zu Österreiche ward ich wohl empfangen von dem edlen Fürsten, der mich nu behauset hat. Hie zu Medelicke bin ich immer ohne ihr aller Dank. Mir ist leid, daß ich von Eppen und Gumpen je zu Reuental so vieles sang." Ein Grund der Ortsveränderung mag auch der Zorn der Bauern gewesen sein; denn er sagt von Reuental: „Mir hat ein Ungetreuer heimlich angezündet, hat mir verbrannt, davon meine Kindel sollten leben."

An Friedrich den Streitbaren (1230—1246) wendet sich Neidhart mit dieser Bitte:

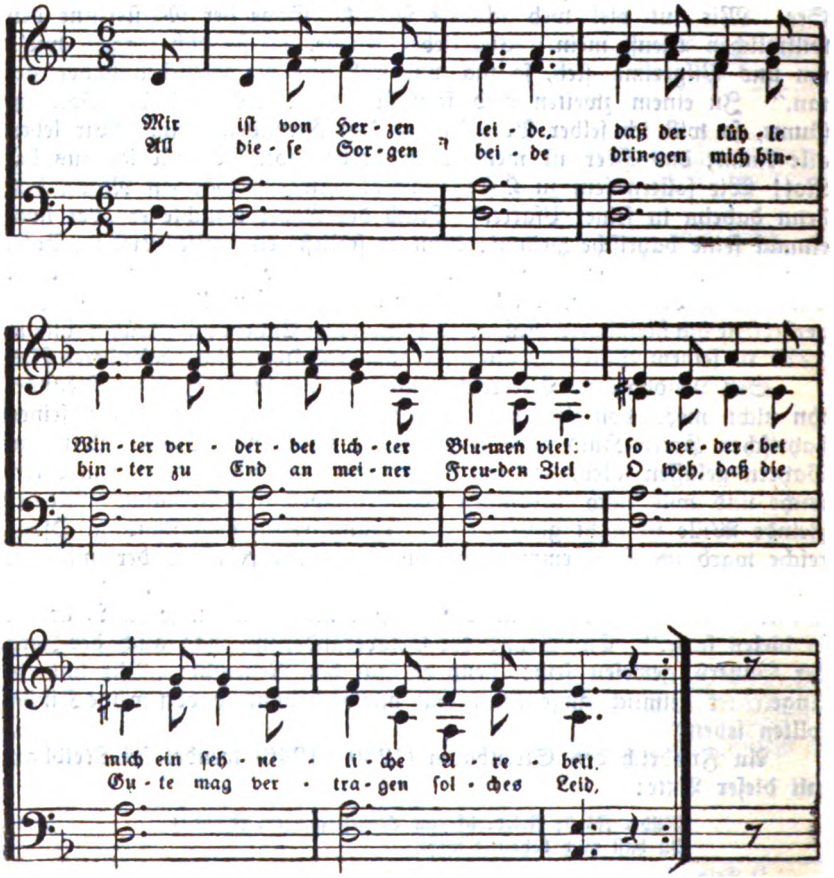
Milder Fürste Friederich, an Treuen gar ein Flins,[1])
Du hast mich behauset wohl.

[1]) Fels.

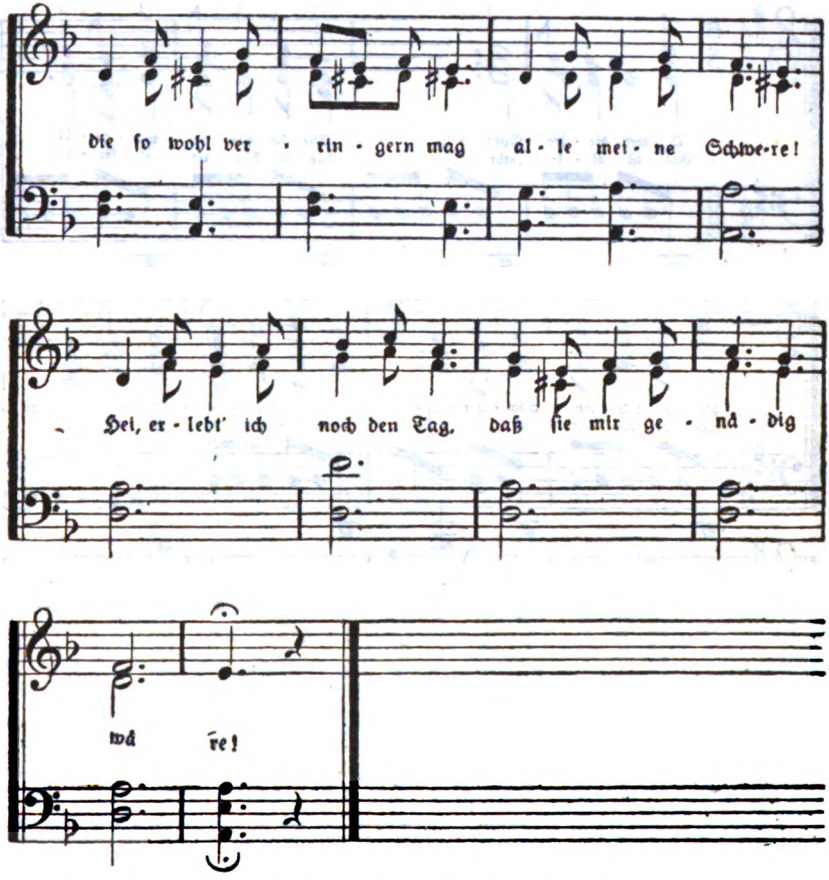
Digitized by Google

Gott dir billig lohnen ſoll.
Ich empfing nie reicher Gabe mehr von Fürſtenhand.
Das wär alles gut, nur nicht der ungefüge Zins.
Des die Kinder ſollten leben,
Das muß ich zur Steuer geben:
Das wird zwiſchen mir und meinen Freunden ſchier ein Pfand.
Lieber Herre mein,
Magſt du mir den Zins geringen,
Deines Heiles Kämpe will ich ſein
Und dein Lob wohl ſprechen unde ſingen.
Daß es laut erhallet von der Elbe bis zum Rhein.

Neidhart kommt in neuen Streit mit den Bauern bei Wien. „Mir hat ein Dörper widerſagt, um anders nicht als um meinen üppiglichen Sang.“ Die erſte Strophe mit dem üblichen Natureingang lautet in der erhaltenen Melodie:

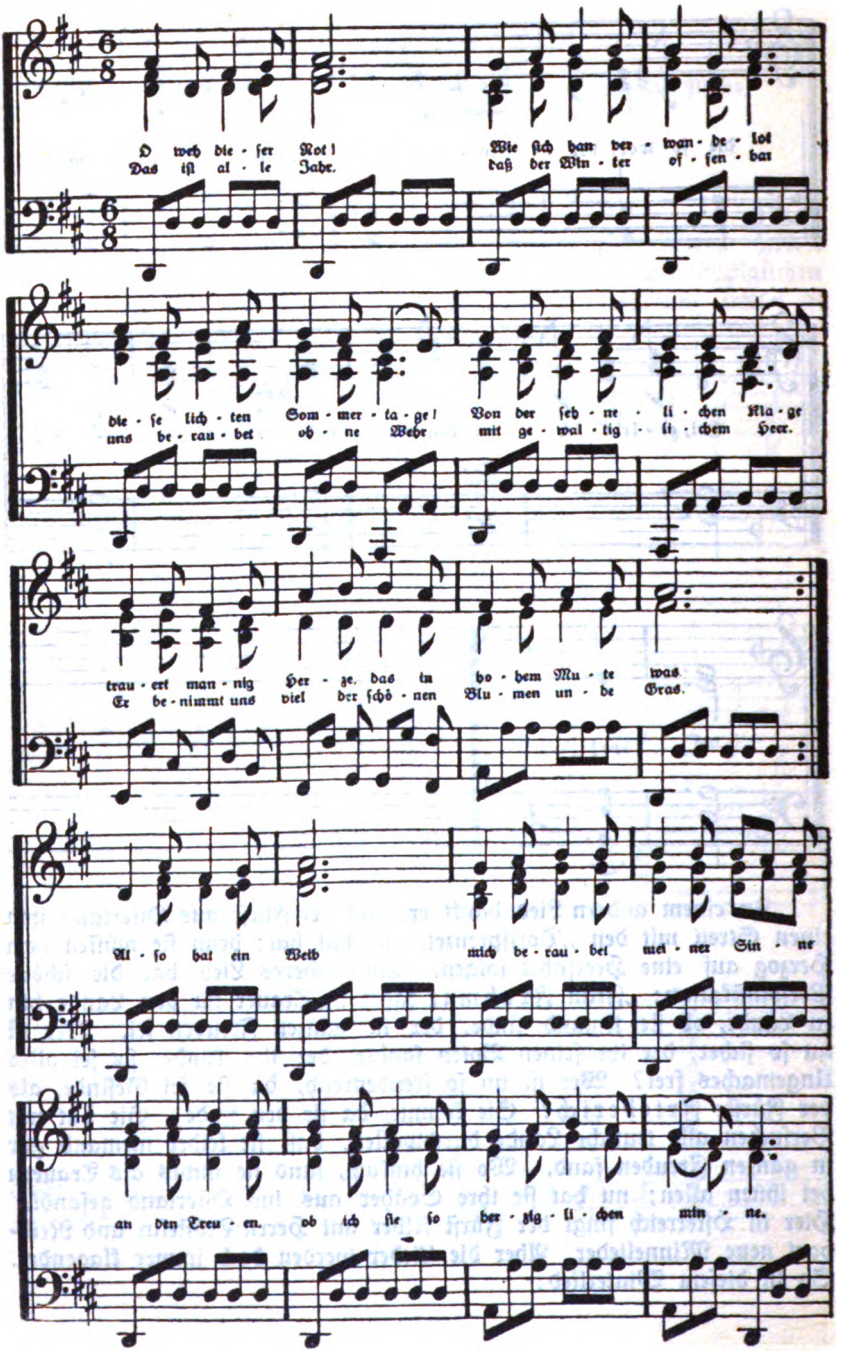


Digitized by Google

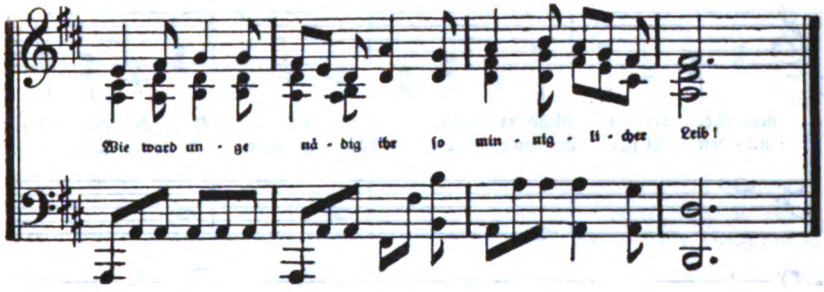


In einem andern Lied dankt er, daß der Fürſt aus Oſterland ihm einen Streit mit den „Dorfſprenzel" geſühnt hat; denn ſie müſſen dem Herzog auf eine Heerfahrt folgen. Ein anderes Lied hat die ſchöne Perſonifikation: „Frau Frohmut fährt in Trauer nu von Lande hin zu Lande, ob ſie jemand finde, der in ganzen Freuden ſei. Wer iſt nu ſo ſicher, der ihr ſeinen Boten ſandte, der ihr künde, ſie ſei alles Ungemaches frei? Wer iſt nu ſo freudenreich, da ſie ſei Geſinde, als der Fürſte Friederich? Sie komme, da ſie den finde! Sie hat mit Verſuchen alle teutſche Lande durchwallen, daß ſie leider niemand gar in ganzen Freuden fand. Wo ſie hinkam, fand ſie nichts als Trauern bei ihnen allen; nu hat ſie ihre Späher aus ins Oſterland geſandt." Hier in Öſterreich ſingt der Fürſt ſelber mit Herrn Tröſtelin und Neidhart neue Minnelieder. Aber die Lieder werden doch immer klagender. So in dieſem Winterlied:

Digitized by Google



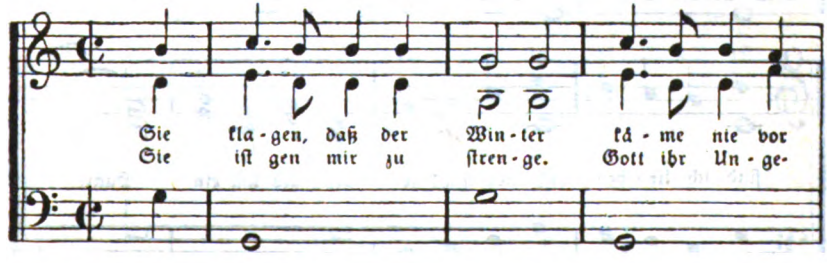
Digitized by Google



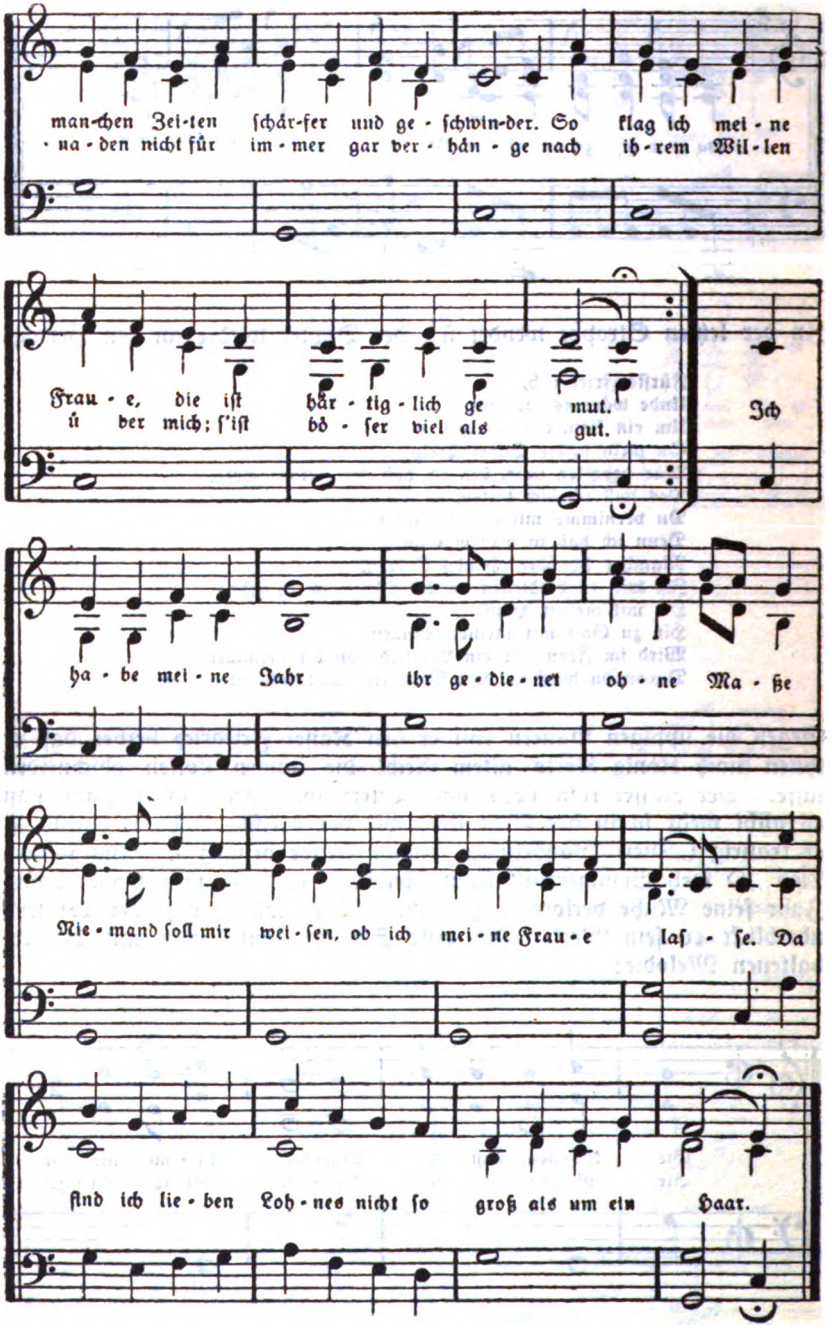
In der letzten Strophe wendet ſich der Dichter wieder an den Herzog:

Fürſte Friederich,
Unde wäre es bittelich,
Um ein kleines Häuſelein
Da mein voller Silberſchrein
Wär behalten inne, den ich hab von deiner Gebe,
Des will ich dich bitten.
Du vernimms mit guten Sitten,
Denn ich hab in deinem Gäu
Manches ſchnöden Feinds Gedreu.
Ich will es verdienen all die Weile, ſo ich lebe,
Hie mit meiner Hand.
Hin zu Gott mit meiner Zungen
Wird im Fronechor ein Lobelied von dir geſungen,
Davon du wirſt in dem Paradieſe weit erkannt.

Gegen die üppigen Bauern ruft er den Kaiſer Friedrich herbei, daß er ihnen nach König Karls altem Recht die langen Locken abſchneiden laſſe. Der Kaiſer kam 1237 nach Öſterreich. Der Dichter klagt, daß es nicht mehr ſo in der Welt ſteht wie vor dreißig Jahren, darum iſt er traurig („Dieſe Wandelunge manche Freude bringet"). Auch in dem Lied „O weh Sommerzeit" klagt Neidhart er habe nun wohl dreißig Jahr ſeine Mühe verloren. Im Lied „Sie klagen, daß der Winter" überblickt er ſein Werk. Die erſte Strophe lautet alſo mit der erhaltenen Melodie:



Digitized by Google

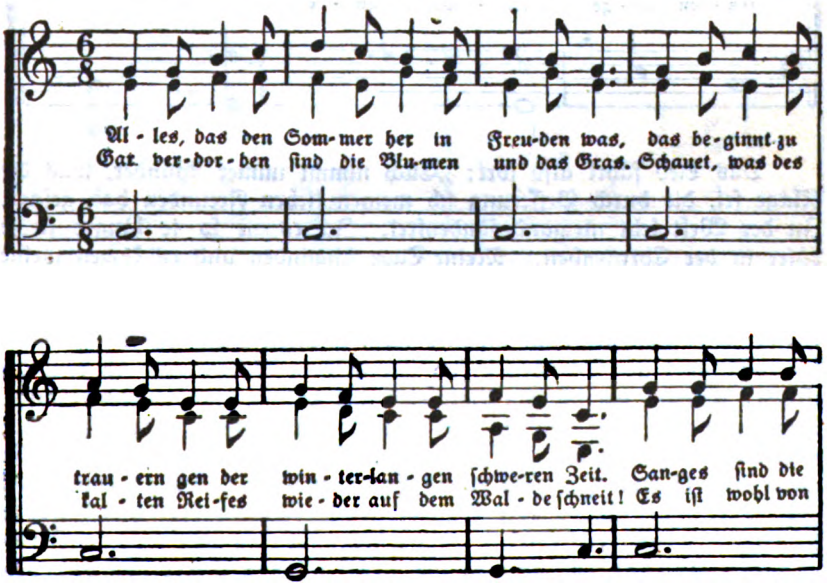


Digitized by Google

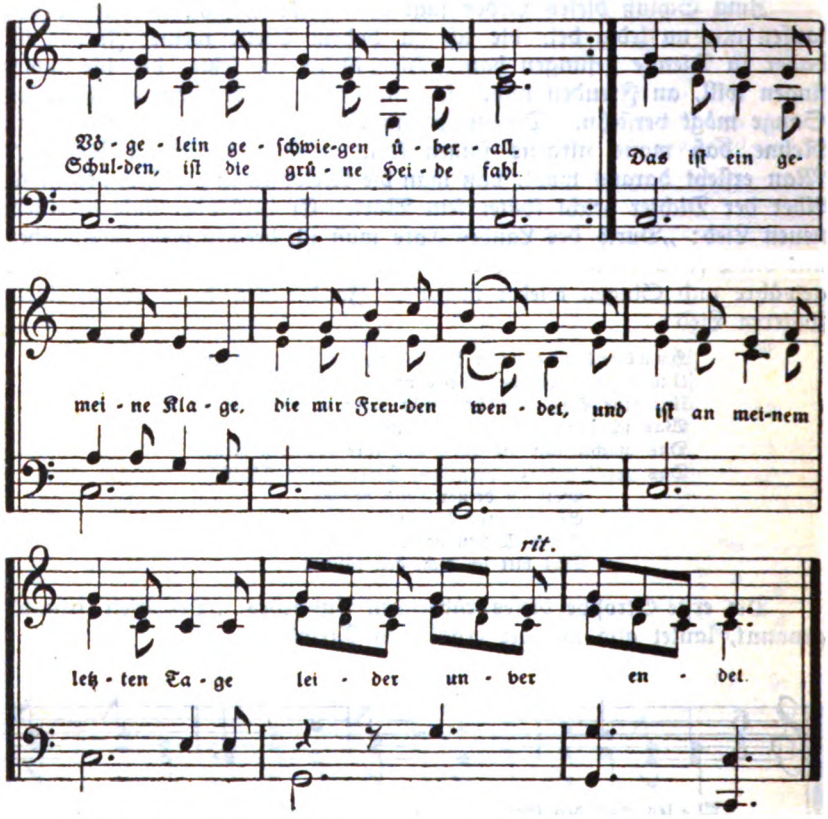
Zum Schluß dieſes Liedes ſagt Neidhart: „Achzig neue Weiſen laufen mir nu ledig bei, die ich zu hohem Preiſe meiner Frauen all daher zu Dienſte geſungen han. Dies iſt nu die letzte, die ich immer ſingen will, an Freuden nicht die beſte, wie ihr an dem wunderlichen Sange mögt verſtehn. Die iſt ſo künſtelos, beide an Worten und an Reime, daß mans nirgens ſingen kann zu Terze noch zu Prime.“ Man erſieht daraus wohl, daß man die Melodien in der Terz begleitete. Aber der Dichter bricht ſpäter ſein Wort. Er verkündet ſtolz in einem neuen Lied: „Durch des Landes Ehre muß ich brechen mein Verſprechen und durch Freundeslehre; die wollen nicht entbehren, daß ich ihrer Bitte gewähre und Singen wieder mehre“. In der Tat heißt es in einem ſpäteren Lied:

Hundert und vier Weiſen, die ich geſungen han
Und neune die der Welte noch nicht vollekommen ſind,
Und eine Tageweiſe, nicht mehr meines Sanges iſt.
Was ich daran üppiglichen han getan,
Das machte nur die Welt und ihre dummen Kind.
Das geruh mir zu vergeben, Herre Jeſus Chriſt!
Weil ich deiner Huld begehr,
So laß mich hie büßen
Durch Willen deiner Marter hehr:
Das bitt ich dich, den ſüßen!

Die erſte Strophe dieſes rührenden Bußliedes, „Der Welt Urlaub“ genannt, lautet alſo mit der erhaltenen Melodie.



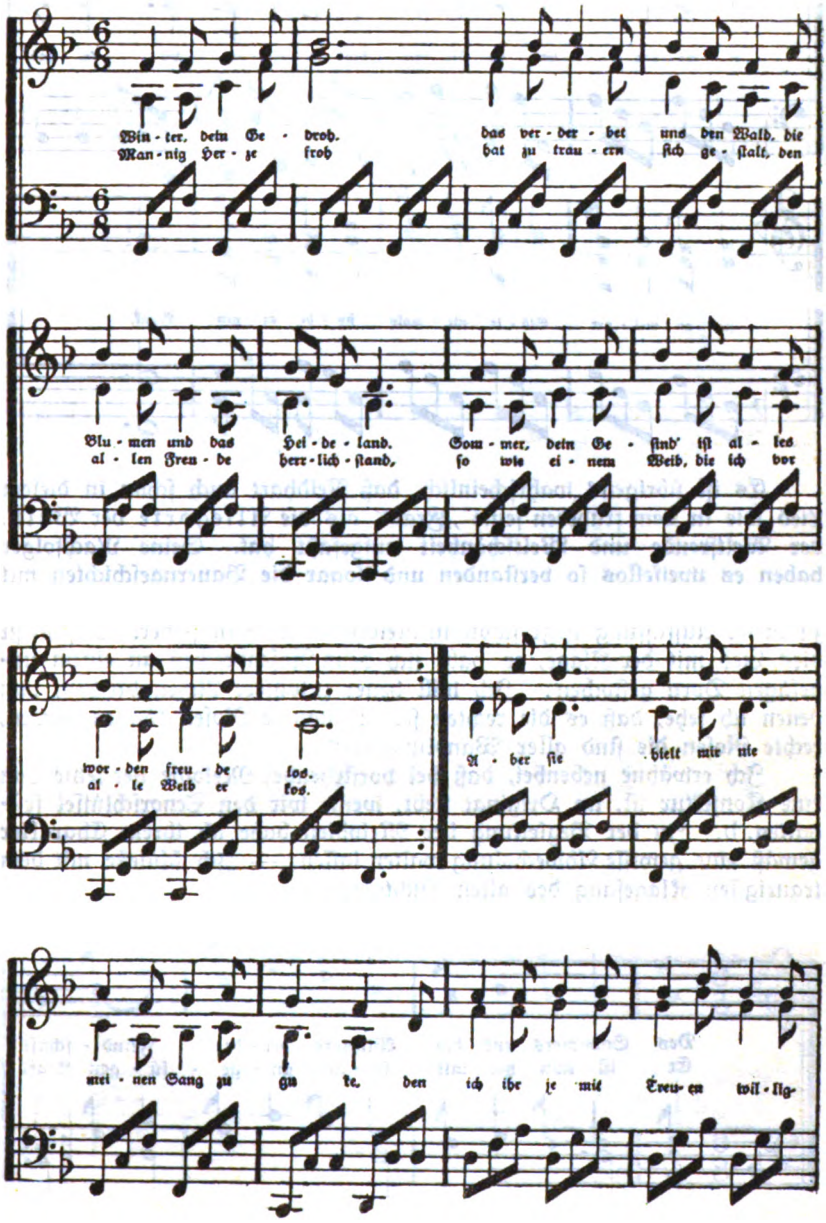
Digitized by Google



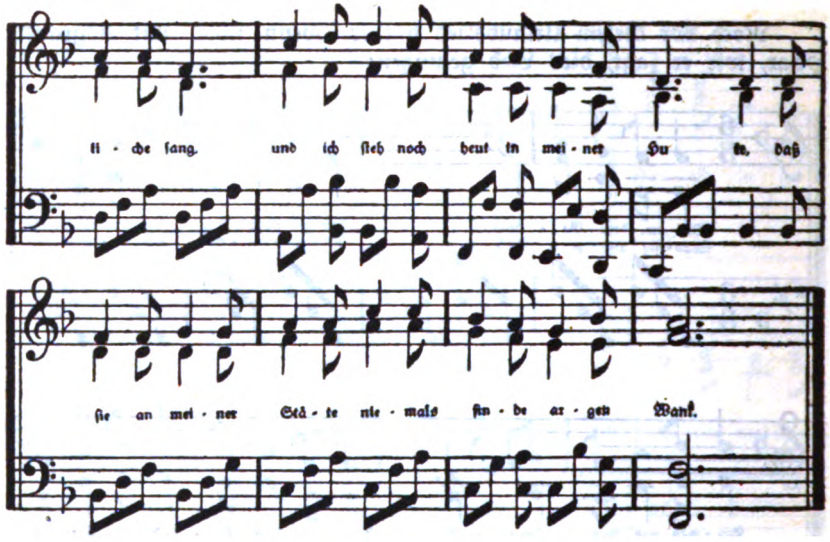
Das Lied fährt also fort: „Euch nimmt immer Wunder, was die Klage sei, die durch Besserung ich meinen lieben Freunden hab gesagt. In der Welt lebt niemand sündenfrei. Ja es ist so je länger so je böser in der Christenheit. Meine Tage schwinden und es kürzen meine Jahr." Und seiner Dame sagt er ab: „Will ich Sündehafter in den Reuen baden, so will meine Frau, daß ich den Kinden singe neuen Sang; aber sie darf mich nimmer mehr in ihren Dienst laden; all mein Gedanke steht auf Scheiden. Ich bin in dem Willen, daß ich will die Seele nähren, die ich von Gott entfernet hab mit üppiglichem Sange. Der Engel müße ihr beistehn und hüte sie vor Zwange. Ehreloſe Fraue, weh was wollt ihr mein? Laßt euch tausend Junge dienen hinnen für an meiner Statt! Ich will einem Herren dienen, des ich eigen bin! Ich will nicht länger euer Sänger sein! Meine Frau ist älter denn tausend Jahr und ist dummer denn bei sieben Jahren ein Kindelein. (Es ist die Welt.) Herr Gott von Himmelreiche, Kraft ob allen Kräften, nun stärke mir den Sinn!"

Digitized by Google

Noch vor dieſem Urlaubslied hat er, wenn ſchon mit eisgrauem Haar, wie er ſagt, dies Lied geſungen:

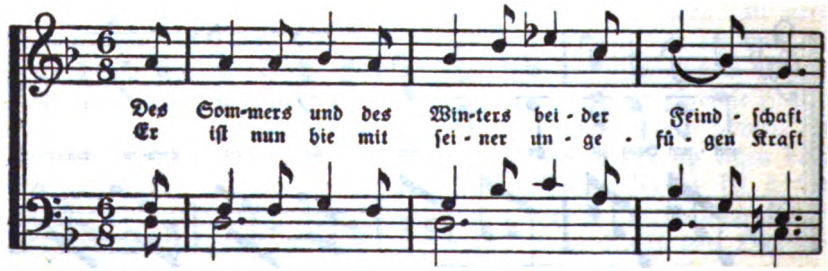


Digitized by Google

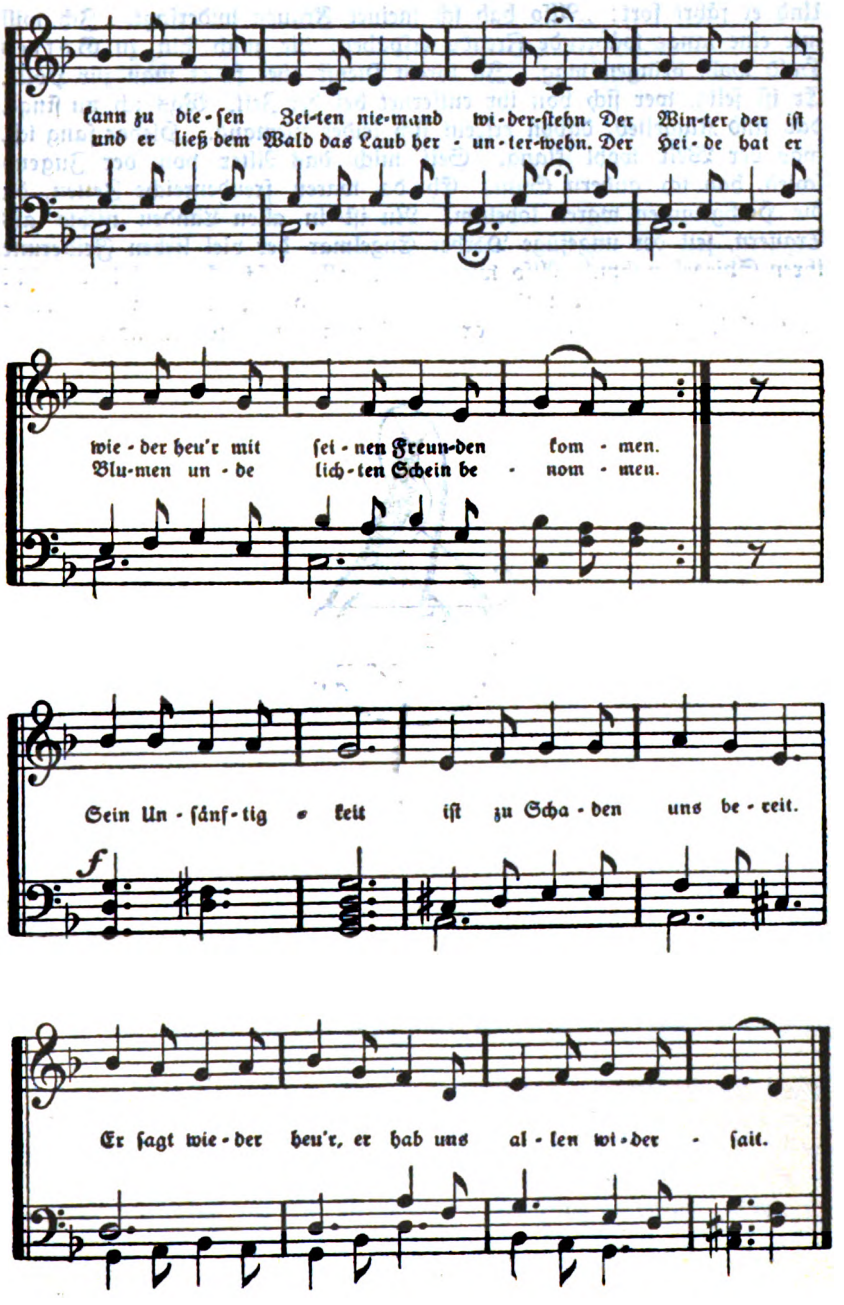


Es iſt übrigens wahrſcheinlich, daß Neidhart auch ſchon in dieſem Lied wie in dem früheren ſeine „Frau" als die Allegorie der Welt, der Weltfreude und Weltſchönheit aufgefaßt hat. Seine Nachfolger haben es zweifellos ſo verſtanden und ſogar die Bauerngeſchichten mit Friderun und Engelmar ſymboliſch und myſtiſch aufgefaßt. Der Keim zu dieſer Auffaſſung liegt ſchon in Neidharts Liedern ſelber. Er ſchließt dies Lied mit der Klage, er habe ſich beim Roſenbrechen an einem ungefügen Dorn geſtochen: „Ich will heuer gewiſſere Roſen brechen, von denen ich ſehe, daß es die rechten ſeien; manche Roſen können ſtechen, rechte Roſen die ſind aller Wandlung frei".

Ich erwähne nebenbei, daß bei vorſtehender Melodie der letzte Ton eine Konjektur iſt, im Original ſteht, wenn wir den Tenorſchlüſſel feſthalten, b. In der Begleitung der Melodien habe ich ihrem Charakter gemäß eine gewiſſe Abwechslung walten laſſen. — Ich ſchließe mit dem traurigſten Klageſang des alten Dichters:



Digitized by Google



Digitized by Google

Und er fährt fort: „Also hab ich meiner Frauen widersagt. Ich will mir eine lange währende Freude erspähen, die mich hin zu Gottes Huld wohl bringen mag. In ihrem Dienst aber fährt man zur Hölle. Er ist selig, wer sich von ihr entfernet bei der Zeit. Was ich nu singe, das sind Klagelied, davon erfreut sich leider niemand. Hievor sang ich, was der Welt wohl klang. Seit mich das Alter von der Jugend schied, hab ich andern Sinn. Eh da waren freudenreiche Zeiten, da die Hochgemuten waren lobesam. Nu ist in allen Landen nichts als Trauern, seit der ungefüge Dörper Engelmar der viel lieben Friderune ihren Spiegel nahm." Also wieder ganz allegorisch, kulturphilosophisch!

In einem späteren Kapitel werde ich die Ausbildung der Neidhartgestalt zum Träger einer großen Schwankliteratur behandeln.

Digitized by Google

Die schweizerische Landesausstellung in Bern

Von Dr. Paul de Mathies-Zürich

Die schweizerische Landesausstellung in Bern ist ein geradezu imposanter Beweis dafür, daß auch ein kleines Volk, das im Konzert der Weltmächte nicht mitspielt, durch Intelligenz, eisernen Fleiß und zielbewußte Energie befähigt wird, wahrhaft Großes zu leisten. Von den unzähligen Fremden, die alljährlich unsere Bäder und Luftkurorte überfluten, machen sich verhältnismäßig sehr wenige ein richtiges Bild von schweizerischer Kultur. Zudem hat der Ausländer — selbst der in der Schweiz ansässige — nur selten Gelegenheit, mit gebildeten Familien des Landes intim zu verkehren. Wer sich mit zeitgenössischer Literatur beschäftigt, kennt vielleicht auch ein halbes Dutzend Autoren aus dem deutschen oder romanischen Helvetien. Damit plus dem, was im Bädeker zu lesen steht, scheint das Wissen der meisten Mitteleuropäer über die Schweiz eigentlich schon erschöpft. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn man im Auslande über schweizerische Eigenart und schweizerische Denkweise oft die allerschiefsten Urteile fällt. Der Schreiber dieser Zeilen — kein geborener sondern ‚eingekaufter' Eidgenosse — hat Ausländer, welche über „das kleine Land" und seine Bewohner mit ihrem „Kantönligeist" hochmütig und absprechend urteilten, wohl das eine oder andere Mal in das reichhaltige Züricher Landesmuseum dicht beim Hauptbahnhof geschickt. Tauchten solche Kritikaster dann aus dieser einzigartigen Sammlung wieder hervor, so mußten sie zugeben, daß die Schweiz denn doch noch etwas anderes biete als „gute Bergluft, entzückende Panoramen und furchtbar teure Hotels". In diesem Jahre 1914 sollten alle, die es mit dem Ruhme der soliden kleinen Schweiz ehrlich meinen, etwas Propaganda für den Besuch unserer Landesausstellung in Bern machen.

Die speziell schweizerischen Industriezweige (z. B. Uhren, Textilindustrie, Stickereien, Seiden- und Baumwollenverarbeitung, Bijouterien, Schokolade, Maschinen, Wagenbau), dann das Verkehrswesen, Hoch- und Tiefbaukunst, einzelne Gebiete der Landwirtschaft und des Schulwesens auf seinen drei Stufen sind dort glänzend vertreten. Mag sich in mancher Abteilung auch zunächst nur der Fachmann heimisch fühlen und auskennen, mag auch er allein imstande sein, das Gebotene kritisch

Digitized by Google

zu würdigen, so kommt doch gleichfalls das große Publikum durchaus auf seine Rechnung. Man lernt dort ohne Mühe. Dazu trägt nicht am wenigsten die äußerst übersichtliche Gruppierung und Aufstellung verschiedener Objekte bei. Vielerorts ist ferner für eingehende Erklärungen und sogar Demonstrationen gesorgt worden. Lernen wird der Laie überall, zumal wenn er sich ein paar Tage nimmt und die Ausstellung wirklich *studiert*. Das „Kulturbild der Schweiz im Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts" wird sich ihm klar herausheben. Sogar die zwar nicht sehr reichlich bedachte aber durchaus würdige und ansprechende kirchliche Abteilung in dem romantisch gebauten „Dörfli" fehlt nicht. Eine Roll- und Rutschbahn mit künstlichem Kulissen-Berggelände scheint mir dagegen völlig überflüssig und wirkt gerade in der mit landschaftlichen Schönheiten so reich gesegneten Schweiz eher als Karikatur. Die Ausstellungsgebäude machen von außen einen etwas platten, gedrückten Eindruck, als habe man aus Furcht vor Sturmwinden nicht gern hochstrebender, graziöser, leichter bauen wollen. Doch darüber wie über den modernen Baustil überhaupt läßt sich schließlich kaum streiten — es ist Geschmackssache. Traurig und bedauerlich ist aber auf der Landesausstellung die Kunstabteilung. Was dort „geboten" wird, ist zum großen Teil nicht nur wüst-unanständig sondern sogar vom ästhetischen Standpunkte aus direkt häßlich zu nennen. Die „Kunsthalle" muß man übergehen oder sie, wenn man unglücklicherweise hineingeraten ist, möglichst bald wieder verlassen. Denn die Eindrücke, die man dort gewinnt, dürfen nicht haften bleiben. Sie gar in das „Kulturbild" der heutigen Schweiz einbeziehen wollen, hieße dem Schweizervolke wahrlich einen unverdienten Schimpf antun. Wie es im klassischen Lande des Hotelwesens nicht anders zu erwarten ist, kommt auf der Landesausstellung ferner das Restaurationswesen in einladendster Weise zur Entfaltung. Für jede Kasse und Klasse ist da bestens gesorgt. Und was das Anziehendste ist: man kann an vielen Stellen seinen Imbiß oder seine Mahlzeit im Freien einnehmen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß leider die meisten erstklassigen Hotels der Schweiz sogar im Hochsommer eine ganz auffallende Scheu davor haben, ihren Gästen die diversen Lunch, Diners usw. in Gottes freier Natur, auf einer Terrasse oder im Garten zu servieren. Selbst dort, wo die Lokalitäten dazu vorhanden wären, scheint es nicht für stilvoll gehalten zu werden, ‚draußen' zu speisen. Rühmliche Ausnahmen einiger Hotels bestätigen nur die auffallende Regel. Was Ausländer in der Berner Ausstellung fremdartig und nicht immer sympathisch berührt, ist, daß in den meisten Restaurants weibliche Bedienung eingeführt wurde. In der Schweiz zieht man ja vielerorts die Kellnerinnen — hier „Saaltöchter" genannt — vor. Der Fremde hält jedoch ein Restaurant mit weiblicher Bedienung eigentlich nie für erstklassig, selbst dann nicht, wenn er hört, daß in der Schweiz die „Saaltöchter" oft aus guten und angesehenen bürgerlichen Familien stammen. Das vorzügliche Restaurant ‚Hospes',

Digitized by Google

welches durchaus erstklassig ist, hat denn auch männliche Bedienung vorgezogen. Ich erwähne diesen Umstand, weil ihm eine gewisse charakteristische Bedeutung nicht abzusprechen ist. Wer Menschenkenner sein möchte und deswegen Menschen beobachtet, der weiß, wie viele Männer einer weiblichen Bedienung gegenüber jenen halb frivolen halb zärtlichen Ton anschlagen, der — um von moralischen Erwägungen ganz abzusehen — jedenfalls nicht auf eine „Ausstellung" gehört. Natürlich befindet sich auf der letzteren auch das unvermeindliche Kino. Unter demselben Dache, aber zu anderer Tageszeit, mimen Münchner Künstler drei oder vier ausländische Stücke — oder, vielmehr sie lassen diese von Marionetten mimen. Was das auf einer ‚Landes'ausstellung soll, ist nicht recht ersichtlich. Außerdem gibt es noch ein großes Festspielhaus und ein kleines Heimatsschutztheater, deren Berechtigung sofort einleuchtet, wenn man nur die Programme liest. Im großen Theater wohnten wir der Aufführung des Festspieles „Die Bundesburg" bei. Auch dieses Bühnenstück ist als schweizerisches kulturgeschichtliches „Bild" von unläugbarem Interesse, doch müßte es — nach unserm Gefühl wenigstens — in irgendeinem „schwyzerdütschen" Dialekt geschrieben sein und auch darin aufgeführt werden. Denn es handelt sich um ein Stück, dessen Ideengang wohl nur von geborenen Schweizern vollauf gewürdigt werden kann. Als hochdeutsche Dichtung dagegen ist das Ganze nicht mehr bodenständig. Schon das Textbuch liest sich schlecht, und noch schlechter hörte sich die Deklamation der meisten Schauspieler an. Dazu kam noch, daß trotz der gewiß mit Fleiß und Ernst betriebenen Inszenierung die Haltung der Statisten, die hier *wirklich* eine bedeutende ‚Rolle' zu spielen hätten, recht steifledern war. Selbst der die ganze Dichtung durchwehende warme Hauch der Vaterlandsliebe konnte uns nicht darüber täuschen, daß die Vorstellung kein eigentlicher Kunstgenuß war. Neben den Festspielen in deutscher Sprache kommen übrigens auch solche von Dichtern aus der romanischen Schweiz zur Aufführung. Einige davon werden allgemein gelobt.

Zum Schlusse wäre noch zu bemerken, daß der Platz für die Landesausstellung klug und geschickt gewählt ist. Man atmet dort sogar an heißen Tagen eine angenehme frische Luft, kann kühlen Waldesschatten aufsuchen und genießt an mehreren Stellen einen Herz und Auge erquickenden Fernblick. Außerordentliches Lob verdient die Regelung des Tramverkehrs auf den verschiedenen Zufahrtslinien zur Ausstellung. Selbst innerhalb des abgesperrten Geländes ladet ein elektrischer Tram die Schwachen, Müden und Bequemen alle paar Minuten zu lustiger Rundfahrt ein, während sich hoch in den Lüften der grausilbern schimmernde Fesselballon wiegt um uns aufzufordern, die ganze Herrlichkeit auch einmal aus der Vogelschau zu betrachten.

Es würde mich zu weit führen, noch einiges von den mannigfaltigen Reizen der vornehmen alten Bundeshauptstadt Bern und ihrer Umgebung zu sagen. Mein Zweck ist erreicht, wenn sich der eine oder

Digitized by Google

der andere Leſer des Gral durch meine Worte veranlaßt fühlt, in unſerer ausſtellungsfrohen und daher vielleicht allmählich etwas ausſtellungsmüden Gegenwart einmal nach Bern zu dampfen, um dort gewahr zu werden, daß ſogar Helvetia docet, wenn auch nicht mit magiſtraler Großmachtsmiene. Wahrlich, auch der Schweizer iſt unternehmend und vielſeitig, und auf die Suggeſtion einer wohlorganiſierten Reklame verſteht er ſich meiſterhaft. Dennoch trägt die Berner Ausſtellung im Großen und Ganzen das Gepräge ruhigen, ſoliden, demokratiſchen Selbſtbewußtſeins, das allem hohlen Prunke und dem rein dekorativen, ſchwindelhaften Klimbim entſchieden abhold iſt. In großen Maſſen ſtrömt daher auch das arbeitende, Werte ſchaffende Volk der mittleren und unteren Stände nach Bern. Bürger und Bauern freuen ſich des in der Heimat Errungenen nicht minder als der Gelehrte oder der Großkapitaliſt. Und ſo verleiht dieſer Ausſtellung auch ihr echt volkstümlicher Charakter einen ganz eigenartigen Zauber.

Kritiſche Warte

Eſſays / Beſprochen von Michael G. Lap

Es iſt intereſſant, Bücher von einem Standpunkt zu beſprechen, den der Verfaſſer vom Kritiker zunächſt nicht erwartet hat. Ein Schriftſteller ſchreibt Studien zur Literatur und da kommt einer und ſchält die in ihnen vertretene Weltanſchauung heraus, wo man vielleicht eine literaturhiſtoriſche Würdigung vorausgeſetzt hat. Es war auch anfänglich gar nicht meine Abſicht, dieſe Vorausſetzung zu täuſchen. Aber die mir vorgelegten Bücher enthalten in punkto Weltanſchauung des Verfaſſers viel individuelleren Stoff zur Beſprechung als die literariſche Form. Ferner iſt man ſich völlig darüber klar, daß die Welt- und Gottbetrachtung des Autors die ſelbſtverſtändliche Grundlage für ſeine Anſichten auf Spezialgebieten und den Wert derſelben bildet. Bei Charakteren iſt alles eine Einheit, wenn auch mitunter eine irregeleitete — wie bei Paul Schulze-Berghofs „Kulturmiſſion unſerer Dichtkunſt.[1]) Der Verfaſſer iſt ein im Geiſtigen nach dem Leben drängender Optimiſt, geſchult an Nietzſche, den er fortwährend in der Feder hat. Er fordert in der Einführung „mehr Ewigkeitsvertrauen und himmliſchen Glauben", „mehr ethiſch-religiöſe Inbrunſt unſerer Künſtler im Schaffen" (S. 6), aber — und jetzt kommt das große Paradoxon — „ohne als Bittende und Bettelnde nach Hummelart (!) an den Diſtelkelchen der Dogmen (!) einer mittelalterlichen, herrſchſüchtigen Kirche zu hängen und zu ſaugen" (S. 7). Was muß die Kunſt alſo tun? Sie muß „ihr Schiff durch die Klippen von Pfaffen- und Philiſtertum ſteuern", die beiden haben „die Blutsfeindſchaft gegen das Lebensprinzip der Entwicklung" gemeinſam. Der „Pfaffe" ſteht außerdem „unter der ſuggeſtiven Gewalt einer lebensfeindlichen Erziehung" und verfügt dazu über „eine Doſis natürlicher Verſchlagenheit und Selbſtſucht" ohne „moraliſche Würde" (S. 7). Ich glaube, die Gralleſer lächeln bereits ob ſolcher Abſurditäten, die bei aller Kraftmeierei ihres „Erfinders" auf totem Lebensgrund erwachſen ſind. Hätte Schulze von unſerem großartigen, tatkräftigen omnia restaurare in Christo in dem Maße eine

[1]) Paul Schulze-Berghof, Die Kulturmiſſion unſerer Dichtkunſt. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag. 432 Seiten.

Digitized by Google

Ahnung, wie er überhaupt vom Katholizismus keine hat, so bekäme er es vielleicht mit der Verantwortlichkeit zu tun. Der rohen, unsachlichen Ausfälle sind in dem Buche noch eine Anzahl. Seiner niederreißenden Negation setzt Verfasser eine ethische Lehre entgegen, die, wie schon gesagt, von Nietzsche abhängig, sich auf ein großes Lebensgefühl stützt, in ihrer Art ehrlich gemeint ist, aber jene echten Lebenselemente ausschließt, die das katholische Kulturleben und seine Macht so alles durchdringend gestalten.

Das, was nun Schulze in dem großen Kapitel „Das ethische Moment im Ästhetischen" entwickelt, kann für den Träger der wahren, echten, tiefen, einzigen, der katholischen Kultur nicht mehr stichhaltig, höchstens geistreich sein. Er bezeichnet „die ethische Bildung als ein Produkt der intellektuellen und ästhetischen Bildung" (S. 41), ohne einer „religiösen" Erwähnung zu tun. „Der Gipfel unserer gegenwärtigen Kulturwelle" ist ihm „die Macht des Gefühls, der gesunden Lebensempfindung" (S. 40) und das ethische Gefühl das, „was in uns stammelt, nach einem Ausdruck und nach einem modernen, neuen Leib sucht" (S. 52). Den landesüblichen Begriff der Ethik erklärt Schulze natürlich für „veraltet und zu eng" (S. 47) und ist über die „Befangenheit" hinaus, über „die Autonomie der schöpferischen ästhetischen Kräfte gegenüber den logischen, ethischen und religiösen" einen Zweifel zu haben (S. 46). Er will das Vorurteil aus den Köpfen räumen, daß „im Sittlichen das letzte Sein und Wesen des Schönen" zu erblicken sei, verlangt aber doch alle Innerlichkeit eines Kunstwerks und wettert gegen die Realisten, die den Menschen zur Maschine machen. Welches ist nun die treibende innere Kraft bei Schulze? Es ist der „selbstherrliche Ichglaube" (S. 50), das „Persönlichkeitsbewußtsein", das „wieder mehr von dem Glauben an eine sittliche Weltordnung getragen und von mehr Religion erfüllt werden muß." (S. 66). Wer hat nun diese sittliche Weltordnung aufgestellt, wenn nicht Gott? Darauf antwortet die „in sich selbst ruhende Persönlichkeit" Schulzes pathetisch: „Der Genius ist das Haupt der Menschheit und wird als solches immer wieder die Glieder, d. h. die Masse des Volkes nach sich ziehen trotz Acht und Bann, Folter und Scheiterhaufen, Syllabus und Index, Inquisition und Jesuiten, trotz den Legionen einer herrschsüchtigen Hierarchie aus dem römischen und protestantischen Lager und sonstigen Erzfeinden (!) einer wahrhaften Kultur" (S. 71). Eine sonderbare Religion, die den Gläubigen zum Gott macht. „Die Religion des Mannes aber ist Glaube an das eigene Selbst, Vertrauen auf die Kraft in uns", heißt es S. 80. Und die Schwachen, die Armen im Geiste dürfen wohl am Wege sterben. Nein, mit einer Weltanschauung ist es nichts, die keine Nächstenliebe kennt und alles der Charakterwillkür des Einzelnen überläßt. Schulze-Berghof hat aber Konsequenz und Charakter genug, alles Leben, Kunst, Literatur im Gesichtswinkel seiner Idole zu betrachten und hat so das eine gute gezeitigt: eine sichere, bewußte, scharfe, berechtigte Ablehnung einer morbiden Sexual- und Perversitätsliteratur, wie sie z. B. Hofmannsthal in Reinkultur pflegt. Vom ethischen Standpunkt verwirft er die Wiener Caféhausliteratur vollständig. Aber schließlich erklärt er den eigenen Bankerott: „für die naiv frommen Gemüter ist ja noch immer die Ruhe des Volkes Gottes vorhanden, ihr kindlicher Glaube ist ihre innere Gemütsfreiheit, ihre geistige Widerstandskraft gegen das Leiden. Aber was bleibt für den freien, vernunftig denkenden (!) Sohn der Zeit, dessen Geist tiefere Bedürfnisse (!) hat und doch nicht mehr knien kann (?) vor dem Altar des doktrinären und dogmatischen, metaphisischen Glaubens?" — Nun genug der Exzerpte, um sich über Schulzes „Lebenskreis der Innenwelt als Mutternährboden der Menschheit" (S. 100) klar zu sein. Man kann ihm nur noch raten, Kraliks Schriften zur Hand zu nehmen, vielleicht lernt er seine schweren Irrtümer und Ungerechtigkeiten einmal einsehen.

Essays ganz anderer Art sind Richard M. Meyers „Gestalten und Probleme"[1]) Der Berliner Extraordinarius für Germanistik ist kein Draufgänger. Er steht schon etwas abgeklärt auf der Warte der Wissenschaft, ein geistreicher Mann, der in seinen Arbeiten eine umfangreiche historische Bildung verarbeitet hat. Er ist der erste unter den Vertretern nichtkatholischer Weltanschauung, der in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von einem katholischen Schrifttum etwas weiß und sich auch

[1]) Richard M. Meyer. Gestalten und Probleme. Berlin. Georg Bondi. 311 Seiten. Geh. M. 4.—

Digitized by Google

nicht scheut, Kralik als „geistreichen Denker" (S. 11) zu zitieren. Sein kulturhistorisches Wissen läßt ihn den Katholizismus als wichtigen Entwicklungsfaktor anerkennen. Er setzt z. B. die Wichtigkeit des mittelalterlichen Mönchtums als selbstverständlich voraus. Er ist gerecht genug, in Liebe und Haß den objektiven Ton zu wahren. Meyer ist kein Mann der Superlative, und dort wo er Wolfgang Menzel als Denunzianten verdammt, erkennt er seine positive Arbeit an; und wo er über Nietzsche schreibt, ist er ihm nicht der Prophet, dem einfach die ganze Menschheit huldigen muß, wenn sie nicht rückständig sein will, sondern er meint nur vom Gegner Nietzsches: „Dieser feurige Appell an die Selbstbesinnung, die Selbstzucht, die Selbstüberwindung — sollte er nicht auch dem frommen Christen verdienstlich scheinen in einer Zeit der lauen Lässlichkeit und nervösen Selbstverzärtelung? Und dieser rücksichtslose Mut, zu sagen was ihm Wahrheit scheint — sollte er nicht auch bei dem Gegner als ein erzieherisch wertvolles Moment geschätzt werden?" (S. 244). Nietzsches „Antichrist" nennt er einen „aus gereizter Kampfstimmung hervorgegangenen, einseitigen und ungerechten Angriff auf das Christentum" (S. 241). Aus seiner Gerechtigkeitsstimmung heraus fordert Meyer als Jude Anerkennung fremden Adels auch für den Juden (über Heinrich Leo S. 184).

Seite 178 aber heißt es: „Nur so kann es erreicht werden, daß die Protestanten die von ihnen jetzt ignorierten katholischen Dichter würdigen, die Freidenker dem stockkonservativen Jeremias Gotthelf gerecht werden und die Frommen das Genie Heines bewundern." Und wie kann das erreicht werden? Durch Abschaffung jener „ungesunden Art, Kunsturteile durch Hineintragen fremder Rücksichten zu würzen." Und welches sind die fremden Rücksichten? Die „Verquickung politisch-moralistischer mit ästhetischen Gesichtspunkten", unter welchem Begriff wohl auch unser katholischer Kulturstandpunkt zu verstehen ist. Mit diesen Ansichten verfällt Meyer wie so viele andere in einen Irrtum, der unserer Erkenntnis ganz dawiderläuft. So scheint Meyer den Ausspruch Goethes zu Eckermann zu unterschreiben, „daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie mittels freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen seien."

Nun wir einen in die Zukunft Stürmenden und einen die Vergangenheit Überblickenden kennen gelernt, kommt noch einer, der sich durchaus an der Gegenwart gütlich tut. Es ist der Wiener Advokat Paul Wertheimer mit seinen „Kritischen Miniaturen". [1]) Wertheimers Essahs schwimmen in seichtester, feuilletonistischer Süßlichkeit, unter völliger Verkennung von Sophokles Vers „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" (Motto). Das hat schon E. M. Hamann erklärt. Man kann das Buch aber auch noch von einer anderen Seite kennen lernen. Es ist nämlich gerade auf Grund des Mottos verlogen. Es propagiert Liebe, dabei stößt dem Verfasser zeitweise der Haß gegen den Katholizismus zur Gurgel heraus. Der verbindliche Stil wird oft genug von ausfälliger Objektivitätslosigkeit unterbrochen. Wertheimer nimmt mit der lauesten Selbstverständlichkeit an, daß der Katholizismus, die Weltanschauung seiner Gläubigen völlig abgetan ist, gerade gut genug, als vogelfrei in einem Feuilleton eines Wiener Judenblattes dem braven Bürger zum Morgenkaffee vorgesetzt zu werden. Es genügt, die sich selbst richtenden Plattheiten zu zitieren, um zu zeigen, wie viel heimliches Gift in süßer Schale heute über die Welt gegossen wird. Seite 30 wird einfach behauptet und nachgeplappert: „Wir vermögen die letzten Rätsel von Leben und Tod nur im Sinne der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu lösen, die von überall auf uns eindringt." Die Metaphysik wird aus der Philosophie kurzweg herausgestrichen. Nach einer süßlichen Schwärmerei über Eichendorff heißt es etwas abgekühlt: „Gegen Abend ist er (Eichendorff) freilich (!) in den dunklen (sic !) Schoß der Kirche eingegangen. Er fand es sogar nötig, die Geschichte der nationalen Literatur in katholisch-romantischem Sinne zu traktieren. Dies war, genauer betrachtet (welche Beobachtungsgabe!), wieder sein Jünglingsglaube (der ihm allerdings nie abhanden gekommen ist). Die Kirche war auch ihm die Blume der Passion, deren Kelch sich ihm geöffnet. Von seinem

[1]) Paul Wertheimer, Kritische Miniaturen. Wien, Karl Konegen. 244 Seiten. Geh. M. 3.—

Digitized by Google

Tangenichts sagt er einmal, diesem sei ein immerwährender Sonntag im Gemüt gelegen — in der Kirche hat Eichendorff selbst den Sonntagsfrieden aufgesucht." Das stimmt nicht, Herr Doktor, er hat dort auch den Geist der sechs Arbeitstage gefunden! Seine philosophische Ignoranz gesteht Wertheimer folgendermaßen ein: „Besonders unter deutschen Schriftstellern weiß ich kaum einen (?), der die empfundene Kenntnis der tieferen Daseinsprobleme, nicht der Zeitfragen oder seelischer Verwicklungen durch die einheitliche weite Weltbetrachtung in seinen Werken verriete." Sie wohnen in Wien, Herr Rechtsanwalt; dann schlagen Sie, bitte, das Adreßbuch der Stadt auf, suchen den Namen Kralik, dann haben Sie einen Mann, der wie „kaum einer", die „einheitliche weite Weltbetrachtung" in allen seinen Werken verrät.

„Die Kirche", steht S. 62, ist eine „schön geschlossene weihrauchblaue Blume". Dieser „Blume" versichert Wertheimer, sie möge in Bezug auf den „Antichrist" Arthur Fitger „ruhig sein", ihr „schärfster Feind" sei „selbst ein Märtyrer gewesen". Seite 96 widerspricht er sich in einem Satz: „Ja, den Trost, den wir edlen Gedichten danken, wir, die einem frommen Klang längst verschlossen sind!" S. 127 meint der Feuilletonist schnippisch: „Manche nennen ihn (den Tod) den Sorgenlöser, doch ist er wohl mehr ein Sorgenerwecker, der alte Meister, der listig lächelt." Soll das ein Geständnis sein?

Nun endlich gelegentlich einer Spinoza-Besprechung auch ein Bekenntnis: „Man soll, ruft diese Stimme (Spinozas), das Philosophieren von allem Theologischen sondern. Hier flammt es zuerst, das Wort: Freiheit des forschenden Gedankens! Und in diesem Buch (Spinozas), aus dem scholastischen Schutt, schlägt es uns lebendig entgegen, ein großes und heißes Herz. Darum ist das Manifest von den politisch-theologischen Dingen trotz seiner altertümlichen logischen Verschnörkelung von immerwährend fortblühender Jugend: es war kein Buch, es war eine Befreiung" (S. 231). Später zieht Wertheimer den geistreichen Schluß: dem Schicksal, „ein Jude" zu sein, war Spinoza dadurch überlegen, daß er, „der erste Konfessionslose, den geoffenbarten Glauben verließ, dem er fremd geworden, ohne darum die Lüge eines anderen auf sich zu nehmen" (S. 234). Nun ist's genug der Brunnenvergiftung und die Leser werden entschuldigen, daß ich für den literarischen Inhalt des Buches keine Zeit mehr habe, der übrigens hier im „Gral" schon gewürdigt wurde.

Arno Holz ist für uns nur ein Formproblem. Sein Monograph Robert Reß[1]) geht auch nur von der stilistischen Seite an ihn heran. Wenn jemand nach der im Buch geoffenbarten Weltanschauung fragt, so kann ich keine zitierbaren, direkten Belege für eine bestimmte Richtung beibringen, wie ich es bei den vorhergehenden Büchern getan. Trotzdem bleibt man bei der Lektüre der Monographie keinen Augenblick darüber im Zweifel, wes Geistes Kinder darin sich aussprechen. Mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt wird ein Atheismus gevorurteilt, der wohl die Grundlage für jegliche „gesunde Entwicklung der Aesthetik" bilden soll. Man darf es also nicht wagen, gegen Arno Holz vom „moralischen" Standpunkt aufmucken zu wollen, sonst ist Reß gleich fertig mit einem. (Siehe S. 129/30: „Jetzt scheint's, holt der geistige Pöbel (?) seine klobigste Waffe herbei: er bezichtigt das prächtige Buch der Unsittlichkeit". Auf das Formproblem Arno Holz' hier einzugehen, ist nicht meine Sache, wohl aber, Robert Reß' Arbeit zu charakterisieren. Und die ist denkbar miserabel. Sie zeigt nur eine gute, schöne, notwendige Eigenschaft des Verfassers: Die Begeisterung für den Gegenstand. Aber diese Begeisterung ist so überschwenglich ins superlative Extrem getrieben, daß Reß sogar stilistisch ins Stolpern gerät. Es ist, als ob er die Sätze der Begeisterung nicht rasch genug habe hinschreiben können. Er verschachtelt den Aufbau, setzt atemlang zwischen Gedankenstriche und am Schluß des Satzes kennt sich kein Mensch mehr aus. Diese sprachliche und äußere Ungehobeltheit ginge ja noch an, wenn es mit dem Ton der Rede besser wäre. Aber dieser Ton ist unleidlich, fanatisch, gehässig, ohne Maß und Ziel. Arno Holz muß das Ideal sein, seine Gegner müssen die ästhetischen Lumpe sein. Durch das fortwährende Wiederholen alter Behauptungen soll der Leser scheint's unter Suggestion gestellt werden, bis er's vielleicht selbst glaubt. Aber die Superlative stumpfen ab.

[1]) Robert Heß, Arno Holz und seine künstlerische weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk. Dresden 1913, Karl Reißner. 233 Seiten. Geh. Mk. 3.—.

Digitized by Google

Und dann immer das kurze, wegwerfende Urteil über einen Zweifler: „Wer nicht, wer nicht, wer nicht . . . . . der nicht, der nicht, der nicht . . . .!“ Auf Arno Holz' Kosten werden Hauptmann, Dehmel, George, Mombert in Grund und Boden gearbeitet. Das Buch wirkt wie ein Plakat und wie auf einem solchen, sind Kritiken zusammengestellt. Neß hat seinen großen Zettelkatalog geplündert und sich die Arbeit möglichst leicht gemacht. Er läßt fortwährend andere sprechen und schreibt nur den verbindenden Text. So begeht er den größten Fehler. Er ordnet nicht ein. Er läßt insofern Holz isoliert dastehen, als er von dem von ihm ausgehenden Einfluß gar nicht spricht. Aus dem Buche wächst nicht das literarisch geistige Leben der achtziger und späteren Jahre heraus. Es verfolgt demnach nur den Zweck einer eilig geschriebenen Reklame.

Und nun endlich ein Werk, fundiert auf positiver katholischer Weltanschauung, Mayrhofers Ibsenbuch[1]) soll ein guter Ausklang sein. Milde Ruhe, Sachlichkeit, Klarheit und Wahrheit kennzeichnen den Geist des Buches. Er offenbart sich in so manchem Ausspruch. Wie Baumgartner-Stockmann bei Goethe hat Mayrhofer bei Ibsen wiederholt den christlichen, religiösen, ethischen Standpunkt geltend gemacht und die Frage nach den letzten Gründen getan. „Von Religion ist gerade nicht viel die Rede (in Ibsens Briefen), aber doch an einzelnen Stellen“ (S. 23). S. 39 heißt es, „daß Ibsen mit dem Persönlichkeitskultus, diesem Sichauslebenlassen des eigenen Ich eine Norm aufstellt, die den elementarsten Prinzipien einer gesunden Ethik widerstreitet.“ Eine notwendige Einschränkung der Verhimmelung Ibsenscher Ethik macht Mayrhofer S. 43: „In den großen Lebensfragen hat er fast nur Probleme aufgerollt, aber nicht geantwortet, und wir können uns nicht entschließen, ihn hier der europäischen Menschheit zum Führer und Leitstern zu wünschen. Er hat herumgewühlt in allen Schäden und Wunden der modernen Gesellschaft, aber nicht das Heilmittel verschrieben. Das kann weder Ibsen, noch Schopenhauer, noch Nietzsche, das kann nur einer, der von sich sagen durfte, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Das ist so einfach wie richtig. Ibsen ist darum Mayrhofer „ein Mann, der sich in religiöser, moralischer und überhaupt metaphysischer Beziehung zum ärgsten Individualisten und Skeptiker entwickelt“ hat, „ein Mann, der, ‚eine ganze Masse moralischer Vorurteile‘ aus der ästhetischen Anschauung hinausgefegt sehen möchte und von Herzen wünscht, daß, ‚was nicht vor dem Richterstuhl unserer herkömmlichen nationalen Moral bestehen kann‘, deshalb noch nicht gleich vor ‚dem Richterstuhl der Aesthetischen‘ verurteilt werde.“ (S. 42). „Der Dichter besaß zu wenig von jener Weltanschauung, die scharf und klar die Bedeutung des Daseins an der Hand unumstößlicher Wahrheiten deduziert“ (S. 101). Gegenüber der in Ibsens Werken oft in Erscheinung tretenden Unklarheit der Weltanschauung, meint Mayrhofer S. 119: „Der einzige Leuchtturm in der Brandung aller Schwierigkeiten für Geist und Leben ist doch nicht ein trügerisches Zukunftsidol, das Hellenentum und Christentum besiegt und vereinigt, sondern die Schöpfung des Heilands, die ein für allemal zur Führerin und Lehrerin der Völker und der einzelnen Menschenseele gesetzt, und in der wir Wahrheit und Schönheit in herzlichster Harmonie vereinigt sehen. Wer sich von diesem Born des Lebens abwendet, der wird wie Julian (Kaiser und Galiläer) und wie Ibsen selber in die Irre gehen, und leider wird er in vielen Fällen erst dann, wenn es gründlich zu spät ist, knirschend und verzweifelt zum Himmel emporrufen: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Und S. 177 wieder: „Am besten tut man, wenn man im Lichte des Christentums die Schäden der Zeit überblickt, da erhält man zugleich den besten Rat und die kräftigste Hilfe, um dem Uebel entgegenzuwirken.“

Ich könnte noch viele solch klarer Stellen zitieren. Aber die wenigen Proben erweisen zur Genüge, daß neben aller Anerkennung der dichterischen Größe, Ibsen unserer Weltanschauung nur eine negative Größe bedeutet. Wir können so Mayrhofers Buch als ein Zeichen katholischen Forschungseifers hinnehmen, der mit dem nötigen Vorbehalt auch moderner Dichtung gerecht wird. Wo bleibt da die Inferiorität?

[1]) Johannes Mayrhofer, Henrik Ibsen und seine Werke. Ein literarisches Charakterbild. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Trier, Paulinus-Verlag.

Digitized by Google

Kritischer Wegweiser

Lyrik

Hoppe, Hans: Lieder und Balladen. 104 Seiten. Verlag von Heinrich Rohr in Papenburg.

Es ist schade. Unsere jungen Poeten kommen aus dem Weltschmerz nicht heraus. So wenig jugendliche Kühnheit im Thema! So wenig frische eigene Bildhaftigkeit in der Form! Auch dieses Buch ist nicht mit sprühender Feder im blitzblanken Tag geschrieben. Spät, zwischen Nacht und Tag mögen solch dämmernde Verse werden. Mit viel Anklang an Lenau, mit mehr noch an Heine. Und dann natürlich vollauf überladen mit sehr weicher — und sehr billiger! — Reflexion. Wobei auch die ältlichen, bösen Reimereien auf „gedenket", „gesenket", „strahlet", „bemahlet" 2c. nicht fehlen dürfen. Gott, wie schad ist's um diesen prächtigen Hans Hoppe, der das Zeug zu einem ganz starken, frohen und dazu katholischen Dichter hätte. Der echt junge, neue und kühne Dinge zu sagen vermag wie etwa die „Allegorie" auf Seite 30 seines Buches, oder das „Heimatlied" auf Seite 38 oder gar die Ballade „Die Armesünderglocke" auf Seite 94, die formlich aber freilich wieder unfertig ist. Und der daneben auf 60 Seiten ziemlich blaß weltschmerzelt! Man hofft dringend, Hans Hoppe bald wieder zu begegnen, der dann aber recht frisch aus seiner Jugend und Idee geschöpft und recht in der Stille sich die Kultur der Form anerzogen haben muß.

Otto Walter.

Amberger, Josef: Der unendliche Weg. Gedichte 64 Seiten. 1914, Verlag Heinrich F. S. Bachmair, München. Gebunden Mk. 2.—

Auf alle Fälle ein Büchlein voll Talent und sehr, sehr viel Rythmus. Amberger kultiviert eine geradezu köstliche liedhafte Form. Es wird nicht ein Vers gesagt um des Klanges willen, nicht ein Wort verstellt oder verbogen des Reimes wegen. Jedes Gedicht ist förmlich eine entzückende klare, gerundete Selbstverständlichkeit. Dagegen ist stofflich allerlei einzuwenden, das eine Empfehlung wenigstens einschränkt. Neben Liebesliedern von zartester Innigkeit, die zu weinen scheinen von glückhafter Süße, stellt sich da und dort eine etwas matte unnötige Erotik aus. Und neben drei, vier religiösen Liedern gesegneter Prägung, macht sich viel unklare, verschwommene und dämmerhafte Mystik breit. Das Büchlein ist überhaupt voll Melancholie und Dämmerung.

Otto Walter.

* Gassert, Heinrich: Im Lande der Seligen. Eine Dichtung. Freiburg im Breisgau. Caritas-Verlag. 8° 176 Seiten. Gebunden Mk. 3.—.

Ein Freiburger Arzt, ein Mann fester katholischer Überzeugung, hat seinen elfjährigen Sohn gleich nach dessen Empfang der ersten heiligen Kommunion infolge schwerer Krankheit durch den Tod verloren. Der Schmerz, die Sehnsucht und die gläubige Zuversicht des Vaters begleiten die reine Seele auf deren Wanderung zum Himmel, schauen in seliger Vision des Frühabgeschiedenen geistiges Wachstum, die glorreiche Entwicklung in Tiefe und Unmittelbarkeit der Gotteserkenntnis, während Szenen seligen Lebens vor ihm und — durch die Überzeugungskraft der Dichtung — zugleich vor uns sich abrollen. Der Inhalt gliedert sich in acht Abschnitte: Die letzten Tage auf Erden; Zwischen Erde und Himmel; Ankunft im Paradiese; Ein Wiedersehen; Seliges Erinnern; Im Reiche des Vaters; Im Reiche des Sohnes; Im Reiche des Heiligen Geistes. — Kein Geringerer als der hochwürdigste Herr Bischof Paul Wilhelm von Keppler hat diesem Erstlingssange eines begabten Dichters das Prädikat eines künstlerischen Meisterwerkes zuerkannt. „Es scheint", heißt es in der betreffenden Besprechung, „daß wir hier zum zweitenmal die freudige Überraschung erleben sollen,

Digitized by Google

die einst Webers ‚Dreizehnlinden' uns bereitet hat." Und mehr als das: Der selber als literarische Autorität geltende Oberhirte zieht die große Dantedichtung in ehrende Parallele. Auch da, wo er den Einspruch der Leser in einzelne der „Jenseitsvorstellungen des Dichters" voraussieht, hebt er die Schönheit der darin wirksamen Schilderungen hervor: „Sie sind ätherisch, sonnig und duftig und dabei doch erstaunlich plastisch und anschaulich, und sie verwenden in glücklichster Weise die Schönheiten der irdischen Natur, besonders die Heimat des Dichters, um die übernatürliche Schönheit der ewigen Heimat ahnen zu lassen." Wer den vornehmen Band, aus dem wir für die gewiß alsbald folgende Neuauflage verschiedene Druckfehler wegwünschen, mit Sammlung begann, wird ihn nicht aus der Hand legen wollen, ehe er ihn, ergriffen und begeistert, in einem Zuge zu Ende gelesen hat. Denn alles in allem: Hier haben wir eine wundersame Trostdichtung, eine Symphonie kostbarer Harmonien himmlischer Sphären, und wenn nicht alle Teile auf dem gleichen Gipfel seelischer und künstlerischer Erhebung stehen: Erhabenheit der Anschauung, der Glaubenserkenntnis, der poetischen Konzeption und Ausgestaltung bleibt dennoch, für das Ganze wie für das Einzelne, das Hauptgepräge, das, wie die Frühlingsherrlichkeit der Erde von Blütenschmelz, überrieselt wird von lieblichsten Motiven des gottinnigen phantasiebegabten lauteren Dichterherzens. I A E. M. Hamann.

Perl, Marianne: Gedichte. 120 Seiten. Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben, Berlin W.

Ein Buch voll Frivolitäten und Aperçüs, die geistvoll sein sollen und die — Plattheiten sind und nicht einmal sehr neue. Grad 6 Seiten stecken in dem Buch, die künstlerisch wertvoll, die schön sind, das übrige — Dekadence! Daß eine Frau Gedichte schreibt wie etwa auf Seite 42 oder 59 ist auch ein Zeichen moderner Kultur, ein trostloses. Das Buch nützt niemanden etwas. Otto Walter.

Verschiedenes

* Die vier heiligen Evangelien und die Apostelgeschichte. Übertragen von P. Konstantin Rösch O. M. Cap. Paderborn 1914, Ferdinand Schöningh. Mk. 2.40.

Die beste Exegese ist eine gute Übersetzung. Hier haben wir eine neue, auf Grund des Urtextes gewonnene Übersetzung, die unserem Sprachempfinden volle Rechnung trägt, ohne die Tradition radikal über Bord zu werfen. Die dem Text reichlich vorgedruckten trefflichen Untertitel ermöglichen eine rasche Orientierung. Basel, R. Mäder.

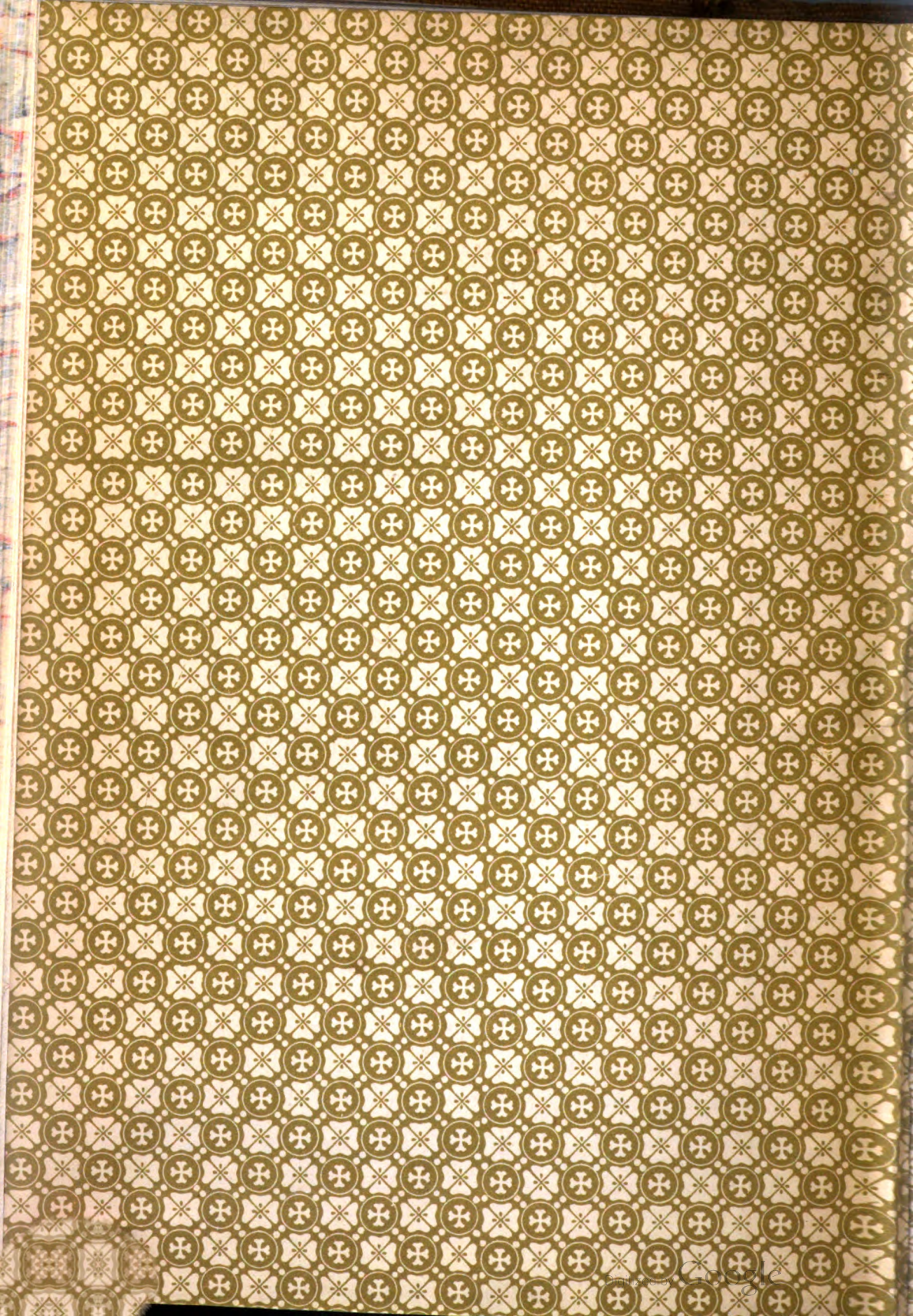
* Luxus und Verantwortlichkeit. Von Dr. Phil. Maria Maresch-Jezewicz. Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M.-Gladbach 1914. Mk. 0.40.

Die Broschüre behandelt das Problem des Luxus vor allem vom nationalökonomischen und sozialen Standpunkt aus. Die an Ideen reiche Darstellung leidet teilweise am Luxus der Worte. Im zweiten Teile (Kampf gegen den Luxus) dürften die übernatürlichen Heilmittel als nicht unmodern ebenfalls entsprechende Berücksichtigung finden. Basel, R. Mäder.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptredakteur: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11. — Mitglieder der Redaktion: Dr. Lorenz Krapp, Kaufbeuren (für Deutschland) / Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg i. Schweiz (für die Schweiz) / Otto Walter, Trier, Paulus-Verlag. — Für bildende Kunst: Dr. Josef Weingartner, Innsbruck, Museumstr. 18.
Verlag: Paulus-Verlag, G. m. b. H.. Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google



AP
30
.G65
v.8

Der Grai
Oct 1913 - Sept 1914

1103359

John W Boger 667677
5105 Kenwood

109 DEC 11 1969
213 RENEWED JAN 15'70

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
79 462 309